This is a digital copy of a book that was preserved for generations on library shelves before it was carefully scanned by Google as part of a project to make the world's books discoverable online.

It has survived long enough for the copyright to expire and the book to enter the public domain. A public domain book is one that was never subject to copyright or whose legal copyright term has expired. Whether a book is in the public domain may vary country to country. Public domain books are our gateways to the past, representing a wealth of history, culture and knowledge that's often difficult to discover.

Marks, notations and other marginalia present in the original volume will appear in this file - a reminder of this book's long journey from the publisher to a library and finally to you.

Usage guidelines

Google is proud to partner with libraries to digitize public domain materials and make them widely accessible. Public domain books belong to the public and we are merely their custodians. Nevertheless, this work is expensive, so in order to keep providing this resource, we have taken steps to prevent abuse by commercial parties, including placing technical restrictions on automated querying.

We also ask that you:

+ *Make non-commercial use of the files* We designed Google Book Search for use by individuals, and we request that you use these files for personal, non-commercial purposes.

+ *Refrain from automated querying* Do not send automated queries of any sort to Google's system: If you are conducting research on machine translation, optical character recognition or other areas where access to a large amount of text is helpful, please contact us. We encourage the use of public domain materials for these purposes and may be able to help.

+ *Maintain attribution* The Google "watermark" you see on each file is essential for informing people about this project and helping them find additional materials through Google Book Search. Please do not remove it.

+ *Keep it legal* Whatever your use, remember that you are responsible for ensuring that what you are doing is legal. Do not assume that just because we believe a book is in the public domain for users in the United States, that the work is also in the public domain for users in other countries. Whether a book is still in copyright varies from country to country, and we can't offer guidance on whether any specific use of any specific book is allowed. Please do not assume that a book's appearance in Google Book Search means it can be used in any manner anywhere in the world. Copyright infringement liability can be quite severe.

About Google Book Search

Google's mission is to organize the world's information and to make it universally accessible and useful. Google Book Search helps readers discover the world's books while helping authors and publishers reach new audiences. You can search through the full text of this book on the web at `http://books.google.com/`

Digitized by Google

EEK GENT

Phil 5799
Digitized by Google

Digitized by Google

Friedrich Wilhelm Joseph von Schellings

sämmtliche Werke.

Erste Abtheilung.

Neunter Band.

Stuttgart und Augsburg.
J. G. Cotta'scher Verlag.
1861.

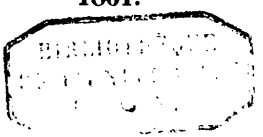
Digitized by Google

Friedrich Wilhelm Joseph von Schellings

sämmtliche Werke.

1816 — 1832.

Stuttgart und Augsburg.
J. G. Cotta'scher Verlag.
1861.



Digitized by Google

Buchdruckerei der J. G. Cotta'schen Buchhandlung in Stuttgart und Augsburg.

Digitized by Google

Vorwort des Herausgebers.

Der gegenwärtige Band bietet einen mannichfaltigen Inhalt von bisher entweder nicht oder nur wenig bekannten Produktionen Schellings dar. Zu den ersteren gehört das Gespräch über den Zusammenhang der Natur mit der Geisterwelt, von welchem, da sich im Manuscript kein Datum findet, nicht genau zu sagen ist, wann es entstanden sey. Wahrscheinlich in der Zeit von 1816 bis 1817. Nach den am Schluß des Manuscripts hinzugefügten Notizen war dieser kleinen Schrift eine künftige weitere Ausbildung zugedacht, es lag im Plan, vier Gespräche sich folgen zu lassen, entsprechend den vier Jahrszeiten; wobei das bereits Ausgearbeitete den Stoff der zwei ersten Gespräche (Herbst und Winter) enthalten und einiges in demselben, namentlich das über philosophische Gespräche S. 68 ff. Gesagte, viel weiter ausgeführt werden sollte.

Zu dem philosophisch Neuen in diesem Bande gehört ferner ein Vortrag in Erlangen, enthaltend eine der philosophischen Entwicklung selbst vorausgeschickte allgemeine Theorie der Philosophie. Die Vorlesung, aus welcher dieses Prolegomen genommen ist, vollständig drucken zu lassen, wäre zwar nicht unmöglich gewesen, schien mir aber weniger für diese Gesammtausgabe passend, als etwa für den Zweck einer ganz speciellen Darlegung der allmählichen Gestaltung des am Ende hervorgetretenen Systems. Ueber eben diese Vorlesung berichtet Platen in seinem Tagebuch und erwähnt des Eindrucks, den besonders eine S. 217 dieses Bandes vorkommende Stelle auf die Zuhörer gemacht habe.

Digitized by Google

Die kritische Arbeit über den Kirchenscribenten Arnobius in die Werke aufzunehmen, konnte schon deßhalb nicht ungeeignet erscheinen, weil sie, wie der Verfasser selbst (S. 266) sagt, mit seinen sonstigen, mythologischer Forschungen wegen unternommenen Studien zusammenhängt und insofern mit zu den Documenten seiner wissenschaftlichen Thätigkeit gehört. Außerdem aber liefert sie einen Beitrag zur Herstellung und zum Verständniß mancher Stellen eines Schriftstellers, von welchem bis heute anerkannt ist, daß er nicht aufgehört hat der Verbesserungen ex ingenio zu bedürfen. Einige von den Conjekturen sind durch ihr Zusammentreffen mit neuerdings aufgestellten in ihrem Werth bestätigt worden. Schelling hatte sich seiner Anmerkungen zum Arnobius auch später noch angenommen und den Wunsch gehabt, daß sie bei einer neuen Ausgabe desselben benutzt würden. Das lateinische Epigramm an F. A. Wolf S. 267, Anm. bezieht sich auf eine Aeußerung in den Vorlesungen über die Methode des akademischen Studiums, S. 77 (Band V, S. 246).

Unter den Abhandlungen philologischen und mythologischen Inhalts, welche sich an die letztgenannte Arbeit anschließen, befinden sich die im Vorwort zur Philosophie der Mythologie, 2. Abth., Bd. 2, S. VIII erwähnten.

Die in den öffentlichen Sitzungen der Akademie der Wissenschaften in München von 1827 an gehaltenen größeren und kleineren Reden sind am Schluß dieses Bandes zusammengestellt worden, obgleich ein Theil derselben über den Zeitraum, welchen dieser Band umfaßt, hinausreicht.

Eßlingen, im Februar 1861.

K. F. A. Schelling.

Digitized by Google

Inhalt.

Seite

1. Ueber den Zusammenhang der Natur mit der Geisterwelt. Ein Gespräch. (Aus dem handschriftlichen Nachlaß) 1
2. Kunstgeschichtliche Anmerkungen zu Johann Martin Wagners Bericht über die äginetischen Bildwerke 111
3. Erlanger Vorträge. (Aus dem handschriftlichen Nachlaß)
   a) Ueber die Natur der Philosophie als Wissenschaft 209
   b) Ueber den Werth und die Bedeutung der Bibelgesellschaften . 247
4. Spicilegium observationum in novissimam Arnobii editionem (Aus dem handschriftlichen Nachlaß) 253
5. Abhandlungen philologischen und mythologischen Inhalts. (Zum Theil aus dem handschriftlichen Nachlaß.)
   a) Ueber eine Stelle des Lucretius 303
   b) Ueber eine Stelle Platons 313
   c) Ueber eine Stelle im Homerischen Hymnus an Demeter . . 324
   d) Ueber die arabischen Namen des Dionysos 328
   e) Ueber das Alter kyklopischer Bauwerke in Griechenland . . . 336
6. Erste Vorlesung in München. (Aus dem handschriftl. Nachlaß) 355
7. Rede an die Studirenden der Ludwig-Maximilians-Universität in der Aula academica am Abend des 29. December 1830 365
8. Reden in den öffentlichen Sitzungen der Akademie der Wissenschaften in München. (Zum Theil aus dem handschriftlichen Nachlaß)
   a) Antrittsrede als Vorstand der Akademie der Wissenschaften . . 379
   b) Eröffnungsworte in der öffentlichen Sitzung der Akademie am 29. März 1828 401
   c) Rede zum siebzigsten Jahrestag der Akademie am 27. März 1829 404
   d) Aus einem Vortrag am Abend des Ludwigstages 1829 . . . 418
   e) Aus dem Vortrag am einundsiebzigsten Jahrestag der Akademie 420
   f) Schlußwort zur öffentlichen Sitzung der Akademie am 25. August 1830 423

Digitized by Google

Seite

g) Rede zum zweiundsiebzigsten Jahrestag der Akademie am 28. März 1831 425
h) Ueber Faradays Entdeckung, Rede am 28. März 1832 . . . 439
i) Vorwort zur öffentlichen Sitzung am 25. August 1832 . . . 453
k) Rede zum fünfundsiebzigsten Jahrestag der Akademie am 26. März 1834 456
l) Worte in der öffentlichen Sitzung der Akademie am 25. August 1834 467
m) Aus dem Schlußvortrag am 77. Jahrestag der Akademie, 28. März 1836 470
n) Eröffnungsrede in der Sitzung der Akademie am 25. August 1836 474
o) Aus dem Vortrag am 78. Jahrestag der Akademie 28. März 1837 477
p) Einleitungs- und Schlußworte zur öffentlichen Sitzung am 23. August 1838 480
q) Worte in der öffentlichen Sitzung am 27. März 1839 . . . 484
r) Vorwort zur öffentlichen Sitzung der Akademie am 24. Aug. 1839 487
s) Worte in der öffentlichen Sitzung der Akademie am 28. März 1840 491
t) Eröffnungsrede zur Sitzung der Akademie am 24. August 1840 494
u) Vortrag in der öffentlichen Sitzung der Akademie am 27. März 1841 501

Digitized by Google

Ueber den

Zusammenhang der Natur mit der Geisterwelt.

Ein Gespräch.

Fragment.

(Aus dem handschriftlichen Nachlaß.)

Digitized by Google

Digitized by Google

Einleitung [1].

Seit Auflösung der friedlichen Eintracht, in welcher vor noch nicht allzu langer Zeit die Wissenschaften zusammenlebten, kann das Eigenthümliche der Philosophie in ein lebhaftes Streben nach dem Geistigen gesetzt werden, dem ein ebenso entschiedenes Unvermögen, sich wirklich dahin zu erheben, entspricht.

Die alte Metaphysik erklärte sich durch ihren Namen als Wissenschaft, die nach, also gewissermaßen auch aus der Erkenntniß der Natur folgte, eine gesteigerte Fortsetzung derselben war; sie nahm daher auch die Erkenntniß, deren sie sich außer der Physik rühmte, in einem gewissen tüchtigen, gediegenen Sinn, mit welchem allein dem Erkenntnißlustigen gedient seyn kann. Die neuere Philosophie hob ihren unmittelbaren Bezug mit der Natur auf, oder wußte ihn nicht zu behaupten, und verschmähte stolz jeden Zusammenhang mit Physik; die Ansprüche auf eine höhere Welt fortsetzend, war sie nicht mehr Metaphysik, sondern Hyperphysik. Allein jetzt zeigte sich auch das gänzliche Unvermögen zum vorgesetzten Zweck. Da sie sich ganz vergeistigen wollte, warf sie zuerst

[1] Diese Einleitung war, wie es scheint, ursprünglich nicht für ein Gespräch, sondern für eine Abhandlung bestimmt; sie gehört aber insofern zu dem folgenden Gespräch, als letztere unter dem Titel: Darstellung des Uebergangs von der Philosophie der Natur zur Philosophie der Geisterwelt, wesentlich den gleichen Inhalt haben sollte; wie denn übrigens die Einleitung auch im Manuscript mit dem Gespräch verbunden erscheint. Ein kleiner Theil des Concepts jener Abhandlung ist im handschriftlichen Nachlaß aufbewahrt.
D. H.

Digitized by Google

den zum Proceß unumgänglich erforderlichen Stoff hinweg und behielt gleich anfangs nur das Geistige. Wenn aber das Geistige wieder vergeistigt wird, was kann daraus werden? Oder wenn wir in der Natur schon alles geistig haben wollen, was bleibt uns für die Geisterwelt noch übrig?

Diese Bemerkung kann dienen, die merkwürdige Erscheinung begreiflich zu machen, daß die Philosophie, gerade indem sie den höchsten Anlauf zum Geistigen nehmen wollte, am tiefsten herabsank und in Ansehung aller höheren Gegenstände immer unzulänglicher und unvermögender wurde, welches eine Zeitlang mit angesehen, endlich so lebhaft gefühlt wurde, daß ihr nichts anderes übrig blieb, als sich selbst den Proceß zu machen, ihre geistige Impotenz nicht nur zu bekennen, sondern augenscheinlich darzuthun. Inzwischen wurde auch dieses Resultat benutzt, die Vergeistigung noch um einen Grad weiter zu treiben. Es war nicht genug, sagte man, den Zusammenhang mit dem Objektiven, der verstandlosen Natur, aufgegeben zu haben, solang im Subjektiven noch ein so grober Begriff als der des Wissens geduldet wurde; das Wissen selber ist noch zu massiv, die Vergeistigung wird erst dann vollkommen seyn, wenn statt desselben nur noch ein zarter, flüchtiger Duft von Ahndung und Gefühl übrig ist, also auch das Subjektive wieder subjektivirt wird. Seitdem zeigt sich ein Theil geschäftig, statt des eigentlichen Geistes (der Erkenntniß) ein Surrogat desselben, das gewissermaßen noch geistiger als der Geist seyn soll, anzubieten und so wie sonst aus der Noth, jetzt aus der Unwissenheit eine Tugend zu machen.

In diesem Stand der Sache gab es wohl kein anderes Herstellungsmittel der Philosophie, als sie vorerst, wenn auch nicht vom Himmel, auf den sie Verzicht gethan, doch aus dem leeren Raum, in dem sie zwischen Himmel und Erde schwebte, zur Erde zurückzurufen, welches durch die Naturphilosophie geschah. Daß die zeitherigen Vergeistiger sich über dieses Beginnen als eine Herunterziehung der Philosophie, als eine Verleugnung alles Geistigen, ja des Heiligen und Göttlichen selber, ereiferten, war in der Ordnung und stand nicht anders zu erwarten.

Digitized by Google

Doch war gleich anfangs die Natur nur als die eine Seite des All erklärt und die Geisterwelt als die andere ihr entgegengesetzt worden. So wurde auch Philosophie der Natur stets nur für die eine Seite des großen Ganzen gegeben und in die wissenschaftliche Erklärung des Gegensatzes und des Zusammenhangs beider das Centrum philosophischer Wissenschaft gesetzt. Nun wir Anstalt treffen, dieser mit unseren ersten Schritten in der Philosophie übernommenen Aufgabe Genüge zu thun, läßt sich vorhersehen, daß eben jenen dieses Beginnen als ein überfliegendes, vielleicht schwärmerisches, auf jeden Fall unnatürliches erscheine. Denn geschieht ihnen dieß nicht mit ihren eignen Begriffen und Lehren, die, sobald sie über die Natur hinausgehen, den Charakter wahrer Unnatürlichkeit annehmen und sich darum auch so unkräftig für das Leben erzeigen? Ja sie werden hier mit denen Freunde werden, gegen die sie sonst zu streiten vorgeben, mit denen sie aber wirklich einiger sind, als sie selbst glauben; ich meine die, welche das Wort Geisterwelt nicht hören können, ohne in die ihnen eigne Geisterfurcht zu gerathen, eine Krankheit, welche beim höchsten Grade bis zur Scheu gehen soll, dem Menschen auch nur sein eignes Inneres als einen Geist zuzugestehen, beim geringeren aber sich auf die Fürsorge einschränkt, ihn wenigstens ganz von der Geisterwelt abzuschneiden und an keine andern Geister glauben zu lassen als an seine eignen und an solche, die mit ihm zugleich leben.

Diese beiden nun würden von unserer Unternehmung einen ganz falschen Begriff fassen, wenn sie meinten, daß hier auf irgend eine Weise die Geisterwelt unmittelbar zur Erkenntniß oder auch nur zur Sprache gebracht werden solle, da unserer ausdrücklichen Erklärung zufolge nur der wissenschaftliche Uebergang aus dem Gebiet der Natur in das der geistigen Welt erzeigt werden soll. Inwiefern daher die Natur unser Ausgangspunkt ist, würden sie am wenigsten irren, wenn sie diese Abhandlung als eine bloß physikalische ansehen wollten, indem ihr lediglich der Gedanke zu Grunde liegt, daß, gleichwie es im Physischen möglich gewesen, die Erde durch das Gesetz der Schwere an den Himmel zu knüpfen, und gleichwie wir uns schmeicheln dürfen, durch die goldene

Digitized by Google

Kette des allverbreiteten Lichts auch mit den entfernteſten Sternen, die wir kaum durch die ſtärkſte Bewaffnung des Auges einigermaßen zur Anſchauung bringen, in freundlicher Wechſelmittheilung zu ſtehen, daß ebenſo auch im Geiſtigen ein von der Natur ausgehendes Band zu finden ſeyn möge, an welchem fortlaufend unſere bis jetzt bloß irdiſchen Wiſſenſchaften ſich zum Himmel erheben könnten, der doch ihr wahres Vaterland zu ſeyn ſcheint.

Nun ſteht es bei ihnen, ein ſolches Fortwachſen der Natur in die geiſtige Welt zu leugnen, und ſie werden es leugnen. Doch geben ſie zu, daß die Natur ſich als das Untergeordnete der Geiſterwelt verhalte, wenn ſie nicht etwa ganz das Daſeyn einer ſolchen leugnen, worauf wir uns hier nicht einlaſſen. Dieſes Untergeordnete hat alſo in Bezug auf das Höhere irgendwo ſeine Grenze, ſein beſtimmtes Ende. Wie glauben ſie nun, daß es ſein Ziel finde und geſchloſſen ſey, wenn nicht das Letzte, das es aus ſich hervorbringt, ſchon ein über es Hinausgehendes, ihm nur noch mit dem untergeordneten Theil ſeines Weſens Angehöriges iſt, wie der Menſch in Bezug auf die Erde? Und muß daher nicht jedes Niederere eben dadurch, daß es die Staffel zum Höheren iſt, mit dieſem in einem natürlichen Bezug ſtehen?

Alſo dieß hätten ſie erſt zu beweiſen, daß zwiſchen der Natur und der rein geiſtigen Welt eine ſolche Kluft befeſtigt ſey, als ſie annehmen, oder wenigſtens unſere Beweiſe, daß zwiſchen beiden ein natürlicher Zuſammenhang ſtattfinde, umzuſtoßen, ehe ſie gegen dieſes Unternehmen die gewohnten Sprüche vorbringen. Nur unter dieſer Vorausſetzung halten wir ſelbſt für möglich, der vorgeſetzten Aufgabe Genüge zu thun. Wir ſelbſt erkennen ein jedes Wiſſen, das nicht reine Entwickelung aus dem Gegenwärtigen, Wirklichen iſt, für ein überfliegendes, das zu Schwärmerei und Irrthum führen muß. Wir erklären eben darum, daß, ſo hoch wir in der Folge das Gebäude unſerer Gedanken treiben mögen, wir dennoch nichts geleiſtet haben wollen, wofern nicht der Tempel, deſſen letzte Spitze ſich in ein unzugängliches Licht verliert, in ſeinem tiefſten Grund ganz auf der Natur ruht.

Wir werden alſo von der andern Seite allerdings wagen, was

Digitized by Google

derjenige sich verstatten darf, der sich eines sichern Grundes bewußt ist, und über höhere Dinge mit mehr Bestimmtheit uns erklären können, als es bis jetzt möglich war. Derjenige hat erst, so zu sagen, das Recht zu den geistigsten Gegenständen, der zuvor ihr Gegentheil gehörig erkannt hat. Der Mensch fehlt in seinen Unternehmungen, auch den wissenschaftlichen, seltener durch das, was er unternimmt, als durch die Art, daß er nämlich in der Erkenntniß nicht stufenweise geht, indem dem, welcher die Bedingungen erfüllt, in der That auch in der Wissenschaft nichts versagt ist. Der Baum, der aus der Erde Kraft, Leben und Saft in sich zieht, darf hoffen, den blüthebehängten Wipfel wohl noch bis zum Himmel zu treiben; die Gedanken derer aber, die gleich anfänglich sich von der Natur trennen zu können meinen, sind, auch die wirklich geistreichen, nur wie jene zarten Fäden, die zur Spätsommerzeit in der Luft schwimmen, gleich unfähig den Himmel zu berühren und durch ihr eignes Gewicht zur Erde zu gelangen.

Im Bewußtseyn der wissenschaftlichen Mittel, die durch die Natur unseres Verfahrens gegeben sind, werden wir nicht in dem Fall seyn, irgend etwas Außerwesentliches, oder was in anderer Hinsicht auf Abwege führen kann, mit ins Spiel zu ziehen.

Flüge der Einbildungskraft, besonders wenn diese im Aeußerlichen gesucht werden sollen, wird man in dieser Abhandlung so wenig finden als ein gewisses leichtherziges Reden von Unsterblichkeit der Seele, bei dem sich Schriftsteller und Publikum gleich sehr zu gefallen scheinen. Wir wollen keine Meinung erregen, keiner Schwärmerei Vorschub thun, von welcher der Hauptgrund immer in dem Mangel oder der Unzulänglichkeit der Wissenschaft liegt. Wo diese verstummt in Dingen, die dem Menschen die wesentlichsten sind, da muß das Volk wohl sich selbst helfen. Wie weit ist es in der Bestimmtheit der Denkart vor den Gelehrten voraus! Ihm konnten unsere moralischen und andere Beweise für die Unsterblichkeit der Seele nicht genügen. Der gemeine Verstand begreift, daß der wahre Grund, der ihn von irgend einem Daseyn überzeugt, ihm nothwendig zugleich von der Beschaffenheit desselben Kenntniß gewähren muß, und daß jeder, bei dem dieß nicht der

Digitized by Google

Fall iſt, nicht der wahre und natürliche, ſondern nur ein erſonnener, künſtlicher ſeyn kann. Aber auch jetzt noch gilt von den Gelehrten, was ſchon vor Zeiten gegolten, daß ſie die Schlüſſel der Erkenntniß weggeworfen haben, und ſelbſt nicht hereinkommend den andern wehren, die herein wollen. Sogar die letzte Zuflucht, die dem Volk blieb, die zu den Wahrheiten der Offenbarung, wird ihm dadurch genommen, daß die Lehrer von dieſen entweder einen bloß buchſtäblichen oder nur einen allgemeinen moraliſchen Sinn haben. Die Erfahrenen wiſſen, in welchem Lichte ſie erſcheinen, wenn ihnen ein reeller Sinn beigelegt und die phyſikaliſche Beziehung gegeben wird. Die Kluft, welche zwiſchen der Offenbarung und der Wiſſenſchaft ſtattfindet, rührt eben daher, daß jene alle Wahrheiten gleich anfänglich bis zu einem Grade individueller Beſtimmtheit fortgeführt enthält, bis zu welchem unſere immer im Allgemeinen herumſchwebende Philoſophie noch nicht gelangen konnte.

Alſo nicht diejenigen mache man der Schwärmerei oder der Anleitung zu ihr verdächtig, welche auch in den geiſtigſten Gegenſtänden die Beſtimmtheit der Erkenntniß ſuchen; eher die, welche, und wär' es auch unter dem Vorwand eines alle Wiſſenſchaft übertreffenden Gefühls, ihr entgegenwirken. Wenn der Aberglaube den natürlichen Zuſammenhang der Dinge ganz überſieht, ſo entſpringt der Unglaube aus einer Erſtickung des im Innern ſich regenden Göttlichen durch die Maſſe des Natürlichen, die er nicht in Bewegung bringen, nicht in lebendige, bis zum Geiſtigen fortgehende Steigerung verſetzen kann. Der Glaube, der ſich als Gegenſatz der Wiſſenſchaft gibt, befindet ſich ganz in demſelben Falle. Unmöglich aber kann derjenige Glaube der wahre ſeyn, der aus einem anfänglichen Unglauben folgt, und der mit dem Unglauben Einen gemeinſchaftlichen Ausgangspunkt hat.

Aber auch bloß auf die Form geſehen, ſind diejenigen ohne Zweifel die wahren Phantaſten zu nennen, welche die Welt der Wiſſenſchaft als einen großen leeren Raum anſehen, wohinein ein jeder nach ſeiner individuellen Art verzeichnen kann, was ihm gefällt; die, welche von einem Zurückgehen auf die Anfänge, von einem geſetzmäßigen Hinaufbilden

Digitized by Google

keinen Begriff haben, die, wenn sie sich selbst fragen, welcher Sicherheit sie sich im philosophischen Verfahren bewußt sind, bei geringer Aufrichtigkeit gegen sich selber gestehen müßten, nicht so viel zu besitzen, als z. B. erfordert wird, nur um aus einem Buch in irgend einer Sprache ein Blatt abzuschreiben, wobei man doch wissen muß, ob von der linken oder, wie beim Hebräischen, von der rechten Seite angefangen werden muß.

Bei einem Gegenstande, der mit den tiefsten Empfindungen des menschlichen Wesens in vielfachen und innigen Verhältnissen steht, kann der Schriftsteller, wofern es ihm bloß um Wirkung zu thun ist, seines Zwecks nicht wohl verfehlen, wenn er es nur versteht, jene Empfindungen auf eine leichte und erfreuliche Art ins Spiel zu setzen. Derjenige hingegen, der auf Hervorbringung genau-wissenschaftlicher Einsicht geht, muß wünschen, sie vor der Hand vielmehr zum Schweigen zu bringen. Er wird nichts der Neigung, nichts wenn auch noch so gerechter Sehnsucht zugeben, den Ernst der Wissenschaft mit der Höhe des Gegenstandes steigernd, nur fragen, was sich wissenschaftlich einsehen lasse, und sich selbst verleugnen um des unschätzbaren Gewinns einer unverlierbaren Wahrheit willen. Das tiefste Gefühl findet allein in der nicht mit ihm sich vermischenden Wissenschaft volle Bestätigung; ein Gemisch aus beiden wird von beiden verschmäht. Nur mit Glaube, Liebe und Hoffnung hofft er sich nie im Widerspruche zu finden; und nie wird er, was wirklich von ihnen eingegeben ist, darum geringschätzen, weil es sich wissenschaftlich nicht rechtfertigen läßt, indem wir vielleicht mit dem Dichter annehmen dürfen, daß in jenen heitern Räumen jedem schönen freundlichen Gefühl Wort gehalten wird. Aber, obgleich das innere, heilige Wesen, das allen Werken der Wissenschaft und Kunst die letzte Verklärung ertheilt, sind sie zu inniger Natur, um als sichtbares Princip der einen oder andren zu erscheinen.

Indem es bei uns stünde, unsere Gedanken auch in einer zugänglicheren Form mitzutheilen, wollen wir der strengeren den Vorzug, und womöglich in dieser Abhandlung ein Beispiel der Methode geben, die sich von der bisherigen dadurch unterscheidet, daß sie wirklich vom Ge-

Digitized by Google

halt unzertrennlich ist, daß sie durch den Gehalt, so wie dieser durch sie gegeben ist. Es hat nicht fehlen können, daß nicht von mancher ihrer Formeln der schmählichste Mißbrauch gemacht worden (ins Innere derselben ist noch keiner ganz eingedrungen), indem gerade das Lebendigste vorzugsweise mit Verstand behandelt seyn will. Von der andern Seite haben wir bemerkt, daß sie in Fällen reeller Untersuchung, wo ihnen, vielleicht ohne es zu wissen, ein gewisser Einfluß verstattet worden, mehr als jede gewöhnliche fördernd sich erzeigt; zum Beweis, daß der Zustand der Wissenschaft in verschiedenen Theilen sie zu fordern anfängt. Wer diese Methode umstoßen will, der muß nicht den geistlosen Gebrauch, ja überhaupt nicht sie selbst, sondern die Sache angreifen.

Digitized by Google

Der Pfarrer erzählt.

Auf Aller-Seelen-Tag fuhren der Arzt und ich nach der Stadt, um mit Clara, die schon einige Tage zuvor in Begleitung meiner beiden Töchter dahin gereist war, am Abend zurückzukehren. Wie wir die schöne Stadt, die etwa auf der halben Höhe des Gebirgs, genau im Gesichtspunkt einer Oeffnung liegt, vor uns gegen die weite Ebene hin hatten, sahen wir eine Menge Menschen schaarenweis sich gegen eine seitwärts liegende sanfte Anhöhe ziehen. Wir vermutheten gleich, wohin der Zug gehe, und schlossen uns an, um das rührende Fest, welches an diesem Tag in katholischen Städten zum Andenken der Verstorbenen gefeiert wird, einmal selbst mitanzusehen. Wir fanden bereits den ganzen Raum mit Menschen angefüllt. Es war ein eigener Anblick, das Leben über den Gräbern zu sehen, das die matt scheinende Herbstsonne ahndungsvoll beleuchtete. Wir sahen, da wir uns aus den getretenen Wegen entfernten, bald um die einzelnen Gräber schöne Gruppen versammelt: hier blühende Mädchen, mit jüngeren Geschwistern an der Hand das Grab einer Mutter bekränzend, dort eine Mutter still am Grabe früh verlorener Kinder stehend, wo es des geweihten Wassers nicht, die Stelle der Thränen zu vertreten, brauchte, sondern sanft niederfließende, von süßer Wehmuth geheiligte Zähren die Grabhügel erfrischten. Ernsthaft und nachdenkend standen hie und da Männer vor einzelnen Grabstätten, die vielleicht einen frühe hingegangenen Freund oder eine unvergeßliche Freundin verschlossen. Alle zerrissenen Lebensverhältnisse erneuerten sich hier für den Betrachter, der mit Personen

Digitized by Google

und Umſtänden bekannt war; die Brüder kamen wieder zu den Brüdern, Kinder zu den Eltern, und waren in dieſem Augenblick wieder Eine Familie; nur die Geliebte, welcher der Tod den Geliebten geraubt, durfte ſich in dieſem Gedränge nicht zeigen, ſie hatte vielleicht die Frühzeit gewählt, um ohne Zeugen mit dem Thau des Morgens die geliebte Stätte mit ihren Thränen zu benetzen. Das ſchöne Denkmal eines Jünglings, der hier als Fremder geſtorben war, fand ſich mit Blumen auf eine ſo zarte und ſinnige Weiſe geſchmückt, daß liebende Hände dabei gewirkt haben mußten. Wie rührend iſt dieſe Sitte, ſagte mein Begleiter, und wie bedeutend dieſer Schmuck der Spätblumen auf den Gräbern: iſt es nicht gerecht, dieſe Blumen des Herbſtes den Todten zu weihen, die uns im Frühling jene fröhlichen Blumen aus den dunkeln Kammern heraufreichen, zum ewigen Zeugniß des fortdauernden Lebens und der ewigen Auferſtehung.

In der Mitte des Platzes ſtand eine kleine Kapelle, unfähig die Menge zu faſſen. Bald nach unſerer Ankunft hatte ſie ſich ſo gefüllt, daß eine lange Reihe über die Gräber weg vor der Thüre heraus ſtand. Wir ſetzten uns an die Seite auf einen alten bemoosten Grabſtein, deſſen Züge längſt unleſerlich geworden, und hörten dem feierlichen Amte zu, deſſen Gang wir nur aus den Bewegungen der Herausſtehenden verfolgen konnten. Wir ſaßen in ſtille Wehmuth verſunken. Wie viele, die hier über dieſe Gräber wandeln, werden übers Jahr ſelbſt da unten liegen?

Wo mag unſere Freundin weilen? Wir hatten einigemal ſie von ferne zu ſehen geglaubt, aber ohne ſie wirklich zu erkennen, oder ihr im Gedränge uns nähern zu können. Wir erinnerten uns, daß wir noch einen weiten Weg zu machen hatten. Wir waren von ihr in das auf der andern Seite der Stadt auf einem Hügel liegende Benediktinerkloſter beſchieden, wo wir ſie um die Zeit der Abreiſe auf jeden Fall finden ſollten. Wir ſahen, daß es Zeit war, und entfernten uns ſchweigend.

In der Stadt fanden wir alles leer und öde; wir hielten uns kurze Zeit auf, um einige Erfriſchungen zu nehmen, und ſtiegen nun zu dem

Digitized by Google

schönen Kloster hinan. Bei der Ankunft wurden wir in das Bibliothekzimmer geführt, wo ein junger, wohlgebildeter Geistlicher uns erwartete, der die Pflicht zu haben schien, die Fremden zu empfangen und auf eine anständige Art zu unterhalten. Wir erfuhren bald von ihm, daß ihn der kürzlich verstorbene Fürst auf Reisen geschickt habe, daß er jetzt der Aufseher dieser Büchersammlung und zugleich Lehrer der philosophischen Wissenschaften in diesem Kloster geworden sey. Er zeigte uns mehrere Seltenheiten, die seiner Verwahrung anvertraut waren. Mehr als diese todten Schätze aber zog uns die herrliche Aussicht an, welche von den Fenstern in die entfernte Ebene hinausging, die bis zu dem Gebirg heran, auf dem wir uns befanden, mit Städten und Dörfern besät war, und durch welche der mächtige Strom nur wie ein schmales silbernes Band sich durchzog und stellenweise sichtbar wurde.

Er hatte uns schon im Anfang gesagt, daß wir Clara hier zu erwarten hätten, welche noch mit dem Prior des Klosters wegen gewisser Angelegenheiten zu sprechen hätte; mehrere Güter des Klosters seyen von denen ihrer Familie eingeschlossen, auch zähle jenes einige ihrer Ahnherrn unter seine vorzüglichsten Wohlthäter. Einige Bildnisse, die in dem Saale aufgehängt waren, erklärte er uns als die Bildnisse derselben; ja der Bruder einer derselben war im klösterlichen Habit vorgestellt; wir erfuhren, daß er wirklich Profeß gethan hatte und hier gestorben und begraben sey. Von der Wahrheit seiner Aussage würde uns die auffallende Aehnlichkeit zwischen ihm und unserer Freundin überzeugt haben, wenn wir sie im Geringsten bezweifelt hätten. Wir konnten uns über diese nach zweihundert Jahren wiedergekommene Aehnlichkeit nicht genug verwundern, und der Geistliche meinte, bei einem solchen Anblick könnte man wohl an Seelenwanderungen glauben.

Was noch sonderbarer ist, sagte ich, ist, daß vielleicht zwischen den Schicksalen dieser beiden entfernten Verwandten eine ebenso große Aehnlichkeit obwaltet als zwischen ihrem Aeußern, wonach man sie wenigstens für Bruder und Schwester halten sollte. Wer weiß, was diesen früheren Bruder (denn so muß ich ihn nennen) in diese einsamen Mauern führte, und ihn antrieb, hier sein Leben in Abgeschiedenheit zu beschließen.

Digitized by Google

Vielleicht ähnliche Verhältnisse, wie die, welche unsere Freundin die Ruhe unseres stillen Thales dem Leben in der Welt oder auch nur dem in einer größeren Stadt so weit vorziehen lassen. Wir haben sie beide oft dazu aufgefordert, weil wir glaubten, die Einsamkeit, die alle ihre Erinnerungen in immer gleicher Lebhaftigkeit erhält, werde in die Länge ihre Gesundheit untergraben.

Sie bewohnt also, sagte der Geistliche, noch immer jenes einsam stehende Haus, wo ich sie vor sechs Jahren besucht habe?

Das nämliche, antwortete ich. Ebenfalls ein Fremder hatte vor Jahren Grund und Boden dazu gekauft und es erbaut; sie fand es vor sechs Jahren auf der Flucht leer stehend, erkaufte es mit den dazu gehörigen Gärten und Weinbergen um einen verhältnißmäßig geringen Preis und bewohnt es jetzt wieder, da sie von den väterlichen Besitzthümern aufs neue vertrieben ist.

Damals, sagte der Geistliche, stand sie in keinen Verhältnissen mit unserem Kloster; ich mußte den Besuch, zu dem mich eine mit stiller Achtung gemischte Neugierde trieb, verstohlen und insgeheim machen. Es waren gewiß schmerzliche Verhältnisse, in denen sie sich befand; und der letztverstorbene Prälat unseres Klosters, der auf die Familie immer vielen Einfluß gehabt, war besonders der Heirath mit einem Protestanten ebenso entgegen, wie der ganze katholische Adel der Nachbarschaft, indem durch sie, als letzte Erbin, alle die schönen Güter auf die andere Seite übergingen. Es ist dieß heute der erste Besuch, den sie unserem Kloster macht, das sie nur als Kind einigemal, wie ich mich wohl erinnere, mit ihren Eltern betreten hat. Der alleinige Besitz so ansehnlicher Güter, in den sie jetzt zurückgetreten, hat vielleicht vieles verändert; außerdem hat der jetzige Vorsteher über viele Dinge eine weniger eingeschränkte Denkart, und beurtheilt richtiger diese Zeiten, in welchen alle auf gemeinschaftliche Rettung denken sollten, anstatt einheimische Zwistigkeiten zu nähren.

Der Arzt, der sich bisher immer mit den mancherlei Bildern unterhalten hatte, fiel hier mit den Worten ein: Der Unterschied unserer und der vorigen Zeiten scheint mir durch nichts anschaulicher zu werden

Digitized by Google

als durch eine ſolche Sammlung von Bildniſſen. Welche maſſive, nach allen Seiten ausgebildete und hervorgetriebene Köpfe ſind dieſe Köpfe der Fürſten aus dem dreißigjährigen Krieg und früheren Zeiten; welche Stirnen, welche Augen die dieſer Feldherren und anderer durch ihre Handlungen ausgezeichneter Perſonen, die wir nun hier beiſammen ſehen! Ich möchte wiſſen, ob von den letzten männlichen Sprößlingen dieſer Familien ein einziger einen ſolchen Ausdruck von hoher geiſtiger Empfindung mit Charakterſtärke verbunden an ſich getragen als dieſer Kopf, und ob beim Erlöſchen des Geſchlechts nicht bloß noch in weiblicher Geſtalt die hohen Züge der Ahnherrn wiedergekommen ſind?

In dem Augenblicke trat Clara äußerſt heiter herein, und die Aehnlichkeit wurde nun erſt bis zum Erſchrecken auffallend, daß wir alle uns zuſammennehmen mußten, die Empfindung zu verbergen. Denn ich weiß nicht, warum jeder vermied, ihr die Bemerkung mitzutheilen, oder ſie nur vermuthen zu laſſen. Sie zog mich gleich mit den Augen nach dem offenen Fenſter, und wie ſie die fernen blauen Berge anſichtig wurde, ſchmolz ihr Aug in Thränen und ſie ſagte: Dort hinter jenen Bergen, über welche die Sonne jetzt bald hinabſinken wird, und die immer blauer werden, dort liegt mein Alles begraben. O Albert, Albert, ſo mußten wir die ruhige Freiſtatt, die uns auf dieſer Seite vereinigt hatte, nur verlaſſen, um auf lange — ach wie lang vielleicht — getrennt zu werden. Kaum habe ich dich verloren, werde ich aufs neue verjagt und ſogar von dem Letzten, was mir von dir geblieben, von dem kleinen Raum Erde, der dich bedeckt, hinweggeriſſen. Räuber entweihen die Gräber meiner Väter; doch du ſchlummerſt bei ihnen. Heute geht der Aermſte, das Grab ſeiner Lieben zu beſuchen, ich allein konnte das deinige nicht ſchmücken; doch fließen meine Thränen hier ruhig und unentweiht, und welcher Theil der Erde ſie aufnehmen möge, ſie dringen durch eine magiſche Gewalt zu dir und erfriſchen dich in deinem Grabe.

Ich erſchrak, da ich dieſe ſo ſchnelle und unerwartete Leidenſchaft ſah, und wollte ſie unterbrechen, indem ich die Unterredung zum Allgemeinen zu lenken ſuchte. Ich geſtehe Ihnen, ſagte ich, dieſe Gedächtnißfeier der Verſtorbenen hat auf mich tief gewirkt. Es iſt mir wieder

Digitized by Google

so klar geworden, wie dieses Leben, das wir jetzt leben, ein ganz einseitiges Leben ist, daß es erst vollendet wäre, wenn jenes höhere Geistige sich mit ihm verbinden könnte, wenn die, die wir Verstorbene nennen, nicht aufhörten mit uns zu leben, sondern nur gleichsam einen andern Theil der großen Familie ausmachten. Die Sitte der alten Aegypter hat etwas Grauenhaftes an sich, aber es liegt ein an sich wahrer und richtiger Gedanke zu Grunde. Wir sollten alle die Feste und Gebräuche, wodurch wir an einen Zusammenhang mit der jenseitigen Welt erinnert werden, unterhalten.

Verzeihen Sie mir, fiel hier der Geistliche ein, der sich inzwischen genähert und die letzten Worte gehört hatte, wenn ich hierin anderer Meinung seyn zu müssen glaube. So z. B. die heutige Gedächtnißfeier hat gewiß etwas Rührendes an sich; wenn sie aber dazu bestimmt seyn sollte, den Gedanken zu unterhalten, daß wir mit den Bewohnern jener andern Welt in Verbindung stehen können, würde ich sie geradezu für schädlich erklären, und es billigen, daß sie in Ihrer Kirche wie so manche andere aufgehoben worden. Da ihm niemand antwortete, fuhr er fort: Wir Lebende sind einmal auf diese Welt angewiesen; hier sollen wir das mögliche Gute thun und den mit uns Verbundenen jede Liebe und Treue beweisen, solange wir noch mit ihnen auf dem Wege sind, und gewiß würden wir diese Pflicht gegeneinander weit genauer und gewissenhafter erfüllen, wenn wir uns stets erinnerten, daß sie sterblich sind, und daß mit ihrem Tode für uns alle Verbindung mit ihnen aufgehoben ist, daß sie dann für die Leidenschaft unserer Liebe ebenso unerreichbar sind als für die unseres Hasses, unserer niedrigen Gesinnung.

Das Niedere, erwiederte Clara, kann vielleicht nicht auf das Höhere wirken, aber desto gewisser kann das Höhere in das Niedere wirken, und so wäre der Gedanke eines Herüberwirkens doch so ungereimt nicht — Wenn nämlich, fuhr der Geistliche fort, beide in der nämlichen Welt begriffen sind, wie im jetzigen Leben unser Geist und Leib Einer Welt angehören. Der Gestorbene aber ist für diese Sinnenwelt ganz todt, und kann unmöglich Wirkungen in einer Region hervorbringen, für die er so wenig Werkzeuge als Empfänglichkeit hat.

Digitized by Google

Ihre Rede, sagte ich ihm, erinnert mich an die Erklärung, welche unsere philosophirenden Gottesgelehrten heutzutag von dem Wunder geben, daß es eine außerordentliche Wirkung Gottes in die Sinnenwelt sey, ohne zu bedenken, wie viel von dieser Sinnenwelt selbst ganz Unsinnliches ist.

Dennoch, erwiederte er, müssen wir diese alten Grenzen in Ehren halten. Nur mit Bedauern könnte der Vernünftige sehen, wie sie verrückt würden, daß dann alles ohne Unterscheidung ineinander flöße, und wir bald weder mehr in der einen noch in der andern Welt recht zu Hause wären.

Sie gestehen aber doch selbst zu, sagte Clara, daß wenigstens in uns noch ein anderes als bloß sinnliches Wesen lebt, der Geist. Sie werden also auch zugeben müssen, daß wir durch diesen wirklich mit jener Welt in Verbindung stehen, und daß, die Abgeschnittenheit des Sinnlichen von dem Geistigen auch zugegeben, kein Beweis gegen einen möglichen Zusammenhang des Geistigen in uns mit den Kräften einer andern Welt ist.

Zugegeben, antwortete er, wenn unser Geist wirklich je sich zur reinen Geistigkeit erheben könnte, d. h. wenn er nicht durch seine Verbindung mit der Materie ganz von der Lauterkeit jener Welt geschieden wäre, zu der er sich erst nach Auflösung dieses Bandes zu erheben bestimmt ist.

Bei einer so gänzlichen Geschiedenheit, erwiederte ich, müßten Sie auch jeden Begriff von jener höheren Welt verwerfen.

So ist es auch, antwortete er: jeden Begriff, den der Verstand oder die Vernunft sich bilden wollten. Wir haben in uns einen einzigen offnen Punkt, durch den der Himmel hereinscheint. Dieser ist unser Herz oder, richtiger zu reden, unser Gewissen. Wir finden in diesem ein Gesetz und eine Bestimmung, die nicht von dieser Welt seyn kann, mit der sie vielmehr gewöhnlich im Kampf ist, und so dient es uns zu dem Unterpfand einer höheren Welt, und erhebt den, der ihm folgen gelernt hat, zu dem trostreichen Gedanken der Unsterblichkeit.

Und zu nichts mehr? versetzte Clara. Dieses Wort Unsterblichkeit

Digitized by Google

iſt mir viel zu ſchwach für meine Empfindung. Was ſollen der heißen Sehnſucht die kalten Worte und die bloß verneinenden Begriffe? Sind wir denn in dieſem Leben mit einem bloßen kahlen Daſeyn zufrieden? Findet uns die Natur mit ſolchen Allgemeinheiten ab?

Der Glaube iſt einſylbig, antwortete er, wie die Pflicht, aus der er kommt.

Sie geben vor, alle höhere Gewißheit auf das Herz zu gründen, und doch geben Sie dem Herzen nichts. Wir können einen langgewohnten Freund, den ſeine Pflicht weit von uns wegruft, nicht ſich entfernen ſehen, ohne ihm mit Gedanken in jene entlegenen Gegenden zu folgen, ohne uns lebhaft ſeine Lage, ſeine Umgebung vorzuſtellen, ohne den Wunſch zu wiſſen, wie er dort ſeine Lebensgewohnheiten verändert oder beibehalten.

Ein anderes iſt, ſagte er, eine Trennung in dieſem Leben, ein anderes der Uebergang in eine Welt, die mit dieſer gar nichts gemein hat.

Mir ſcheint dieß anders, ſprach ich. Das Entgegengeſetzte iſt ſich gerade das Nächſte. Wüſten, Gebirge, weite Länder und Meere können uns von einem Freunde in dieſem Leben trennen; die Entfernung des andern Lebens von dieſem iſt nicht größer als die der Nacht von dem Tag oder umgekehrt. Ein inniger Gedanke, verbunden mit völliger Abziehung von allem Aeußeren, verſetzt uns in jene andere Welt, die uns vielleicht gerade um ſo verborgener iſt, je näher ſie uns liegt.

Ich leugne dieß nicht, antwortete er; jene geiſtige Welt mag in uns aufgehen, aber wir gehen nicht in ihr auf; unſer Blick bleibt immer auf unſer Inneres beſchränkt und kann dem Schickſal abgeſchiedener Freunde nicht folgen, worin ich ohnedieß eine Art von eigennütziger Liebe ſehe.

Wie ſo? frug Clara.

Wir bilden uns auch in dieſem Leben ſo leicht ein, daß Freunde, Lebensgefährten unſer ſeyen, da ſie doch nur Gottes ſind, freie Weſen, niemand dienſtbar als dem Einen. Wir beſitzen ſie nur als Geſchenk; daran erinnert uns der Tod, wenn ſonſt nichts, ob es gleich weiſe ſcheint, auch im Leben ſich immer zu erinnern, daß wir nichts im eigentlichen Sinn unſer nennen können, daß das Gelübde der Armuth,

Digitized by Google

der Entbehrung, besonders aber des Gehorsams gegen einen höheren verborgenen Willen ein Gelübde ist, das jeder Mensch auf sich nehmen sollte; und obgleich wir im Gebrauch aller Güter, besonders aber der edelsten, die uns Liebe und Freundschaft beut, um so vorsichtiger seyn würden, wenn wir uns erinnerten, daß das Wesen der Seele, die wir gern mit allen Kräften unseres Geistes und Herzens an uns ziehen, uns ganz zu eigen machen, ja, wenn es möglich wäre, mit unserm Daseyn zusammenschmelzen möchten, daß diese Seele nur in Gottes Hand ist, dem wir sie früher oder später überlassen müssen; daß ein Augenblick kommt, wo sie nicht mehr uns, wo sie wieder dem Ganzen angehört, in ihre ursprüngliche Freiheit heimkehrt, und nach Gottes Willen vielleicht einen neuen Lauf beginnt, der dem unsrigen nie wieder begegnet und ganz andere Absichten zu erreichen dient, als die sie hier erfüllte, indem sie zur Entwickelung unseres Inneren, zur Veredlung unseres Wesens wirkte.

So glauben Sie also nicht, sagte Clara, daß in Freundschaft und Liebe etwas seiner Natur nach Ewiges liegt, und ein Band, das Gott geknüpft hat, weder Tod, ja Gott selbst nicht auflösen können. Tausend Verhältnisse mögen mit diesem Leben zerreißen; sie haben vielleicht unser Inneres nie anders berührt als feindselig oder doch störend, aber das Band einer wahrhaft göttlichen Liebe ist unauflöslich wie das Wesen der Seele, in dem es gegründet ist, ewig, wie ein Ausspruch Gottes. Wären mir Kinder geschenkt und alle Kinder genommen, so könnte ich es nie für Zufall oder ein vorübergehendes Geschick halten, die Mutter dieser Seelen zu seyn; ich fühlte, ja ich wüßte, daß sie ewig zu mir gehören, ich zu ihnen, und daß sie mir, ich ihnen, durch keine Gewalt der Erde, noch selbst des Himmels genommen werden können.

Das ist auch gewiß, antwortete er, das wahre Muttergefühl, und doch gibt auch hier nicht das natürliche Verhältniß an sich das ewige Gefühl, sondern umgekehrt das Gefühl macht erst das Verhältniß ewig; denn warum gäbe es sonst so viele unnatürliche Mütter? Dieß zeigt uns, daß es nichts wahrhaft Ewiges gibt als die Gesinnung. Und wenn wir jene natürlichen Verhältnisse nicht ohne Andacht betrachten

Digitized by Google

können, die ohne unſer Zuthun entſtehen, die eine unſichtbare Hand knüpft, die eine göttliche Bekräftigung für ſich haben —

Glauben Sie vielleicht nicht, unterbrach ihn Clara, daß auch andere höhere Verhältniſſe, Liebe und Freundſchaft, göttlicher Art ſind; daß eine ſtille, unbewußte, aber darum nur deſto mächtigere Nothwendigkeit Seele an Seele zieht?

Ich leugne, ſagte er, das Walten einer ſolchen Naturkraft nicht, ob ich es gleich nicht begreife, aber nachdem einmal der Menſch in dieſen Streit und Widerſpruch mit der Natur gekommen iſt, den ich ebenſowenig begreife, nachdem ſich in der menſchlichen Natur eine ſo tiefe Verderbtheit feſtgeſetzt hat, daß er weder aus der einen, noch aus der andern Lebensquelle rein zu ſchöpfen vermag, und es faſt gleich gefährlich iſt, ihn an die Freiheit wie an die Nothwendigkeit zu weiſen — nach dieſer Verirrung geſtehe ich, über alle Verhältniſſe, woran der freie Wille auch nur einigen Theil hat, höchſt zweifelhaft zu ſeyn, und wage mich nicht gern in dieſes Labyrinth. Ich laſſe der Wärme jedes ſchönen Herzens Gerechtigkeit widerfahren, nur hüten wir uns, die Eingebungen unſeres Gefühls, die Erfindungen unſerer Sehnſucht in allgemeine Wahrheiten umprägen zu wollen; dann iſt keine Grenze mehr. Das finſtere, wüſte Gemüth hat gleiches Recht mit dem heiteren und geordneten, und wir wiſſen, welche Ungeheuer aus dieſem Trieb, Geſchöpfe einer ungeregelten Sehnſucht oder einer wilden Einbildungskraft zu verwirklichen, entſprungen ſind.

Der Arzt, dem dieſe Unterredung ſchon lange nicht recht ſchien, fiel hier ein und ſagte: Sie haben Recht, nur die geordnetſten Gemüther ſollten ſich mit der Frage nach einem zukünftigen Leben beſchäftigen, nur heitere Gemüther jenen Regionen der ewigen Heiterkeit und Stille ſich annähern. Keiner ſollte ſich dieſer Unterſuchung weihen, der nicht in der gegenwärtigen Natur einen feſten und unverlierbaren Grund gewonnen, darauf er ſeine Gedanken aufführt. Nur wer das jetzige Leben begriffe, ſollte vom Tode und einem zukünftigen reden. Alles Ueberfliegen unſeres jetzigen Zuſtandes, jedes Wiſſen, das nicht reine Entwicklung aus dem Gegenwärtigen, Wirklichen iſt, und etwas vorweg-

Digitized by Google

nehmen will, wozu ihn nicht der natürliche Gang des Geistes geleitet, ist verwerflich und führt zu Schwärmerei und Irrthum.

Auf diese Art, sagte der Geistliche, würden Sie in der That alles Wissen über die zukünftigen Dinge, wie ich, verwerfen; denn wer könnte wohl sagen, daß er das Leben begriffen habe?

Ich weiß nicht, erwiederte der Arzt, ob es irgend jemand sagen kann; aber das weiß ich, daß ich es für keine absolute Unmöglichkeit halte. Wir müssen es nur nicht zu hoch suchen, nicht die Wurzel, die aus dem Boden der Natur Kraft, Leben und Saft in sich zieht, und dann wohl ihre Blüthen bis zum Himmel treiben kann, gleich vorerst abschneiden, und überhaupt den Gedanken aufgeben, das Leben aus etwas Höherem und Anderem, als eben ihm selber begreifen zu wollen. Nicht von oben herab, sondern von unten hinauf, ist mein Wahlspruch, der, wie ich glaube, auch der uns von so vielen Seiten ziemenden Demuth ganz angemessen ist. Doch, setzte er hinzu, ich sehe, daß die Sonne schon gegen die Berge hinabsinkt, und ich fürchte die Herbstluft des Abends für unsere Freundin; lassen Sie uns also aufbrechen.

Clara schied schnell mit einem Blick nach den entfernten Bergen, und nachdem erst meine Töchter in der Stadt abgeholt waren, rollten wir wieder gegen den Eingang des Gebirgs, unserem Thale zu, hinab. Wir saßen stumm und schweigend nebeneinander, Clara still und in sich gekehrt, bis endlich der Arzt die Unterredung auf das Klosterleben brachte: Wie kommt es doch, daß manche sich bei dem Klosterleben so viel Angenehmes und Schönes zu denken pflegen? Ist es, weil jeder gern unter dem mönchischen Habit das Ideal eines ruhigen, klaren, mit sich selbst ganz ins Gleichgewicht gekommenen Menschen ahnden mag, ein Ideal, das jeder gern in sich verwirklicht wissen möchte, aber doch nicht verwirklicht? Denn die äußeren Beweggründe, das Wohlleben, die Sorgenlosigkeit dieses Standes und diesen ähnliche können doch nur auf den Pöbel wirken.

Mich, sagte Therese, könnte nur die schöne Lage der Klöster einnehmen, die Berge, auf denen sie so oft erbaut, die fruchtbaren Thäler, von denen sie umgeben sind.

Digitized by Google

Iſt es nicht ſo, ſagte ich, daß ein jeder das dunkle Gefühl hat, nichts zu beſitzen gehöre zur **Seligkeit, weil jeder Beſitz** Sorgen und Geſchäfte verurſacht, und daß, weil doch Armuth und Entbehrung harte und ſchmerzliche Dinge ſind, das Kloſterleben als ein wahres Ideal erſcheinen muß, weil hier jeder, ohne zu beſitzen, wohl und gemächlich zu leben hat.

Mir ſcheint, ſagte Clara, daß alles Unveränderliche uns eine gewiſſe Ehrfurcht gebietet, wie nichts unſere Achtung mehr vermindert als das Gegentheil. Der Menſch, den ich in den gewöhnlichen Lebensverhältniſſen ſehe, bleibt für mich immer ein ſchwankendes ungewiſſes Weſen. Wer weiß, ob der nämliche, den ich jetzt groß und wahr handeln ſehe, nicht in der Folge, von der Macht der Umſtände gebeugt, kleinmüthig und gegen ſein Herz handeln wird, derſelbe, der heute klar, frei und rein erſcheint, nicht früher oder ſpäter von einer heftigen Leidenſchaft gefeſſelt, verfinſtert, zerriſſen wird. Der Menſch, der eine Entſchließung für ſein ganzes Leben nimmt, und ſo nimmt, daß er Gott und Welt zu Zeugen derſelben ruft, und unter Bedingungen, welche ihr das Siegel der Unauflöslichkeit aufdrücken, der Menſch wird immer meine Achtung erwecken, wenn ich mir ihn als freiwillig, als beſonnen handelnd vorſtelle. Warum ſonſt pflegt man zu ſagen, daß niemand vor ſeinem Tode ſelig ſey, den allein, könnte man ſagen, ausgenommen, der noch lebend ſtirbt — und was iſt dieſes feierliche Gelübde der Entbehrung und Weltentſagung anders als ein Tod bei lebendigem Leibe?

Mich wundert, ſagte ich, daß keiner von uns die wohlthätige Wirkung anführt, die ſorgloſe Einſamkeit auf Künſte und Wiſſenſchaft haben könnte.

Könnte, antwortete der Arzt, aber ſchon lange nicht mehr gehabt hat; wir müßten denn Werke der Gelehrſamkeit und des bloßen Sammlerfleißes als die Beweiſe davon anführen wollen.

Dennoch, antwortete ich, werden Künſte und Gelehrſamkeit keine geringe Noth erleiden, wenn alle dieſe reichen Klöſter mit ihren prachtvollen Gebäuden, ihren anſehnlichen Bücherſammlungen, ihren Kirchen

Digitized by Google

mit den vielen Altarbildern, Wandmalereien, dem künſtlichen Schnitzwerk verſchwinden werden.

Ja, ſagte Thereſe, und die ganze Gegend dadurch öde wird. Ich kenne doch nichts Schöneres, als mitten in der Fülle der Natur, von wallenden Aehrenfeldern umgeben, in der Ferne Waſſer, Wald, Rebenhügel, und überall alles belebt von regſamen Menſchen, ein hervorragendes prachtvolles Gebäude mit Thürmen und Kuppeln. Die ſchönſte Stadt macht auf mich nicht dieſe Wirkung, ſie verdrängt die Natur, die man gewöhnlich erſt in ziemlicher Entfernung von ihr wieder findet. Aber die Einfalt, die ungebundene Fülle einer ländlichen Gegend mit dem Prachtvollen und Großen vermiſcht, dieß gibt erſt den wahren Eindruck.

Da würde meine Thereſe, ſagte ich, doch auch Schlöſſer und ſchöne Landſitze der Edelleute gelten laſſen müſſen.

Ach nein, antwortete ſie, ich liebe vor allem das Beſtändige, wo ich ein Zuſammenhalten, ein Zuſammenbleiben ſehe. Güter gehen auch zu unſerer Zeit von Hand in Hand, eine Familie ſtirbt aus, der Adel zieht ſich in die Städte, und kommt er einmal heraus, ſo iſt es nur, um durch den Contraſt ſeiner Sitten, das Lärmende ſeiner Vergnügungen die Stille und Anmuth dieſer ſchönen Thäler zu beleidigen.

Du haſt Recht, verſetzte ich, mein Kind, aber vergiß nicht, daß dein Geſichtspunkt für die Sache nicht der allgemeine ſeyn kann, am wenigſten in der wilden Zeit, der wir entgegengehen. Von aller Bedeutung, die ſie ſonſt hatten, haben dieſe Anſtalten vielleicht nur die maleriſche erhalten. Man wird es aber leichter und angenehmer finden, ſie ganz aufzulöſen, als ſie zu dem urſprünglichen Sinn auf eine unſerer Zeit angemeſſene Weiſe zurückzuführen. Oft wenn ich ein ſolches ſtilles Kloſter unten im Thale liegen ſah, oder an einem Hügel vorüberzog, von dem es herabſah, dachte ich bei mir ſelbſt: möchte doch, wenn einſt die Stunde allen dieſen Denkmälern einer alten Zeit geſchlagen hat, irgend einem unſerer Fürſten der Gedanke kommen, eins oder zwei dieſer Aſyle zu erhalten, die Güter und Gebäulichkeiten beiſammen zu laſſen und zu einer Ausſtattung für Künſte und Wiſſenſchaften zu machen.

Digitized by Google

Gibt es doch keinen wahren Geistlichen als den, der wirklich im Geiste lebt, also den wahren Gelehrten und Künstler. Bloße Uebung der Frömmigkeit zum Lebensgeschäft gemacht, und nicht mit lebendiger, thätiger, wissenschaftlicher Forschung verknüpft, führt auf Leerheit, und zuletzt zu jenem herz- und seelenlosen Mechanismus, der allein schon in Zeiten wie die unsrige das Klosterleben verächtlich gemacht hätte. In jenen Jahrhunderten wenig verbreiteter Kenntnisse, da Mönche die einzigen Depositäre der Wissenschaften und Kenntnisse waren, waren sie auch die wahren Geistlichen; seitdem ihnen die übrige Welt so mächtig über den Kopf gewachsen, haben sie immer mehr aufgehört es zu seyn. Die Wissenschaften haben Einen Endzweck mit der Religion; ihre schönsten Zeiten waren und sind, wo sie mit ihr in Einklang stehen. Gibt es doch Länder, wo bei dem Eintritt der Glaubensänderung die Klöster in Schulen umgeschaffen wurden; doch das meinte ich nicht.

Und was denn? frug der Arzt.

Dieses meinte ich so: da auf diesem Hügel sollte das nächste große Gedicht der Deutschen gedichtet werden, hier in diesem Thal eine Platonische Akademie, wie jene in Cosentina, sich versammeln, Männer jeder Kunst und Wissenschaft sollten hier einträchtig und von Sorgen befreit ein wahrhaft geistiges Leben leben: nicht in Städten sollten sie eingesperrt werden fern von der Natur und in den beengenden Verhältnissen der Gesellschaft. Denn der deutsche Geist liebt die Einsamkeit, wie er die Freiheit liebt; alles Conventionelle drückt ihn nieder. Nicht wie der zahme Gelehrte oder Dichter, der sich von der sogenannten Gesellschaft anziehen ließ, und Lob und Beifall, das Futter der Eitelkeit, wie das physische Bedürfniß aus ihrer Hand und von ihren Lippen nimmt, liebt er durch Wald, Berg und Thal frei zu schweifen, großgesäugt nur an den Brüsten der Natur. Nicht wie ein regelmäßiger Fluß, der eingedämmt nur vorgeschriebene Ufer und Länder durchströmt, sondern wie das inwendige Feucht der Erde, dessen geheime Gänge niemand erforscht, und das doch in alles dringt, und wo es will alles belebt, klar und frei hervorbricht, unbekümmert, ob einer des Wegs komme, der sich daran erfrische, aber stärkend und labend den, der die

Digitized by Google

einſamen Pfade des Gebirges, die Felſen und abgelegenen Thäler nicht ſcheut. Schade daß ich oft, wenn ich das Ganze mir völlig ausgebildet hatte, mir ſagen mußte, daß dieß alles nur ein angenehmer Traum bleiben wird, da der Deutſche einmal beſtimmt ſcheint, nie nach ſeiner Eigenthümlichkeit behandelt zu werden. Er muß fremde Normen ſich aufzwingen laſſen, weil die, welche es wohl ändern könnten, ſo ſelten das Herz haben eigenthümlich in ihren Anſtalten zu ſeyn — denn was würde der Nachbar dazu ſagen, wenn man die Deutſchen als Deutſche behandeln wollte!

So mögen denn wir, ſagte der Arzt, uns aufs neue unſerer glücklichen Lage freuen, wo wir, ohne von der Welt geſchieden zu ſeyn, doch im ſteten Verkehr mit der Natur unſere Tage verleben. Ich habe die ſchönſten Klöſter der Welt geſehen; oft, z. B. auf Monte Caſſino, im Walde von Camaldoli, in den ſchönen Klöſtern am Main und Rhein, hat mich die Sehnſucht nach dem beſchaulichen Leben ergriffen, das hier in ewiger Stille zu verfließen ſcheint. Aber immer kam ich davon zurück, wenn ich bemerkte, wie weit ab die ganze Lebenseinrichtung von der Natur führt, wie Stumpfſinn, ja Ekel gegen dieſelbe die Folge der Selbſtpeinigungen wird, die ein ſtrenges Geſetz den Verpflichteten auferlegt. Von allen möglichen Orden wünſche ich nur, daß Einer erhalten werde, der mir eine Nothwendigkeit für die menſchliche Geſellſchaft zu haben ſcheint. Es iſt der Carthäuſer Orden. Wie viele haben unter der Regel dieſes Ordens ein Leben fortgeſetzt, das ihnen ſonſt überall unerträglich geweſen wäre. Der iſt das einzige Aſyl der eigentlichen Unglücklichen, derer, die eine raſche That, zu der jugendlicher Muth oder geſellige Verhältniſſe ſie fortgeriſſen, oder eine Irrung zu beklagen haben, deren Folgen ſchrecklich und nicht mehr zu erſetzen ſind. Die Welt und ihr Getriebe, das jeden ergreift, der ſich nicht von ihr ſcheidet, die Theilnahme ſelbſt, die ihr Schickſal erregt, bräche ihr Herz zuſammen; das Leben ſelbſt wäre ihnen Schmach, wenn ſie nicht ſchon hier ein Land der Stille und Verborgenheit aufnähme, ähnlich jenem, in das wir nach dem Tode eingehen, wo der Schmerz über das Unwiderrufliche ſich in Wehmuth und die allgemeine Erkenntniß auflöst,

Digitized by Google

daß dieſes Leben für den, der es einmal überwunden, nichts Wünſchenswerthes übrig hat, und vor allem traurig iſt das Loos der ſterblichen Menſchen. Nirgends habe ich intereſſantere Bekanntſchaften gemacht als in den Carthäuſer Klöſtern, beſonders Frankreichs; nirgends menſchliches Leben und ſeine mannichfachen Verwicklungen inniger durchſchauen lernen. Welche Zuflucht außer dem Grabe bleibt dem Unglücklichen, der durch unverſchuldete Schuld ſein Lebensglück verſcherzt, wenn nicht mehr dieſe wohlthätige Geſellſchaft ihm ihre Arme öffnet, die unter dem Scheine der äußerſten Härte die menſchenfreundlichſte Abſicht hegt, wo das Leben gleichſam zeitlos verfließt, und das ſtille Daſeyn der Pflanzen, dem einzigen, woran ihre Mitglieder noch thätigen Theil nehmen, ihnen ein beſtändiges Bild der Gelaſſenheit und Abgeſchiedenheit vorhält. Auch für meine Kunſt habe ich viel von Mitgliedern dieſes Ordens gelernt, die durch lange Beobachtung, beſonders der Pflanzen, ihre wunderbaren Verhältniſſe zu dem Menſchen kennen gelernt haben.

Es iſt wahr, ſagte ich, ich habe mich oft gewundert, wie viel Sie mit unwirkſam und gering ſcheinenden Dingen gewirkt haben, die zu der Gefährlichkeit der Umſtände in gar keinem Verhältniſſe zu ſtehen ſchienen — Und die ich eben darum, ſetzte er hinzu, in einer großen Stadt nicht hätte anwenden dürfen, wo die Menſchen mit den gefährlichſten Mitteln am meiſten bekannt ſind und keinen Glauben an jene einfachen Dinge haben.

Darum alſo, ſagte Clara, hätten Sie den Aufenthalt in einer kleinen Landſtadt dem in einer großen Stadt vorgezogen?

Nicht allein darum, antwortete er. Der Naturforſcher gehört aufs Land. Ich habe von der Phyſik der Bauern mehr gelernt als von der in den Hörſälen der Gelehrten. Beobachtung bleibt das Größte. Wie viel gibt ein einziger langer Sommertag, deſſen Ende man nicht meint erleben zu können, vom frühen Morgen bis zur völlig eingetretenen Stille der Nacht im Freien durchlebt, zu beobachten. Ich habe da über die allgemeinſten Wirkungen der Natur, über Licht, Schall, das Spiel des Waſſers auf der Erde und in den Wolken, über Kommen und Gehen von Naturkräften, über das Leben der Thiere, beſonders

Digitized by Google

aber über die Pflanzen Beobachtungen gemacht, dir mir kein Gelehrter hätte mittheilen können. Wer das Leben der Natur nicht im Großen und Ganzen beständig sieht, lernt ihre Sprache im Einzelnen und Kleinen nicht verstehen, er weiß nicht, in welchem Grade es wahr ist, daß der menschliche Körper eine kleine Natur in der großen ist, die unglaublich viel Analogien und Verbindungen mit ihr hat, an die kein Mensch denken würde, wenn nicht Beobachtung und Gebrauch sie uns gelehrt hätte.

Mir kann vor diesen Verbindungen oft grauen, sagte hier Clara, und vor dem Gedanken, wie alles Bezug hat auf den Menschen. Ja hielte diesen Schauern der Natur nicht eine andere Macht in mir das Gleichgewicht, ich müßte vergehen im Gedanken an diese ewige Nacht und Flucht des Lichts, dieß ewig ringende, nie seyende Seyn. Nur der Gedanke Gottes macht es wieder hell und friedlich in unserem Innern.

Im nämlichen Augenblicke schienen die Lichter eines nahen Hauses, nicht weit von ihrer Wohnung in den Wagen herein, der nach wenigen Minuten still hielt. Mit Clara ging Therese hinauf, wir andern aber ein jeder seinen Weg nach Hause.

Seit ihrer Wiederkehr hatten wir an unserer Freundin ein lebhaftes und fast beständiges Verlangen bemerkt, sich von Gegenständen jener anderen Welt zu unterhalten. Die Ereignisse der Zeit, die eine noch dunklere Zukunft ahnden ließen, vereint mit dem besonderen Leid, das sie betroffen, hatten die schöne Seele aus der stillen Fassung gesetzt, die wir sonst an ihr kannten. Der Schmerz über das Vergangene verwandelte sich in eine unaussprechliche Sehnsucht nach dem Zukünftigen. Es lag zugleich etwas Gewaltsames in ihrem Hinausstreben über die Natur und das Wirkliche. Begriffe von verborgenen Naturkräften, die sie schon früh im väterlichen Haus eingesogen, nachher der Umgang mit Albert, den eine leidenschaftliche Liebe zu gewissen Naturoperationen mit dem Arzte verband und, wie ich immer vermuthete, schon früher verbunden hatte, mochte sie mit dem Gefühl eines namenlosen Schrecklichen

Digitized by Google

in der Natur erfüllt haben, von dem sie sich mit schauerlicher Lust bald vielleicht angezogen, bald wieder abgestoßen fühlte. Wir konnten uns das Gefährliche dieses Zustandes beide nicht verbergen und nahmen noch am folgenden Tage Abrede, ihren Gedanken wo möglich eine sanftere Richtung zu geben, ohne der gegenwärtigen Neigung gewaltsam in den Weg zu treten.

Wie gleichgültig, sagte ich unter anderem, behandeln wir nicht oft die Erkenntniß, gleich als könnte irgend ein Begriff in uns liegen, der nicht auf uns wirkte, der nicht Folgen auf unser Leben hätte. Wie vielen wird eine Erkenntniß, der ihr sittlicher Zustand widerspricht, zum Gift, das durch die peinliche Anregung der Masse des Unreinen, die in ihnen liegt, sie zur Wuth und zu schrecklichen Explosionen bringt. Wie manchen andern habe ich dahinwelken sehen im Streben nach einer Erkenntniß, der er nicht gewachsen war. Vielleicht erfordert eine jede Natur auch eine eigens temperirte Einsicht, bei der sie sich allein wohl befinden kann.

Ich glaube, sagte der Arzt, unsere Freundin ist in einem solchen Proceß begriffen, bei dem es nur darauf ankommt, die Krisis wohlthätig zu unterstützen und zu einem heilsamen Ziel zu lenken. Ihren bisherigen Begriffen hat das Geschehene einen gewaltigen Stoß gegeben; manches bewußtlos in ihr Schlummernde ist geweckt worden; die bisherige Ansicht thut dem im Innersten bewegten Gemüth kein Genüge mehr; sie wird nicht ruhen, bis sie eine neue Welt sich erschaffen, die der Größe ihrer Empfindungen angemessen ist. Willkürlich aufhalten läßt sich hier nichts, und zu der Kräftigkeit ihrer Natur läßt sich einiges Zutrauen fassen.

So also stellten wir uns ihren Zustand vor. Ein Beweis früher Beschäftigung mit dem Gedanken vom Tod und Zukünftigen, zugleich aber einer noch ruhigen Fassung und ungetrübten Heiterkeit bei demselben, fand sich nach ihrem Tode unter ihren Papieren, ein Blatt noch mit jungfräulich zarter Hand geschrieben, leider ein Bruchstück, das so lautete:

(leere Stelle im Manuscript.)

Digitized by Google

Mehr war davon nicht vorhanden. Wie wir nun in den nächsten Tagen des schönen Spätsommers sie zu einem Spaziergange ins Weite und Freie abzuholen kamen, bestand sie auf einen Weg, der in eine Art von engem Thal zwischen zwei Hügeln bis zu einem Punkt fortläuft, wo nur noch zwei getrennte Fußsteige, der eine auf diese, der andere auf jene Höhe hinaufleiten.

Als wir auf dem Weg waren, sagte sie:

Hier in dem traulichen Thälchen ist mir wohler. Ihm hat der Herbst nicht viel rauben können. Es hält die Sonnenwärme mehr zusammen, und könnte uns eher glauben machen, als sey es noch in der guten Zeit. Hier dringt noch duftender Thymian hervor, der das Gedächtniß stärkt; auf der Wiese schwankt schon lange die Zeitlose und deutet durch ihr schwaches Blau die blasse Farbe der Erinnerung an, worein zuletzt alles sich verliert. Es soll eine giftige Pflanze seyn. Das ist überall das Ende, und was die Natur im Anfang hatte, muß sich ja wohl im Schluß zeigen. Sie scheint selbst ein geheimes verzehrendes Gift in sich zu haben; aber warum theilt sie es ihren Kindern mit, daß auch sie davon verzehrt werden?

Ihre Klage scheint mir ungerecht, sprach hierauf der Arzt. Sie leidet ja selbst nach Ihrer Meinung an einem verborgenen Gift, das sie gern überwinden oder ausstoßen möchte, aber nicht kann. Trauert sie nicht mit uns? Wir können klagen, aber sie leidet stumm und kann nur durch Zeichen und Mienen mit uns reden. Welche stille Wehmuth liegt in mancher Blume, im Thau des Morgens, im Verbleichen der Farben am Abend. In wenigen Erscheinungen zeigt sie sich schrecklich, und immer nur vorübergehend. Bald tritt alles in die gewohnten Schranken zurück, und in ihrem gewöhnlichen Leben erscheint sie immer als eine gebeugte Kraft, die durch das Schöne, was sie in diesem Zustande erzeugt, uns rührend wird.

Es ist wahr, sagte sie hierauf; ich weiß z. B. nicht, welch' ein süßes Leiden für mich im Geruch mancher Blumen liegt, so daß ich auch immer auf ein gleiches Leiden in der Blume als Ursache des Dufts schließen muß.

Digitized by Google

Auch mir, sagte ich, scheint das ganze Wesen der Natur zu bezeugen, daß sie diesem Zustand nicht freiwillig unterworfen ist und sich sehnt von der Vergänglichkeit erlöst zu werden. Eben dieß, daß nichts dauert, diese innere Nothwendigkeit, nach der endlich alles zerstört wird, und die nur um so gräßlicher ist, je stiller sie ist, eben diese ist das Aengstigende in der Natur. Woher diese allgemeine, nie aufhörende Gewalt des Todes? Philosophen können wohl sagen: es gibt keinen Tod, nichts vergeht an sich; sie setzen da eine willkürliche Erklärung von Tod und Vergehen voraus. Das aber, was wir andere Menschen so nennen, bleibt deßwegen doch da, und läßt sich mit Worten so wenig hinwegschaffen, als es auf diese Art erklärt wird.

Dieß ist auch, sagte der Arzt, immer eine schlechte Aushülfe. Aber diese furchtbare Realität des Todes berechtigt den Menschen keineswegs, die Natur deßwegen anzuklagen, eher klage er sich selbst an!

Welch ein Gedanke! sagte hierauf Clara.

Ein Gedanke, antwortete er, den ich Ihnen einleuchtend zu machen hoffe, wenn Sie mir nur einige Fragen beantworten.

Recht gern, antwortete sie.

Nun dann, frug er, was denken Sie doch im lauteren Begriff der Natur? Ohne Zweifel eine wesentlich hervorbringende Kraft?

Allerdings, sagte sie.

Eine Kraft also, die dem Wesen nach nur aufs Hervorbringen geht?

Freilich, antwortete sie.

Die also auch von sich selbst nie aufs Zerstören gehen kann?

Warum nicht? frug sie dagegen. Denn es scheint, daß dieselbe Kraft, die hervorbringt, auch die zerstörende sey.

Ich frug, antwortete er hierauf, ob jene Kraft je von sich selbst aufs Zerstören gehen werde, und dieß halte ich für unmöglich. Sie wird vielmehr, so lange sie ungehemmt und frei ist, die reine Lust des Hervorbringens immerfort befriedigen. Wenn sie aber auch widerstrebenden Stoff anträfe, der sich nur bis zu einem gewissen Punkt bilden ließe, der also ihre hervorbringende Lust beschränkte, den würde sie

Digitized by Google

verlaſſen, oder gar abſichtlich zerſtören, nur um die Luſt des Hervorbringens immerfort zu genießen, wenn ſie auch wüßte, daß ſie mit dem neuen Geſchöpfe wieder bei dem nämlichen Punkt anköme.

So läßt es ſich denken, ſagte ſie hierauf.

Nun alſo, fuhr er fort, der Grund, wodurch die hervorbringende Kraft eine zerſtörende würde, und alſo auch der Grund der Zerſtörung läge nicht in ihr ſelbſt, der hervorbringenden, ſondern in etwas Fremdartigem, in ſie Gekommenen, einer Hemmung oder Beſchränkung?

Freilich, antwortete ſie.

Alſo die Natur an ſich, ſagte er, wäre unſchuldig an Zerſtörung?

So ſcheint es freilich, ſprach ſie hierauf.

Nun denn, ſagte er, ſollte wohl Gott je für ſich und nach ſeiner Natur Urheber des Todes ſeyn können, und gilt nicht von ihm in einem viel höheren Sinne als von der Natur, daß er ſeine Luſt am Erſchaffen, nicht aber am Vernichten, am Bilden, nicht aber am Zerſtören hat?

Unleugbar, ſagte ſie.

Außer Gott und Natur aber, was bleibt übrig? frug er weiter.

Ich ſehe wohl, wo Sie hinwollen, ſagte ſie hierauf; das was in der Mitte zwiſchen Gott und Natur ſteht, der Menſch. Sie wiſſen aber, daß ſolche Ueberführungen mich nie beruhigen. Was ich nicht werden und kommen ſehe, da, vor meinen Augen, dafür habe ich keinen Sinn.

Wohlan denn, ſagte er, ſo will ich denn erzählungsweiſe fortfahren, nachdem ich nur noch zwei Fragen gethan. Der Natur ſetzen wir doch die Geiſterwelt entgegen?

Sie bejahte es.

Und den Menſchen können wir als den Wendepunkt beider Welten anſehen?

Auch hiermit ſtimmte ſie ein.

Sollten wir alſo, fuhr er fort, nicht annehmen dürfen, es ſey eine göttliche Beſtimmung geweſen, daß dieſe Natur ſich zuerſt bis zum Menſchen erhebe, um eben in ihm den Vereinigungspunkt beider Welten zu finden, und daß hernach durch den Menſchen ein unmittelbarer

Digitized by Google

Uebergang der einen in die andere geschehen sollte, das Gewächs der äußern Welt ohne Unterbrechung fortwachsen in die innere oder die Geisterwelt? Denn jetzt geschieht zwar auch ein Uebergang, indem alles oder wenigstens der Mensch, wenn er stirbt, in die Geisterwelt hinübertritt. Aber dieser Uebergang geschieht nur mittelbar, durch den Tod und durch ein gänzliches Abbrechen von der Natur, so daß weder dieses noch jenes Leben ein ganzes heißen kann, sondern jedes nur eine Seite des ganzen oder ungetheilten. Dann also wäre nach meiner Meinung kein Tod gewesen. Der Mensch hätte schon hier ein zugleich geistlich und leibliches Leben gelebt; die ganze Natur hätte sich in und mit ihm zum Himmel oder zum unvergänglichen ewigen Leben erhoben. Gott wollte nicht ein todtes oder nothwendiges, sondern ein freies und lebendiges Band beider (der äußeren und der inneren Welt), und das Wort dieser Verbindung trug der Mensch in seinem Herzen und auf seinen Lippen. Von der Freiheit des Menschen hing also auch die Erhebung der ganzen Natur ab. Es kam darauf an, ob er vergäße, was hinter ihm war, und nach dem griff, was vor ihm war. Nun griff aber der Mensch (wie es geschehen, und warum es Gott zugelassen, frage ich hier nicht), genug er verlangte, sehnte sich zurück in diese äußere Welt, und verlor darüber die himmlische, indem er nicht allein seinen eignen Fortschritt, sondern den der ganzen Natur aufhielt. Wer es je mit Augen gesehen hat, welche schreckliche Folgen auf den menschlichen Körper eine gehemmte Entwicklung hat, nach welcher die Natur mit Heftigkeit verlangt, wie die durch ungeschickten Eingriff aufgehaltene oder durch bereits vorhandene Entkräftung unmöglich gewordene Krisis in der Krankheit unmittelbar das Zurücksinken der Kräfte in Todesschwäche und unfehlbar den Tod verursacht: der wird sich einen ohngefähren Begriff machen können von den zerstörenden Wirkungen, welche die durch den Menschen plötzlich eingetretene Hemmung ihrer Evolution auf die ganze Natur haben mußte. Die Kräfte, die voll und mächtig hervorgetreten waren, bereit sich in eine höhere Welt zu erheben und ihren Verklärungspunkt zu erreichen, schlugen in die gegenwärtige zurück und erstickten so den innern Lebenstrieb, der freilich immer noch wie ein eingeschlossenes Feuer wirkt, aber

Digitized by Google

weil die eigentliche Erhebung nicht mehr möglich ist, als ein Feuer der Pein und Angst, das nach allen Seiten seinen Ausweg sucht. Jede Stufe, die aufwärts führt, ist lieblich, aber die nämliche, im Fall erreicht, ist schrecklich. Kündigt nicht alles ein gesunkenes Leben an? Sind diese Berge so gewachsen, wie sie da stehen? ist der Boden, der uns trägt, durch Erhebung entstanden oder durch Zurücksinkung? Und noch dazu hat hier nicht eine feste, stete Ordnung gewaltet, sondern nach einmal gehemmter Gesetzmäßigkeit der Entwicklung brach auch der Zufall herein. Oder wer wird glauben, daß die Fluthen, die so offenbar überall gewirkt, diese Thäler durchrissen und so viele Seegeschöpfe in unsern Bergen zurückgelassen haben, das alles nach einem innerlichen Gesetz bewirkt, wer annehmen, daß eine göttliche Hand schwere Felsenmassen auf schlüpfrigen Thon gelagert, damit sie in der Folge herabgleiten und friedliche Thäler, besäet mit menschlichen Wohnungen, in schrecklichem Ruin, fröhliche Wanderer mitten auf dem Wege begraben. O nicht jene Trümmer uralter menschlicher Herrlichkeit, wegen welcher der Neugierige die Wüsten Persiens oder Indiens Einöden aufsucht, sind die eigentlichen Ruinen; die ganze Erde ist Eine große Ruine, worin Thiere als Gespenster, Menschen als Geister hausen, und worin viele verborgene Kräfte und Schätze wie durch unsichtbare Mächte und wie durch den Bann eines Zauberers festgehalten sind. Und diese verschlossenen Kräfte wollten wir anklagen, und nicht vielmehr darauf denken, sie zuerst in uns zu befreien? Zwar der Mensch in seiner Art ist nicht weniger verzaubert und verwandelt. Darum sandte der Himmel von Zeit zu Zeit höhere Wesen, die durch wunderbare Gesänge und Zauberspräche den Bann in seinem Innern lösen, ihm den Blick in die höhere Welt wieder öffnen sollten. Die meisten aber sind ganz von dem äußern Anblick befangen und meinen, in dem sey es zu finden. Wie Bauern um ein altes zerstört oder verzaubert Schloß herumschleichen mit ihren Wünschrüthlein in der Hand, oder in die unterirdischen verschütteten Gemächer mit ihren Lämpchen hineinleuchten, auch wohl Hebel und Brecheisen anlegen, in der Hoffnung Gold oder anderes Kostbares zu finden: so geht der Mensch um die Natur herum und in einige ihrer

Digitized by Google

verborgenen Kammern hinein und nennt das Naturforſchung; aber die Schätze ſind nicht bloß vom Schutt zugedeckt, ſie ſind in die Trümmer und Steine ſelbſt durch einen Bann verſchloſſen, den nur ein anderer Zauberſpruch auflöſen kann.[1]

Wir waren unter dieſen Reden zu dem Punkt gekommen, wo der Weg aufhörte. Clara ſchien müde, und ſetzte ſich auf die ſteinerne Bank im Grunde, die ein geſchickter Steinhauer aus den nahen Brüchen hierher geſtiftet hatte. Die Sonne hatte uns bisher im Rücken geſtanden, jetzt da wir uns umwandten, ſtand ſie bereits ſeitwärts der Oeffnung des kleinen Thales, wodurch die eine Seite in Schatten zu ſtehen kam, und die ſcharfe Beleuchtung der anderen den wunderbaren Eindruck der regelloſen Maſſen des Geſteins erhöhte, aus dem viel dichtes Geſträuch mit herbſtlich rothen und falben Blättern hervordrang. Von den Apfelbäumen, die hinter der Bank und die ganze ſteile Höhe hinauf gleich einem Walde ſtanden, hob die Bewegung der Luft hie und da ein welkes Blatt ab und legte es ſanft in Claras Schoos oder in ihre Haare. Sie ſchien es nicht zu beachten; mir fiel dabei ein, wie ganz anders im Frühling des vorigen Jahres ſie unter dieſen Bäumen ſaß, die ſie mit ihren Blüthen überſchütteten.

Der Arzt, der den Rain hinaufgegangen war, um von den Beeren zu holen, die erſt durch die Kälte und den Reif der Herbſtnächte einige Süßigkeit erhalten, kam inzwiſchen zurück. Clara wendete ſich zu ihm und ſagte: Sie haben mir ein erwünſchtes Licht gegeben. Einen ſolchen magiſchen Zuſammenhang des Menſchen mit der Natur habe ich ſchon lang geahndet. Darum ſind die Augen aller Geſchöpfe auf ihn gerichtet, weil alles auf ihn berechnet war. Alles ſcheint ihn mit ſtummem Seufzen anzuklagen, oder ſtürzt ſich auf ihn als den allgemeinen Feind. Mit Recht ſind alle Pfeile der Natur gegen ihn gerichtet. Mit Recht ſtürmt hier kalter zerſtörender Nord auf ihn, während dort ſich ein Giftwind aus der Wüſte erhebt, der ſeine Lebenskraft verſehrt. Mit Recht ſtürzen ſeine Wohnungen über ihn ein, wenn die Erde, von der

[1] Randbemerkung: Eine ganz andere Welt darin begraben, als wir ahnden. Odyſſee des Geiſtes.

Digitized by Google

Kraft des eingeschlossenen Feuers bewegt, erzittert; mit Recht verwüstet ausbrechender Feuerstrom mit wildem Zahn die mühseligen Arbeiten seines Fleißes. Die Kraft, die sich im Thier zu entwickeln bereit war, verwandelte sich, ins Innere zurückgetrieben, in flammende Wuth oder Gift, und wendet sich mit Recht zuerst gegen den Menschen.

Gedenken Sie doch, sagte der Arzt sie unterbrechend, der vielen heiteren und wohlthätigen Kräfte der Natur. Noch hat sie es nicht vergessen, daß sie durch den Menschen weiter erhoben und befreit werden sollte, daß auch jetzt noch in ihm der Talisman liegt, durch den sie erlöst werden soll. Darum kommt sie dem Menschen dankbar entgegen, wenn er Samen in die Erde streut, den wilden, dürren Boden sanft und fett macht, und lohnt mit überschwenglicher Fülle. Ihre wesentliche Empfindung für den Menschen scheint mir Freundschaft und oft Mitleiden zu seyn —

Und doch, fiel sie ein, geht sie so fühllos an den Scenen des Jammers und der Verzweiflung vorüber. Da liegt das arme Geschöpf in erschöpfender Fieberhitze und lechzet nach Erquickung und Rettung, die ihm eine kühlende Luft bringen könnte; aber unbarmherzig sendet die Sonne ihre stärksten Strahlen herab, und Luft und Erde verdichten sie zur stickenden Gluth. Dort verläßt ein Vertriebener Haus und Hof, wo ein Weib mit Kindern ihm verzweiflungsvoll nachjammert; der Himmel sendet ihm Sturm und Regen nach, Schloßen und Hagel treffen den nackten Scheitel des Geächteten.

Der Unglückliche, sagte der Arzt hier abermals unterbrechend, wird eben in dem Fall die Natur mit sich einstimmiger finden, als wenn sie ihm durch heitere Luft, holden Sonnenblick schmeichelt. Mag er sich doch täuschen, wie der, der glaubt, die Natur lächle zu seinem Freudentag. Denn an Schicksal und Stimmung des Einzelnen kann sie in ihrem großen, aufs Allgemeine gerichtetem Gange vielleicht nur selten theilnehmen. Aber vielleicht haben sich nie große, ganze Völker betreffende Veränderungen ereignet ohne gleichzeitige Bewegungen der allgemeinen Natur. Alle Geschichtsbücher sind davon voll, und wie viele Zeichen am Himmel, in der Luft, auf der Erde haben diesen verhäng-

Digitized by Google

nißvollen Zeiten vorgeleuchtet. Alles ſpricht zu uns und möchte uns gern verſtändlich werden. Vieles iſt dem Menſchen hold und hat den offenbaren Willen, ihm ſeine nahe Zukunft zu verkündigen, wenn er es hören wollte. Ich könnte dafür manche, vielleicht unglaubliche Beobachtungen anführen.

Es iſt nur zu wahr, ſagte ſie hierauf, alles drängt ſich feindſelig oder freundlich zum Menſchen, alles ſucht nur ihn und möchte ſich ſeiner bemächtigen. Darum widerſteht er dem Zauberblick des Goldes nicht, nicht den Lockungen der Welt, den Reizungen irdiſcher Schönheit. Nichts läßt ihn gleichgültig, Alles bewegt ihn —

Weil Er alles bewegen ſollte, fiel hier der Arzt ein, weil er ſich der Kraft in ſeinem Innern nicht bewußt wird, wodurch er über alles herrſchen, von allem frei ſeyn könnte. Trägheit und Verdroſſenheit ſind die ärgſten Feinde des Menſchen und eine Folge jenes erſten Falls. Wer ſich ſelbſt nicht beſitzt, den nimmt in Kurzem anderes in Beſitz. Wer nicht fort will, ſinkt zurück. Worin beſteht auch noch jetzt das Böſe als in einem rückſchreitenden Gang der menſchlichen Natur, die, anſtatt ſich in ihr eigentliches Weſen erheben zu wollen, immer an dem hängt und das zu verwirklichen ſucht, was nur Bedingung ihrer Thätigkeit, ſtille, unthätige Grundlage ihres Lebens ſeyn ſollte. Woher kommt Krankheit als aus Verdroſſenheit zur Entwicklung, daher, daß die einzelne Kraft nicht mit dem Ganzen fort will, nicht dem Ganzen erſterben, ſondern eigenwillig für ſich ſeyn? Darum ſollten wir nichts ſo ſehr in uns entgegenarbeiten als dieſem Zuſtand. Der Menſch, der ſich rührt, iſt nicht verloren. Dem Thätigen hilft Gott und ſieht ihm vieles nach. Es iſt unglaublich, wie viel ſchon in dem Thätigſeyn an und für ſich liegt.

Ich kenne jene Kraft des Innern, ſagte hier Clara, indem ſie aufſtand den Rückweg anzutreten, und habe erfahren, daß ſie uns über alles Aeußere zu erheben vermag; aber ich weiß auch, in welchen Widerſpruch das beſte Innere, oft ehe es ſich verſieht, mit der Außenwelt verwickelt wird.

Auch dieß, ſagte der Arzt, iſt die nothwendige Folge jenes erſten

Digitized by Google

Zurücksinkens. Nachdem einmal diese Welt als eine äußere fixirt worden, kann alles Hohe und Göttliche zwar aus ihr sich emporheben, wie die Blume aus der Erde emporsteigt; aber es bleibt ein Fremdes in ihr, von dem sie bloß der Träger ist, ohne es in sich selbst aufnehmen zu können. Das waltende Gesetz geht nur auf die Erhaltung dieser Unterlage; alles andere ist ihm zufällig und muß es ihm seyn.

So ist es ihm also, sagte sie, vor allem andern der Mensch. Die heiligste Nothwendigkeit meines Innern ist kein Gesetz für die Natur. Das göttlich Nothwendige selbst nimmt in ihr die Farbe und den Schein des Zufalls an, und was erst zufällig war, wirkt, einmal vorhanden, mit der unwiderstehlichen Gewalt einer furchtbaren Nothwendigkeit. Wäre es wenigstens möglich, unser Inneres von diesem Widerspruch frei zu erhalten! Aber eben hier zeigt er seine größte Gewalt. Den zartesten Gefühlen unseres eignen Herzens zwingt er uns zu mißtrauen, wir sind Wesen, die nicht ungestraft lieben; und im Gegentheil vermöchte das Gesetz unseres Innern wohl Handlungen zu fordern, die jedes menschlich fühlende Herz verabscheuen müßte. Schon in dem Einfachsten, Ersten, Unabweislichsten sehe ich Stoff genug, um meine Empfindung wahr zu machen, daß das Schreckliche nicht nur geschieht und geschehen wird, sondern geschehen muß.

Dieß eben zu erkennen, sagte der Arzt, ist unsere Pflicht. Es hilft nichts, den Blick abzuwenden, die Augen zuzudrücken, damit man nur diesen Zustand nicht sehe. Wir mögen den Untergang des Schönsten, des Lieblichsten in der Welt menschlich beklagen; aber wir sollten zugleich jeden solchen Fall mit einer Art stiller Freude betrachten, weil er eine Bestätigung der Ansicht enthält, die wir von dieser Welt fassen müssen, und die unmittelbarste Hinweisung auf eine andere, höhere Welt. Wie viel glücklicher wären die meisten, wie viel vergebliches Sehnen hörte auf, wie viel leichter würde das Leben ertragen und verlassen, wenn sich alle beständig gegenwärtig erhielten, daß alles Göttliche hier nur Erscheinung, nicht Wirklichkeit ist, daß selbst das Geistigste nicht frei, sondern nur unter Bedingungen hervorkommt, daß es Blüthe, hie und da auch Frucht ist, aber nicht Stamm und Wurzel.

Digitized by Google

Das ſagen aber doch die meiſten oder alle, ſprach hierauf Clara.

Sie ſagen es wohl, erwiederte er, aber ſie meinen, es könne anders ſeyn, und klagen den Menſchen darum an, dem ſie aus dieſem Grunde auch allen Zuſammenhang mit der Natur abſchneiden möchten. Dadurch verwirren ſie ſich dann in ihren Syſtemen und Meinungen ebenſo ſehr als in ihren ſittlichen Lehren. Sie fangen mit dem Allgemeinſten und Geiſtigſten an, und können darum nie bis zu dem Beſondern und der Wirklichkeit herunterkommen. Sie ſchämen ſich von der Erde anzufangen, an der Kreatur als an einer Leiter aufzuſteigen und die überſinnlichen Gedanken erſt aus Erde, Feuer, Waſſer und Luft zu ziehen; darum bringen ſie es auch zu nichts, und ihre Gedankengewebe ſind Pflanzen ohne Wurzel, ſie hängen an nichts, wie doch das Spinnengewebe an Sträuchern oder Mauern, ſondern ſchwimmen, wie hier dieſe zarten Fäden vor uns, in der Luft und im Blauen. Und dennoch meinen ſie damit die Menſchen ſtärken, ja wohl gar dem Zeitalter aufhelfen zu können, das doch eben darunter leidet, daß, während der eine Theil freilich ganz in den Schlamm verſunken iſt, der andere ſich ſo hoch verſtiegen hat, daß er den Boden unter ſich nicht mehr finden kann. Wenn wir in dieſer Welt ſchon alles geiſtig haben wollen, was bleibt uns dann für eine künftige? Und mir ſcheint, daß die Menſchen vor Zeiten ganz andere und viel beſtimmtere Begriffe von jenem andern Leben gehabt haben, als ſie noch in dieſem mit feſten, markigen Knochen auf der Erde ſtanden. Derjenige erſt kann das Geiſtige recht ins Auge faſſen, der zuvor ſein Gegentheil durch und durch erkannt hat; wie nur derjenige frei zu nennen iſt, der das Nothwendige und die Bedingungen kennt, unter denen er walten kann. Auch zur Freiheit muß der Menſch erſt erwachſen, auch ſie erhebt ſich in dieſer Welt aus dem Dunkel der Nothwendigkeit, und bricht nur in ihrer letzten Erſcheinung hervor als unerklärbar, göttlich, als ein Blitz der Ewigkeit, der die Finſterniß dieſer Welt zertheilt, aber auch in ſeiner Wirkung gleich wieder von ihr verſchlungen wird.

Ich habe mir oft gedacht, ſagte hierauf Clara, daß der Anblick der Freiheit — nicht der, die man ſo nennt, ſondern der wahren,

Digitized by Google

eigentlichen — den Menſchen unerträglich ſeyn müßte, die ſie doch beſtändig im Munde führen und ſich viel darauf zu gut thun. Sie begnügen ſich ſo gern alle ihre Handlungen nach Gründen oder gar Grundſätzen zu beſtimmen, und malen ſich dann dieſe Knechtſchaft ihres Herzens als Freiheit vor. Denn ich weiß nicht, ob ich irre, aber mir ſcheint dieſe Art von Freiheit von allen wenigſtens die untergeordnetſte zu ſeyn. Eine Freundin pflegte zu ſagen: Himmel iſt Freiheit; aber wenn Freiheit Himmel iſt, ſo muß ſie auch unumſchränkte, gänzliche, göttliche Freiheit ſeyn.

Ich bin völlig dieſer Meinung, ſagte hierauf der Arzt. Die meiſten Menſchen ſcheuen ſich vor der Freiheit, wie ſie ſich vor der Magie, vor allem Unerklärbaren, und beſonders vor der Geiſterwelt ſcheuen. Die Freiheit iſt die wahre eigentliche Geiſtererſcheinung; darum wirft ihre Erſcheinung den Menſchen vor ſich nieder; die Welt beugt ſich ihr. Aber wie wenige wiſſen mit dieſem zarten Geheimniß umzugehen; darum ſehen wir, daß die, die in den Fall kommen, dieſes Götterrechts zu gebrauchen, wie Raſende werden, und von dem Wahnſinn der Willkür ergriffen in denjenigen Handlungen die Freiheit zu bewähren ſuchen, denen alles Gepräge innerer Nothwendigkeit fehlt, und die darum die zufälligſten ſind. Nothwendigkeit iſt das Innere der Freiheit; darum läßt ſich von der wahrhaft freien Handlung kein Grund angeben; ſie iſt ſo, weil ſie ſo iſt, ſie iſt ſchlechthin, iſt unbedingt und darum nothwendig. Aber als ſolche iſt die Freiheit nicht von dieſer Welt. Darum können die, die ſich mit der Welt befaſſen, ſie ſelten oder gar nicht ausüben. Dieſe müſſen ſtatt ihrer ſich der Kunſt ergeben; denn bei der entſchiedenen Herrſchaft des Aeußeren muß das Innerlichſte, und zwar je innerlicher es iſt, deſto mehr den Schein des Aeußeren annehmen, ihm ſelbſt zu dienen ſcheinen, daß es geduldet werde. So, ſcheint es, wollte es Gott, damit erſt alles ſo viel möglich äußerlich werde, und das innere Leben durch den härteſten Kampf und das mächtigſte Widerſtreben ſich durchſchlage und zur Erſcheinung komme. Je mehr wir die Eingeſchränktheit dieſer Welt erkennen, deſto heiliger wird uns jede Erſcheinung einer höheren und beſſeren in ihr ſeyn. Wir werden ſie

Digitized by Google

nie ungeſtüm fordern, aber wo ſie ſich von ſelbſt findet, wo wir ein Herz antreffen, das den Himmel in ſich hat, eine Seele, die ein ſtiller Tempel himmliſcher Offenbarung iſt, eine Handlung oder ein Werk, in dem Aeußeres und Inneres wie durch göttliche Milde verſöhnt ſich zeigt, die werden wir mit liebender Kraft umfaſſen, ſie heilig halten und als Zeichen einer Welt verehren, in der das Aeußere ebenſo dem Inneren untergeordnet iſt, wie hier das Innere dem Aeußeren unterliegt.

O laſſen Sie uns, ſagte Clara, ſich noch einmal gegen die faſt geſunkene Sonne zurückwendend, laſſen Sie in dieſe Regionen den Blick ſich wenden; denn mir iſt jetzt jenes hohe, heilige Geiſterreich näher als Natur, Welt und Leben.

Wir gingen ſchweigend durch das Thor, und geleiteten ſie durch die kurze Straße zum andern Thor bis vor ihre Wohnung.

Die Tage wurden jetzt ſchnell unfreundlich und erlaubten keine Spaziergänge ins Weite.

Ich beobachtete unſere Freundin, und ſah wohl, daß ſie ſich immer mit dem Einen Gegenſtand beſchäftigte.

Eine wunderbare Innigkeit des Gefühls, die bis zur Anſchauung gehen konnte, verrieth ſich in einzelnen Reden: was ihr aber fehlte, war die Fähigkeit, ſich ihre eignen Anſchauungen durch Auswickelung klar zu machen. Ich kenne die wohlthätigen Wirkungen, welche auf uns der genau geordnete Zuſammenhang eigner Gedanken hat; der Seele iſt es wohl, wenn ſie das, was ſie innerlich wie durch Eingebung oder eine Art göttlicher Anſchauung empfunden, nun auch äußerlich im Verſtande zurecht gelegt, wie in einem Spiegel erblicken kann. Innige Gemüther ſcheuen ſich vor dieſer Entwicklung, die ihnen als ein Heraustreten aus ſich ſelbſt erſcheint, ſie wollen immer in ihre eigne Tiefe zurück und die Seligkeit des Mittelpunkts immerfort genießen.

Ich beſchloß bei unſerer Freundin zunächſt dieſer Richtung entgegenzuwirken, und dazu die erſte Gelegenheit zu benutzen, überzeugt, daß

Digitized by Google

wann wir uns einmal dazu entſchließen, wir gewöhnlich alles noch viel herrlicher und wunderbarer finden, als wir es in der Intuition geſehen zu haben meinten.

Sie kam mir inzwiſchen ſelbſt mit ihrem eignen Verlangen zuvor. Es war am Weihnachtabend, auf den ſie meine Kinder eingeladen hatte, um ſie durch unerwartete Beſcheerung zu erfreuen, und ihnen für dieſen Tag womöglich die verlorene Mutter zu erſetzen.

Es war in ihrem Weſen dieſen ganzen Abend etwas Verklärtes und eine Art unbeſchreiblicher Heiterkeit, die wir lange nicht an ihr bemerkt hatten. Nachdem nun der erſte Jubel der Kleinen vorbei war, und von den älteren Mädchen die eine mit den Gedichten, die ſie ſich lang gewünſcht, die andere mit den Zeichnungsmuſtern, die ihr beſcheert waren, ſich bei Seite ſetzten, zog ſie ſich in die Tiefe des Zimmers zurück und fing, nachdem wir uns dort niedergelaſſen, ſo zu reden an:

Der Anblick dieſer wohlgearteten Kinder ruft Ihnen und mir das Bild der Mutter hervor, die ich nicht gekannt habe, und gibt mir die klarſte Gewißheit, daß ſie iſt, daß ſie lebt, daß ſie an unſerer Freude theilnimmt. Mir iſt überhaupt, als brächte uns dieſer Tag den Abgeſchiedenen näher; denn iſt es nicht ſo, daß dieſer Tag einſt die Erde wieder mit dem Himmel verbunden hat?

Freilich, ſagte ich; darum mußten Engel dieſe Geburt feiern, und Ehre Gott in der Höhe und Friede auf Erden verkünden, weil das Obere wieder zu dem Unteren gekommen, die lang getrennte Kette wieder geſchloſſen war.

In Augenblicken wie dieſe, fuhr ſie fort, bedarf meine Ueberzeugung keiner Gründe; ich ſehe alles wie gegenwärtig; mir iſt, als umfinge auch mich ſchon das Geiſterleben, als wandelte ich noch auf der Erde, aber als ein ganz anderes Weſen, getragen von einem ſanften, weichen Element, ohne Bedürfniß, ohne Schmerz, — warum können wir dieſe Augenblicke nicht feſthalten?

Vielleicht, antwortete ich hierauf, verträgt ſich dieſer Grad von Innigkeit nicht mit der Eingeſchränktheit des jetzigen Lebens, deſſen Beſtimmung zu ſeyn ſcheint, daß alles auseinandergeſetzt und ſtückweis

Digitized by Google

erkannt werde. Und nicht wahr, ſetzte ich hinzu, wenn Sie in einem ſolchen Zuſtand ſind, ſo ſcheint Ihnen Ihr ganzes Weſen wie in Einem Brennpunkt vereinigt, Ein Licht, Eine Flamme zu ſeyn.

Ganz ſo iſt mir zu Muth, ſagte ſie.

Und wenn Sie aus dieſem Zuſtand herauskommen, fühlen Sie ſich unglücklich?

Wenigſtens bei weitem weniger glücklich, ſagte ſie.

Und Sie können, fuhr ich fort, nicht verhindern, daß Sie nicht aus dieſem Zuſtand herauskommen?

Sie ſagte, es geſchehe ihr wider ihren Willen.

So muß alſo doch, ſagte ich, in der Abwechslung dieſer Zuſtände eine Nothwendigkeit liegen, wie in andern Abwechslungen der Art. Jene centraliſche Anſchauung, die uns mit einem Gefühl des höchſten Wohlſeyns überſtrömt, ſcheint der Mäßigkeit des gegenwärtigen Lebens nicht angemeſſen; wir müſſen ſie als eine außerordentliche Vergünſtigung anſehen, aber darum den ordentlichen Zuſtand nicht verſchmähen.

Womit aber, ſagte ſie hierauf, ſollen wir die Leere ausfüllen, die wir in dieſem im Vergleich mit jenem empfinden?

Durch Beſchäftigung, antwortete ich, oder eigentlich dadurch, daß wir uns auch für dieſem Zuſtand die Güter jenes höheren verſichern.

Und wie wäre dieß möglich? frug ſie.

Es iſt nicht unmöglich, ſagte ich, daß wir eben das, was wir gleichſam auf eine untheilbare Weiſe unmittelbar angeſchaut haben, auch wieder theilweiſe vor uns hinſtellen, und ſo aus einer Erkenntniß, die in jedem einzelnen Theil Stückwerk iſt, doch zuletzt ein Ganzes hervorbringen, das jenem zumal Empfundenen ähnlich iſt, und das wir auch dann genießen können, wenn uns jene Seligkeit des Anſchauens entzogen iſt. Und eben dieſe Auseinanderfaltung der Erkenntniß, welche ihre Erhebung zur Wiſſenſchaft iſt, ſcheint mir die eigentliche geiſtige Beſtimmung des Menſchen für dieſes Leben zu ſeyn.

Ich habe, ſagte ſie hierauf, vor der Wiſſenſchaft immer die Achtung empfunden, die jemand für etwas hat, das ihm ſelbſt verſagt iſt, und wovon er doch herrliche Wirkungen ſieht. Denn Sie wiſſen ja ſelbſt

Digitized by Google

mit welchem Zutrauen ich mich immer an Sie gewendet als einen wissenschaftlichen Mann, bei dem mir, wie ich fest überzeugt war, geistiger Rath nie fehlen könnte. Eine gewisse Sicherheit, Zuverlässigkeit, Beständigkeit scheint nur mit Wissenschaft existiren zu können. Aber noch einmal so hoch will ich sie achten, wenn sie die Zauberkraft hat, die Seligkeit des beschaulichen Zustandes festzuhalten.

Das, sage ich eben nicht, daß sie könne, erwiederte ich; die Empfindung, welche die Wissenschaft gibt, ist eine andere, ruhigere, gleichmäßigere, beständigere; wohl aber sagte ich, daß sie die Erkenntniß, welche in der geistigen Intuition vorübergehend, wenngleich in höchster Klarheit und unbeschreiblicher Realität, der Seele nur gezeigt wird, gleichsam als eine getreue Erinnerung festhalte, und sie erst im wahren Sinn uns zu eigen mache.

Und wodurch, frug sie wieder, wird denn dieses Festhalten bewirkt?

Durch deutliche Begriffe, antwortete ich, in welche das untheilbarer Weise Erkannte zerlegt oder geschieden und aus der Scheidung wieder zur Einheit gebracht wird.

Also eine Scheidung muß doch dabei vorgehen? sagte sie.

Freilich, antwortete ich; und sehen Sie nur selbst, wie nöthig uns diese ist, um auch des unmittelbar Erkannten uns als eines bleibenden Guts zu versichern. Denn thöricht wäre wohl, der unmittelbaren Gewißheit des Fortlebens nach dem Tode, die Sie in sich zu haben versichern, noch durch Beweise zu Hülfe kommen zu wollen, die immer eine bloß mittelbare Einsicht erzeugen. Aber sagten Sie nicht selbst einmal: Sie verlangen die Unsterblichkeit des ganzen Menschen?

Das sagte ich, antwortete sie.

Wie nöthig ist es also, das alles, was zum ganzen Menschen gehört, theilweise zu unterscheiden und gleichsam vor uns hinzustellen, damit wir wissen, was wir bei dem Wort: der ganze Mensch, zu denken haben. Wollen Sie also, daß wir dieses einmal auseinanderlegen?

Sie willigte ein.

Gut also, sagte ich, zum ganzen Menschen rechnen Sie doch wohl auch den Leib?

Digitized by Google

Allerdings, ſprach ſie.

Außer dem Leib aber auch den Geiſt?

Freilich, erwiederte ſie.

Und nehmen Sie an, daß dieſer mit dem Leib einerlei, oder, daß er von ihm verſchieden, ja ſogar ihm entgegengeſetzt ſey?

Das Letzte, antwortete ſie.

Wie aber nehmen Sie an, daß dieſe beiden Entgegengeſetzten doch zu Einem Ganzen vereinigt ſeyn können?

Nur durch ein wahrhaft göttliches Band ſcheint mir dieß möglich, antwortete ſie.

Wollen wir nun nicht auch den Ausdruck für dieſes Band ſuchen? Es muß doch in uns, die wir den ganzen Menſchen beiſammen haben, vorhanden ſeyn?

Ohne Zweifel, ſagte ſie.

Alſo auch uns bekannt ſeyn?

Natürlich.

Und als das Verbindende an der Natur beider Verbundenen gleichen Antheil nehmen?

So ſcheint es.

Alſo ein Mittleres ſeyn zwiſchen Geiſt und Leib?

Freilich.

Und nicht dem Leib ſo ſchroff entgegengeſetzt wie der Geiſt, ſondern gleichſam ein milderes Weſen, das, ſo zu ſagen, mit ſeinem oberen Theil den Geiſt berührt, aber mit ſeinem unteren bis zu dem Leib herabſteigt und ſich in die Materie gibt?

Auch dieß ſchien ihr einleuchtend zu ſeyn.

Nun dieſes in uns gegenwärtige, ſeiner Natur nach mittlere und mildere Weſen, wie werden wir es benennen?

Sie meinte es nicht errathen zu können.

Wunderbar, ſagte ich, da es uns ſo nahe iſt. Nicht wahr, fuhr ich alſo fort, einigen Menſchen ſchreiben wir in vorzüglichem Verſtande Geiſt zu?

Freilich.

Digitized by Google

Und welchen?

Denjenigen, meinte sie, welche sich hauptsächlich mit geistigen Gegenständen beschäftigten und darin eine große Stärke bewiesen.

Ist es aber, fuhr ich fort, je der Geist an und für sich, zu dem wir Liebe fassen, der das Vertrauen unseres Herzens gewinnt?

Mir scheint es nicht, sagte sie, da der Geist für sich sehr oft vielmehr etwas Zurückstoßendes an sich hat, was wir zwar achtend anerkennen, dem wir uns aber nicht zutraulich nahen.

Ist es nicht, fuhr ich fort, eben das Menschliche im Menschen, zu dem wir das meiste Herz haben?

Gewiß, sagte sie.

Also wäre der Geist nicht das eigentlich Menschliche im Menschen?

Es scheint mir nicht, sagte sie.

Was wäre es denn also?

Ich gestehe, sagte sie, ich sehe nicht, wo Sie mit Ihren Fragen hinaus wollen.

Erinnern Sie sich doch, daß wir sagten, einige Menschen haben in hohem Grade Geist, wie wir dagegen von andern sagen könnten, sie seyen im hohen Grade leiblich. Gibt es nun nicht eine dritte Klasse?

Ja wohl, sprach sie, nun verstehe ich. Von andern Menschen sagen wir, sie haben Seele.

Und diese ist es eigentlich, die wir vorzüglich lieben, die uns gleichsam auf magische Art an sich zieht, so daß wir zu Menschen, denen wir Seele in diesem Verstand zuschreiben, ein ganz eignes, unmittelbares Zutrauen gewinnen.

So sey es, versicherte sie.

Die Seele also wäre auch im Menschen das eigentlich Menschliche?

Allerdings, sagte sie.

Und daher auch wohl jenes sanfte mittlere Wesen zwischen Leib und Geist?

Sie erkannte auch dieses an.

Und der ganze Mensch wäre also eigentlich ein Ganzes aus den dreien: Leib und Geist und Seele?

Digitized by Google

So iſt es, ſprach ſie.

Aber, fuhr ich fort, wie denken wir uns doch nun die Verbindung dieſer drei zu Einem Ganzen?

Das möchte freilich, ſprach ſie, ſchwer zu beantworten ſeyn.

Wir wollen ſehen, ſagte ich. Das, was zwei Entgegengeſetzte ſelbſtändig vereinigt, ſollte doch wohl von einer höheren Art ſeyn als dieſe beide?

So ſcheint es.

Die Seele alſo höheren Geſchlechts als Geiſt und Leib?

Sie bejahte auch dieſes.

Und doch, ſagte ich, ſcheint ſie beziehungsweiſe auf den Geiſt wieder tiefer zu ſtehen, indem ſie dem Leib gleichſam näher iſt als jener.

Es ſchien ihr ebenſo.

Können wir, frug ich weiter, überhaupt ſagen, daß eines von den dreien allein und ausſchließlich das Verbindende der andern ſey, und wird nicht jedes dem andern wieder Mittel der Verbindung? Der Geiſt gibt ſich durch die Seele in den Leib, der Leib aber wird durch die Seele auch wieder in den Geiſt erhoben; die Seele hängt mit dem Geiſt zuſammen nur, inſofern zugleich ein Leib da iſt, und mit dem Leib nur, ſofern zugleich der Geiſt da iſt; denn wenn einer von beiden fehlte, könnte ſie unmöglich als Einheit, d. h. als Seele, gegenwärtig ſeyn. Das Ganze des Menſchen ſtellt alſo eine Art von lebendigem Umlauf vor, wo immer eins in das andere greift, keins von dem andern laſſen kann, eins das andere fordert.

Ein wunderbarer Begriff, ſagte ſie hierauf, dem ich aber gleichwohl beiſtimmen muß.

Und dennoch, ſagte ich, hat unter dieſen dreien die Seele etwas voraus.

Und was denn? frug ſie.

Wenn der Leib, antwortete ich, ganz rein und für ſich geſetzt wäre, wäre darum nothwendig auch der Geiſt mit geſetzt?

Es ſcheint nicht, ſagte ſie, da ja beide entgegengeſetzte ſind.

Und wenn der Geiſt, dann nothwendig auch der Leib?

Digitized by Google

Ebenſowenig, ſagte ſie.

Wenn aber die Seele geſetzt wäre, dann wäre nothwendig auch Leib und Geiſt geſetzt?

So iſt es, ſagte ſie.

Die Seele alſo wäre doch das Vornehmſte unter den dreien[1], weil ſie allein die beiden andern in ſich ſchließt, von dieſen aber keines für ſich weder ſein Entgegengeſetztes noch ſie in ſich ſchließt?

Sie bejahte auch dieß.

Wenn wir alſo von einer Fortdauer des ganzen Menſchen redeten, ſagte ich, ſo würden wir uns nicht mit einer Fortdauer des bloßen Leibes begnügen?

Gewiß nicht, antwortete ſie.

Noch mit einer Fortdauer des bloßen Geiſtes?

Auch nicht.

Wenn aber uns einer die feſte Gewißheit von der Fortdauer der Seele geben könnte, ſo wären wir beruhigt?

Es ſcheint wenigſtens, antwortete ſie, daß wir es ſeyn könnten.

Ich für meinen Theil, ſagte ich hierauf, wäre es ganz gewiß, und würde ihm ohngefähr ſo antworten. Wenn in meinem zwanzigſten Jahre mir eine Wahrſagerin geſagt hätte, daß ich noch 30 Jahre leben würde, ſo hätte ich dieß nicht ſo verſtanden, als ob der damals gegenwärtige Leib 30 Jahre derſelbe bleiben ſollte, indem ich ja wüßte, daß er ſchon binnen der 20 Jahre der Materie nach ein ganz anderer geworden wäre, als er zu Anfang war, noch würde ich geglaubt haben, daß mein Geiſt derſelbe bliebe, der ja ganz andere Ueberzeugungen und gar ſehr von den früheſten verſchiedene Einſichten ſchon binnen der kürzeren Zeit, die ich gelebt habe, erhalten hat; ſondern ich hätte gedacht, daß, was Leib und Geiſt betrifft, gar mannichfache Veränderungen mit ihnen vorgehen werden, das aber, was von Anfang an Ich ſelbſt geweſen bin, das, was gemacht, daß ich mir und andern bisher immer als derſelbe erſchien, was ſie unter allen Veränderungen an mir geliebt

[1] Der allerinnerſte Keim, der eigentlich durch die beiden andern zu Tag bringen will (Randbemerkung).

Digitized by Google

oder gehaßt, auch unter den Veränderungen von 30 Jahren immer daſſelbe bleiben werde. Du aber ſagſt mir, daß meine Seele ewig fortleben werde; und ich verſtehe dieß nicht ſo, als könnten nicht mit meinem Leib wie mit meinem Geiſt die größten Veränderungen vorgehen, ſondern daß eben jenes Innerſte, mein eigentliches Selbſt, was weder Leib noch Geiſt, ſondern das einigende Bewußtſeyn beider, alſo Seele war, ewig leben werde. — Iſt nun nicht ſchon viel gewonnen, fuhr ich zu ihr redend fort, daß wir ausgemittelt haben, was das eigentlich ſey, von dem geſagt wird, es daure fort, wenn man ſagt, es gebe eine Fortdauer nach dem Tode, daß dieß nämlich (der eigentlich innerſte Lebenskeim) nichts anderes denn die Seele iſt?

Unſtreitig, antwortete ſie.

Und ſehen wir nicht, daß die Philoſophen daran gar nicht übel gethan, immer vorzugsweiſe von der Unſterblichkeit der Seele zu reden, als wäre damit eben alles gewonnen, wenn ſie gleich vielleicht nicht genau wußten, warum ſie ſo redeten.

Ich habe aber doch, antwortete ſie, noch manches Bedenken.

Nun, ſagte ich, ſo iſt jetzt die Reihe, zu fragen, an Ihnen, da ich es faſt ſchon zu lange fortgeſetzt.

Was mir alſo Bedenken erregt, fing ſie hierauf an, iſt zuerſt dieß. Haben wir die Seele vom Untergang gerettet, ſo ſcheint es freilich, als müſſen Leib und Geiſt von ſelbſt nachfolgen, weil die Seele nach unſrer Annahme die Einheit beider iſt. Ich fürchte aber, es könnte jemand dieß umkehren, und ſagen: wenn Geiſt und Leib im Tode getrennt werden — und dieß ſey doch nothwendig anzunehmen —, daß alsdann auch das Band beider von ſelbſt aufgelöst werde, indem die zuvor Verbundenen entweder gar nicht mehr, oder nur eines von ihnen, oder zwar beide, aber völlig getrennt, fortdauern. Noch ſchwerer aber ſcheint mir Folgendes: daß wir nämlich ſagten, das eigentlich Fortdauernde ſey die Seele, und doch alle und auch wir, nach einer allgemeinen Uebereinſtimmung, die Welt, in welche der Uebergang aus dieſer nach dem Tode geſchieht, die Geiſterwelt nennen, und alſo die Abgeſchiedenen vorzugsweiſe als Geiſter betrachten.

Digitized by Google

Fürwahr, sagte ich hierauf, vortrefflich haben Sie alles empfunden. Möchte mir ebenso gelingen, alles Dunkle in der Sache vollends aufzulösen. Und ganz wahr ist, daß wir von der Seele als dem Band von Geist und Leib sehr undeutlich gesprochen, besonders darum, weil wir dazwischen hinein einmal annahmen, als könnte es eben je und irgend wann einen Leib für sich und einen Geist für sich geben. Denn wäre dieß möglich, so wäre die Zertrennlichkeit ihres Bandes unwidersprechlich. Haben wir aber nicht gleich zuerst, da wir jene drei nannten, eingesehen, daß jedes derselben des anderen bedürfe, keines das andere entbehren könne, und daß also, wenn sie einmal zusammen sind, sie durch ein ganz unauflösliches Band aneinander gekettet seyen.

Allerdings, antwortete sie.

Haben wir nicht, frug ich ferner, ihren Verkehr untereinander als einen lebendigen Umlauf vorgestellt, wo immer eines in das andere eingreift, so daß entweder alle zugleich aufhören müssen zu seyn, oder, wenn das eine fortdauert, nothwendig alle fortdauern?

So war es freilich, sagte sie.

Nun sind sie aber doch einmal wenigstens für den gegenwärtigen Umlauf des Lebens so miteinander verkettet?

Gewiß, sagte sie.

Und nicht auf eine zufällige, sondern auf eine wesentliche Art, indem keines hinweggenommen werden kann, ohne alle hinwegzunehmen?

Sie bejahte es.

Könnte ich nun nicht, frug ich weiter, aus dieser Verkettung einen ganz andern Beweis für die Fortdauer führen, als die Philosophen aus der Einfachheit der Seele zu führen pflegen, wenn es uns nämlich hier um einen Beweis zu thun wäre.

So schien es, sagte sie, wenn nicht der Tod nur allzu offenbar Ein Glied aus dem Umlauf hinwegnähme, womit dann, wenn alles nur zusammen bestehen kann, auch alles zusammenstürzen muß.

Darauf eben, sagte ich, wollte ich hinaus, Beste. Denn sehen Sie doch zu, ob das, was Sie hier angenommen, denn so gewiß, so unwidersprechlich ist, als es dem Augenschein nach den meisten vorkommt,

Digitized by Google

die daher den Tod als eine gänzliche Losreißung und Trennung des Geiſtes und der Seele von dem Leib und des Leibs von jenen anſehn. Denn geſetzt es fände ſich auch am Ende ſo, ſo dürften wir doch als Philoſophirende es nicht ſo geradezu und nach dem Augenſchein annehmen. Und ſo müßten wir denn vor allem andern fragen, was der Tod ſey, und welche Veränderung durch ihn in dem Umlauf des jetzigen Lebens bewirkt werde. Dahin zielt auch, was Sie vorhin als das Zweite ſagten, nämlich es ſcheine wunderbar, daß, da die Seele das eigentlich Fortdauernde ſey, doch alle vom andern Leben als einem Geiſterleben reden. Oder war es nicht ſo?

So war es, ſagte ſie.

Und wunderbar erſcheint dieß allerdings nicht nur aus jenem Grunde, ſondern überhaupt, wie wir faſt wie durch Verabredung oder durch ein Naturgefühl darauf geführt worden ſind, ſo allgemein den dem jetzigen nachfolgenden Zuſtand als einen geiſtigen vorzuſtellen. Denn wenn ſie eine Fortdauer annehmen wollten, koſtete es ſie ja nichts, die entflohene Seele gleich wieder in einen andern Leib übergehen zu laſſen, und zwar nicht nothwendig in einen Thierleib, wie die, welche die Seelenwanderung lehren, oder in den Leib eines neuen Menſchen, ſondern in einen ihr angemeſſenen und ohne Verluſt der Perſönlichkeit. Was möchte alſo wohl der Grund dieſer faſt allgemeinen Anſicht des Todes ſeyn; denn dafür dürfen wir ja wohl jene Meinung anſehen, daß ſie nämlich einen bejahenden Begriff vom Tode gebe, ſtatt des bloß verneinenden, demzufolge er in einer Trennung der Seele vom Leibe beſtehen ſollte?

Schon dieß, ſagte ſie, ſcheint mir ein großer Gewinn, daß der Tod vorgeſtellt wird als ein poſitiver Uebergang in einen geiſtigen Zuſtand, und nicht bloß als Aufhören eines gegenwärtigen. Was aber der Grund ſeyn mag von der Allgemeinheit jenes Begriffs, wenn wir ihn nicht in den Lehren unſerer Religion ſuchen wollen, weiß ich nicht; man müßte denn ſagen, es ſey dem Menſchen natürlich, jeden Zuſtand, in den ein Uebergang durch Verlaſſung des vorhergehenden geſchieht, als den entgegengeſetzten von dieſem zu denken.

Und ganz gegründet, ſagte ich hierauf, ſcheint mir dieſe Erklärung.

Digitized by Google

Alſo nahmen ſie wohl auch an, der jetzige Zuſtand des Menſchen ſey der leibliche Zuſtand?

Freilich.

Und in dieſem leiblichen Zuſtand ſey dennoch der ganze Menſch gegenwärtig, nicht etwa bloß der Leib, ſondern auch der Geiſt und die Seele?

Natürlich.

Und auch in dieſer Leiblichkeit ſey das Weſen des Menſchen oder das eigentlich Menſchliche im Menſchen die Seele?

Auch dieß wurde ſo angenommen, ſagte ſie.

Aus dieſem Zuſtand aber gehe der Menſch in den entgegengeſetzten und alſo in einen geiſtigen über?

Allerdings.

Und auch in dieſem geiſtigen Zuſtand ſey der Menſch noch der ganze Menſch?

Ich weiß nicht, ſagte ſie, ob ſie das ſo meinten.

Und doch, antwortete ich, mußten ſie es ſo meinen. Denn wenn der Tod nach ihrer Vorſtellung nichts anderes war als der Uebergang aus dem leiblichen Zuſtand in einen geiſtigen, in jenem aber der Leiblichkeit unerachtet der ganze Menſch, alſo Leib, Geiſt und Seele, gegenwärtig waren, ſo war kein Grund, warum in dieſem Uebergang etwas von dem ganzen Menſchen verloren gehen ſollte; oder was iſt wunderbarer, daß er auch im Zuſtande der Geiſtigkeit als Leib, Seele und Geiſt, alſo als ganzer Menſch zuſammenbleibe, oder dieß, daß er im leiblichen Zuſtand nicht bloß Leib, ſondern zugleich Geiſt, alſo auch Seele war?

An ſich freilich, ſagte ſie, iſt jener nicht wunderbarer als dieſer.

Sie erinnern ſich doch, fuhr ich fort, was unſer Freund noch neulich mir wenigſtens ſehr glaublich gemacht hat, daß in dem gegenwärtigen Leben die Seele von der Materie verzaubert ſey.

Wohl erinnere ich mich, antwortete ſie.

Wenn nun dieß, fuhr ich fort, ſchon im jetzigen Leben der Seele begegnet, daß ſie, obgleich das Weſentliche des Menſchen, dennoch im

Digitized by Google

Ganzen von dem Leib feſtgehalten wird, wie viel eher muß es ihr begegnen können, von dem Geiſte verzaubert und feſtgehalten zu werden?

Dieſes freilich, ſagte ſie, iſt ganz einleuchtend; nur jene Verſetzung ſelbſt aus dem Leiblichen ins Geiſtige iſt damit noch nicht begreiflich gemacht.

Vielleicht, ſagte ich hierauf, ſoll ſie uns auch ein Geheimniß bleiben, bis wir ſie ſelbſt erfahren haben. Unbegreiflich jedoch kann ich ſie nicht nennen, da ſogar in dem engen Kreiſe der Gegenwart ſolche Verſetzungen beſtändig geſchehen.

Und welche denn? frug ſie.

Nun, ſagte ich, gleich im Uebergang vom Wachen zum Schlafen, und umgekehrt; denn der Umlauf des Lebens ſelbſt wird im Schlaf nicht aufgehoben, ſondern nur aus einem Mittel in das andere verſetzt. Oder iſt nicht im Schlaf der Geiſt, auch ohne daß wir es uns hernach erinnern, geſchäftig mit Denken, Erfinden und andern Thätigkeiten, die ihm vorzüglich zugeſchrieben werden, wie wir aus vielen Spuren ſchließen können; ebenſo die Seele, die auch im Schlaf die Fähigkeit nicht verliert, zu wollen, zu lieben oder zu verabſcheuen.

Sie ſcheinen mir da, mein Freund, ſagte ſie, Dunkles, wenn nicht durch ebenſo, doch durch faſt ebenſo Dunkles zu erläutern.

Sie haben wohl Recht, antwortete ich, aber es iſt mir auch bloß um das Eine zu thun: zu zeigen, wie jener Umlauf, der durch Leib, Geiſt und Seele geſetzt iſt, ohne Aufhebung aus einer Welt in die andere verſetzt werden könne.

Ihre Vorſtellung muß alſo auch dieſe ſeyn, fuhr ſie hernach fort, daß die Seele im Tode zur geiſtigen Seele erhoben werde?

Allerdings, ſagte ich.

Und daß ſie im gegenwärtigen Leben nur leibliche Seele geweſen ſey?

Freilich.

Wie können Sie aber dieſes behaupten, ſagte ſie, da die Seele ſchon jetzt mit überirdiſchen und himmliſchen Dingen verkehrt?

Ach, antwortete ich, es iſt freilich alles in allem enthalten: die tiefere Stufe enthält Weiſſagungen der höheren, aber ſie bleibt darum

Digitized by Google

doch die tiefere. Auch das Thier will ja über ſich ſelbſt hinaus; der Biber legt ſich mit menſchenähnlichem Verſtand ſeinen Palaſt im Waſſer an; andere Thiere leben in menſchenähnlichen Verfaſſungen und häuslichen Verhältniſſen. So gibt es vieles, das den Menſchen ſchon jetzt in jene höhere Welt fortreißt; einige auch, die bewußt und freiwillig ſchon jetzt dem ſterben, das ſie im Tode verlaſſen müſſen, und ſo viel möglich ein geiſtiges Leben zu leben ſuchen. Aber es gilt hier die Beſtimmung der allgemeinen Stufe dieſes Lebens, und dieſe kann nicht von jenen hergenommen werden, die ja eben dadurch ausgezeichnet ſind, daß ſie dieſe Stufe verlaſſen.

Aber der Leib? ſagte ſie hierauf. Wenn die Seele in jenem andern Leben geiſtig wird, ſo wohl auch der Leib?

Freilich, ſagte ich; doch ſcheint mir dieß nicht der ganz richtige Ausdruck zu ſeyn, und ich ſehe erſt jetzt, daß wir uns auch in Anſehung der Seele anders hätten ausdrücken ſollen.

Und wie denn? frug ſie.

Nicht daß wir ſagten, die Seele werde nach dem Tode geiſtig, als ob ſie das nicht ſchon zuvor geweſen wäre; ſondern das Geiſtige, das ſchon in ihr iſt, und das hier mehr gebunden erſcheint, werde befreit und vorherrſchend über den andern Theil, wodurch ſie dem leiblichen näher iſt, und der in dieſem Leben der herrſchende iſt. So ſollten wir dann auch nicht ſagen, daß der Leib in jenem höheren Leben geiſtig werde, als wäre er das nicht von Anfang geweſen; ſondern daß die geiſtige Seite des Leibes, welche hier die verborgene und die untergeordnete war, dort die offenbare und herrſchende werde.

So wäre alſo, ſagte ſie, nicht bloß die Seele zweiſeitig, ſondern auch vielleicht der Geiſt, ganz gewiß aber der Leib?

Unſtreitig, erwiederte ich. Denn auch hier erinnern Sie ſich doch gewiß jener Rede unſeres Freundes, daß die Erde, und alſo auch der Leib, der von ihr genommen iſt, nicht beſtimmt war bloß äußerlich zu ſeyn, ſondern Aeußeres und Inneres, in beiden eins ſeyn ſollte; daß die bloße äußerliche Erſcheinung des Ganzen die Folge einer aufgehaltenen Entwicklung war, die das innere Weſen nicht vernichten, aber doch

Digitized by Google

einwickeln, binden und ſo dem Aeußeren unterwerfen konnte. Iſt es nun nicht natürlich, daß, wenn die Eine Geſtalt des Leibes zerfällt, in der das Innere vom Aeußeren gefeſſelt wurde, dagegen die andere frei werde, in welcher das Aeußere vom Inneren aufgelöst und gleichſam bewältiget wird?

So müßte alſo auch, ſagte ſie, dieſe geiſtige Geſtalt des Leibes in der bloß äußeren ſchon vorhanden und dageweſen ſeyn?

Freilich, antwortete ich, aber als Keim, der zwar oft ſich zu regen ſucht, aber von der Gewalt des äußeren Lebens niedergehalten nur theilweiſe und nur in beſonderen Zuſtänden ſeine Gegenwart zeigen kann.

Ich erinnere mich, ſagte Clara, daß ich ſonſt oft habe reden hören von einem feineren Leib, der in dem gröberen enthalten ſey und ſich im Tode von ihm trenne; allein ich weiß nicht, warum dieſe Vorſtellung mir immer ſo wenig Befriedigung gewährte.

Es iſt dieß, ſagte ich, der Fall mit allen bloß zufällig gefundenen Meinungen. Was nicht in einem nothwendigen Zuſammenhang an uns kommt, vermag ſich nie recht in die Seele einzuwirken.

Aber auch der Sinn dieſer Meinung war wohl ein ganz anderer, ſagte ſie.

Freilich, denn nur als ein körperlich Feineres wurde jenes Mittelweſen gedacht, nicht aber als wirklich geiſtige Geſtalt.

Sollte aber, fuhr ſie fort, dieſer himmliſche Lebenskeim nur in uns, oder bloß in allen organiſchen Weſen ſeyn, in den unorganiſchen aber nicht, oder wie verhält es ſich damit?

Ich ſehe nicht ein, antwortete ich, warum der Keim eines höheren Lebens nicht ſchlechthin und in jedem Dinge ſeyn ſollte, nur mehr offen in dem einen, verborgener in dem andern. Denn die ganze Natur war ja beſtimmt, Aeußeres und Inneres in völligem Einklang darzuſtellen, und alle Kreatur, wie die Schrift ſagt, ſehnt ſich mit uns, ſo gut als wir, nach dem höheren Leben, das in uns nur ſchon hier entwickelter iſt.

Sollte ſich denn wohl, ſagte ſie, die Gegenwart jenes Keimes nicht in allen Dingen auch wirklich darſtellen laſſen?

Ich weiß nicht, ſagte ich hierauf, ob wir den jetzt bekannten Lebens-

Digitized by Google

erſcheinungen der Körper, dem elektriſchen Wechſelſpiel der Kräfte oder den chemiſchen Verwandlungen, eine ſo hohe Bezeichnung geben dürfen, und halte nicht für unmöglich, daß uns eine ganz neue Reihe von Erſcheinungen aufgehen würde, wenn wir nicht mehr bloß ihr Aeußeres zu verändern, ſondern unmittelbar auf jenen inneren Lebenskeim zu wirken vermöchten. Denn ich weiß nicht, iſt es Täuſchung, oder die beſondere Beſchaffenheit meiner Art zu ſehen, aber mir ſehen alle, auch die körperlichſten Dinge aus, als ob ſie bereit wären, noch ganz andere Lebenszeichen von ſich zu geben als die jetzt bekannten.

Aber auch ſterben würden dann alle Dinge? frug ſie weiter.

Es ſcheint ſo, ſagte ich, aber ich bitte Sie, dieß ſelbſt weiter zu erklären.

Der Tod, ſagte ſie, iſt doch die Befreiung der inneren Lebensgeſtalt von der äußeren, die ſie unterdrückt hält?

Vortrefflich, ſagte ich.

Und der Tod iſt nothwendig, weil jene zwei Lebensgeſtalten, da ſie nach dem Herabſinken der Natur ins bloß Aeußerliche nicht zumal ſeyn konnten, nacheinander ſeyn müſſen?

Ganz richtig, ſagte ich, und herrlich haben Sie dieß ſo ausgedrückt.

Die zwei Lebensgeſtalten ſind aber in jedem Ding?

Das haben wir ſo angenommen, antwortete ich.

Nun, ſagte ſie, ſo müſſen alle Dinge ohne Unterſchied ſterben.

Unleugbar, ſagte ich, ſcheint auch mir dieſe Nothwendigkeit.

Sehen wir aber nicht, fuhr ſie fort, auch wirklich ein ſolches Sterben, beſonders in manchen chemiſchen Veränderungen?

Ich weiß nicht, ſagte ich.

Ich, fuhr ſie fort, werde es nie vergeſſen, wie ich zuerſt die Auflösbarkeit der Metalle in ſcharfen Waſſern ſah und nicht glauben wollte, daß nur durchſichtige, wie Brunnenwaſſer farbloſe Flüſſigkeit Silber aufgelöst enthalten, ein himmelblaues Waſſer Kupfer u. ſ. w., bis ich endlich durch den Augenſchein davon überführt wurde.

Wunderbar genug iſt es auch, ſagte ich, und gibt viel über das Weſen der Körperlichkeit zu denken.

Digitized by Google

Werden nicht mit Recht, fuhr sie fort, jene auflösenden Wasser Geister genannt, und ist dieses Verschwinden der allerdichtesten und härtesten Körper nicht eine wirkliche Auflösung des Körperlichen ins Geistige, also ein Tod zu nennen?

Etwas Aehnliches ist hier freilich, antwortete ich; wir sehen, welcher Erhöhung die körperlichsten Dinge fähig sind, wenn sich ein höherer Geist ihrer gleichsam bemächtigt. Aber auch von der Wiederherstellbarkeit aller dieser Dinge in ihren anfänglichen körperlichen Zustand haben Sie sich überzeugt?

Freilich, antwortete sie.

Nun, sagte ich, so weiß ich nicht, daß hier eine andere Veränderung vorgeht als mit einem Theil unseres Körpers, der zufällig verbrannt worden ist, und durch äußere Mittel allmählich hergestellt wird.

Aber, fuhr sie fort, zeigen nicht alle körperlichen Dinge den Trieb sich zu vergeistigen? Was ist der Duft einer Blume, und wie geistig müssen die Ausflüsse riechender Körper seyn, die Jahre fortdauern, ohne sich zu verzehren? Will nicht alles Luft werden, um sich mit jenem reinen heiligen Element zu verbinden, das ich jedoch eher für ein selbständiges, untheilbares Wesen ansehen möchte, dessen Kraft alles Aufgenommene, so verschiedenartig es seyn möge, in Kurzem verwandelt und sich ähnlich macht.

Auch dieß alles, sagte ich, verhält sich so und beweist, daß alle Dinge nach einem freieren, ungebundenen Daseyn streben und unwillig die Fesseln tragen, in denen sie gefangen sind. Aber wer möchte doch die bloße Verwandlung in Luft ein Sterben nennen? Mir scheint der Tod etwas weit Ernsteres zu seyn?

Also sehen wir, sagte sie, in den übrigen Wesen außer dem organischen kein Beispiel des Sterbens?

Ich weiß nicht, sagte ich, aber mir scheint dieß so. Wir organische Wesen alle vermögen zu sterben, weil wir eigne Ganze sind. Die übrigen Dinge aber sind nur Glieder eines höheren Ganzen der Erde, und können wohl innerhalb desselben mannigfach gemischt und verändert werden, je nachdem es der Lebensgang des Planeten mit sich bringt,

Digitized by Google

aber die Wohlthat des Sterbens oder der gänzlichen Befreiung der geistigen Lebensgestalt widerfährt ihnen nicht eher, als bis der Planet sein gesetztes Ziel erreicht hat und stirbt.

Der Arzt trat in dem Augenblick herein und unterbrach auf eine Weile das Gespräch. Ich erklärte ihm, wovon so eben die Rede gewesen, und nachdem er das Wesentliche gehört und einige Zeit darüber nachgedacht hatte, sagte er: Eine Trennung also ginge doch im Tode vor?

Inwiefern? antwortete ich.

Nun offenbar die von dem Leibe.

Freilich, sagte ich, aber nicht von dem innern Wesen des Leibes, sondern von dem Leib, sofern er ein Aeußerliches und ein Theil der bloß äußeren Natur ist.

Während des jetzigen Lebens aber, sagte er, war jenes geistige Wesen des Leibes im bloß äußeren schon vorhanden?

Als Keim wenigstens, antwortete ich.

So scheint aber zu folgen, fuhr er fort, daß das gegenwärtige Leben vor dem zukünftigen eine Vollkommenheit voraus habe.

Wie so? sagte ich.

Ganz klar scheint mir dieß, antwortete er. Denn dem jetzigen Leben kommt außer jenem geistigen Wesen des Leibes auch noch der äußere Leib zu, welcher dem künftigen abgeht: es hat daher offenbar etwas vor diesem voraus.

Mir scheint, sagte ich, was ich hierauf antworten könnte, so klar, daß ich es kaum sagen mag.

Sagen Sie es doch, antwortete er, denn irgend etwas Dunkles liegt hier doch noch irgendwo.

Ich meine also, daß Sie nicht den, der zwar eine Menge von Dingen, die aber alle geringeren Werthes sind, besäße, reich, den aber, der zwar nur wenige oder nur Eines, aber eins, das von unschätzbarem Werth ist, etwa einen Edelstein, der alle andern weit überträfe, dagegen arm nennen würden.

Gewiß nicht, sagte er, aber doch glaube ich nicht, daß Sie den äußeren Leib für eine Unvollkommenheit oder eine Sache von geringem Werth halten.

Digitized by Google

Verſtehen wir uns nur, antwortete ich, ſo wird ſich das ſchon finden. Denn einen Unterſchied des Werths zwiſchen Innerem und Aeußerem geben wir doch wohl beide zu; nämlich das Aeußere ſcheint mir das bloße Seyn des Inneren, das Innere aber das Seyende in dieſem Aeußeren zu ſeyn; oder iſt es nicht ſo?

Ich bin es ganz zufrieden, ſagte er.

Und das Seyende, fuhr ich fort, erkennt das Seyn, nicht aber umgekehrt wird das Seyende erkannt von dem Seyn?

Auch dieß gebe ich zu, ſagte er.

Alles Erkennen iſt aber doch ein Setzen?

Allerdings, ſagte er.

Und das Seyn iſt doch auch ein Setzen?

Er ſchien ſich darüber zu bedenken.

Nun wenigſtens, ſagte ich, ein Setzen von ſich ſelbſt.

Inſofern freilich, ſagte er.

Aber ein Setzen, das ſich nicht wieder erkennt, denn wir ſagten, es werde nur von dem Seyenden erkannt.

Er gab dieß zu.

Dieſes alſo, fuhr ich fort, das Seyende iſt wieder das Setzende jenes Setzens?

Unſtreitig folgt dieß —

Alſo ein Höheres, oder beſtimmter, und wie es mir wenigſtens ganz paßlich vorkommt, die höhere Potenz von ihm zu nennen?

Er gab es zu.

Alſo ein Unterſchied wie zwiſchen höherer und niederer Potenz wäre doch, fuhr ich fort, zwiſchen Innerem und Aeußerem. Darum aber würde ich dieſes an ſich weder für eine Unvollkommenheit noch für eine Sache von geringem Werth halten. Denn das Seyende bedarf des Seyns, wie das Seyn des Seyenden. Ja ich hielte für möglich, daß auch dieſer Unterſchied ganz verſchwinden könnte.

Und wie denn? fragte Clara, die dieſen Reden aufmerkſam zugehört hatte.

Wenn, ſagte ich, das Aeußere ſo ganz von dem Inneren durch-

Digitized by Google

drungen wäre, daß es in ſich ſelbſt das Erkennende ſammt dem Erkannten hätte, und hinwiederum das Innere ſo das Aeußere in ſich geſetzt hätte, daß das Erkennende auch das Erkannte in ſich enthielte, und dieſes beides zumal wäre, ein ſolches Aeußeres ſammt einem ſolchen Inneren, ſo wäre dieß ja wohl das allerſeligſte und vollkommenſte Leben zu nennen, und zwiſchen Aeußerem und Innerem kein Unterſchied mehr, weil in beiden das Nämliche enthalten wäre.

Beide waren damit einverſtanden.

Nun, ſagte ich, in uns, wie wir jetzt ſind, und zum Theil, obgleich auf viel unvollkommnere Art, auch in den andern lebenden Weſen ſcheint das Aeußere ſo weit gebildet zu ſeyn, daß es auch das Erkennende in ſich enthält, und dadurch eine gewiſſe Selbſtändigkeit erhält. Denn auch die Thiere, denen wir kein wahrhaft Inneres zuſchreiben können, und Menſchen, die wir faſt ebenſo betrachten müſſen, erkennen doch immerfort durch eine Art von äußerer Nothwendigkeit, zum Beweis, daß das Aeußere in ihnen ſelbſt das Erkennende enthält.

Sie bejahten dieß beide.

An dem andern aber, fuhr ich fort, nämlich daß das Innere ebenſo das Aeußere in ſich geſetzt enthalte, fehlt es weit?

Freilich, ſagte Clara.

Denn wenn das wäre, ſagte ich, ſo würde das Aeußere nicht ſo allgemein dem Inneren widerſprechen; es würde, um zu einer Erkenntniß der Dinge zu gelangen, nicht der Erfahrung und der mühſamen Erforſchung bedürfen, die innerlich mögliche That wäre es unmittelbar auch äußerlich, und es wäre mit Einem Wort ein ganz ſeliges, ja gottähnliches Leben. — Auch würde, wenn im Innern ebenſo urſprünglich das Aeußere geſetzt wäre, wie im Aeußeren das Innere, es nicht der Erziehung bedürfen noch des Unterrichts. Denn jenes vollkommene Innere würde doch denen ganz fehlen, die keine menſchliche Erziehung genoſſen hätten und frühzeitig unter Thiere gerathen wären, wie einige Beiſpiele gezeigt haben?

Er bekräftigte es.

Digitized by Google

Und vieles kommt auch wieder auf die Art des Umgangs an, in welchem der Menſch von Kindheit an lebt?

Auch dieß wurde zugeſtanden.

Alſo iſt dieſes Innere nichts Vorhandenes, ſondern wird erzogen und gepflegt wie eine Blume in einem ihr fremden Erdreich?

Freilich, war die Antwort.

Iſt aber auch alles Streben nach Erkenntniß etwas anderes als ein Streben, das Aeußerliche ſoviel möglich als innerlich in uns zu ſetzen?

Nichts anderes, ſagten ſie.

Und würde dieſes Streben nöthig ſeyn, wenn jenes vollkommene Innere in uns ſchon vorhanden wäre?

Unmöglich, ſagte Clara.

Der Arzt aber fiel hier ein und ſagte: Hier ſcheinen wir eben auf dem rechten Punkt zu ſeyn. Denn jenes Streben nach Erkenntniß und das vielfache andere, in dem wir ſoviel möglich alles Aeußere innerlich zu machen ſuchen, iſt doch ein ganz freies Streben?

Freilich, antwortete ich.

Und auch den Leib ſchon hier dem Inneren ſo weit unterzuordnen, daß wir ein reines und unbeflecktes Leben leben, iſt der freien Kraft in uns möglich.

Ich bejahte auch dieß.

Alſo können wir doch ſchon hier, in gewiſſem Grade, zuwegebringen, was uns im andern Leben widerfahren wird, nämlich die Unterordnung des Aeußeren unter das Innere; ſind nicht alle Reden der Philoſophen voll ſolcher Ausſprüche, daß der Weisheitliebende ſchon hier als ein Geſtorbener wandle; den äußeren Leib haben wir aber hier noch obendrein: ſehen Sie alſo ſelbſt ein, ob nicht offenbar das jetzige Leben einen Vorzug vor dem künftigen habe.

Lieber Freund, antwortete ich, ein jedes Ding hat wohl ſeine eignen Vorzüge, die das andere nicht hat, und iſt doch darum vielleicht nicht ſchätzenswerther als dieſes. Der Reichthum z. B. hat gewiſſe Vorzüge vor der Armuth; wenn aber eben dieſer es allgemein ſchwerer oder gar unmöglich machte, ins Reich der Wahrheit einzudringen, die Armuth

Digitized by Google

dagegen es erleichterte, so würde kein weiser Mann anstehen, die Armuth zu erwählen. Wer kann die Vorzüge des jetzigen Lebens verkennen? Hätte es diese nicht, wer hielte es aus? Aber immer fragt sich, welcher von seinen Vorzügen an sich selbst der größte ist. Mir scheint es der zu seyn, daß man hier schon jenen göttlichen Keim in sich pflegen und erziehen kann, und so zum Theil schon hier die Seligkeit jenes anderen Lebens genießen. Denn ohne dieses vollkommene Innere verlöre auch das äußere Leben seinen wahren und eigentlichen Reiz, der doch nicht in der Befriedigung der sinnlichen Lüste, sondern in der Empfindung der Schönheit und des eigentlich Innerlichen in allem Aeußeren besteht; denn der Rohe oder Verdorbene hat keinen Genuß von der Natur, der Geistige aber den größten.

So würde also dieser, sagte er, durch den Tod am meisten verlieren, jener am wenigsten.

Freilich, sagte ich, wie beim Hagelschlag der, dem tausend Morgen verwüstet werden, mehr verliert, als der, dem einer, und doch ist dieser unglücklicher daran. Aber überhaupt von Verlieren ist hier die Frage. Das ist ja nur die Rede derer, die hier zurückbleiben, und die sich nicht gewöhnt haben in jene Welt zu sehen; ohngefähr wie wenn einer vom Pflug oder der Heerde hinweg zur Herrschaft erhoben würde, und seine vorigen Gesellen nun sagten, er habe den Pflug oder seine Heerde verloren. Wir müssen also fragen, scheint es mir, was der, der schon hier geistig gelebt hat, im Tode gewinne, und dieß kommt mir nicht zweifelhaft vor, nämlich die Vollkommenheit eben desjenigen, wonach er hier im Leben am meisten gestrebt hat, und was daher nothwendig ein Höheres seyn muß als dieses Gegenwärtige. Denn ist es nicht so, daß, weil das Aeußere hier vollkommener ist, indem es auch das Innere in sich enthält, das Innere aber bei weitem nicht auf gleiche Weise das Aeußere in sich enthält, daß hier das Aeußere eine große Uebermacht über das Innere haben muß? Und folgt nicht, daß auch dieses Aeußere, weil es sich nicht mit dem vollkommenen Inneren verträgt, noch nicht das Vollkommenste seyn könne; denn wäre es dieß, so könnte zwischen ihm und dem Inneren überall kein Widerspruch mehr seyn?

Digitized by Google

Dieß folgt allerdings, ſagte er, aus dem Früheren.

Nicht alſo auch, fuhr ich fort, daß Inneres und Aeußeres hier noch keineswegs gleich, ſondern ſich ungleich ſind, nicht nur inwiefern das vollkommene Innere nicht mit dem vollkommenen Aeußeren zugleich beſteht, ſondern auch in dem Aeußeren ſelbſt?

Auch dieß, ſagte er, iſt nothwendig; denn wären ſie in dem Aeußeren vollkommen eins, ſo würde ſich dieſes unmittelbar in das Innere und dieſes wieder in jenes auflöſen.

Iſt alſo nicht auch das Aeußere hier noch ein untergeordnetes Aeußeres, das ſich zu dem vollkommenen Inneren als das Niedere zum Höheren verhält?

Freilich, ſagte er.

Und in dieſem Lebenskreis, bei dieſer Uebermacht, die das Aeußere erlangt hat, wird das vollkommene Innere nie möglich ſeyn?

Er verneinte es.

Ebenſowenig das vollkommenſte Aeußere?

Ebenſowenig, ſagte er.

Um alſo das vollkommenſte Innere zu erreichen, müſſen wir dieſen Lebenskreis verlaſſen?

Nothwendig, ſagte er.

Und in einen höheren übergehen?

Allerdings, ſagte er.

Und alſo nicht eine bloße Umkehrung des Verhältniſſes wäre der Tod, ſo nämlich, daß durch ihn das Aeußere dem Inneren ganz untergeordnet würde, und der nun folgende Zuſtand bloß der umgekehrte des gegenwärtigen wäre; ſondern der Tod wäre zwar auch dieß, aber zugleich die Erhebung in eine höhere Potenz, in eine wirkliche andere und höhere Welt?

Das eben, ſagte er, war es, was ich wollte.

Und der Weiſe und Gerechte würde für jenen höheren Zuſtand dieſen gegenwärtigen nicht ungern hergeben, ſondern mit jenem Göttlichen, das er in ſich gepflegt und ſorgſam herangezogen, wenn es ſeine vollkommene Reife erhalten, daß es die Flügel ausbreiten könnte, die unvollkommene

Digitized by Google

Erde, aus der es emporgewachsen, mit keinem anderen Gefühl hinter sich lassen, als mit dem jene zarten, bunten Vögel, in die sich, der Fabel zufolge, die Blüthe eines Baumes in Indien verwandelt, von diesem Baum hinwegfliegen?

Gar schön, sagte er, sey dieß alles.

Ich antwortete aber: Noch ist nicht alles im Reinen; denn dem gegenwärtigen Leben schrieben Sie den Vorzug zu, daß es, obgleich ein niedrigeres, doch zugleich den Keim eines höheren in sich schließe, und so gewissermaßen mehr noch als dieses selbst enthalte. Oder war es nicht so?

So war es freilich, antwortete er.

Des Keimes nun, sagte ich, als solchen bedarf es nicht mehr, wenn das volle Gewächs da ist, und sein Verschwinden in diesem Fall ist kein Verlust. Doch weiß ich nicht, ob nicht auch darauf eine andere Antwort möglich wäre.

Auch diese sollten Sie uns geben, sprach er.

Jetzt nicht, sagte ich; denn ich bemerkte, daß schon seit längerer Zeit unsere Freundin in eignen Gedanken verloren war und unserem Gespräch nur noch halb oder gar nicht zuzuhören schien. Wie wir nun schwiegen, kam sie plötzlich zu sich, und sagte, als ob wir noch bei einer früheren Rede stünden: Mit all dem habe ich aufs neue gedacht, daß es eine wünschenswerthe Sache wäre, zu wissen, wie es dem Abgeschiedenen in ihm selbst zu Muth wäre, und dieß dünkt mir wäre die beste Antwort auf jene Frage (vermuthlich die wegen der Vorzüge des künftigen Lebens).

Wir stimmten damit überein.

Wie kommt es doch, sagte sie alsdann, daß der Tod so allgemein als ein Entschlafen vorgestellt wird. Sollte er nicht vielmehr ein Erwachen seyn?

Vielleicht, sprach ich.

Und doch, sagte sie, ist der Gedanke so süß, die Todten als Entschlafene zu denken, die ruhen von ihrer Arbeit.

Freilich, sagte ich.

Digitized by Google

Und ich weiß nicht, fuhr ſie fort, wie äußerlich mir des Tages Glanz und Pracht erſcheint, und erſt, wenn er ſchwindet, geht das eigentlich Innere auf; aber warum muß es Nacht ſeyn?

Es zeigt, antwortete ich, die Nacht, daß jenes eigentliche Innere in uns noch unerfüllt iſt, daß es für uns zu dem Verborgenen und Zukünftigen gehört.

Wenn in der Nacht ſelbſt, fuhr ſie fort, ein Licht aufginge, daß Ein nächtlicher Tag und Eine tagende Nacht uns alle umfinge, da wäre erſt aller Wünſche letztes Ziel. Iſt's darum, ſetzte ſie hinzu, daß die mondhelle Nacht ſo wunderbar ſüß das Innere berührt und mit Ahndungen eines nahen Geiſterlebens die Bruſt durchſchauert?

Gewiß, ſagte ich. Mir fällt das Wort eines oft verkannten Mannes ein, der mehr als einmal zu mir ſagte: wer wachend könnte, was er ſchlafend muß, der wäre erſt der vollkommene Philoſoph. Ich aber ſagte immer: der wäre der vollkommene Selige. Und feſt glaube ich auch, daß den Seligen unter unſern Abgeſchiedenen ein ſolches Loos zu Theil wird, und daß ſie darum Entſchlafene, nicht Eingeſchlafene, genannt werden, gleichſam als ſolche, die im Schlaf wieder dem Schlaf entgangen und zum Wachen hindurch gedrungen ſind, Entſchlafene jedoch eher als Wachende, weil Schlafen ſchon hier dem innern Leben näher liegt als Wachen.

Mir hat, fuhr Clara fort, ein berühmter, uns allen bekannter Geiſtlicher, dem Beobachtungsgabe nicht abgeſprochen werden kann, oft erzählt, wie im Augenblick des Einſchlummerns ſich eine unbeſchreibliche Heiterkeit über ſein ganzes Weſen ausgieße, wobei zugleich die Seele in der feinſten ſittlichen und geiſtigen Thätigkeit ſich befinde; alle ſeine Fehler ſtehen dann auf eine höchſt peinliche Art vor ihm, und im Gegentheil, je reiner ſich ſein Herz fühle, deſto ſeliger ſey dieſer Mittelzuſtand von Schlafen und Wachen. Von allem, was Traum heißt, ſey dieſer Zuſtand ſo unendlich unterſchieden, daß ſeine Klarheit ſogar die lebhafteſten Vorſtellungen beim Wachen weit übertreffe, und jede gewöhnliche Art zu exiſtiren gegen dieſe nur Traum, Schlummer, Tod zu ſeyn ſcheine. Er werde dann in ganz neue Geſichtspunkte verſetzt, in

Digitized by Google

eine Art bilderlosen Anschauens, worin doch alles aufs genaueste unterschieden und durchaus ohne Verwirrung sey. Dieser Zustand daure aber gewöhnlich (wie er aus verschiedenen Merkmalen wisse, ob er gleich ihm nicht so kurz vorkomme) nur eine Sekunde; er verschwinde durch eine plötzlich zuckende Bewegung und lasse das wehmüthigste Schmachten nach seiner Fortdauer in der Seele zurück. Bald darauf erfolge das gänzliche Einschlafen.

Jene zuckende Bewegung, sagte der Arzt, wird wohl allgemein als Zeichen des wachen Einschlafens bemerkt.

Sollte nicht, sagte ich, eben diese Bewegung der Schlag seyn, wodurch die Natur das aufgehen wollende innere Licht oder Sehen auslöscht und in bloßen Schlaf verwandelt?

Wenigstens, antwortete er, gibt es keinen größeren Beweis von der Uebermacht der äußeren Natur über unser jetziges Leben, als daß sie unsern innerlichsten Zustand in Schlaf verwandelt.

Wenn es aber wahr ist, fuhr ich fort, was so viele glaubhafte Männer, besonders Aerzte versichern, daß menschliche Wesen durch Einwirkung anderer Menschen, bei völlig erloschenen äußeren Sinnen, und während sie sich gegen alles andere, den Einwirkenden ausgenommen, wie todt verhalten, zur höchsten innern Klarheit und einem Bewußtseyn ihrer selbst übergehen, mit dem das im Wachen nicht von ferne zu vergleichen ist, so hätten wir, glaube ich, die Erfahrung eines Zustandes, den wir mit Recht einen höheren nennen und als ein wachendes Schlafen oder schlafendes Wachen ansehen könnten[1]. Und ich würde darum mit ihm nicht den Tod, sondern den Zustand, der ihm folgt, vergleichen, der, wie ich glaube, das höchste, durch kein Erwachen unterbrochene Hellsehen seyn wird.

Uebrigens, sagte der Arzt, haben die Annäherungen zu jenem höheren Schlaf die größte Aehnlichkeit mit den Annäherungen zum Tode.

Dieß ist nothwendig, sagte ich, denn eine Art von Sterben muß auch dort dem erhöheten Zustand vorangehen.

[1] Vgl. Stuttgarter Privatvorlesungen, Band VII, S. 477. D. H.

Digitized by Google

Ich habe viel von dieſen dunkeln Erſcheinungen gehört, ſprach Clara, die aber in meiner nächſten Nähe vor mir verborgen gehalten wurden. Aber das Aeußere davon reizt mich nicht, ſondern ich möchte das eigne Gefühl ſolcher Schlafenden von ihrem Zuſtande kennen.

Wenn man, antwortete der Arzt, auch bloß von ihrem äußern Anſehn auf jenes ſchließen will, ſo befinden ſie ſich in einem unbeſchreiblichen Wohlſeyn. Alle krankhafte Spannung der Geſichtszüge läßt nach, ſie ſehen fröhlicher, geiſtreicher, oft jugendlicher aus; alle Spuren von Leidenſchaft verwiſchen ſich aus dem erheiterten Antlitz, zugleich wird alles geiſtiger, namentlich die Stimme.

O wohlthätige Hand des Todes, fiel hier Clara ein, daran erkenne ich dich! Laſſen Sie mich der früh verklärten Freundin gedenken, die meines Lebens Schutzengel war, wie bei ihr dieß alles eintraf; wie, als ſchon die Schatten des Todes ſich ihr näherten, eine himmliſche Verklärung ihr ganzes Weſen durchſtrahlte, daß ich glaubte ſie nie ſo ſchön geſehen zu haben als im nahenden Augenblick des Erlöſchens, und nie geglaubt hätte, daß eine ſolche Anmuth im Tode wäre; wie dann die immer melodiſchen Laute ihrer Stimme himmliſche Muſik wurden, geiſtige Klänge, die noch jetzt tiefer in meinem Innern widertönen als der erſte Zuſammenklang ſanft geſtimmter Harmonikaglocken.

Fragt man jene Entſchlafenen ſelbſt, fuhr der Arzt fort, um ihr Befinden, ſo verſichern ſie, es ſey das ſeligſte, ſie fühlen nichts von dem Körper noch von dem vorhergehenden Schmerz, und eine himmliſche Klarheit, ein erwärmendes Licht durchſtröme ihr Inneres.

Auch vor dem Tode ja, ſagte Clara, ſchweigen die Stürme der Krankheit, die Schmerzen hören auf, ja viele, und überdieß die beſten, ſcheiden in einer himmliſchen Entzückung.

Und doch, fuhr der Arzt fort, iſt jener Zuſtand noch bloße Annäherung zu dem höchſten, noch werden ſie von äußeren Dingen gerührt; obgleich mit geſchloſſenen Augen, ſehen ſie alles außer ihnen Befindliche, ja viele ihrer Sinne ſcheinen noch viel ſchärfer zu ſeyn.

Und was iſt denn jener höchſte Zuſtand? frug Clara.

Der, ſagte er, wenn ſie ganz von der Sinnenwelt entbunden werden,

Digitized by Google

und nur noch durch den Einwirkenden mit Dingen außer sich zusammenhängen, dann erst verhalten sie sich wie völlig Todte zu der Außenwelt. Denn zuvor empfindlich für den feinsten Laut, ja für entfernte Töne, die kein anderes Ohr vernimmt, als wenn sie näher kommen, werden sie jetzt nicht vom Geraſſel der Wagen, nicht vom Kanonendonner geweckt, und keine menſchliche Rede dringt zu ihnen als des Einen, mit dem sie in Beziehung stehen.

Und dann erst, fragte Clara, entsteht auch das höchste Hellsehen?

Freilich, sagte der Arzt. Eben hier zeigt sich das höchste, innere Leben. Alles verkündet an ihnen das innigste Bewußtseyn; es ist als wäre ihr ganzes Weſen in Einen Brennpunkt zusammengedrängt, der Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft in sich vereinigt. Weit entfernt die Erinnerung zu verlieren, wird ihnen weit zurück die Vergangenheit helle, wie die Zukunft oft in nicht unbeträchtlicher Ferne.

Folgt nicht aus allen dieſen Erſcheinungen, sagte ich hierauf, daß das geiſtige Weſen unſerer Körperlichkeit, das im Tode uns folgt, schon vorher in uns gegenwärtig ist, daß es nicht dann erst entsteht, sondern bloß frei wird und in seiner Eigenthümlichkeit hervortritt, sobald nicht mehr die Sinne und andere Lebensbande es an die Außenwelt feſſeln?

Der Arzt bekräftigte es, und setzte hinzu: Eine Menge Erſcheinungen während des Lebens, die wir weder aus der Seele noch aus dem Leib als ſolchem ableiten können, bezeugen die Gegenwart jenes Weſens.

Mir, sagte Clara, ist die Innigkeit des Bewußtseyns in jenem Zuſtande das Liebſte. Ich habe nie begreifen können, wie so viele Menſchen kleinmüthig zweifeln können, ob das Bewußtseyn nach dem Tode nicht erlöſche oder verweht werde. Denn mir ſchien der Tod immer eher ſammelnd als zerſtreuend, verinnigend, nicht veräußernd.

Erklärbar, sagte ich, ist indeß jenes zweifelhafte Reden, denn den meiſten war und ist noch jetzt der Tod eine gänzliche Trennung von allem Phyſiſchen, und dieſes (das Phyſiſche) ſcheint mir wenigſtens die Grundlage aller Bewußtheit zu seyn.

Wie ſo? fragte Clara.

Digitized by Google

O Beſte, ſagte ich, Sie rechnen zum fortdauernden Bewußtſeyn zuvörderſt die fortdauernde Einerleiheit des Bewußtſeyenden, oder nicht?

Ohne Zweifel, ſagte ſie.

Und daß dieſes Bewußtſeyende ſich als dieſes immer das Nämliche Bleibende von allem andern unterſcheide?

Freilich.

Nun gibt es wohl nirgendwo, ſagte ich, ein Dieſes und ein Jenes, was doch zu jeder Unterſcheidung erfordert wird, als nur im Phyſiſchen? — Oder, ſagte ich nach einer Weile, weil Ihnen dieß nicht deutlich genug ſcheint, wenn Sie Sich als Sich und daher als von allem unterſchiedene Perſon betrachten, fühlen Sie da nicht, daß im Grund Ihres Bewußtſeyns etwas durch keinen Begriff Aufzulöſendes liegt, etwas Dunkles, gleichſam als Halt Ihrer Perſönlichkeit?

Das Dunkle fühle ich wohl, ſagte Clara, aber eben dieſes Dunkle wünſche ich hinweg, es ſtört die Reinheit des Weſens.

Hinweg nun, ſagte ich, iſt es, einmal erregt, nicht zu bringen, Liebe, und es ſoll auch nicht hinweg, weil mit ihm zugleich die Perſönlichkeit verſchwände; aber verwandelt kann es werden, daß es ſelbſt Licht wird, nämlich als ſtummer Träger des höheren Lichts, die Eigenheit nur für dieſes bewahrend, daß es Wurzel und Grund habe, nicht aber für ſich ſelbſt.

So wie der Demant, fragte ſie, gleichſam nur für das Licht da iſt, damit dieſes in ihm durchleuchte und ſpiegle, und etwas ſey, worin es ſich faſſen könne?

Ganz ſo, ſagte ich.

Sollen wir nun ſagen, fuhr ich fort, daß uns dieſes an ſich Dunkle von der Natur komme oder anderswoher?

Ohne Zweifel von der Natur.

Daß alſo jeder Menſch von Anbeginn an jenen dunklen Keim in ſich trage, oder daß er vielleicht ein ganz zufälliges Gewächs ſey?

Unmöglich wäre dieß zu denken, ſagte ſie.

Und daß dieſer Keim zwar einer fortgehenden Verwandlung, aber

Digitized by Google

keiner Zerstörung fähig, oder daß er sowohl verwandelbar als zerstörlich sey?

Nothwendig, sagte sie, ist das Erste anzunehmen.

Er hat aber etwas Physisches an sich? fragte ich wieder.

Freilich, sagte sie, wenn er uns von der Natur kommt.

Also muß uns etwas Physisches auch im Tode folgen?

Nothwendig, wenn anders jener Keim uns folgt —

Und wenn, setzte ich hinzu, das Bewußtseyn unserer selbst als unserer selbst übrig bleibt?

Sie bejahte auch dieß.

Sollte nun nicht, fragte ich, eben jenes geistige Wesen unserer Körperlichkeit der uns folgende Keim seyn?

Es scheint, sagte sie.

Der aus dem Körperlichen selbst sich zur Geistigkeit entwickelt hat?

Freilich, sagte sie.

Der aber immer die Beziehungen auf das Physische behält?

Allerdings, antwortete sie, denn er ist ja noch immer das Wesen der Körperlichkeit.

Und er kann nie die Verwandtschaft zu dem verlieren, von dem er ursprünglich genommen ist?

Nie, so scheint es.

Ist es nun nicht ganz natürlich, fuhr ich fort, daß die, welche zwar eingestehen, daß das Geistige vielfach in das Physische hereinwirke, aber nicht begreifen wollen, daß hinwiederum auch das Physische in die Geisterwelt hinübergreife, daß diese, sage ich, fürchten, wenn der Tod nach ihrer Meinung die Verbindung zwischen Seele und Leib trennt und völlig aufhebt, daß dann auch das persönliche Bewußtseyn zerfließen und zerrinnen möge, wie der Duft der verwesenden Blume in die Luft, ohne daß eine Spur davon übrig bleibt?

Ganz natürlich ist dieß, sagte sie.

Es gelingt wohl aber, fuhr ich fort, den wenigsten noch in diesem Leben jene Verwandlung des dunkeln Keims in ihnen in Licht? Denn mir wenigstens sind unter der Menge fast lauter solche vorgekommen,

Digitized by Google

die trotzig auf ihrer Eigenheit beſtehen, und das für das Erſte halten, ſich als ſich geltend zu machen und zu behaupten.

Freilich, ſagte ſie.

Und die auch demgemäß denken und urtheilen, und alle ihre geiſtige Thätigkeit darauf richten; daß ſie z. B. unfähig ſind ſich ſelbſt zu vergeſſen in ihrem Denken und verloren zu ſeyn in der Betrachtung des Ewigen und Göttlichen, ſondern immerfort nach einem Aeußern verlangen, das ſie vor ſich hinſtellen und handhaben können, wie es ihnen gefällt, und das Göttliche auch wohl, wenn ſie merken, daß es ſich nicht ſo behandeln läßt, ganz verwerfen. Sollten nun die, welche nur dann ſich ihrer bewußt zu ſeyn dünken, wenn ſie ein Außer-ſich haben, jenes höchſten Bewußtſeyns fähig ſeyn: oder ſind ſie nicht vielmehr die geſchworenen Feinde alles Hellſehens?

Wahrſcheinlich das Letztere, ſagte ſie.

Müſſen ſie daher nicht, wenn man ſagt, daß eben jene höchſte Innigkeit des Bewußtſeyns der Zuſtand ſey, in den die Beſten nach dem Tode übergehen, glauben, und auch andere glauben zu machen ſuchen, daß auf dieſe Art alles perſönliche Bewußtſeyn im Tode verſchwinde?

Es ſcheint, ſagte ſie, daß ſie das ſagen müſſen.

Wie aber, ſagte ich, wenn jener anfänglich dunkle Keim in uns ganz in Licht umgewandelt iſt, iſt dann noch etwas in uns, wodurch wir von Gott unterſchieden ſind, oder nicht?

Ich verſtehe, antwortete ſie, die Frage nicht ganz.

Auch iſt ſie ſehr unbeſtimmt, ſagte ich. Verſuchen wir es alſo von dieſer Seite. Alle Dinge oder doch wenigſtens wir Menſchen ſind doch in Gott?

Auch das, ſprach ſie, iſt ja nicht deutlich, und kann auf mehr als eine Art genommen werden.

Gut alſo, ſagte ich; von den Seligen wenigſtens wird das allgemein geſagt, daß ſie zu Gott gehen, daß ſie vor Gott ſind, auch daß ſie in Gott ruhen. Oder ſollen wir dieß alles für bloße ſchöne Redensarten halten, denen nichts Wirkliches entſpricht?

Digitized by Google

Mit nichten, sagte sie.

Daß sie aber im Tode zu Gott gehen, wie man spricht, zeigt an, daß sie vorher nicht bei ihm waren, sondern getrennt von ihm, nicht in der wahren Heimath, sondern in der Fremde.

Freilich, sagte sie.

Nun aber getrennt von Gott konnten sie doch nicht seyn durch das wahrhaft Seyende, Vollkommene in ihnen?

So ist es allgemein angenommen, sprach sie.

Also nur durch das falsch Seyende in ihnen?

So scheint es, sagte sie.

So nämlich, fuhr ich fort, daß zwar in dem Vollkommenen in ihnen Gott war, nicht aber hinwiederum sie mit ihrem Unvollkommenen in Gott?

Das leuchtet ein, sagte sie.

Das Unvollkommene soll aber doch vergehen, oder wenn dieß nicht, doch umgewandelt werden in das Vollkommene; es soll zwar Seyendes bleiben, aber nur so weit, als es nöthig ist, um das eigne Seyn zum Träger des höheren zu machen.

Freilich.

Und diese Umwandlung nimmt schon hier ihren Anfang, bei den Guten wenigstens.

In alle Wege.

Je mehr sie aber fortschreiten in der Vollkommenheit, desto weniger sind sie nothwendig von Gott geschieden.

Freilich, sagte sie.

So daß, je vollkommener sie werden, sie endlich ganz übergehen in Gott und zuletzt gar in ihm verschwinden.

Ganz natürlich, sagte sie, scheint das zu folgen.

Ist aber nicht, sagte ich, auch diese Furcht sehr allgemein bei vielen, daß sie nämlich sorgen, wenn sie erst ganz verklärt würden, der Eigenwille in ihnen ganz überwunden, daß sie dann sich ganz und gar auflösen möchten, und nie und nirgendswo mehr zu finden seyen, sondern verschwimmen in Gott. Und gibt es nicht wieder andere, die das recht

Digitized by Google

mit Liebe, als wäre es ſo, vorzuſtellen wiſſen, wie nämlich die Seele dann in Gott, wie ein Tropfen im Ocean oder wie ein Lichtſtrahl in der Sonne verſchwinde?

Ich habe dergleichen freilich auch geleſen, ſagte ſie.

Und etwas Nothwendiges, fuhr ich fort, liegt doch in der Vorſtellung, denn daß die Seligkeit nur in der vollkommenen Einheit mit Gott möglich ſey, das ſagen doch alle und auch wir.

Freilich, antwortete ſie.

Nur ſehe ich ſo gar nicht ein, fuhr ich fort, ob denn jenes nothwendig folge, daß, wenn wir mit dem Göttlichen ganz eins geworden, dann alles beſondere Daſeyn für uns verloren ſey. Denn der Tropfen im Ocean iſt doch immer dieſer Tropfen, wenn er gleich nicht unterſchieden wird, das einzelne Fünkchen im Feuer oder der einzelne Strahl in der Sonne (wenn es einen ſolchen gäbe) ſind, jenes doch immer das Fünkchen, und dieſer der einzelne Strahl, wenn ſie gleich nicht als beſondere geſehen werden. Daher, wenn wir uns auch vorſtellen, daß die Frommen im Tode von Gott in ſeliger Entzückung hingeriſſen würden, gleichſam als vom allgemeinen Magnet, zu dem alles ſich hinſehnt, ſo daß ſie jetzt ganz von ihm durchdrungen wären, und nur in ihm anſchauten, empfänden und wollten, ſo ſehe ich doch nicht ein, wie dadurch zugleich ihre ganze Eigenthümlichkeit verloren wäre. Oder wenn ſie zu Gott im Tode in das Verhältniß kämen, worin die magnetiſch Schlafende zu ihrem Arzt oder Heiland ſteht, daß ſie nämlich zwar für alles andere todt, für ihn aber im höchſten Grade lebend und empfänglich wären, und in ihm alles andere empfänden, und keinen andern Willen hätten als den ſeinigen, ob dann wohl, möchte ich wiſſen, alles eigne Daſeyn ganz und gar verloren, oder ob es nicht vielmehr zur höchſten Innigkeit erhoben wäre? Sollte es daher faſt nicht ſcheinen, daß die, welche von jenem vollkommenen Einswerden mit dem Göttlichen die Vernichtung ihrer Beſonderheit zu fürchten vorgeben, eigentlich nur jene Hingeriſſenheit und gänzliche Ergebung ſcheuen, wie ſie ſchon hier ſich vor jeder, auch geiſtigen Trunkenheit ſcheuen, und den, der von höchſten Dingen erfüllt iſt, als einen Wahnſinnigen anſehen,

Digitized by Google

und dem eignen Willen abgestorben seyn als den wirklichen Tod oder für was Aergeres als den Tod halten?

Mir scheint, sagte sie hierauf, doch noch etwas unerörtert da zu liegen.

Vielleicht, antwortete ich, und was denn?

Eben dieses, sagte sie, daß in dem obigen Beispiel ein jedes Stäublein von den vielen, die sich zu dem Magnet und in diese Verbindung hineinstürzen, von seiner Kraft freilich ganz durchdrungen ist und aus der belebenden Kette, wenn es auch könnte, nicht heraus möchte (so wohl scheint es ihm darin zu seyn), aber doch noch etwas an sich hat, was es nicht von dem Magnet hat. Ebenso die Schlafende in dem andern Beispiel.

Vortrefflich, sagte ich, und ganz, wie man zu sprechen pflegt, zur Sache!

Also glauben jene wohl, daß der Mensch außer dem Sittlichen, wodurch er in jenem Leben, wenn er schon in diesem darnach gestrebt hat, ganz mit dem Göttlichen sich vereinigen kann, nichts mit hinübernehme?

Sie müssen wohl, sprach sie, dieß glauben.

Also nichts Physisches, sagte ich, folge ihm dorthin?

Nichts; so scheint es.

Nicht also jener anfänglich dunkle Keim, der erst allmählich durch eine Art göttlicher Umwandlung das Licht in sich aufnimmt?

Auch dieser nicht.

Und der auch ganz umgewandelt doch nie seine erste Natur verleugnet?[1]

So wenig, scheint mir, sagte sie, als der durchsichtigste Demant deßwegen aufhört schwer oder überhaupt körperlich zu seyn.

Dieser dunkle Fleck unserer Existenz, fuhr ich fort, der, auch ganz aufgelöst und verklärt, doch immer etwas an uns übrig läßt, das nicht von Gott war.

[1] Immer das erregte Seyende bleibt (Randbemerkung).

Digitized by Google

Wovon denn? fragte Clara.

Haben Sie denn nicht ſelbſt geſagt, er komme nur aus der Natur?

Freilich, ſagte ſie. Aber auch von der Natur ſagen jene, die das Verſchwinden aller Beſonderheit in Gott lehren, ſie ſey Gott.

Sie mögen wohl, antwortete ich, wie man im Sprüchwort zu reden pflegt, ſchlagen gehört und vergeſſen haben, wie viel. Nämlich vielleicht haben ſie einmal gehört: Gott ſey in der Natur, und haben nur dieß kleine Wörtchen in vergeſſen, oder verſtehen das ſo, als wäre die Natur Gottes Inneres, und ſagen dann überhaupt die Natur ſey Gott.

O Beſter, fuhr ſie hierauf fort, wie oft habe ich Sie ſelbſt ſagen hören, alles gehöre zu Gott, und nichts ſey außer Gott?

Freilich, ſagte ich, wie vieles zu uns gehört, das deßwegen doch nicht wir ſelbſt iſt; ja manches auch in uns, wenn wir im Ganzen und Weiten von uns reden, was doch zu unſerem eigentlichen Selbſt nicht gehört.

Ich erwartete, daß ſie antworten würde, und ſah ſie darum an. Sie aber ſagte: Sprechen Sie nur fort, mir kommt ein Licht aus alter Zeit; eine faſt vergeſſene Rede wird mir wieder lebendig.

Ich fuhr alſo fort und ſagte: So iſt gleich jenes geiſtige Weſen, das ſich aus unſerer Körperlichkeit entwickelt und der Sitz der Ahndung, ein Organ des Zukünftigen iſt, unſer treuer Begleiter in dieſem Leben, und folgt uns in das künftige; aber unglücklich, wer es für ſein eigentliches Selbſt hielte, das nur im Geiſte wohnt. Und ebenſo oder noch mehr der Körper, und was in uns Sitz der Begierde und Leidenſchaft iſt, gehört zwar zu uns, aber iſt nicht wir ſelbſt. Denn fordern wir nicht allgemein, daß unſer eigentliches Selbſt dieſes andere und uneigentliche Selbſt beherrſchen ſolle?

Freilich, ſagte ſie.

Und wir unterſcheiden alſo jenes von dieſem?

Gar ſehr, war ihre Antwort.

Wenn alſo, wie es allerdings ſo iſt, die Natur zu Gott gehört, ſo kann ſie zu ihm gehören nicht als ſein eigentliches und erſtes, ſondern als ſein uneigentliches und anderes Weſen, als ein in Bezug auf ſein

Digitized by Google

inneres Weſen — das eigentlich Seyende — Nichtſeyendes. Und wir haben nun doch, fuhr ich fort, früher Inneres und Aeußeres unterſchieden. Sagten wir nicht, das Innere ſey in dem Aeußeren das eigentlich Seyende, das Aeußere aber bloß das Seyn von ihm?

Ich erinnere mich, ſagte ſie.

Können wir alſo nicht ſagen, Gott ſey in der Natur das Seyende, die Natur aber von Gott nur das Seyn?

Freilich.

Nur daß dieſes Seyn Gottes ſelbſt wieder ein höchſt und allerwärts Lebendiges iſt, wie die Künſtler auch die Fußſohle des olympiſchen Jupiters noch mit Leben ſchmücken. Und wenn wir ſo reden, ſo iſt damit keineswegs geſagt, Gott und die Natur ſey einerlei.

Keineswegs, antwortete ſie.

Wenn nun Gott uns aus dieſem geringeren Theil ſeines Weſens, dem, was nicht Er ſelber iſt, emporhebt oder ſchöpft, ſo iſt unſer anfängliches Weſen ein ſeinem Grunde nach von Gott verſchiedenes?

Freilich.

Das auch eben darum ſich in eigner Selbſtthätigkeit erheben kann, um entweder ſich dem Geiſte nach in das Seyende zu verklären oder ſich ihm zu widerſetzen? Ohngefähr ſo, wie die Blume zwar nur durch die belebende Kraft der Sonne, aber durch einen eignen Trieb, aus einem von jener unabhängigen dunklen Grund ſich erhebt, und ſelber zuletzt ihr angeborenes Dunkel in Licht verklärend, doch ein von Licht und Sonne Verſchiedenes, aus einer andern Wurzel Stammendes bleibt, zwar verſöhnt dem Licht, aber nicht es ſelbſt.

Ich verſtehe es, ſagte ſie.

So daß alſo, wenn wir nun auch nach dem Tode, in Geiſterwonne verſunken und ganz durchdrungen von der göttlichen Gegenwart, aus der ſeligen Welt, ſelbſt wenn wir könnten, nicht herausmöchten, gleichwohl etwas in uns übrig bleibt, das von Gott verſchieden iſt, und das zwar ruht, aber doch ewig da bleibt als die erſte Möglichkeit, uns entweder von ihm als dem Seyenden zu ſcheiden, oder als ſelbſtändig in ihm zu ſeyn.

Digitized by Google

Es folgt wohl, ſagte ſie.

Und jetzt erſt mit gänzlicher Verklärung des angeborenen Dunkeln in uns hebt das klarſte und innigſte Bewußtſeyn unſerer ſelbſt und unſeres ganzen Zuſtandes, nicht allein des gegenwärtigen, ſondern auch des vergangenen, an, und weit entfernt, daß es wie Eis im Waſſer zerſchmelzen ſollte, wird es vielmehr erſt jetzt vollkommenes Bewußtſeyn, zu welchem ſich das gegenwärtige, das von der widerſtrebenden Bewußtloſigkeit immerfort verdunkelt und eingeſchränkt wird, nur wie Traum und Dämmerung verhält.

Sie bejahte auch noch dieß.

Ich aber war nun entſchloſſen aufzubrechen; denn ſchon ſeit längerer Zeit hatten die kleineren Kinder über ihre Spielſachen ſich ſchlafen gelegt; die älteren Mädchen aber, die nun auch nicht mehr hatten, womit ſie ſich beſchäftigen konnten, waren eins nach dem andern in das innere Zimmer hereingekommen und hatten ſich neben Clara hingeſchmiegt. Der Arzt aber hatte noch eine Frage in Bereitſchaft, die er mir kurz hinwarf, und die ich auch ebenſo kurz zu beantworten ſuchte; allein wie Unterhaltungen von ſolchen Dingen bei nächtlicher Weile am liebſten gehört werden, und dann gewöhnlich durch die geheimen Schauer, die ſie erregen, dienen, die Geſellſchaft länger zuſammenzuhalten, ſo wurden wir auch hier unverſehens in eine ſolche Unterredung weiter hineingezogen, als es unſer Wille war. Der Arzt ſagte nämlich, nur das gefalle ihm nicht an dem Vorgetragenen, daß der Zuſtand des Hellſehens ſo allgemein als der dem Tode folgende ſey angenommen worden, denn es ſey doch zugleich geſagt worden, daß dieſer Zuſtand an und für ſich ein ſeliger ſey: es können aber wohl die wenigſten, ganz unmöglich aber ſey es, daß alle in einen ſo ſeligen Zuſtand gleich vom Leben weg übergehen.

Ich antwortete alſo kurz und ſagte: Ich erinnere mich auch wenigſtens einmal beſtimmt geſagt zu haben, daß jenes nur den Beſten widerfahre; was aber die anderen betrifft, ſo haben wir das gar nicht unterſucht.

Clara aber meinte, die Unterredung wäre doch ganz unvollſtändig

Digitized by Google

ohne dieß, wir wären einmal beisammen, und ich einmal, wie sie sich ausdrückte, im Zuge.

Ich sagte ihr aber: Glauben Sie denn, daß es so leicht ist, hiervon befriedigend zu reden. Denn wenn ich nur von dem äußersten Gegentheil jenes guten Zustandes reden wollte, dem, welcher die ganz und vollkommen Bösen erwartet, so wäre es leicht; wie aber in diesem Leben unzählige Mittelstufen zwischen Gut und Schlecht vorkommen, so wohl auch in jenem Leben zwischen Seligkeit und Unseligkeit, und nicht so einfach als viele denken, sondern gar wunderbar mannichfaltig muß es dort aussehen im unsichtbaren Reich, wenn der Spruch wahr ist: daß einem jeden vergolten wird, je nachdem er gehandelt hat und gesinnt gewesen ist bei Leibesleben. Wer aber möchte die Wunder jener Innenwelt wagen zu ergründen und darzulegen, da uns die dieser Außenwelt, welche wir täglich mit Augen erblicken, noch so verschlossen sind? Wahrlich, der müßte wie jener Armenier bei Plato gestorben gewesen seyn, und aus dem jenseitigen Leben zurückgekehrt in das gegenwärtige, oder wie dem schwedischen Geisterseher müßte ihm auf andere Art sein Inneres geöffnet werden, um in jene Welt hineinschauen zu können, der hiervon genau zu reden sich unterstände.

Der Arzt aber meinte, wenn man in einer Sache die beiden Aeußersten hätte, so ließe sich das dazwischen Liegende eher ausdenken.

Ich antwortete: Nicht immer mag dieß der Fall seyn; und dann ist hier jenes eben das Schwere, das andere Aeußerste zu finden; denn sehen Sie nur, ob wir nicht noch weiter zurückgehen müssen, und ob nicht schon jenes zu schnell und unbedingt behauptet war: der Tod sey überhaupt eine Versetzung ins Geistige; denn von der gegenwärtigen Körperlichkeit eines Menschen aus bis zur Geistigkeit mögen so viele Zwischenstufen seyn, daß er im Sterben wohl von jener losgerissen werden könnte, ohne deßhalb ins Geistige überzugehen, und die äußere körperliche Welt ganz zu verlassen. Selbst jener, in welchem der gute Keim des Fortschreitens liegt, kann doch nur stufenweise vergeistigt werden; dem aber, welcher schon hier vom zurückschreitenden oder bösen Willen beherrscht war, wird, wenn er jetzt durch Verlust des Leibes im

Digitized by Google

Fall iſt, gezwungen fortzugehen, der lebhafteſte Unwille erregt werden und ein heftiges Zurückſehnen nach dem Leibe, beſonders in jenem geiſtig-körperlichen Weſen, das gewohnt war, alle Eindrücke von untenher oder von dem Körper zu erhalten, nicht aber der Seele untergeordnet zu ſeyn und durch Einflüſſe einer höheren Welt geleitet zu werden. Dieſes alſo wird auch jetzt das Herrſchende bleiben, und gleichſam als ein Gewicht an der Seele ſie immerfort zurückzuziehen ſtreben in die Körperlichkeit; und daß dieß eine Nothwendigkeit ſey, beweiſen die ohne alle Verabredung übereinſtimmenden Sagen aller Völker von häufigen Erſcheinungen ſolcher Seelen bei den Grabmälern oder auf Wahlſtätten; wir mögen nun dieſe Sagen als wahr annehmen oder nach heutiger Art als völlig unwahr verwerfen.

Hier verbreitete ſich dann das Geſpräch, wie es immer, wenn dieſe Materie in einem trauten Kreis berührt wird, zu geſchehen pflegt, mit Lebhaftigkeit und allgemeiner Theilnahme über den ganzen Gegenſtand. Beſonders erklärte ſich Clara ganz gegen alle Erzählungen der Art.

Sie beleidigen jeden geſunden Sinn, ſagte ſie, ſchon durch ihre gewöhnliche Pöbelhaftigkeit, und zeigen dadurch ihren Urſprung deutlich genug an; Sammlungen der Art, anſtatt, wie ſie vielleicht die Abſicht haben, den Glauben an dieſe Dinge zu erregen, bringen im Gegentheil den beſtimmteſten Widerwillen dagegen hervor; und wer kann an das glauben, was ihm gemein und widrig vorkommt?

Der Arzt, der ſich einmal zum Vertheidiger aufgeworfen hatte, entgegnete ihr theils mit Scherz, indem er ſagte, daß die Unſeligen ja natürlich die ſchlechteſte Geſellſchaft ausmachen und die eigentliche Hefe des Menſchengeſchlechts ſeyen, theils mit der Bemerkung, daß es doch auch zierlichere Erzählungen der Art gebe, wovon er einige, namentlich die Begebenheit der Clairon, berührte.

Eben dieſe Geſchichten, ſagte ſie, ſind es, die ich durchaus nicht reimen kann. Oder wie ſoll ich es für möglich halten, daß Abgeſchiedenen ſo viel Willkür übrig bleibe, um in unſerer Umgebung beliebige Wirkungen hervorbringen, ja ſogar, wie in jener Geſchichte, an einem zarten Geſchöpf noch nach dem Tode Rache nehmen zu können? Ob wir

Digitized by Google

dergleichen Geschichten für sittlich möglich halten dürfen, wage ich nicht zu entscheiden.

Wenn es aber wahr ist, sagte er hierauf, was so viele Naturforscher, durch Erfahrung gedrungen, von einem geistigen Wirkungskreis jedes Lebenden sagen, und von der Art von Freiheit, mit der über ihn geschaltet werden kann, sollte es nun nicht auch möglich seyn, mittelst dieses Wesens, wenn es entbunden ist, unmittelbar auf das gleiche Wesen der Dinge wirken, und so auf eine ganz andere Art, als wir pflegen, Veränderungen hervorbringen zu können? Denn wir, um einen Schall oder irgend etwas der Art zu erregen, bringen zuerst in dem Aeußeren der Dinge durch Schlag oder Stoß oder auf irgend ähnliche Art eine Veränderung hervor, durch welche das Innere bloß mittelbar bewegt wird, ausgenommen in unserem eignen Körper, in dem der Wille unstreitig das Innere unmittelbar und zuerst anregt, und durch dieses erst das Aeußere. Unmöglich also kann es nicht scheinen, daß jenes Wesen, wenn es von seinem eignen Leib entbunden ist, mit größerer Freiheit auf andere Dinge gleichsam als Zersetzungsmittel wirken könne, um auch in ihnen das ähnliche Wesen frei zu machen; und vielleicht ist gerade der Schall, der ohnehin jenen Wesen so nahe verwandt scheint, das am leichtesten auf solche Art zu Entbindende, da er auch in der Natur in manchen Fällen nicht durch körperliche Erschütterung, sondern auf eine geistige Art entbunden zu werden scheint. Ueberhaupt aber, fuhr er fort, ist jenes geistig-körperliche Wesen wohl jetzt schon das eigentliche Organ der Willkür oder das Mittel, vermöge dessen wir in manchen Fällen Veränderungen durch bloßen Willen hervorbringen. Was ist das unfaßliche und doch sichtbare Wesen, das ins Auge sich ergießt bei Begeisterung der Liebe oder des Zorns, und woher diese Verzauberungskraft im Guten und im Bösen, die eben das geistigste aller Werkzeuge ausübt? Woher der unleugbar große Einfluß des Willens selbst auf die Wirksamkeit der Mittel, so daß sie in der That oft bloße Mittel zu seyn scheinen, durch welche die Absicht des Darreichenden durchwirkt? Welche Gewalt zeigen Verzückte über jenes geistig-sinnliche Wesen, so daß sie es nicht nur von dem Körper ganz zurück-

Digitized by Google

ziehen können, wie jener Priester, der im Stande war, sich allen sinnlichen Empfindungen zu entreißen, wie ein Todter gleichgültig selbst gegen heftigen Schmerz dazuliegen, ja den Gehörsinn, der im Tode am längsten dauert, bis zu dem Grade zu mäßigen, daß er zwar die Stimmen der Redenden, aber als aus weiter Ferne kommende vernahm! Selbst es von sich abzutrennen und in die Ferne zu entsenden, scheint ja Sehnsüchtigen nicht unmöglich. Wie oft habe ich in französischen Hospitälern die armen Schweizerknaben betrachtet, die am Heimweh krank sind, und deren Körper zwar gegenwärtig sind, aber wie halb oder ganz entseelte, ohne Rede, fast ohne Zeichen, die Augen starr nach einem Punkt geheftet, während vielleicht (so dachte ich mir) ihr Geist unter den heimischen Felsen und Gebirgen umherirrte und dort von jemand hätte gesehen werden können! Seitdem ist mir auch das sehr glaublich geworden, was ich mich erinnere gehört oder gelesen zu haben, daß auch denen im andern Leben die nahe Ankunft eines Freundes oder Verwandten dadurch bekannt werde, daß sie seine Gestalt schon einige Zeit früher im Kreis der Himmlischen erblicken.

An diese jenseitigen Erscheinungen, sagte hierauf Clara, will ich lieber als an die diesseitigen glauben, denn gewiß ist doch, die Seele ist nicht, wo sie ist, sondern wo sie liebt, und das wahrste Heimweh ist wohl das nach dem andern Leben.

Sollte aber nicht, fuhr ich nach einer Weile fort, der willkürliche Gebrauch des geistig-körperlichen Wesens nach dem Tode auf jeden Fall selten seyn? Gibt es nicht auch zwischen dem Hellsehen und dem eigentlichen Schlaf einen oder mehrere Mittelzustände? Mir scheint der Traum ein solcher zu seyn und eigentlich ein unvollkommener Versuch, im Schlaf das Wachen und also das Hellsehen hervorzubringen.

Wenigstens, antwortete er, würde die Erfahrung dafür sprechen, daß Nachtwandler nicht träumen, dagegen, wie sie jene Eigenschaft verlieren, anfangen Träume zu haben, und zwar in der That prophetische.

So wäre es also denkbar, sagte ich, daß Menschen, die im Tode fast ganz der äußeren Natur anheimfallen, eine Art von Schlaf festhält, worin sie von einem traumähnlichen Ideensturm umgetrieben

Digitized by Google

werden; und auch damit ſtimmen ja manche Sagen überein. Oder gibt es ſchon bei lebendigem Leibe etwas Peinvolleres, als im Traume in einem finſtern Thale oder Walde herumirren und den rechten Weg nicht finden können, ſuchen und die Unmöglichkeit empfinden finden zu können, eingeſchloſſen ſeyn und nicht aufſteigen können, dergleichen ja jedem Träumenden oft begegnet. Wenn überhaupt die Imagination das Werkzeug iſt, mit welchem am allgemeinſten geſündigt wird, ſollte es nicht eben dieſe auch ſeyn, durch welche am meiſten geſtraft wird, und die Qualen, welche die Sündhaften in der andern Welt erwarten, vorzüglich in Qualen der Phantaſie beſtehen, deren Gegenſtand beſonders die ehemalige körperliche Welt wäre?

Er ſagte, auch ihm ſey dieß ſehr wahrſcheinlich.

Wenn aber, fuhr ich fort, auch ein Zuſtand des Hellſehens der allgemein nothwendige nach dem Tode wäre, wenigſtens weil die Abgeſchiedenen nur durch jenes geiſtig-körperliche Weſen mit der Körperwelt zuſammenhängen, ſo wäre ein dem Guten entgegengeſetzter Zuſtand doch noch begreiflich. Denn haben Sie nicht Kranke gekannt, denen jener Zuſtand die wohlthätigſte Empfindung, Befreiung von Leiden und Heilung brachte, andere aber auch, die dazu aufgefordert heftige Schmerzen empfanden und viel tiefer in ihr Uebel zurückſanken?

Er bejahte es.

Sollte nun nicht, fuhr ich fort, etwas Aehnliches nach dem Tode möglich ſeyn, daß denjenigen, welche ſchon hier mehr innerlich als äußerlich gelebt, der Zuſtand des Hellſehens der ſeligſte, nämlich eben durch ſeine Innigkeit und die Befreiung vom bloß Aeußeren, wäre, denen aber, die immer nur mit dem Leibe und durch denſelben mit den äußeren Dingen verkehrt haben, und ganz von der Sinnlichkeit äußeren Weſens verzaubert waren, zur Qual gereichte, indem ſie ihn hier ſchon mit allen Kräften geflohen und gegen alle Innigkeit ſich geſträubt, das Göttliche in ſich zum Schweigen zu bringen, ja zu morden, wenn es möglich geweſen wäre, und, mit Einem Wort, ſo viel möglich äußerlich zu leben geſucht haben. Denn hier wohl konnten ſie es aushalten, theils weil die äußere Natur, trotz ihrer Entartung, doch immer viel

Digitized by Google

göttlich Mildes enthält, das als ein Balſam auch auf ſie einfloß; theils weil ſie ihre Seele ganz mit äußeren Dingen erfüllen und ſich, wie ſie es ganz richtig nennen, durch dieſe zerſtreuen konnten. Dort aber, wo ihnen alles Aeußere verſchwunden iſt, und wo ihnen kein Zuſtand als jener innige übrig geblieben iſt, werden ſie ja wohl recht zwiſchen Seyn und Nichtſeyn ſchweben; unfähig ins eigentliche Seyende ſich zu erſchwingen, und von dem Nichtſeyenden, das ſie dafür hielten, durch den Tod abgeſchnitten, werden ſie alles verſuchen, dieſe Pein zu mindern, bald ſich erheben wollen und unwiderſtehlich zurückſinken, bald wieder mit ihren Einbildungen in dieſe Welt hereingerathen, bis ſie wieder finden, daß es damit nichts iſt, und daß es Abirrungen vom rechten Wege ſind, glücklich, wenn eine höhere Hülfe oder der Ruf eines vorangegangenen Seligen ſie endlich auf die rechte Bahn bringt: und dieſen Zuſtand halte ich für den eigentlichen der Seelenreinigung, wovon Alte und Neue ſo viel geredet. Denn nur wenige gehen hinüber ſo rein und befreit von aller Liebe zu dem Irdiſchen, daß ſie ſogleich losgeſprochen werden können und in den oberſten Ort gelangen. Selbſt die aber, bei welchen nie ein böſer Wille einwurzelte, ſondern der urſprüngliche Keim des Guten zwar oft unter den Dornen der Welt verborgen und in der Entwicklung gehemmt, aber doch nie verſehrt oder ganz vernichtet worden, gehen noch mit ſo viel Eitelkeit, falſcher Meinung, Einbildung und anderem Unlauteren beſchwert hinüber, daß ſie unmöglich gleich zur Gemeinſchaft der Heiligen, vollkommen Seligen und Geſunden gelangen können, ſondern erſt durch gar viele, die einen jedoch durch mehr, die anderen durch weniger Läuterungen hindurchgehen, und eine kürzere oder längere Zeit, je nachdem ſie geartet ſind, auf dieſem Wege zubringen müſſen. Und gewiß nicht ohne Schmerzen kann eine ſolche Reinigung vor ſich gehen. Denn wie ſollten aus einer Seele ſo viele Wurzeln der Verdorbenheit ausgeriſſen, wie in Richtigkeit gebracht werden ſo viele Krümmen ohne eine unausſprechliche Empfindung der unendlichen Streitigkeit und Widerwärtigkeit, die ſich zwiſchen der Gleichheit und Krümme befindet, zwiſchen dem Licht der Lauterkeit Gottes, das ſich in die Seele ſenken will und zwiſchen den angewohnten

Digitized by Google

Beſchaffenheiten der Seele, die ihm ganz entgegen ſind. Oder ſollte alles Unreine und Böſe ohne tiefen und ſchmerzlichen Eingriff bewegt, angetaſtet, mit ſeinem Gegentheil bezwungen, getödtet und aus ſeinem Ort geworfen werden können in einer Seele, die mit jenem nicht bloß äußerlich angethan, ſondern ganz durchzogen, ja mit ihm vermiſcht und innerlich durchwachſen iſt, zumal die Seele im hellſehenden Zuſtand und auch in dem ihm ſich annähernden weit empfindlicher als im vorhergehenden und gewöhnlichen iſt. Und irre ich nicht, oder habe ich auch dieß von Ihnen gehört, daß die bloße Gegenwart unreiner Menſchen in jenem Zuſtande aufs lebhafteſte empfunden werde, und ihn vielfach ſtöre, ja verhindere?

Allerdings, ſagte er, ſey dem ſo, und wiſſe er es aus vielen Beiſpielen.

Wie quälend alſo, ſage ich, muß dem Unreinen, der nach dem Tode in einen ähnlichen oder doch annähernden Zuſtand übergeht, die eigne Gegenwart ſeyn, indem er jetzt allein mit ſich ſelbſt iſt und das erntet, was er in ſich geſäet hat; ja wenn jede böſe Luſt und Beſtrebung eine Art von Perſönlichkeit annehmen kann, und jede ſündliche That wie ein böſer Geiſt im Menſchen wohnen bleibt, wie empfindlich muß der Seele dieſes unreine Gefolge ſeyn, mit dem ſie von hinnen geht? Dieſes alſo, glaube ich, ließe ſich mit großer Wahrſcheinlichkeit von den entgegengeſetzten Zuſtänden nach dem Tode ſagen. Sehr beſchränkt aber würde mir wenigſtens der vorkommen, der nur von zwei entgegengeſetzten Zuſtänden reden wollte, iſt es gleich nach dem zuletzt angeführten Grund auch phyſiſch nothwendig, daß die Reinen und Unreinen an ganz verſchiedene, ja entgegengeſetzte Orte geſondert werden. Aber da ſchon hier von dieſem Sichtbaren aus ſo viele Staffeln ins Unſichtbare führen, wie Körper und Licht zwar ſichtbar ſind, der Schall aber nur hörbar und unſichtbar (es müßte denn einer ſagen, er ſey jetzt ſichtbar gemacht worden), vollends aber, was die beiden andern Sinne, Geruch und Geſchmack, an dem Innerſten der Dinge unterſcheiden, durch kein anderes Mittel zur äußeren Anſchauung gebracht werden kann, noch weniger was in der verſchiedenen Beſchaffenheit der Luft

Digitized by Google

wirkt, welche nach unſeren äußeren Werkzeugen zu ſchließen ſich immer gleich bleiben müßte; was ſodann in den daher entſpringenden Krankheiten thätig iſt, und ſeinen Einfluß auf das ganze Gewächs- und Thierreich erſtreckt: da dieß alles, ſage ich, obſchon im Sichtbaren liegend, uns völlig unſichtbar und verborgen iſt, und jedes Weſen der Art, z. B. der Schall, ein eignes Reich innezuhaben ſcheint, das ganz für ſich bleibt, und ſich mit keinem andern vermiſcht, ſo ſollten wir noch weniger Anſtand nehmen zu glauben, daß in dem unſichtbaren Reich, in das wir nach dem Tode eintreten, viele einzelne Reiche und ganz verſchiedenartige Welten ſich befinden können, deren jede der Aufenthaltsort eines oder gewiſſer Geſchlechter ſeyn kann, ja daß noch viele ſolche wunderbare Oerter nicht außer dem Umkreis des insgemein ſo genannten Sichtbaren liegen, wenn es anders wahr iſt, was ſich uns doch ſo wahrſcheinlich dargeſtellt hat, daß nicht eine jede Seele nach dem Tode gleich ganz frei- und losgeſprochen werde von dieſer untern Gegend der Erde, ſondern vielleicht erſt durch ſtufenweiſe Vergeiſtigung in das eigentlich Ueberſinnliche gelange. Und auch das wäre nicht anzunehmen, daß alle zur Strafe oder in einem an ſich peinlichen Zuſtand an den tieferen Orten zurückblieben; oder ſollte nicht die, welche, zwar nur nach dem Geſetz der äußeren Natur, dieſem aber wirklich gemäß, als rechtliche, tapfere und beſonnene Männer gelebt haben, irgend eine Welt des Friedens aufnehmen, ein Eiland der Seligen, ſo daß, was die Alten vom Elyſium ſagen, ſo wenig bloß Fabel wäre als ihre ganze Mythologie? Denn daß ſie unmittelbar in die rein geiſtige Welt übergehen, iſt ſchwer zu glauben; noch ſchwerer aber, daß ſie in einem peinlichen Zuſtand zurückbleiben; vielmehr gerecht iſt, daß ein jeder auch dort ſeines Glaubens lebe, die alſo, welche wie Sokrates zu dem guten und weiſen Gott verlangend abſcheiden, oder die der Gott ruft, weil nur eine göttliche Hand ſie heilen kann, wie jenen im Tode verklärten Oedipus, die werden auch dorthin, zu dieſem Gott gelangen. Diejenigen aber, die bis dahin mehr mit der äußeren Natur Gemeinſchaft hatten, ohne darum ruchlos oder ganz gottvergeſſen zu leben, werden vielleicht in einem Land der Stille aufbehalten, ohne Pein, aber doch in einem ſchattenähnlichen

Digitized by Google

Leben, bis der Trieb nach einem höheren Daſeyn erwacht, wie ihn die edle Seele des Achills bei Homeros empfindet, obwohl noch als vergeblichen Wunſch, nach dieſem Leben zurückzukehren, wenn er ſagt: lieber wollte er das Feld als Tagelöhner beſtellen einem dürftigen Mann ohne Erb' und eignen Wohlſtand, als die ſämmtlichen Schaaren der geſchwundenen Todten beherrſchen. Was mich aber beſonders an ſolche Zuſtände glauben läßt, iſt nicht bloß die Betrachtung der großen Menge, die ohne Erleuchtung und ohne Gedanken eines wirklich höheren Lebens lebt, und die darum nur dieſes Leben, zwar in anderer Geſtalt, als bloßes Schattenleben, wieder leben kann, ſondern auch jene dunklen Reden der Väter des alten Bundes von einem Ort der Verborgenheit unter der Erde, wo alles zuſammenruht, von der Hölle als einer Macht, einem aufhaltenden Ort, der ſich ſeine Beute nicht rauben läßt, wenn gleich hie und da ein Strahl durchbricht der Hoffnung, daß der Gerechte nicht an dieſem Ort bleiben werde, Reden, die wir doch nicht auch alle für bloße Fabeln ausgeben dürfen, wenn wir einige Achtung für die Heiligkeit alter Ueberlieferungen haben. Ja, iſt es nicht glaublich, daß in dem Maße, als das Geiſtige in dieſem äußeren Leben mehr durchgebrochen iſt, auch die Macht der Unterwelt über die Todten mehr und mehr gebrochen iſt; oder ſollen wir auch jene Reden von dem Sieg über das uralte Reich des Todes, den Chriſtus davongetragen, für völlig leere allgemeine Redensarten halten? Vielmehr glaube ich dieſes. Der Tod war wirklich eine Macht geworden. Als der Menſch, wie Sie ſagen, in die äußere Natur zurückgriff und die Entwicklung in die geiſtige aufhob, reizte er jene furchtbare Gewalt, die Gott zum bloßen Träger der Kreatur beſtimmt hatte, und rief ſie in die Wirklichkeit. Vernichten konnte ſie ihn nicht, aber ſie hielt ihn auch im Tode feſt, die ausgenommen, welche Gott hinwegnahm. Nur als der, durch welchen alle Dinge im Anfang gemacht waren, ſich in die geſunkene und jetzt ſterblich und vergänglich gewordene Natur herabließ, um auch in ihr wieder ein Band des geiſtigen und natürlichen Lebens zu werden, da wurde der Himmel, die wahre Geiſterwelt, aufs neue allen geöffnet, und zum zweitenmal der Bund zwiſchen Erde und Himmel geſchloſſen. Da Er

Digitized by Google

zum Sterben kam, erloſch das Licht der äußeren Natur, das einzige dem Menſchen noch übrig gebliebene, zum Zeichen der höchſten Gewalt, die der Tod nun ausgeübt hatte; aber kaum war er ſelbſt in jene dunkle Gegend eingetreten, als die Erde erbebte, der Vorhang im Tempel, das Bild der Scheidung zwiſchen dieſer Welt und dem Allerheiligſten, in das wir jetzt nach dem Tode einzugehen Hoffnung haben, zerriß, und häufige Erſcheinungen entſchlafener Heiligen zeigten der ganzen heiligen Stadt die überwundene Macht des Todes an. Und ſo, ihr Lieben, wären wir wieder auf das ſüße Feſt zurückgekommen, das wir heute feierten, und welches das wahre Geburtsfeſt der ganzen Natur und des Menſchen zum ewigen Leben iſt; von den Folgen dieſes Tages hebt das geiſtige Lebensalter der Erde an, denn auch ſie muß alle durchwandeln.

Nun aber, Kinder, laßt uns auch aufbrechen und nicht bis über Mitternacht weilen, denn ſchon fürchte ich, mancher, der uns zugehört hätte, möchte ſagen, wir ſeyen auf Gedanken gekommen, wie ſie nur die Nacht entſchuldigt. Ob aber dem gleich nicht ſo iſt, wollen wir doch jetzt aufhören.

Und ſo brachen wir denn auf und gingen ein jeder nach Hauſe.

Ohngefähr um die nämliche Zeit, einige Tage oder Wochen ſpäter etwa, war ein philoſophiſches Buch angekommen, das bei manchem Vorzüglichen, das es enthielt, in einer ganz unverſtändlichen Sprache geſchrieben war, und ſo zu ſagen von Barbarei aller Art ſtrotzte. Clara fand es auf meinem Tiſche, und nachdem ſie eine Weile darin geleſen, ſagte ſie:

Warum iſt es doch unmöglich, daß die jetzt Philoſophirenden nicht ſo ſchreiben, wie ſie zum Theil wenigſtens ſprechen können? Sind denn dieſe erſchrecklichen Kunſtworte durchaus nothwendig, läßt ſich daſſelbe gar nicht auf allgemein menſchliche Weiſe ſagen, und muß ein Buch ganz ungenießbar ſeyn, damit es philoſophiſch ſey? Ich meine damit nicht die Dunkelheit, die aus der Tiefe entſpringt, und die nur für ſolche ſtattfinden kann, deren Augen gewohnt ſind an der Fläche wegzuſehen.

Digitized by Google

Das Tiefſte muß nach meinem Gefühl gerade das Klarſte ſeyn; wie mir das Klarſte, z. B. ein Kryſtall, darum weil es dieß iſt, nicht näher zu kommen, ſondern eher ſich zu entfernen und dunkler zu ſeyn ſcheint, und ich in einen Waſſertropfen wie in einen Abgrund hinunterſehen kann. Allerdings muß das Tiefe und das Trübe wohl unterſchieden werden. Ein anderes iſt das Tiefe, ein anderes das Trübe; ein anderes das natürlich üppige Wachsthum des geſunden Stammes, wo jeder Nebenzweig wieder Schößlinge treibt, ohne daß ſie der Künſtler beabſichtigt oder beſonders bemerkt, ein anderes die abſichtliche Ineinanderwirrung verſchiedener Ingredienzen und die künſtliche Verfilzung, die, wenn man ſie auseinander ziehen wollte, keine anderen als todte und nichts werthe Materialien lieferte.

Auch ich, ſagte ich, ſehe den Philoſophen lieber mit dem geſelligen Kranz im Haare als mit der wiſſenſchaftlichen Dornenkrone, wo er ſich als ein wahrer abgemarterter Ecce homo dem Volke vorſtellt. Ich erinnere mich eines Wortes von Pascal, der ſagt [1], wenn bei vorzüglichem Inhalt eine ungezwungene natürliche Schreibart angetroffen werde, ſo werde man ganz außer ſich geſetzt und entzückt, denn man dächte vielleicht in einem ſolchen Buch einen beſonderen Schriftſteller zu finden, man finde aber einen Menſchen. Das Tiefe verhält ſich, wie ſein ſcheinbares Gegentheil, das Erhabene, das, wenn es in die ſchlichteſten Worte, die auch Arbeits- und Handwerksleuten nicht unverſtändlich ſind, gekleidet wird, deſto größere Wirkung macht. Die Sprache des Volks iſt wie von Ewigkeit her; die Kunſtſprache der Schulen iſt von geſtern. Das Ewige der Sache nach, wenn es dieß iſt, ſucht immer zuletzt auch das Ewige dem Ausdruck nach. Und um ſo mehr verwundere ich mich, daß es bei der Philoſophie ſo wenig geſchieht, je allgemeiner jetzt eine gewiſſe Aufmerkſamkeit auf ſie gerichtet iſt, indem ſie für manche ſogar die Stellvertreterin der Offenbarung geworden iſt, und ſelbſt ein großes Kriegeshaupt unſerer Zeit, den nahen Schlachttod ahndend, nicht wie Saul den Geiſt der Propheten beſchwört und über Unſterblichkeit fragt,

[1] Pensées diverses 41.

Digitized by Google

ſondern die Philoſophen. Selbſt Frauen finden ſich ja jetzt in philoſophiſchen Hörſälen ein. Hat denn keiner z. B. eine Freundin, der er gern ſeine Ueberzeugungen mittheilt? Und wenn er es thut, warum kann er nicht mit der Sprache, die er zu der Geliebten, über höhere Dinge ſprechend, redet, auch vor dem ganzen Volk reden?

Ich erinnere mich, ſagte Clara, daß wir, als Albert noch mit uns war, oft alle zuſammen Geſpräche hatten, die nur aufgeſchrieben werden durften, um allgemein anzuregen. Warum, ſagen Sie mir, werden philoſophiſche Geſpräche nicht allgemeiner geſchrieben?

Ich antwortete: Ach, Beſte, darüber wäre viel zu ſagen. Zu philoſophiſchen Geſprächen, wenn ſie nicht unlebendig ſeyn ſollen, werden beſtimmte Perſönlichkeiten erfordert. Daran mangelt es uns zwar nicht; es fehlt uns nicht an aufgeklärten, von ganz Deutſchland hochgeachteten Männern, die daſſelbe edle Zutrauen auf ſich ſetzen, das einſt die Sophiſten Griechenlands, auch nicht an trotzigen, ja oft ſogar faſt patzigen Rednern, die ein ſchlauer Sokrates wohl beſchämen könnte; es fehlt uns leider nichts als eben der Sokrates, eine ſo anerkannte und doch ſo beſtimmte Perſönlichkeit. Dazu kommt, daß unſere Philoſophen gewöhnlich nur durch das langwierige, weitläufige Geſpräch mittelſt des Drucks ſich unterreden, welches faſt ſo iſt, als wenn zwei, der eine von Europa, der andere von Amerika aus mit einander Schach ſpielten, und wobei ſchwerlich ein dramatiſches Leben möglich iſt. Denn die Schrift und die Druckerſchwärze wird, wie man zu ſagen pflegt, nicht roth, um welches einigen Grundes willen ſchon manche die Druckkunſt als eine ganz herrliche, ja wahrhaft göttliche Erfindung preiſen ſollten.

Um ſo mehr, ſagte ſie, ſollten die, die es verſtehen, kleine Schaubühnen aufſchlagen, wo ſie die weitläufige Handlung ins Kurze und gleichſam auf Einen Punkt zuſammengezogen lebendig vor Augen ſtellten.

Es käme auf den Verſuch an, ſagte ich. Wenn nur nicht die Nachahmung und Aufſtellung beſtimmter Perſönlichkeiten bei uns ſo leicht ſelbſt als eine Perſönlichkeit ausſähe, was bei den Alten nicht ſo der Fall war, und unter manchen Händen auch wirklich dazu werden möchte.

Digitized by Google

Gut denn, ſagte ſie, wenn die Perſonen nicht aus der Gegenwart genommen ſeyn ſollen, warum nicht aus der Vergangenheit?

Doch nicht aus dem Alterthum, ſagte ich, daß es wie manche griechiſch genannte Tragödien ausfiele?

Nein, antwortete ſie, aus der uns näheren oder aus der neueren Zeit. Welche herrlichen philoſophiſchen Perſönlichkeiten muß z. B. das fünfzehnte und ſechzehnte Jahrhundert anbieten, wenn es wahr iſt, was man von dem Mediceiſchen Hofe erzählt, welche andere vortrefflichen die uns noch näher liegende Zeit?

Wenn es nur nicht faſt wieder daſſelbe wäre, ſagte ich, daß nämlich das philoſophiſche Geſpräch darin mehr der Komödie als der Tragödie ähnlich iſt, daß es ſeinen Stoff mehr aus der Gegenwart als aus der Vergangenheit zu nehmen hat, wenn es nicht anders wieder kalt und bei aller aufgewandten Bemühung um Wahrheit und Lebendigkeit doch nur mühſelig erſcheinen ſoll. Der Philoſoph, der etwas Rechtes aus der Wiſſenſchaft zu ſagen oder darzuſtellen hat, wird ſich nicht bemühen, entfernten Eigenthümlichkeiten ſo nachzuforſchen, als es nöthig wäre, um ſie wahrſcheinlich darzuſtellen. Hat doch, für mich wenigſtens, ſchon die ſtrenge Beobachtung der Sprach- und Kleidungsweiſe und anderer Formen einer früheren Zeit etwas der natürlichen Freiheit des Kunſtwerks Widerſtrebendes; wie viel mehr muß, was als Geſpräch lebendig auf uns wirken ſoll, aus der Gegenwart genommen werden, oder doch einmal genommen worden ſeyn.

Gut denn, ſagte ſie, wenn nicht die Vergangenheit den Stoff darbieten ſoll, und die umgebende Wirklichkeit zwar ihn zum Theil darbieten könnte, dagegen aber wieder Bedenklichkeiten ſtattfinden, ſo gibt es doch noch ein Mittleres.

Und welches denn? fragte ich.

Daß Geſpräche der Eigenthümlichkeit unſerer Zeit gemäß erſonnen werden, gleichſam aus der Gegenwart herausgeſchnitten, ohne doch beſtimmte Perſonen nachahmend aufzuſtellen, Geſpräche, wie ſie jetzt gehalten werden können, und dergleichen manche ohne Zweifel wirklich gehalten werden. Ich wiederhole nochmals die Frage: warum könnten nicht

Digitized by Google

Geſpräche, wie wir unter uns ſie zu halten pflegen, erdacht, oder wirklich ſo gehalten, aufgeſchrieben werden?

O Beſte, ſagte ich, wer vermöchte denn wohl eine ſolche Clara ganz ſo, wie wir ſie jetzt vor uns ſehen, mit aller Anmuth und Zartheit der Rede, der ganzen Lieblichkeit überraſchender Wendungen, dem beſeelten redenden Spiel der ſanfteſten Mienen darzuſtellen? Ich wenigſtens vermöchte es nicht. Und dann doch nicht wie vom Himmel gefallen dürfte das Geſpräch daſtehen, ſondern natürlich würde ein jeder auch verlangen, von den Umgebungen und Verhältniſſen ſo viel zu wiſſen, daß er ſie ſich als wirkliche Perſon vorſtellen könnte.

Nun, ſagte ſie lächelnd, mir ſcheint doch, um auch dieß hinzuzuthun, und ein Geſpräch, dem unſerigen ähnlich, auch hiſtoriſch zu begründen, würde eben keine außerordentliche Erfindungskraft erfordert.

Das iſt es eben, ſagte ich. Wie würde man dem, der ſolche Geſpräche bekannt machen wollte, mit Bitterkeit den Mangel und die Geringfügigkeit der Erfindung vorwerfen, ſchon darum, weil die wenigſten bedächten, daß das Aeußere hier ganz untergeordnet ſeyn und die Erfindung eigentlich auf das Innere gehen müſſe. Und ſpränge im Gegentheil die Zuthat des Hiſtoriſchen nur einigermaßen ins Auge, ſo höre ich ſchon, wie gerufen wird: ſeht doch, welche Zwittergeburt von Roman und philoſophiſchem Geſpräch, ob ich gleich einige mit Recht geſchätzte Romane kenne, die, wenn ſie etwa moraliſche Geſpräche überſchrieben wären, den Titel nicht durch den Inhalt beſchämen würden.

Und was wäre denn, ſagte ſie, am Ende an jener Zuſammenſtellung Arges? Neigt ſich der Roman nicht wirklich in ſeinem zwiſchen Dramatiſchem und Epiſchem ſchwebenden Leben ſehr zum Dialogiſchen hin? So daß es gerade noch die Frage wäre, ob irgend eine Form dem philoſophiſchen Geſpräch für unſere Zeit näher liegt als eben dieſe.

Ich weiß nicht, ſagte ich, aber der Roman widerſpricht ſeiner Natur nach der Einheit der Zeit und der Handlung, im philoſophiſchen Geſpräche dagegen ſcheint mir dieſe gerade ſo weſentlich wie im Trauerſpiele, weil dort alles ſo ganz innerlich vorgeht, wegen des engen

Digitized by Google

Gedankenzusammenhangs gleichsam auf der Stelle, ohne sich von dem einmal eingenommenen Orte wegzubewegen, entschieden werden muß.

Ohne Zweifel, sagte sie lächelnd, damit der zarte, flüchtige, oft auf bloß augenblicklichen Wendungen beruhende Gedankenzusammenhang nicht verklinge?

Freilich, sagte ich.

Nun, sprach sie weiter, dieser Einwurf scheint mir noch von allen der bedeutendste; aber er könnte ja entweder vermieden werden in der Ausführung, oder die im gewöhnlichen Sinn verletzte Einheit in einer höheren wiederhergestellt werden.

Da müßte man zusehen, sagte ich, die Probe machen, denn die Eigensinnigkeiten einer jeden Kunstform lernt man nur in der Ausübung kennen.

Es sey damit, wie es wolle, fuhr sie fort, so fühle ich lebhaft das Wohlthätige, was eine solche Darstellung philosophischer Ansichten für unsere Zeit haben könnte, die im Ganzen doch so sehr nach Wissenschaft verlangt. Es wird so viel über den Unfug geklagt, der mit philosophischen Systemen und Theorien getrieben wird; sollte er nicht hauptsächlich in dem Gebrauch der Kunstsprache seinen Grund haben?

Es ist wahr, antwortete ich, die Kunstwörter kann, wie man jederzeit gesehen hat, auch ein im übrigen geistloser Kopf nachreden, und sie, wenngleich auf eine thörichte und läppische, doch auf eigne Art wieder zusammenstellen.

Wer aber, sagte sie, die Sache in einem gemüthlichen und äußerlich-kunstlosen Gespräch darstellen kann, der muß sie wirklich innehaben, sie durchdringen und von ihr ganz durchdrungen seyn. Ueberhaupt, setzte sie hinzu, halte ich nichts von dem Philosophen, der seine Grundansicht nicht jedem menschlich-gebildeten Wesen, ja erforderlichen Falls einem nur wohlbegabten und gutgearteten Kinde begreiflich machen könnte. Und wo soll es hinaus mit dieser jetzigen Trennung der Gelehrten und des Volks? Wahrlich, ich sehe die Zeit kommen, wo das Volk, das so immer unwissender in den höchsten Sachen werden muß, aufsteht und sie zur Rede setzt und sagt: Ihr sollt das Salz eurer Nation seyn;

Digitized by Google

warum ſalzt Ihr uns denn nicht? Gebt uns wieder die Feuertaufe des Geiſtes; wir fühlen, daß wir ſie nöthig haben und weit genug zurückgekommen ſind.

Und ſo ſprachen wir noch manches über dieſes Verhältniß, theils gleich damals, theils auch ſpäter.

Noch auf der Grenze von Winter und Frühling wurde ein ſchöner Tag gewählt, um nach der alten Waldkapelle hinaufzuſteigen.

Auf dem Wege erzählte Clara: die Fiſcher haben ihr geſtern geſagt, der See zeige einen gewiſſen Frühling an, das regelloſe Steigen und Fallen des Waſſers laſſe nach, auch hätten die Waſſervögel ſich gezeigt, die mit dem Winter verſchwinden. Ich habe mich, fuhr ſie fort, den ganzen Winter nach dem Anblick des Sees geſehnt. Wir ſprachen ſo oft und manches vom Geiſterleben, und immer ſtand mir dabei das Bild des Sees vor Augen. Gewiß nicht umſonſt haben die Alten den Sitz der Seligen auf Seeumfloſſene Inſeln verlegt.

Dieſe Verbindung der Gedanken ſcheint ſehr natürlich, ſagte der Arzt. Der Fluß iſt mehr ein Bild des wirklichen Lebens, er zieht unſere Einbildungskraft mit ſich in ungemeſſene Weiten wie in eine ferne Zukunft. Der See iſt ein Bild der Vergangenheit, der ewigen Stille und Abgeſchloſſenheit.

Ich geſtehe, fuhr ſie fort, Ihre Reden haben doch noch einen unbefriedigten Wunſch in mir zurückgelaſſen.

Und welchen? fragte ich.

Soll ich es ſagen? antwortete ſie. Sie ſprachen ſo oft von Oertern und Gegenden im Unſichtbaren, auch von Mittelörtern zwiſchen dieſer uns ſichtbaren Welt und der eigentlich unſichtbaren, dann aber auch von einem oberſten Ort, wohin die wenigſten gleich nach dem Tode gelangen. Nun von dieſem Ort, vom wahren eigentlichen Himmel möchten wir uns ſo gern allerwenigſtens einige Begriffe bilden; oder woher ſonſt die Begierde, mit der alles aufgenommen wird, auch wenn es noch ſo ſehr den Schein der Täuſchung hat, was uns hierüber etwas aufſchließen zu können ſcheint?

Digitized by Google

Und ja schon das, daß Sie jenen Aufenthalt einen Ort nennen, enthält viel Räthselhaftes. Können Geister auch in einem Ort seyn?

Ja wohl, antwortete ich, gehört dieß zum Allerräthselhaftesten, denn es gründet sich auf das Geheimnißvolle des Orts und des Raums überhaupt, dem ich mich nun einmal nicht enthalten kann etwas Wirkliches zum Grunde zu legen. Betrachten Sie doch aber die Sache nur so, daß wir wie alle geschaffenen Wesen wohl ewig nicht für uns selbst seyn können, also in einem anderen begriffen seyn müssen, das auch die anderen Wesen umfaßt, und nennen Sie dann dieses den Ort, wie ja viele auch gesagt, Gott selbst sey der Himmel und Ort der Geister, oder seine Herrlichkeit sey es.

Wenigstens, sagte sie hierauf, kommt mir nach Ihren Reden als eine fast kindische Vorstellung die Einbildung vor, womit manche sich unterhalten, die ihren künftigen Aufenthalt oder gar ihren Himmel auf einem der unzähligen Sterne über uns suchen.

Und doch, sagte ich, würde es uns auch für jene höheren Fragen nicht wenig fördern, wenn wir von der Sternenwelt außer unserer Erde größere Gewißheit hätten, denn auch hier können unsere Gedanken mit Sicherheit nur vom Sichtbaren zum Unsichtbaren aufsteigen, und wie vermöchten wir über die Geisterwelt etwas zu bestimmen, ehe wir die Grenze der sichtbaren erkannt?

Diese Folge ist mir nicht ganz deutlich, sagte der Arzt; denn die Grenze zu kennen, ist uns wichtig bei Dingen, welche ineinander verfließen; bei ganz entgegengesetzten aber scheint sie gleichgültig.

Eben dieß, antwortete ich, habe ich schon sonst bezweifelt und bezweifle es in diesem Augenblick aufs neue, daß die Natur und Geisterwelt in der Wirklichkeit so entgegengesetzt seyen, als sie es dem Begriff nach sind. Denn zuvörderst die Geisterwelt ist doch zum mindesten eine ebenso reale Welt als diese sichtbare hier; oder sollten wir sie für eine bloße Gedankenwelt halten?

Mit nichten, antwortete er.

Den meisten freilich, sagte ich, ist es gewöhnlich, das Geistige für weniger wirklich als das Körperliche zu halten; und doch zeigt schon diese

Digitized by Google

untergeordnete Natur, deren Zeuge und Beobachter wir ſind, ſo viel Geiſtiges, das in keinem Grad weniger reell und phyſiſch iſt, als das insgemein ſo genannte. Und auch das haben wir doch behauptet, daß dem Geiſtigen etwas Phyſiſches nach dem Tode folge.

Freilich, ſagte er.

Muß alſo nicht, fuhr ich fort, jene andere oder geiſtige Welt in ihrer Art ebenſo phyſiſch ſeyn, als dieſe gegenwärtige phyſiſche Welt in ihrer Art auch geiſtig iſt?

Clara ſchien hoch erfreut über dieſe Rede und fragte mich, warum ich das nicht gleich im erſten Geſpräch ſo geſagt hätte.

Es iſt ja nur gut, ſagte ich, indem es Sie nun doppelt zu erfreuen ſcheint, und doch lag es ja in unſerem damaligen Gedanken ſchon.

Sie bat nun mit großer Lebhaftigkeit, daß ich alſo ſagen ſollte, was ich in jener andern Welt Phyſiſches annehme.

Ich ſagte: Sobald Sie oder irgend ein Freund die Unwiſſenheit über dieſen ſichtbaren Himmel von mir hinwegnehmen, will ich verſuchen, meine Geiſtesaugen nach dem Unſichtbaren zu wenden.

Und doch, ſagte ſie, ſcheint ja jene Unwiſſenheit nicht ſo groß; denn keine Wiſſenſchaft wird ja ſo allgemein geprieſen, von Kennern und Nichtkennern, wegen ihrer Gewißheit und Größe als eben die Aſtronomie.

Vielleicht, ſagte ich, liegt die Schuld auch nicht an dieſer Wiſſenſchaft, ſondern eben an mir. Ich habe leider wie der Künſtler ein gewiſſes Urbild in meinem Kopfe, nach dem ſich meine Zuſtimmung richtet. Trifft etwas mit ihm überein, ſo ſtimme ich bei, wenn es auch äußerlich noch ſo unglaublich ſcheinen ſollte. Verwirft aber jenes innere Urbild die Sache, ſo kann ich ſie nicht glauben, und wenn ſie äußerlich auch noch ſo glaublich, ja, wie man zu reden pflegt, ſtreng bewieſen wäre. So geht es mir eben auch mit jener Wiſſenſchaft. Denn was die Geſtirnlehrer von dem Weltbau im Ganzen gefunden haben wollen, das hat für mich nicht die mindeſte innere Wahrſcheinlichkeit, und was mir innerlich wahrſcheinlich wäre, das hat noch keiner gefunden.

So ſollten Sie, ſprach Clara, doch dieſes mittheilen, was Ihnen wahrſcheinlich iſt im eignen Gefühl und unwahrſcheinlich im Angenommenen.

Digitized by Google

Wir sind hier unter uns, sagte ich, und so könnt' ichs wohl versuchen, aber nicht jetzt, sondern wenn wir oben sind.

Wir waren eben auf dem Punkt angekommen, von wo zuerst der ganze See übersehen werden konnte. Es war ein entzückender Anblick. Keine Luft bewegte sich, der blaue Himmel hing mit den wenigen zarten Wölkchen unbeweglich über dem See und spiegelte sich in ihm; das Wasser schlug, nur durch seine eigne Kraft bewegt, in sanften Wellen an die Ufer; eine Menge Vögel schwebte hin und her über die Fläche und schien an ihrem eignen Bild Freude zu haben, manche schienen es ergreifen zu wollen und machten sich Kopf und Flügel naß. Die Insel stand mit zartem Hoffnungsgrün wie mit einem Teppich umzogen; einzelne Gesträuche über den Gräbern und in der Mitte waren mit Laub bedeckt. Auf Bergen und in Thälern keimte das junge Gras; sogar die zarten Bäume hingen voll grüner Knospen; nur die alten, mächtigen Bäume, die Eichen, Buchen und andere hielten noch Stand gegen den Frühling und ragten vor und hinter uns noch in ihrer kahlen winterlichen Gestalt über die anderen hervor. Wir weideten uns lange an dem schönen Anblick der auflebenden Gegend, und zogen dann langsam über die Waldwiese bis zur alten Kapelle, in der wir nicht lange verweilten, weil sie noch ganz kalt und feucht war. Wir stiegen dann vollends bis zum Rande des Waldes hinauf und ließen uns in der Laube nieder, Clara im Grund, der Gegend gegenüber, wir aber zu den Seiten, und die Kinder zerstreuten sich da und dorthin, in der Meinung Veilchen zu finden. Wie wir nun ausgeruht hatten und der Arzt von neuem ansetzte, daß ich mein Wort lösen sollte, sagte ich:

So will ich denn mit einem Bekenntniß oder einer Erzählung von mir selbst anfangen. Ich hatte nämlich in der frühen Jugend die Gewohnheit, alles ganz wörtlich zu verstehen. So glaubte ich also, wenn man von der Sonne und den anderen selbstleuchtenden Sternen sagte, sie seyen über uns, daß sie wirklich an einem höheren und viel herrlicheren Ort wären als unsere Erde. Ebenso wenn von Gott gesagt wurde, er sey in der Höhe, oder von den Seelen der Frommen, sie seyen bei Gott im Himmel, nahm ich dieß ganz buchstäblich. Nachher, wie ich heranwuchs,

Digitized by Google

belehrte man mich eines Beſſeren. Man ſagte mir, oben und unten ſeyen bloß Beziehungs-Begriffe, und von der Sonne ſey viel richtiger zu ſagen, ſie ſey unter als über uns, indem wir in der That ebenſo gegen ſie fallen und beſtändig gezogen werden wie gegen die Erde. Von den anderen Sternen könne aber wenigſtens ebenſo gut geſagt werden, ſie ſeyen unter als über uns. Es ſey überall nichts als eine unermeßliche Tiefe und im Grunde bloßes Unten. Ein Himmel aber als ein höherer und vortrefflicher Ort ſey gar nicht vorhanden, ſondern überall ſeyen nichts wie Erden, die ihr Unten wieder in einer der unſerigen ähnlichen Sonne haben, und auch dieſe Sonnen ſeyen wahrſcheinlich wieder ſchwer gegen einen noch größeren Körper, und ſo gehe es immer mehr in die Tiefe und in einen ganz unermeßlichen Abgrund hinein, aber immer nach unten, wobei mir für mein Theil ganz ſchwindlich wurde, beſonders über die unmenſchlichen Zahlen und die unglaublichen Maſſen. Verſtanden hatte ich nun wohl (denn es iſt nicht ſchwer zu verſtehen), daß ſich die alltäglichen Begriffe von oben und unten nach der Richtung der Schwere beſtimmen, aber ich konnte darum doch nicht aufhören an ein wahres Oben und Unten zu glauben. Einmal war ich Zuhörer bei einem Streit, wo zwei gegeneinander behaupteten, der eine, daß die Welt im Raume endlos ausgedehnt ſey, der andere, daß ſie irgendwo aufhöre; jener aber trug nach der Meinung der Zuhörenden den völligen Sieg davon, der andere aber ging beſchämt und niedergeſchlagen mit mir hinweg. Unterwegs nun ſuchte ich ihn aufzurichten, indem ich ſagte, er habe gegen jene Behauptung verlieren müſſen ohne ſeine Schuld: denn wenn man einmal wie ſie beide eine völlige Gleichgültigkeit des Univerſums nach allen Seiten und in alle Weite annehme, ſo ſey kein Grund irgendwo aufzuhören; es ſey dann wirklich vernünftiger zu ſagen, das gehe ſo fort ins Endloſe. Die Pflanze, wenn ſie nicht zur Blume ſich ſteigerte, und nicht etwa von außen gehemmt würde, was aber bei dem Weltall nicht denkbar ſey, würde ins Endloſe fortwachſen. Alles Lebendige könne nur geſchloſſen werden durch ein bedeutendes Ende, und ſo würde ich behaupten, daß der Kopf am Menſchen das Oben ſey, wenn er auch nicht aufrecht ginge, und überhaupt

Digitized by Google

ein wahres Oben und Unten überall annehmen, ebenſo wie ein wahres Rechtes und Linkes, und Hinten und Vorn. Das Geſchloſſene ſey aber überhaupt vortrefflicher und herrlicher als das Endloſe, ja in der Kunſt das Siegel der Vollendung. Das Weltall aber ſey das Allervortrefflichſte, nicht nur an ſich, ſondern auch als das Werk eines göttlichen Künſtlers betrachtet, und ich frage ihn ſelbſt, ob er nicht beſſer gethan hätte, die Sache von dieſer Seite anzugreifen, als mit allgemeinen Begriffen, und ob er nicht ſeinem Gegner die Frage hätte vorlegen ſollen, was vollkommener ſey, eine endloſe Reihe von Welten, ein ewiger Cirkel von Weſen ohne ein letztes Ziel der Vollkommenheit, oder wenn auch das Weltall auf etwas Beſtimmtes, Vollkommenes hinauslaufe. Das leuchtete denn ihm ſehr ein, und er führte es noch weiter nach ſeiner Art aus, indem er ſagte, von einem ſo geſchloſſenen Ganzen laſſe ſich dann auch nicht ſagen, daß es einen Raum außer ſich laſſe; denn wie eine Bildſäule z. B. ihren Raum in ſich ſelbſt habe, ſo daß nach dem Außer-ihr (wenn es ſchon da ſey) gar nicht gefragt werde, ſo habe das Weltall als das alles befaſſende Kunſtwerk nur in ſich einen Raum; nach einem außer ihm könne aber gar nicht gefragt werden. Ich aber wurde nun vollends beſtärkt in meinem Glauben, ich nahm wieder ein wahrhaftes Oben und Unten an, und bemühte mich zuerſt die tödtliche Einförmigkeit, die durch die Gelehrſamkeit in die Welt gekommen war, wieder hinauszuſchaffen. Vor allen Dingen zweifelte ich, ob die irdiſche Schwere, die durch eine kecke Muthmaßung über den ganzen Weltbau ausgebreitet wurde, außer einem gewiſſen Umkreis wirkſam ſey. Zwar die Kraft, aus der ſie herſtammt, ſchien mir immer allgemein, göttlich und ewig, ihr Verhältniß aber zu den irdiſchen Körpern weder ein allgemeines noch nothwendiges zu ſeyn, und der Schluß von unſerer Erde auf die Sonnen ein beiſpielloſer und in keiner andern Sache erlaubter. Statt des Einen Verhältniſſes der Schwere alſo, dem die Sonnen und auch wieder die Sonnen der Sonnen unterworfen ſeyn ſollten, dachte ich mir eine große Mannichfaltigkeit anderer, und freute mich nicht wenig, als die Beobachtung Doppelſterne zeigte, die ſich wechſelſeitig umeinander, nicht aber um einen dritten bewegen, Figuren

Digitized by Google

von Stern-Ganzen, die ſich mit dem Daſeyn eines Mittelpunkts nicht vertragen, z. B. fächerartig ausgebreitete Ganze, zuſammenfließende Lichtmaſſen. Denn weil ich es für unmöglich hielt, daß die innere oder geiſtige Natur von jeher ſo von dieſer äußeren getrennt geweſen, als es uns jetzt vorkommt, ſo nahm ich an, daß alles durch Scheidung und Vertheilung der Kräfte aus einem göttlichen Chaos ſo geworden ſey. Wenn alſo nach einer Seite des Weltalls die Grobheit des Körperlichen zugenommen und endlich nothwendig ihr Aeußerſtes erreicht habe, ſo müſſe nach der anderen Seite ebenſo das rein Dämoniſche, Geiſtige vorherrſchend geworden und auch in dieſer Richtung ein Aeußerſtes erreicht worden ſeyn, von dem aus ein Uebergang ins rein Geiſtige ſtattfinde. Nur ſo ſey das Weltall nach beiden Richtungen wirklich geſchloſſen. Werde aber außerdem angenommen, wofür ſo viele Gründe vorhanden ſeyen, daß erſt durch eine ſpäter eingetretene Verderbniß ein Theil des Weltalls ganz von der geiſtigen Natur getrennt worden: ſo ſey nur deſto nothwendiger anzunehmen, daß, um dieſen Theil nicht ganz verſinken zu laſſen, und ihn zugleich als Stoff für höhere Zwecke zu benutzen, durch einen neuen Scheidungsproceß dem nun erſtorbenen das annoch Lebendige und Geiſtige entgegengeſetzt, und ſo ein neuer Entwicklungsgang eingeleitet worden ſey, durch welchen ſelbſt aus dem verdorbenen Element noch immer himmliſche Früchte erzeugt werden. Gerade dadurch alſo, daß in einem Theil des Univerſums die Macht des Aeußeren überhand genommen und das Innere ganz zurückgedrängt habe, ſey der andere Theil deſto freier, reiner und unvermiſchter zurückgeblieben, ſo daß erſt zwei Welten geworden, da nach der anfänglichen göttlichen Beſtimmung nur Eine ſeyn ſollte, und wir jetzt in dieſe andere und reinere Welt durch den Tod übergehen müſſen. Dieſen Ort alſo des Reinen, Lauteren und Geſunden nannte ich den Himmel, und ſcheute mich nun nicht mehr, an einen, zwar nicht dem leeren Raum nach, der gegen alle Seiten gleichgültig ſich ausdehnt, aber doch an einen der Natur und Beſchaffenheit nach obern Ort zu glauben, und dagegen unſere Erde als einen Theil der unterſten Gegend zu halten, in der wir, recht ſo wie es Sokrates ausdrückt, gleich als auf dem Grund des

Digitized by Google

Meers wohnen, wo alles von dem salzigen Naß angefressen und aufgelockert ist, und nichts oder nur höchst weniges rein und unverdorben angetroffen wird. Von dem Himmel aber nahm ich an, daß, so wie es die Natur des ganz von der Aeußerlichkeit Ergriffenen ist, aus einem bestimmten Raum nicht frei heraustreten zu können, und weder selbst anderem durchdringlich zu seyn noch anderes zu durchdringen, der Himmel im Gegentheil alles durchdringend und seiner Natur nach allgegenwärtig seyn müsse. Und weil dem Himmel sowohl als der Erde die Erinnerung ihres ursprünglichen Einsseyns, und wie sie im Grunde zusammengehören, geblieben sey, so suche eins das andere; der Himmel insbesondere aber strebe, aus der Erde so viel möglich das ihm Aehnliche zu ziehen, und rufe die aus dem Irdischen geläuterten Seelen im Tode zu sich. Unzählig seyen die Beispiele einer Herüberwirkung des Himmlischen in das Irdische, so daß in der That auch jetzt schon alles irdischen Lebens Kraft und Schönheit nur durch den Himmel bestehe. — So also kam ich dazu, jene geistige Welt, unbeschadet ihres Gegensatzes gegen die sichtbare, von ihr doch nur als die andere Seite, beide aber als ursprünglich zusammengehörig, und daher nicht so getrennt anzunehmen, als von den meisten zu geschehen pflegt. Ueberhaupt war mir die vollkommene Weltlichkeit des Himmels klar geworden, daß er nämlich ein ebenso mannichfaltiges, ja noch mannichfaltigeres Ganze als dieses sichtbare sey, ein All von unermeßlicher Fülle der Gegenstände und Verhältnisse, worin viele Stätten und Wohnungen sich befinden. Ja ich nahm sogar eine gewisse Aehnlichkeit beider Welten in Ansehung des Grundstoffs an. Denn das alles, was in der sichtbaren Welt auf eine unkräftige, leidende, körperliche Art sey, müsse in der unsichtbaren thätig, kräftig und geistig vorhanden seyn. Ich machte auch folgenden Schluß. Was ist es denn, was auch in dem Sinnlichsten uns entzückt? Ist es nicht gerade das Geistige? Denn das unthätige Körperliche muß ja in Bezug auf die höheren Fühlorgane ganz wirkungslos seyn. Was die feinere Scheidekunst unserer Sinne an den Dingen entdeckt, wirkt es nicht als ein flüchtiges, unfaßliches Wesen auf uns ein? Kann es eine geistigere Entzückung geben, als in die uns Musik versetzt?

Digitized by Google

Das Zarteſte in allem iſt göttlich. Wenn alſo das Göttliche und Geiſtige recht eigentlich in jener Welt einheimiſch und zu Hauſe iſt, ſo muß etwas Aehnliches von dem, was uns hier durch das Mittel der Sinne geiſtig rührt, auch dort angetroffen werden, und zwar der feinſte Auszug, gleichſam die Würze und der Duft davon. Denn dort werden wir mit dem Weſen der Dinge zu thun haben, und nicht erſt aus der groben Umgebung das Zarte abzuſcheiden brauchen. Dort muß aller Geſchmack Wohlgeſchmack, jeder Laut Wohllaut, die Sprache ſelbſt Muſik und mit Einem Wort alles voll Einklang ſeyn, beſonders aber jene alles andere übertreffende Harmonie, die nur der gleichen Stimmung zweier Herzen entſpringt, viel inniger und reiner genoſſen werden. Denn auch das ſchien mir nun ganz unbegreiflich, wie je habe gezweifelt werden können, daß dort Gleiches zu Gleichem geſellt werde, nämlich innerlich Gleiches, und jede ſchon hier göttliche und ewige Liebe ihr Geliebtes finde, nicht allein, das ſie hier gekannt, ſondern auch das ungekannte, nach dem eine liebevolle Seele ſich geſehnt, vergebens hier den Himmel ſuchend, der dem in ihrer Bruſt entſprach; denn in dieſer ganz äußerlichen Welt hat das Geſetz des Herzens keine Gewalt. Verwandte Seelen werden hier durch Jahrhunderte oder durch weite Räume oder durch die Verwicklungen der Welt getrennt. Das Würdigſte wird in eine unwürdige Umgebung geſtellt, wie Gold mit ſchlechtem Kupfer oder Blei auf Einer Lagerſtätte bricht. Ein Herz voll Adel und Hoheit findet eine oft verwilderte und erniedrigte Welt um ſich, die ſelbſt das himmliſch Reine und Schöne zum Häßlichen und Gemeinen herabzieht. Dort aber, wo ebenſo das Aeußere ganz dem Inneren untergeordnet iſt, wie hier das Innere dem Aeußeren erliegt, dort muß alles nach ſeinem inneren Werth und Gehalt ſich Verwandte ſich anziehen und nicht in zerſtörlicher oder vorübergehender, ſondern ewiger und unauflöslicher Harmonie bleiben. Und das Mitgefühl, das ſchon hier eine himmliſche Erſcheinung, aber ſchwach und vielfach getrübt in ſeinen Aeußerungen iſt, muß dort einen ganz andern Grad der Innigkeit erlangen, wie wir hier ſchon bemerken, daß Körper, in einen geiſtigeren Zuſtand verſetzt, ihre Verwandtſchaften gegeneinander inniger empfinden, oder oft, wie ich mir habe erzählen

Digitized by Google

laſſen, zwiſchen Perſonen, die der nämliche Arzt zum Hellſehen gebracht hat, eine rührende Mitleidenſchaft eintritt, daß, was die eine empfindet, auch die andere empfindet, als widerführe es ihr ſelbſt, und Luſt und Schmerz gleich getheilt werden. Und auch was die Aeußerung dieſes Mitgefühls betrifft, zweifle ich nicht, daß ſie viel vollkommener ſey, als ſie hier möglich iſt. Denn auch die Sprache enthält ein geiſtiges Weſen und ein körperliches Element. Das Körperliche aber iſt wie alles beſchränkt und wie todt gegen das Geiſtige, auch allerwärts verſchieden und gegenſeitig undurchdringlich. Wunderbare Fälle gibt es, wo auch die Körper dieſe Eigenſchaft gegeneinander zu verlieren ſcheinen: ſo werden gewiſſe ſonderbare, aber nicht wohl zu leugnende Fälle erzählt, daß Menſchen in Zuſtänden von Entzückung Sprachen, deren ſie zuvor unkundig geweſen, verſtändlich geworden, ja daß ſie, wie einſt die Apoſtel, in anderen Zungen geredet. Hieraus würde folgen, daß noch in allen Sprachen, beſonders aber den urſprünglichen, etwas von der Lauterkeit des anfänglichen Elements angetroffen werde. In der Geiſterwelt aber, wohin nur das völlig Entbundene und freie Körperliche uns folgt, muß die wahre allgemeine Sprache geſprochen und können nur die Wörter gehört werden, die mit den Weſenheiten oder Urbildern der Dinge ſelbſt Eines ſind. Denn jedes Ding trägt in ſich ein lebendiges Wort als Band des Selbſt- und des Mitlautenden, das ſein Herz und Inneres iſt. Aber die Sprache wird dort nicht ein Bedürfniß der Mittheilung ſeyn, wie hier, noch ein Mittel, ſein Inneres, anſtatt es zu offenbaren, zu verbergen, ſondern, wie es ſchon hier, obſchon ſehr eingeſchränkt, Mittheilungen ohne Zeichen, durch einen unſichtbaren, aber doch vielleicht phyſiſchen Einfluß gibt, ſo wird dieſe Mittheilungsart dort ganz vollkommen und zur höchſten Freiheit gelangt ſeyn, ſo daß ich nicht zweifle, es werde auch jener göttliche Jüngling, der die Verklärung des Herrn malend ſelber verklärt hinwegſchied, dort zur Darſtellung nicht Stein, noch Holz, noch färbender Stoffe bedürfen, ſondern durch unmittelbare Erweckung die Vorſtellung der Urbilder hervorbringen, von denen er uns hier nur die Bilder zu zeigen vermochte. Und ſo ließe ſich wohl noch vieles andere Herrliche von dort weiſſagen,

Digitized by Google

nicht durch willkürliche Erdichtung, ſondern als Folge richtiger zu Grund gelegter Begriffe, obgleich das meiſte davon den hier Lebenden unglaublich vorkommen würde, wie daraus zu ſchließen iſt, daß viele die Todten beweinen, nicht allein um ihrer ſelbſt wegen, indem ſie nun von denen verlaſſen ſind, die ihnen im Leben über alles lieb geweſen, als auch um dieſer willen, als ob ſie nun vieler Freuden beraubt wären, die ſie hier hätten genießen können. Ich aber werde mich nie überreden können, daß irgend etwas Vortreffliches, deſſen Genuß auch das jetzige untergeordnete Leben bot, dort nicht noch viel herrlicher und reiner angetroffen werde, und daß das künftige Leben, weit entfernt für die Guten das beſſere zu ſeyn, vielmehr das geringere und ſchlechtere wäre. Iſt es anders wahr, daß allem Sinnlichen etwas Geiſtiges zu Grunde liegt, das das eigentlich Treffliche in ihm iſt, ſo muß dieſes ja nothwendig bleiben, ſo daß ich ſogar den Tod nicht, wie man zu reden pflegt, für einen tödtlichen Sprung halten kann und, die Wahrheit zu ſagen, nicht einmal für einen Uebergang in den geiſtigen Zuſtand ſchlechthin, ſondern nur in einen weit geiſtigeren.

Während dieſer Rede hatten wir ein Weib wahrgenommen, das unter den Bäumen unten an der Kirche umherging und den Opferkaſten zu ſuchen ſchien, in den wir ſie hernach etwas werfen ſahen. Jetzt kam ſie gegen uns herauf, blieb aber, wie ſie auf der Hälfte des Wegs uns anſichtig wurde, ſtehen, und ſchien unſchlüſſig, ob ſie nicht umkehren ſollte. Sie faßte ſich aber und kam herauf: ich erkannte ſie für die Frau eines Krämers aus einem anderen drei Stunden entfernten Städtchen. Als ſie uns grüßte, fragte ich ſie, was ſie hierher geführt; ſie wollte aber mit der Sprache nicht heraus, bis ich ihr ſagte, daß ich wohl bemerkt, wie ſie hier unten geopfert habe und alſo irgend ein Anliegen haben müſſe. Ach nein, antwortete ſie hierauf, ich will es Ihnen nur gerade bekennen, ich weiß, daß Sie ein mildgeſinnter Herr ſind und den Herzen nicht Gewalt thun. Voriges Neujahr fiel mein jüngſtes Kind, ein Knabe, den mein Mann vor allen ſeinen Kindern lieb hat, in ein hitziges Fieber, das immer gefährlicher wurde. Der Vater war gerade auf der Meſſe abweſend und ich in tödtlicher Angſt.

Digitized by Google

Ach, ſagte ich, ſollte ich das liebſte Kind verlieren, und zwar da ich allein bin. Wie ſoll ich den Vater empfangen, wie ihm mit der Botſchaft entgegengehen: wird er nicht vielleicht glauben, es ſey etwas verſäumt worden und ſich doppelt grämen. Wie ich nun ſo jammerte, nahm mich ein Nachbar bei Seite und ſagte mir: Ich will ihr etwas im Vertrauen mittheilen, thu' ſie dem heil. Walderich zu .... ein Gelübde, der hat ſchon viele erhört und wahre Wunder gethan; zugleich erzählte er mir eine Menge Geſchichten, und daß ihm ſelbſt einmal in großer Noth ſo geholfen worden ſey. Ich ſagte zu ihm: Wo denkt Er hin, ich ein evangeliſch Weib ſollte zu einem katholiſchen Heiligen ein Gelübde thun? Gott wird mir auch ohne das helfen, wenn er will. Indeß blieb mir die Sache doch im Sinn, beſonders da er mir erzählte, daß eine Menge evangeliſcher Leute aus der ganzen Gegend ebenſo wie die katholiſchen ihr Zutrauen auf den heil. Walderich ſetze; weil ſeine Kapelle ſeit uralten Zeiten da geſtanden und die erſte in der Gegend geweſen ſey, haben ſie es ſich nicht nehmen laſſen, und alljährlich falle ein groß Opfer in der Kirche, obgleich die Evangeliſchen ſie eingehen laſſen und nur noch ein paar male des Sommers Gottesdienſt darin halten. Ich blieb aber immer ſtandhaft, obgleich der Mann auch noch andere Leute brachte, die mich dazu aufforderten, und einer ſogar ſagte: Verſäume ſie es ja nicht; ſie macht ſich große Verantwortung; ihr Mann, wenn er hier wäre, würde es gewiß ſelber thun; was mir ſehr aufs Herz fiel. Endlich kam der ſchreckliche Abend, wo mir der Doktor ſagte, er ſey nun das letztemal da geweſen, und ich ſolle gefaßt ſeyn, dieſe Nacht ſterbe das Kind. Jetzt war ich ganz verlaſſen, und wie es mit dem Kinde zuſehends immer ſchlechter wurde, und gar keine Hülfe mehr ſchien, da wurde ich überwältigt, und that ein innerlich herzlich innig Gelübde eines großen Opfers zum heil. Walderich, wenn er mir helfen wollte in meiner Noth. Und ſehen Sie, fuhr ſie fort, es war keine halbe Stunde vergangen, ſo fiel das Kind in einen ſanften Schlaf und ſchlief immer fort bis an den Morgen, wo ich es dem Doktor ſagen ließ. Der kam ganz verwundert, daß das Kind noch lebe, unterſuchte es, wie es aufwachte, und ſagte, daß es nun gerettet ſey; das ſey aber

Digitized by Google

ein wahres Wunder, ſo ſprach er, ohne von meinem Gelübde zu wiſſen. Nach einigen Tagen kam mein Mann, der ſich nicht weniger als ich erfreute, und gleich ſeinen ganzen Jahresgewinn hingab und noch mehr, um das Verſprochene zu erfüllen. Nun bin ich heute unten im Städtchen geweſen, um bei einem andern Krämer, der meinem Mann noch ſchuldig war, einen Theil des Gelds abzuholen und gehe jetzt über den Berg nach Hauſe.

Ich ſagte zu ihr: Nun ſicher hat ihr Gott geholfen, denn er ſiehet das Herz an. Gehe ſie getroſt nach Hauſe und grüße ſie ihren Mann und ihre Kinder.

Die Erzählung hatte uns alle wunderbar gerührt, ſo daß wir noch eine Weile ſtill ſitzen blieben, ehe wir aufbrachen. Wie erfreulich iſt es, ſagte ich im Weggehen, zu dieſer Zeit nur irgend einen Glauben zu finden. Denn weil zu allem Glauben gehört, zum Kleinſten wie zum Größten, ſo iſt es bei dem Mangel deſſelben nothwendig, daß unſere Angelegenheiten immer mehr zurückgehen.

Sollte nicht aber wirklich, ſagte Clara hierauf, anzunehmen ſeyn, daß Geiſter, denen lange Zeit an beſtimmten Orten eine gewiſſe Verehrung erzeigt wird, durch die Magie dieſes Glaubens wirklich Schutzgeiſter ſolcher Gegenden werden? Iſt es nicht natürlich, daß diejenigen, welche zuerſt in dieſe Wälder das Licht des Glaubens brachten, die dieſe Hügel mit Wein, dieſe Thäler mit Korn bepflanzt, und ſo die Urheber eines menſchlicheren Lebens in zuvor wilden und faſt unzugänglichen Gegenden geworden ſind, daß dieſe, ſage ich, auch einen fortwährenden Antheil an den Schickſalen der Länder und Völker nehmen, die durch ſie gebaut und zu Einem Glauben vereinigt worden ſind? Vergeſſen wohl Väter im Himmel ihre Kinder auf Erden? und jene, ſind ſie nicht wahre geiſtige Väter? Mich wenigſtens rührt der Anblick eines Volks, das noch einen Schutzheiligen hat, an den es in allgemeiner Noth ſich wenden, von dem es Hülfe und Troſt erwarten kann.

Ein eignes Geheimniß, ſagte der Arzt, liegt auch in der Oertlichkeit verborgen. Gewiſſe Lehrmeinungen, beſondere Anſichten der Welt

Digitized by Google

und der Dinge ſind ſeit Menſchen Gedenken einheimiſch in beſtimmten Gegenden, und nicht nur in großen Ländermaſſen, wie im Orient, ſondern in kleinen Landſtrichen mitten unter der Maſſe anders Geſinnter. Aber auch jenes höhere Organ, das in dieſem Leben ſonſt nur als vorübergehende Erſcheinung auftritt, iſt beſtändiger in manchen Gegenden, und wieder nicht bloß in größeren Reichen, wie das ſogenannte andere Geſicht in den ſchottiſchen Hochländern, ſondern, wie ich aus Erfahrung weiß, in ganz kleinen Bezirken. Waren nicht auch die Orakel der Alten an gewiſſe Gegenden, ja an beſtimmte Plätze gebunden, und ſollten wir nicht hieraus den allgemeinen Schluß ziehen, daß das Oertliche in Bezug auf das Höhere keineswegs ſo ganz gleichgültig iſt, als insgemein angenommen wird? Ja empfinden wir nicht in jeder Landſchaft eine gewiſſe geiſtige Gegenwart, die uns in der einen anzieht, in der andern zurückſtößt? Das Nämliche gilt auch von einzelnen Zeiträumen.

Wie würden wir überhaupt, ſagte ich, oft uns verwundern, wenn wir, nicht gewohnt bloß das Aeußerliche der Begebenheiten zu betrachten, bemerkten, daß die Umſtände, welche wir für Urſachen gehalten haben, bloß Mittel und Bedingungen waren, daß, während wir es vielleicht am wenigſten dachten, Geiſter um uns geſchäftig waren, die, je nachdem wir dem einen oder anderen folgten, uns zu Glück oder Unglück hinleiteten.

Warum aber geſchieht es ſo ſelten, ſagte Clara, und ſcheint ſo ſchwer zu ſeyn, daß dem Menſchen ſein Inneres eröffnet werde, wodurch er doch in beſtändiger Beziehung mit einer höheren Welt ſteht?

Es verhält ſich damit, ſagte ich, wie mit anderen Gaben, die nach Wohlgefallen ohne Verdienſt ausgetheilt ſind, und durch welche Gott oft das Niedrige und für gering Geachtete erhebt. Beſonders aber Ein Geheimniß wollen die meiſten nicht begreifen, daß eine ſolche Gabe nie dem Wollenden zu Theil wird, daß Gelaſſenheit und Ruhe des Willens die erſte Bedingung dazu iſt. Ich habe manche übrigens geiſtvolle Perſonen gekannt, die alle Mittel verſuchten, und weder bei Tag noch bei Nacht die Einbildungskraft ruhen ließen, um, wie ſie meinten, durch eine Ekſtaſe mit geliebten Verſtorbenen in Verbindung zu kommen; aber

Digitized by Google

nie konnten ſie des Wunſches theilhaftig werden, dagegen es ſcheint, daß zu allen Zeiten Menſchen, die nichts dergleichen ſuchten, aber fromm und einfältig waren, gewürdigt wurden, Eröffnungen aus der anderen Welt zu erhalten. Darum halte ich die Vorſchrift in jedem Sinne für gut und recht, daß der Menſch keine Verbindung mit Geiſtern je ſuchen ſolle.

Alles heftige Wünſchen iſt tadelnswerth, und ein ſolches Verlangen ſcheint ohne Heftigkeit nicht möglich zu ſeyn, ſagte Clara.

Sollten wir nicht überhaupt gegen die Abgeſchiedenen noch weit mehr die Zartheit beobachten, die wir den Lebenden ſchuldig zu ſeyn glauben? Wer weiß, ob ſie nicht innigeren Theil an uns nehmen, als wir denken; ob nicht der heftig gefühlte Schmerz, ob nicht das Uebermaß der ihnen geweinten Thränen im Stande iſt, ſie zu beunruhigen?

Wir traten in dem Augenblicke aus den Bäumen der Kirche heraus, und die ganze Gegend lag in milder Verklärung wieder vor uns.

Nach einer Weile ſtiller Betrachtung ſagte Clara: Woher kommt uns doch wohl jene tiefe, von aller Luſt an dem, was man irdiſche Freuden nennt, unabhängige und mit dem vollen Gefühl ihrer Nichtigkeit beſtehende Anhänglichkeit an die Erde? Warum, wenn doch unſer Herz allem Aeußeren abgeſtorben iſt, und es nur noch als Zeichen und Bild des Inneren mit Vergnügen betrachtet, warum bei der lebhaften Ueberzeugung, daß die andere Welt die gegenwärtige in jeder Hinſicht weit übertreffe, doch das Gefühl, daß es hart iſt, von der Erde zu ſcheiden, der geheime Schauer, den wir vor dieſer Scheidung, wenn auch nicht in unſerer eignen, doch in anderer Seele, empfinden?

Laſſen Sie uns, ſagte ich hierauf, auch in dieſem menſchlichen Zug die Weisheit der Hand erkennen, die ihn in unſere Seele gelegt hat. Sagte uns nicht, ſelbſt nachdem unſere Schätzung dieſes Lebens bis auf das gehörige Maß herabgeſetzt iſt, ein ſtilles Gefühl, daß wir dieſer Erde eine gewiſſe Anhänglichkeit ſchuldig ſind, und daß ſie unſerem Herzen immer nahe bleiben wird, nicht als Mutter allein, ſondern auch inwiefern ſie Ein Schickſal und Eine Hoffnung mit uns theilt; oder hätte der Ewige uns nicht den beſtimmten Blick in jenes andere Leben verſagt,

Digitized by Google

wer hielte hier wohl die ihm von Gott festgesetzte Zeit aus, und strebte nicht früher von hinnen zu kommen, wo beim besten Lauf des Lebens nie Sicherheit, nie Bestand, nie eigentliche Befriedigung erreicht wird, wo die reinere Freude selbst einen Stachel in uns zurücklässt und ein selten ruhendes Herz auch aus den Süßigkeiten des Lebens ein feines Gift zieht, das uns endlich untergräbt? Und so glaube ich, es sey sogar göttliche Absicht, daß im Inneren des Menschen auch nach dem Tode ein gewisses Mitgefühl für die Erde, von der er ein Theil war, übrig bleibe, daß diese Trennung von ihr wirklich empfunden werde, weil sonst der Tod nicht Tod wäre, und daß dieses Gefühl wirklich dem Tiefsten unseres Wesens eingesenkt ist, weil Gott ohne Zweifel auch von dem Massiven und Groben, das wir in der Erde zurücklassen, einen bessern Gebrauch zu machen weiß als die Philosophen.

Es scheint, sagte der Arzt, daß die Herabsetzung der Erde auf eine so mäßige Stufe manches auch in den religiösen Vorstellungen verändert.

Das sehe ich nicht ein, erwiederte ich; die Erde ist zwar aus dem Mittelpunkt verstoßen. Allein wenn es wenigstens Eine göttliche Endabsicht ist, daß das Innere soviel möglich im Aeußeren dargestellt werde, so sind die beiden Endpunkte, der, wo das Innerste am reinsten erhalten, und der, wo es am meisten verkörpert und veräußerlicht ist, gewissermaßen gleich wichtig, und wenn wir uns die lebendige fortgehende Schöpfung gleichsam als einen Umlauf vorstellen dürfen, in welchem beständig das Körperliche ins Geistige erhoben, das Geistige zum Körperlichen herabgesetzt wird, bis beide Elemente mehr oder weniger sich durchdrungen haben und eins geworden sind, so würde dieser Umlauf erst dann seinen wahren Zweck erreicht haben, wenn das Höchste und Geistigste bis zum Körperlichsten herabgestiegen, das Tiefste und Allergröbste aber bis zum Geistigsten und Verklärtesten emporgehoben wäre. Gerade also auf dieser äußersten Grenze der Welt, wo das Gewächs der Schöpfung gleichsam ganz in die Masse und Körperlichkeit geht, wäre im Laufe der Zeiten die Erscheinung des Reinsten und Geistigsten nothwendig gewesen, und im Gegentheil das, was aus

Digitized by Google

dem Unterſten und Gröbſten kommt, alſo gerade der Menſch, muß ſeiner letzten Beſtimmung nach zur höchſten und zarteſten Geiſtigkeit erhoben werden. Denn eher kann die Schöpfung nicht ruhen, bis das Oberſte wieder zum Unterſten gekommen, und es gilt auch hier, daß die Erſten die Letzten und die Letzten die Erſten werden müſſen.

Ich ſehe dieß im Allgemeinen gar wohl ein, ſagte er hierauf. Aber ſogar dieß, daß die Erde der tiefſte und körperlichſte Punkt des Weltganzen iſt, können wir nicht behaupten, und iſt nach allen unſeren Kenntniſſen ſogar unwahrſcheinlich. Wir mögen nun annehmen, daß die Natur der Planeten vom Körperlichen freier und entbundener werde, je mehr ſie von der Sonne entfernt ſind, oder uns auch bloß an die Beſtimmungen der Dichtigkeiten halten, wie ſie von den Sternkundigen angegeben werden, in keinem Fall ſtellt ſich in der Erde ein Aeußerſtes dar.

Es iſt nun nicht gerade die Meinung, antwortete ich, daß jener äußerſte Punkt eben in Einen Planeten falle, unleugbar aber iſt es, daß die unterſten Planeten die Region der herrſchendſten Körperlichkeit ſind. Der Menſch allein würde mich davon überzeugen. In ihm ſcheint das flüchtigſte, zarteſte Weſen an ein ſo zähes und hartes Element gebunden, daß ich ihn ſchon darum in der Leiter der Weſen ſehr hoch ſtellen, und begreifen würde, warum er ſogar vor jenen Kreaturen begünſtigt worden, die Gott entweder wie aus ſich ſelbſt erſchaffen, ohne etwas von dem anderen dazu zu nehmen, das in unſere Miſchung mit eingegangen iſt, oder die wenigſtens nur aus dem zarteſten Antheil dieſes anderen Stoffs gebildet und ſchnell vollendet worden ſind.

Es ſcheint, ſagte Clara, in dieſer Beziehung mit dem Menſchen wie mit dem Kunſtwerk zu ſeyn. Das Zarte, Geiſtige erhält auch hier erſt ſeinen höchſten Werth dadurch, daß es mit einem widerſtrebenden, ja barbariſchen Element verſetzt dennoch ſeine Natur behauptet. Wo das Sanfte des Starken Meiſter wird, da erſt entſteht die höchſte Schönheit.

Ich erinnere mich, ſagte ich, in früherer Zeit über eben dieſe Sache auch den nordiſchen Geiſterſeher gehört zu haben, deſſen Reden über dieſen Punkt mir noch am eheſten Genüge thaten. Er meinte nämlich,

Digitized by Google

warum es dem Herrn gefallen, auf dieſer Erde geboren zu werden, ſey um des Wortes willen geweſen, weil es hier allein habe können materiell fortgepflanzt, geſchrieben und ſchriftlich genau erhalten werden. Wir ſchließen, ſagte er, zu raſch nach Aehnlichkeiten. Es iſt an ſich unwahrſcheinlich, daß auf allen andern Weltkörpern das Geſchlecht der vernünftigen Weſen in einer ſo regen, allſeitigen Verbindung durch Handel und Wandel, durch Sprache und Geſetze, durch Krieg und Frieden ſey, als es das Menſchengeſchlecht hier iſt. Er behauptete ſogar, daß auf anderen Welten die Geſchlechter in bloßen Familien leben, weit entfernt von jenen künſtlichen, vielfach verſchlungenen Verhältniſſen, zu welchen Bedürfniß, Thätigkeitsluſt und ein weit allgemeinerer Geſelligkeitstrieb die Menſchen gebracht habe; dort finden auch nur mündliche Offenbarungen durch Geiſter und Engel ſtatt, die, weil ſie nicht an ein ſo fixes Mittel als bei uns gebunden, leicht ſich wieder verflüchtigen und verlieren. Ueberhaupt ſehen die Einwohner der verſchiedenen Welten als verſchiedene Glieder eines größten Menſchen anzuſehen, unter denen der Menſch unſerer Erde den natürlichen oder äußerlichen Sinn vorſtelle. Dieſer ſey das Letzte, worin das Innere des Lebens ausgehe, und worin es als in ſeinem gemeinſchaftlichen Weſen ruhe. Ebenſo ſey auch das ausgeſprochene und geſchriebene Wort das Ziel und der Endpunkt aller göttlichen Offenbarung, wo ſie ganz ins Aeußere übergegangen und das Wort im eigentlichen Verſtand Fleiſch geworden ſey. Und auch das könnte man ja meines Bedenkens hinzuſetzen, daß ſchon die Sprache, wie wie wir ſie kennen, etwas Beſonderes für die Erde ſey. Vielleicht, daß ſie auf anderen Welten weit elementariſcher iſt und muſikähnlicher, mehr flüchtige Empfindungen anregt, als Gedanken mittheilt und in die Tiefe des Herzens einſenkt. Den Naturforſchern käme es alſo nun zu, zu ſehen, ob der Erde auch in anderer Beziehung der beſtimmte Grad von Lebendigkeit zukomme, bei welchem das lebendige Wort hervorbricht; wie nicht das alleredelſte der Metalle, ſondern ein ſchon minder edles das glanzreichſte iſt, und wie derjenige Sinn, für welchen die ſtarken und am meiſten körperlichen Organe nothwendig waren, auch zugleich der innerlichſte iſt, wie dagegen der äußerlich am meiſten innerliche und

Digitized by Google

geiſtige innerlich wieder der äußerſte zu ſeyn ſcheint. Doch in zu wunderliche Verwicklungen des Inneren und Aeußeren ſcheint dieß zu leiten, als daß ich mir getraute, dieſe Rede jetzt weiter auszuführen.

Aber auch die Sache bloß äußerlich wie insgemein genommen, nämlich nach Zahlenverhältniſſen, ſollte es doch nicht unmöglich ſeyn, erwiederte der Arzt, die Stelle und den Ort der Erde bedeutend zu finden. Denn ich weiß nicht, durch welche geheime Ahndung getrieben ich ſo feſt überzeugt bin, daß es mit der Erde unter den Planeten eine beſondere Bewandtniß haben müſſe, auch ganz abgeſehen von dem Glauben, daß ſie der Schauplatz der einleuchtendſten und vollkommenſten göttlichen Offenbarung geweſen. Aber die meiſten der bisherigen Verſuche, das Geſetz einer Reihe zwiſchen den verſchiedenen Welten zu finden, ſchienen mir theils nicht wiſſenſchaftlich genug, theils von unnatürlichen und falſchen Vorausſetzungen ausgegangen.

Wenn man, ſagte ich hierauf, zu der alten Art zu zählen, die doch das meiſte für ſich hat, und zu der heiligen Zahl, die noch mehr, zurückkehren wollte: ſo würde nichts verhindern, nachdem zu erwarten iſt, daß ſie durch fernere Entdeckungen immer weiter überſchritten werde, einen ſich wiederholenden Septenarius anzunehmen, wo dann die Erde in dem unterſten gerade die mittlere Stelle einnähme. Dieß verhalte ſich aber wie es wolle, ſo ſcheint mir ein Weſen, das aus ſo tiefer Nacht in ſo hohes Licht erhoben worden, zu den größten Erwartungen berechtigt zu ſeyn. Verwandlungen, gegen welche auch die größten Ereigniſſe ſeines inneren und äußeren Lebens in der jetzigen Welt nicht in Betracht kommen, ſcheint mir ein Weſen entgegenzugehen, das beſtimmt ſcheint, in ſich die äußerſten Enden des Daſeyns wie Gott zu vereinigen . . . . .

Digitized by Google

Kunſtgeſchichtliche Anmerkungen

zu

Johann Martin Wagners

Bericht über die Aeginetiſchen Bildwerke.

1817.

Digitized by Google

Digitized by Google

Inhalt.

Seite

Vorbericht des Herausgebers 115
Einleitung 118
Anmerkungen des Herausgebers 120
§. I. Beschreibung der äginetischen Figuren nach ihren Abtheilungen
I. Ganz geradestehende (weibliche) Figuren 128
II. Vorschreitende, oder kämpfende Krieger 132
III. Knieende, oder Bogenschützen 134
IV. Liegende, oder Verwundete 137
§. II. Bruchstücke, die zu den äginetischen Figuren oder doch zu dem Tempel gehört haben 141
[Zusatz vom Herausgeber] 144
§. III. Ueber den Styl dieser Figuren 147
Anmerkungen des Herausgebers 153
§. IV. Ueber den Widerspruch, in welchem die Köpfe mit den übrigen Theilen des Körpers in Ansehung ihrer Sculptur zu stehen scheinen 163
Zusatz des Herausgebers 165
§. V. Ueber den mechanischen Theil, oder die Bearbeitung des Marmors 168
§. VI. Ueber die Epoche, in welcher muthmaßlich diese Figuren sind verfertiget worden 169
Zusatz des Herausgebers 171
§. VII. Wie und wo diese Figuren ursprünglich aufgestellt gewesen . 183
§. VIII. Ueber die Bedeutung oder Vorstellung dieser Figuren 187
Zusatz des Herausgebers 190
§. IX. Ueber die Bemalung der Figuren und des Tempels 192
Schluß 197
Schlußanmerkung des Herausgebers 198

Digitized by Google

Digitized by Google

Vorbericht des Herausgebers [1].

Als die in dem nachfolgenden Aufsatz beschriebenen Kunstwerke zuerst entdeckt, und die Finder, bei völlig gleichen Ansprüchen, überein gekommen waren, die Sammlung nur im Ganzen zu veräußern, damals waren alle Wahrscheinlichkeiten dafür, daß diese Werke den bequemen und fast allein gefahrlosen Weg zu Wasser nach England nehmen würden. Daß es nicht geschehen, daß sie nicht wie die Figuren des Parthenon unter dem Dunsthimmel Londons, sondern in einer deutschen Hauptstadt, in würdiger und angemessener Umgebung uns allen zugänglicher seyn werden, dieses haben wir allein dem großartigen Sinn des Kronprinzen von Bayern für alterthümliche Kunst und Seiner Entschiedenheit für alles Vortreffliche zu verdanken.

Den Verfasser des nachfolgenden Aufsatzes, der dem achtbarsten Theil deutscher Kunstfreunde längst als ausübender Künstler von vorzüglicher Kraft und Tüchtigkeit bekannt ist, und der einen ursprünglichen, durch Homer und Anschauung des Alterthums genährten Sinn für den Heldengeist griechischer Vorzeit durch ein schon vor acht Jahren vollendetes großes Gemälde, den Rath der Griechen vor Troja vorstellend, beurkundet hat, wählten Seine Königliche Hoheit, ihn zunächst nach Zante, wo der äginetische Fund damals niedergelegt war,

[1] Der vollständige Titel dieser Schrift lautet im Original: Johann Martin Wagners Bericht über die Aeginetischen Bildwerke im Besitz Seiner Königlichen Hoheit des Kronprinzen von Bayern. Mit kunstgeschichtlichen Anmerkungen von F. W. J. Schelling. D. H.

Digitized by Google

zur Beſichtigung dieſer Kunſtwerke, dann nach Malta, zur Abſchließung des Kaufes mit den Eigenthümern, abzuſenden.

Nachdem der herrliche Fund vollends glücklich nach Rom gebracht war, wo er, der Zuſammenſetzung und nothwendigſten Ergänzungen wegen, ſich noch befindet, und nun dieſe Werke eines hohen, Ehrfurcht gebietenden Alterthums mit voller Muße von mehreren Seiten beſchaut und unterſucht werden konnten, fühlte der thätige Künſtler, durch deſſen Bemühungen die Sache ſo weit gediehen, ſich aufgefordert, einen Bericht über dieſe Schätze abzufaſſen, der zunächſt für den erhabenen Beſitzer derſelben beſtimmt war, aber auch wohl, gedruckt und öffentlich mitgetheilt, der geſammten deutſchen Kunſtwelt einen Vorſchmack von dem Genuß geben könnte, der ſie einſt beim eignen Anblick dieſer Kunſtwerke erwartete.

Nach den zwiſchen uns beſtehenden freundſchaftlichen Verhältniſſen wünſchte der Verfaſſer, daß ich, im Fall es dazu käme, die Herausgabe beſorgen möchte: ein Wunſch, deſſen Erfüllung mir nun noch überdieß die einem höhern Auftrag ſchuldige Verehrung zur Pflicht macht.

Indem ich alſo die Bearbeitung dieſes Aufſatzes für den Druck übernehme, glaube ich keine Veränderungen mir erlauben zu können, als welche Styl und Schreibart erheiſchen mögen. Ich wünſche, daß man überall den ausübenden Künſtler höre, daß von der eigenthümlichen Beredtſamkeit, der künſtleriſchen Dialektik und dem Humor des Verfaſſers um ſo weniger verloren gehe, je häufiger wir ſeit längerer Zeit mit trübſeligen Beſchreibungen von Kunſtwerken jeder Art heimgeſucht worden. Daß in bezeichnenden Ausdrücken, in der Anordnung und Folge des Ganzen nichts geändert werden kann, verſteht ſich ohnedieß von ſelbſt.

Weil es jedoch nicht möglich iſt, eine treue und anſchauliche Schilderung ſo merkwürdiger, ja in ihrer Art einziger Kunſtwerke zu leſen, ohne zu eignen Gedanken lebhaft erweckt zu werden, muß ich mich als Herausgeber um ſo mehr zu thätiger Theilnahme an den Forſchungen des Verfaſſers aufgeregt fühlen, und denke daher dieſe durch einzelne Anmerkungen und einige ausführlichere Zuſätze an den Tag zu legen,

Digitized by Google

in denen ich mich besonders bemühen werde, über das eigentlich Unterscheidende und Charakteristische der äginetischen Kunst und ihr Verhältniß zu der attischen einige bestimmtere Begriffe auszumitteln, weil darauf vornehmlich die große geschichtliche Wichtigkeit dieser Kunstwerke beruht.

Darf ich auf diese Art hoffen, den wackeren Künstler, der mit dem besonderen Talent für die Kunst jene allgemeinen Eigenschaften des Geistes und des Charakters vereint, ohne welche nirgend etwas Großes und wahrhaft Schätzenswerthes zu Stande kommt, auf eine nicht ganz unangemessene Art in die deutsche Lesewelt einzuführen: so füge ich noch den Wunsch bei, daß man das hier Mitgetheilte so nehmen möge, wie es gegeben wird, nämlich für bloße erste Gedanken und Aeußerungen über Kunstwerke, die, wegen der durch sie entstehenden, ganz eignen, geschichtlichen und künstlerischen Räthsel, noch lange Zeit Gegenstände der ernstlichsten und eifrigsten Forschungen bleiben werden.

München, im December 1816.

Digitized by Google

Einleitung.

Den Freunden der Kunst und des Alterthums ist es bereits aus öffentlichen Nachrichten bekannt, wie eine Gesellschaft von Künstlern und Liebhabern, deutscher und englischer Nation, im Jahr 1811 sich vereinigte, um unter andern den Tempel des Panhellenischen Jupiters auf der Athen gegenüber liegenden Insel Aegina zu untersuchen und architektonisch aufzunehmen, und wie sodann diese in wissenschaftlicher Absicht unternommene Ausgrabung durch einen unerwarteten, aber herrlichen Fund einer schönen Anzahl mehr oder weniger erhaltener, aber an sich unschätzbarer Bildwerke belohnt wurde, welche einst den östlichen und westlichen Giebel dieses erhabenen Gebäudes geziert hatten.

Seine Königliche Hoheit der Kronprinz von Bayern, vom reinsten Sinn für alles Große und Schöne beseelt, hatte schon im folgenden Jahr 1812 den ganzen Fund von den Entdeckern an sich gekauft, und dadurch zunächst seiner Sammlung von Antiken einen Zuwachs von Werken verschafft, dessen gleichen, ohne Uebertreibung zu sagen, keine Sammlung in unserer, ja vielleicht in früherer, Zeit erhalten, da diese Bildwerke theils wegen ihrer besondern Vorzüge und Eigenthümlichkeiten, zumal in Hinsicht der treuesten Nachahmung der Natur, für die Kunst selbst, theils wegen ihrer Herkunft aus einer dunkeln Zeit der Kunst, für die Geschichte derselben und die gesammte Alterthumskunde von nicht zu berechnender Wichtigkeit sind.

Aus diesen Werken ersehen wir, daß die frühern Griechen ihre Kunst von den Aegyptiern entlehnt haben. (1)

Durch sie wird uns klar, welchen Weg die Kunst von ihrer Kindheit an genommen, um auf jene Höhe von Vollkommenheit zu gelangen, auf welcher wir sie in den Werken des Phidias und seiner Zeitgenossen bewundern, und daß diese großen Meister nur einen Schritt weiter auf dem Wege zu thun hatten, der ihnen von jenen Vorgängern so deutlich bezeichnet war. (2)

Durch diese Werke endlich wird es, möchte man sagen, augenscheinlich, daß die vollkommene Nachahmung der Natur der einzige Weg zum Höchsten in der Kunst oder zu demjenigen war, was man in der letzten geistigsten Erscheinung das Ideale genannt hat.

Digitized by Google

In Beziehung auf die geschichtliche Kenntniß der Kunst ist durch diese Entdeckung zur völligen Gewißheit gebracht, was Winkelmann schon geahnet hat, und nach ihm Visconti mit mehr Zuversicht darzuthun suchte, nämlich daß das, was man bisher in der Kunst unter hetrurischem Styl verstand, mehr oder weniger der eigentlich altgriechische Styl zu nennen sey.

Wird so unser Begriff vom altgriechischen Styl im Allgemeinen berichtigt, so erhalten wir durch jene wichtige Erscheinung zugleich Aufschluß über die von Pausanias und andern an vielen Stellen so rühmlich erwähnte äginetische Schule, von deren Eigenthümlichkeiten und Unterschieden von der altgriechischen Schule wir uns bis jetzt keine oder nur ungewisse Begriffe machen konnten, da es durchaus an allen Denkmälern fehlte, auf die sich ein sicherer Schluß hätte gründen lassen.

Was hier mit wenigen Worten berührt worden, werde ich im Verfolg dieser Schrift auseinanderzusetzen und durch Gründe zu beweisen suchen.

Allen diesen Folgerungen muß jedoch eine genaue Beschreibung der sämmtlichen Figuren vorausgehen, damit Freunde der Kunst schon vorläufig mit der Sache selbst und ihren Eigenthümlichkeiten gehörig bekannt werden.

Ich halte diese ausführliche Beschreibung um so nöthiger, als es wegen der vorzunehmenden Zusammensetzung der Bruchstücke und der geforderten Ergänzungen noch geraume Zeit anstehen wird, ehe dieselben zu öffentlicher Ansicht und zur allgemeinen Beurtheilung gelangen können. (3)

Digitized by Google

Anmerkungen des Herausgebers.

(1) Der Herausgeber würde für sehr überflüssig halten, umständlich zu zeigen, daß diesem Schluß, inwiefern er aus der Beschaffenheit der äginetischen Bildwerke gezogen werden sollte, zur Sicherheit einige wesentliche Mittelglieder abgehen dürften. Hier, wie anderwärts, ist zu bedenken, daß der Verfasser als Künstler spricht, und, unbeschadet seiner im Allgemeinen deutschen Ansicht und Denkart, sich im Einzelnen nach der in Rom und Italien herrschenden Weise der Alterthumsforschung bequemen kann. Wer möchte auch leugnen, daß jene Erklärung der zwischen ägyptischem und griechischem Styl der ältesten Zeit bemerklichen Uebereinstimmungen die scheinbar leichteste und kürzeste ist; wie sie denn manchen unter den Griechen selbst eingeleuchtet, die sich jedoch, bei der ihnen von den Aegyptiern selbst vorgeworfenen Unkunde der Vorzeit, über diesen Punkt so leicht und so natürlich als moderne Forscher täuschen konnten.

Gesetzt aber auch, jenes insgemein angenommene Verhältniß zwischen Aegyptiern und Griechen, wornach man jene als die Lehrmeister, diese als die Schüler anzusehen hätte, wäre mehr als zweifelhaft, und der Ausdruck: entlehnen, und die Vorstellung einer materiellen Ueberlieferung oder Mittheilung überhaupt erschienen in keinem Fall als die angemessensten; so wäre es doch mehr die Auffassung und der Ausdruck des Verhältnisses als das Verhältniß selbst, das nach dem Standpunkt unserer deutschen Forschung anstößig erscheinen könnte.

Denn da gerade unter uns das gesammte Alterthum immer mehr als ein Ganzes, als eine zusammengehörige und in sich abgeschlossene

Digitized by Google

Welt angesehen wird, und man täglich mehr sich zu überzeugen scheint, daß griechische Religion und Kunst zwar das lebendigste Gewächs von allen, der Boden und die Erde aber, aus der es erwachsen, in den Religionen und der Kunst anderer Völker zu suchen sey; warum sollte man nicht ägyptische und griechische Kunst in einem lebendigen Zusammenhang, ja in einer und derselben Entwicklungsfolge sich denken dürfen? Die ganze Bildung Aegyptens trägt die Merkmale eines großen Umsturzes, der gewaltsamen Hemmung und Aufhaltung eines in seiner Entwicklung begriffenen, mächtigen Princips an sich. Mußte nicht, nach eingetretener Hemmung, der Ueberfluß der bildenden Kraft hier im Ungeheuren, ja Monstrosen sich Luft zu machen suchen, während dasselbe Princip in Griechenland, gleichsam in einer zweiten Zeit von vorne beginnend, aber in freier, ungehinderter Entwicklung sanft fortstrebend, vermög' einer innern Nothwendigkeit das ihm mögliche Vollkommenste hervorbringen konnte?

Unleugbar, ja nothwendig ist, daß das gegenseitig Unabhängigste und in der Folge Verschiedenartigste in den ersten Anfängen sich ähnlich ist; wie denn Herr Quatremère-de-Quincy ganz anmuthig bemerkt, daß die Samen einer Pflanze einander weit ähnlicher aussehen als die nachher aus ihnen erwachsenen Pflanzen. Die Anwendung dieser allgemeinen Bemerkung wird in dem gegenwärtigen Fall noch bestimmter, wenn wir uns denken dürfen, daß es wirklich ein und dasselbe, nur in der griechischen Kunst wieder von vorn ansetzende Princip war, das durch beide, ägyptische und griechische, zu seiner Verwirklichung strebte; und wer möchte dann ferner, die Einheit der bildenden Kraft vorausgesetzt, nicht wahrscheinlich finden, daß dieser bis in sein Ziel stetig und unwiderstehlich fortwirkende Trieb sich noch von jener ersten mächtigen Bewegung des menschlichen Geistes hergeschrieben, die den ältesten Glauben der Völker erzeugte?

Allein wir fühlen, daß zu diesen Betrachtungen hier kein Ort sey, und würden, da fast jede Bemerkung über jene Aeußerung zu weit führen mußte, uns vielleicht aller enthalten haben, hätten nicht zwei Rücksichten uns anders bestimmt.

Digitized by Google

Die erſte war, daß jene oft wiederholte Meinung in dieſer Verbindung mit den äginetiſchen Bildwerken einen Schein von Neuheit und alſo auch das Anſehn einer neuen Beſtätigung gewinnen konnte. Aus dieſem Grunde glaubten wir bemerken zu müſſen, daß die äginetiſchen Kunſtwerke in Bezug auf jene hiſtoriſche Hypotheſe (der Abſtammung griechiſcher Kunſt aus Aegypten) nichts Neues lehren können, und bei dieſer Gelegenheit überhaupt den partiellen Erklärungsverſuchen zu widerſprechen, die, ſo beliebt ſie noch immer zu ſeyn ſcheinen, doch hier, wie überall, keinen Nutzen haben können, als ſich den Weg zur großen und umfaſſenden Erklärung zu verſperren. Denn auch hier iſt der Aufſchluß, den wir über das Einzelne verlangen, nur in dem großen und allgemeinen Zuſammenhange zu finden, deſſen Tiefe wir nach unſern jetzigen Anſichten vielleicht nicht einmal zu ahnden vermögen.

Die andere Rückſicht war, daß die Vorausſetzung eines ſolchen Verhältniſſes zwiſchen ägyptiſcher und altgriechiſcher Kunſt nicht wohl ohne Einfluß auch auf die Anſicht und Beurtheilung der älteſten griechiſchen Kunſtwerke bleiben kann. Schon iſt es ſo weit, daß jene Aehnlichkeit hier und da als eine eigentliche und völlige Gleichheit behandelt wird. Die Kunſtverſtändigen unter den Griechen müſſen aber ſchon in den allerälteſten attiſchen Werken, von denen wir keines anſichtig geworden, Züge gefunden haben, die ſie beſtimmt von ägyptiſchen unterſcheiden ließen, wie unter andern jene Stelle des Pauſanias zeigt, wo er von dem Erythräiſchen Hercules ſagt: „er iſt weder den äginetiſch genannten, noch den älteſten der attiſchen Bildwerke (*οὔτε τῶν Ἀττικῶν τοῖς ἀρχαιοτάτοις*) ähnlich, ſondern, wenn irgend eines, ägyptiſch“; Ausdrücke, die zu beſtimmt ſind, um nicht jene Vorausſetzung vollkommen zu rechtfertigen. Sodann iſt auffallend, daß, ſo oft auch äginetiſcher Styl und äginetiſche Bildwerke erwähnt werden, noch niemals zwiſchen dieſen, ſondern nur zwiſchen den altattiſchen und den ägyptiſchen eine Vergleichbarkeit angenommen wird; z. B. in einer Stelle, wo Pauſanias von zwei Bildſäulen äußert, ſie ſeyen den ägyptiſchen Holzbildern am meiſten (alſo doch nicht vollkommen) ähnlich (*τοῖς Αἰγυπτίοις μάλιστα ἐοίκασι ξοάνοις*), fährt er unmittelbar fort: die (dritte)

Digitized by Google

Figur aber, die man den Archegetes nennt (unstreitig von gleich hohem Alterthum) ist den äginetischen Werken gleich (B. 1, C. 42). Diese Erinnerung mag vorderhand einigen mehr spitzfindig als bedeutend vorkommen. Allein, erstens ist nicht zu leugnen, daß zwischen Athen und Aegypten, attischem und ägyptischem Wesen, ein näherer Bezug obwaltet, wie dieser nun auch erklärt werden möge; ebenso unleugbar aber, daß dieser Bezug darum nicht, wie gewöhnlich geschieht, gleich auf ganz Griechenland und alles Griechische ausgedehnt werden darf. Wie weit insbesondere attische und äginetische Kunst als gleich behandelt werden dürfen, ist noch keineswegs ausgemacht. Zweitens ist doch wohl offenbar, daß in diesen Untersuchungen mit der größten Schärfe muß verfahren werden, sollen sie nicht eine heillose Verwirrung herbeiführen; in welcher Beziehung ich darauf antrage, einstweilen, nach dem Beispiel der Alten, ägyptischen, tyrrhenischen (hetruriſchen), altattischen und äginetischen Styl nur immer bestimmt zu unterscheiden, und eben darum auch der allgemeinen Benennung: altgriechischer Styl uns vorerst zu enthalten; so wahr es immer ist, daß viele Werke dem einen, z. B. dem hetruriſchen Styl, zugeschrieben worden sind, die einem andern angehören.

(2) Ich fühle wohl, daß es auffallend ist, wenn schon jetzt diese Anmerkungen zu der Einleitung anfangen mehr Raum einzunehmen als diese selbst. Allein der Mißstand ist einmal nicht zu vermeiden, da eben die Einleitung zu kritischen und geschichtlichen Bemerkungen auffordert, die wir für nöthig halten, soll die Untersuchung nicht gleich in Unbestimmtheiten verwickelt werden, die es später nicht mehr Zeit seyn möchte auseinanderzusetzen. Hier nimmt der Verfasser den Weg der äginetischen Kunst für den allgemeinen Weg der griechischen überhaupt, welches ich freilich, so wie es von ihm gemeint ist, nicht widersprechen will, aber, so wie es hier ausgedrückt ist, doch genauer zu bestimmen wünsche.

Das Verhältniß und der wechselseitige Einfluß zwischen attischer und äginetischer Kunst ist unstreitig einer der wichtigsten Punkte in der ganzen Untersuchung, zu der jene merkwürdigen Bildwerke Anlaß geben. Allein

Digitized by Google

eben jenes Verhältniß und dieſer Einfluß ſind bis jetzt bei weitem nicht ſo klar und ausgemacht, als man wohl wünſchen möchte.

Was vorläufig und noch unabhängig von den Aufſchlüſſen, welche uns die nähere Beſchreibung dieſer Kunſtwerke geben möchte, über dieſes Verhältniß auszumitteln war, ſey uns erlaubt, hier kurz zuſammen zu ſtellen.

Pauſanias im 7ten Buch 4ten Cap. ſagt: Smilis von Aegina ſey zwar nicht zu gleichem Ruhm mit Dädalus gelangt, doch ebenſo alt als dieſer oder Zeitgenoß deſſelben. Wir laſſen die Einwürfe, welche Heyne (Opusc. V, p. 344) und Quatremère-de-Quincy (le Jupiter Olympien p. 175) gegen dieſe Angabe, doch eigentlich nur von der dem Smilis zugeſchriebenen Bildſäule der Juno zu Samos hergenommen, gern auf ſich beruhen; wir gedenken dieſer Angabe keine chronologiſche, noch unmittelbar hiſtoriſche Wahrheit anzumuthen; alles, was wir uns erlauben, aus derſelben zu ſchließen, iſt: daß, nach Pauſanias, Smilis der äginetiſche Dädalus war, daß alſo Pauſanias der äginetiſchen Kunſt einen unabhängigen Stifter zuſchreibt (eine Abſicht, die durch die Art, wie er von deſſen Gleichzeitigkeit mit Dädalus ſpricht, noch deutlicher hervorleuchtet); daß es alſo wohl überhaupt eine angenommene und geltende Meinung war, die äginetiſche Kunſt ſey nicht von der attiſchen abgeleitet oder entſtanden, ſondern von derſelben unabhängig und in ihren erſten Anfängen gleich ſelbſtändig mit ihr.

Dieſe Selbſtändigkeit wird auch ferner durch die ganze alte Zeit erkannt, d. h. die ältern äginetiſchen Werke werden als eine beſondere Art von den attiſchen unterſchieden, ja ihnen in gewiſſem Betracht entgegengeſetzt; eine ausgezeichnete Art oder ein beſonderer Styl von Arbeit (τρόπος τῆς ἐργασίας) wird an ihnen bemerkt, durch den man ſie von allen andern unterſcheiden konnte, auch zu einer Zeit, als die Trefflichkeit der Ausführung zwiſchen ihnen und den attiſchen keinen Unterſchied machte.

Die dieſes alles beweiſenden Thatſachen und Zeugniſſe werden alle einzeln im Folgenden vorkommen.

Digitized by Google

Wie weit sich die Kunst von Aegina nach jener politischen Katastrophe, welche den Einwohnern die Grausamkeit der Athenienser bereitete, da sie gleich im Anfang des Peloponnesischen Kriegs gezwungen wurden, mit Weib und Kind die Insel zu verlassen, und ein Theil nach der ihnen von den Spartanern eingeräumten Landschaft Thyrea zog, ein anderer sich durch das ganze übrige Griechenland zerstreute [1]; wie weit, sage ich, nach diesem Umsturz die äginetische Kunst in die allgemeingriechische sich verlor, ist vorerst nicht genau zu bestimmen; so viel ist gewiß, daß kurz vor dieser Zeit die letzten äginetischen Künstler als solche ausgezeichnet werden.

Wünschte man nun wohl, dieser so lang behaupteten Eigenthümlichkeit vorläufig einigermaßen auf den Grund zu kommen, so möchte dazu vorzüglich eine Nachricht des Pausanias (B. 2, C. 29) dienen können: das erste Ereigniß, dessen er aus der geschichtlichen Zeit von Aegina erwähnt, ist, daß ein Theil der Argiver, die mit dem Deiphontes Epidaurus innehatten, nach Aegina übersetzte, und den Besitz der Insel mit den Ureinwohnern theilend, dorische Sitten und Gebräuche daselbst einführte (*τὰ Δωριέων ἔθη καὶ φωνὴν κατεστήσαντο ἐν τῇ νήσῳ*). Dorisch also war der Aegineten Sprache und Sitte, woraus sich manches in ihren politischen Verhältnissen zu Athen erklärt — dorischen Charakters unstreitig auch ihre Kunst, die von der attischen so bestimmt und vielleicht durch ähnliche Eigenthümlichkeiten unterschieden seyn mochte, wie dorische Poesie von attischer, ursprünglich ionischer, unterschieden war. Der Begriff einer eigenthümlich dorischen Sculptur ist an sich so natürlich als der einer dorischen Poesie und dorischen Architektur [2], und konnte sich nach der Vollständigkeit der Erscheinungen, die wir überall im Kreis griechischer Bildung antreffen, vielleicht schon für sich darbieten. Daß aber diese Sculptur dorischen Charakters eben

[1] Thucyd. B. 2, C. 27.

[2] Daß die Architektur des Jupitertempels auf Aegina dorisch war, versteht sich ohnehin von selbst; was nicht allgemein bekannt seyn möchte, ist, daß sie, in ihren Trümmern noch, zu dem Schönsten gehören soll, was uns von dorischer Baukunst übrig geblieben.

Digitized by Google

die äginetiſche und keine andere geweſen, dieſe Vorausſetzung würde vorläufig ſchon die ſo beſtimmt ausgeſprochene und anerkannte Eigenthümlichkeit der äginetiſchen Kunſt einigermaßen wenigſtens erklären.

Ob man aber aus dieſem Stamms-Charakter noch mehrere Eigenthümlichkeiten erklären wolle, z. B. die vorausgeſetzte Anhänglichkeit an alterthümlichen Styl, ſelbſt nach ſchon erlangter hoher Trefflichkeit in der Ausführung, und anderes, laſſen wir einſtweilen dahingeſtellt.

Haben wir uns nun bisher bemüht, der äginetiſchen Kunſt nicht nur eine Charakter-Verſchiedenheit, ſondern eine urſprüngliche Selbſtändigkeit und Unabhängigkeit von der attiſchen zu ſichern, ſo ſind wir darum nicht gemeint, zu leugnen, daß früher oder ſpäter beide in einem entſchiedenen wechſelſeitigen Einfluß geſtanden haben.

Werke der Aegineten waren über einen großen Theil von Griechenland verbreitet, und beſonders zahlreich zu Olympia. Aeginetiſche Künſtler hatten, jedoch erſt in ſpätern Zeiten, mit andern zuſammengeſetzte Werke gemeinſchaftlich gearbeitet; ja aus früher Zeit wird ein beſtimmter Zuſammenhang beider Schulen erwähnt, indem der Aeginete Kallon nach Pauſanias (B. 2, C. 32) ein Schüler des Tektäus und Angelion war, dieſe beiden aber von Dipönus und Scyllis unterrichtet waren, die zur Dädaliſchen Schule gehörten.

Dieſe Thatſachen ſind freilich nicht zureichend, zu wiſſen, welche von beiden, die attiſche oder die äginetiſche, auf die andere den entſchiedeneren Einfluß ausgeübt, und noch weniger dieſen Einfluß näher zu beſtimmen; denn da ein wechſelſeitiger Einfluß einen Austauſch von Eigenthümlichkeiten, ein einſeitiger aber eine Erhöhung oder Verbeſſerung der einen Eigenthümlichkeit durch die andere vorausſetzt, ſo müßten wir, um jenes zu wiſſen, einen beſtimmteren Begriff von dem Charakteriſtiſchen einer jeden haben; allein eben dieſer Begriff fehlt uns bis jetzt, und läßt ſich nur von den näheren Aufſchlüſſen erwarten, die wir durch die nachfolgende Beſchreibung der erſten, entſchieden als äginetiſch bekannten Kunſtwerke zu erhalten hoffen.

Was aber insbeſondere die Aeußerung betrifft: „durch dieſe Bildwerke ſehen wir den Weg, welchen die Kunſt von ihrer Kindheit an

Digitized by Google

genommen, um auf jene Stufe von Vollkommenheit zu gelangen, die sie in den Werken des Phidias erreicht", so glaubten wir zu derselben nur insofern eine Bemerkung nöthig, als sie voraussetzt, daß äginetische und attische Kunst von Anfang an als gleich und gewissermaßen als Eins behandelt werden können.

Die andere aber, daß die äginetische Kunst, wie sie sich in diesen Bildwerken zeigt, den spätern großen Künstlern den Weg zur Vollkommenheit gewiesen habe, können wir in der Unbestimmtheit, die sie vorderhand an sich tragen muß, auf sich beruhen lassen.

(3) Auch keine Zeichnungen sind von diesen äginetischen Figuren bis jetzt öffentlich bekannt. Herr Quatremère-de-Quincy hat am Ende seines großen und ausgezeichneten Werks über den olympischen Jupiter zwei derselben nach einem ihm von Herrn Fauvel, Viceconsul in Athen, überschickten Croquis abbilden lassen, allein diese Abbildungen, wenn man sie mit der folgenden Wagnerschen Beschreibung vergleicht, haben wenig mit den Originalen gemein. An der Abbildung der Minerva scheint nur die Stellung und etwa der Charakter der Falten der Wahrheit gemäß; die andere weibliche Figur ist mit vollständigen obern Extremitäten, ohne die entfernteste Andeutung einer Ergänzung, abgebildet, da doch aus der folgenden Beschreibung erhellt, daß den andern beiden weiblichen Figuren die Köpfe und Hände fehlen.

Digitized by Google

§. I.

Beſchreibung der Aeginetiſchen Figuren nach ihren Abtheilungen.

Zu leichterer Ueberſicht werde ich dieſe Figuren, deren ſiebzehn an der Zahl ſind, nach der Verſchiedenheit ihrer Stellungen oder Kleidungen, in verſchiedene Klaſſen abtheilen, nämlich in

I. Ganz geradſtehende gekleidete (dieſe ſind ſämmtlich weiblich).
II. Vorſchreitende, oder kämpfende Krieger.
III. Knieende, oder Bogenſchützen.
IV. Liegende, oder Verwundete.

Dieſe Abtheilung ſcheint bei dieſen Figuren um ſo ſchicklicher angewendet, als wir zu ſchließen berechtiget ſind, und im Verfolg ſich zeigen wird, daß in ihrer Zuſammenſtellung eine große Symmetrie geherrſcht habe.

I.

Der ganz gerade ſtehenden und bekleideten Figuren ſind drei und dieſe alle weiblich.

A. Die größte, nicht nur dieſer drei weiblichen, ſondern aller Figuren überhaupt, iſt die der Minerva; dieſe iſt etwas weniges über Lebensgröße, indeß die andern alle mehr oder weniger unter dieſem Maß ſind.

Die Stellung der Minerva iſt, vom Kopf bis auf die Kniee, ganz gerade vorwärts gerichtet (en face), ohne die geringſte Bewegung weder nach der einen noch nach der andern Seite. Dagegen gehen die Kniee und die andern Theile abwärts ganz nach der Seite (en profil). Den Obertheil des Körpers allein geſehen, könnte man dieſe Richtung der Beine nach der Seite ſchlechthin nicht vermuthen, und umgekehrt, die Beine allein geſehen, ſollte man glauben, ſie gehören einer Figur von durchaus ſeitwärts gerichteter Stellung. Es möchte ſchwer zu errathen ſeyn, was den Künſtler zu dieſer Sonderbarkeit bewogen.

Die Minerva iſt bis auf die Füße bekleidet, und zwar im altgriechiſchen Styl, den man bisher irrig oder obenhin den hetruriſchen nannte, d. h. mit jenen conventionellen Falten, die mehr gepreßt und künſtlich gelegt als natürlich zu fallen ſcheinen.

Digitized by Google

Das Haupt bedeckt ein Helm, von der Art, wie man ihn häufig auf Vasen-Gemälden sieht, aber ganz verschieden von der dieser Gottheit sonst zukommenden oder beigelegten Helmform; er umschließt nämlich, nach Art der römischen Helme, das Haupt sehr knapp, nicht mit der hohen Wölbung, welche man in der spätern Zeit an den Helmen der Minerva zu finden pflegt [1]. Dagegen ist er mit jener Helm-Verzierung oder dem Haarbusch versehen, wie man denselben auf alten athenienſischen Münzen findet, und die ganze Oberfläche ist mit kleinen eingebohrten Löchern übersäet, die nicht mehr als einen Zoll weit voneinander abstehen und vermuthlich zur Befestigung irgend einer bronzenen Verzierung gedient haben, etwa jener Sternchen, die man öfters in griechischen Vasen-Zeichnungen an dem Helme der Minerva angezeigt findet. Man sehe unter andern Tischbeins Vasen I. B., S. 1.

Ihre Ohren sind durchbohrt, unstreitig zum Behuf irgend eines angebrachten Ohrenschmuckes.

Die Haare sind sowohl ihrer Richtung als Form nach von ganz besonderer Art; zum Theil laufen sie quer über die Stirn, zum Theil ziehen sie sich an den Schläfen hinter die Ohren zurück, und kommen auf dem Rücken wieder zum Vorschein, wo sie, etwa eine kleine Spanne unterhalb des Helms, sich in einen liniengeraden Abschnitt endigen.

Ungefähr einen Daumen breit unter dem Helm finden sich auch vier Löcher eingebohrt; noch ein anderes in der Mitte, etwas tiefer unten am Rücken. Ob mittelst dieser vielleicht noch ein Fortsatz von Haaren befestiget war, getraue ich mir nicht mit Gewißheit zu bestimmen.

Was die Form der Haare betrifft, so sehen sie weniger Haaren als italienischen Nudeln ähnlich. Deßungeachtet lassen sie in Ansehung der Behandlung und künstlichen Vollendung nichts zu wünschen übrig.

Die Brust der Göttin ist mit der Aegis bedeckt, welche ihr rückwärts über die Schultern bis auf die Kniee herabläuft, und in ihrer ursprünglichen, eigenthümlichen Form, d. h. als ein Fell, dargestellt ist; denn sie erscheint glatt, ohne die später darauf angebrachten Schuppen und die Schlangen-Verbrämung, mit einer erhöheten Rand-Verzierung in halb zirkelförmigen Ausschnitten, deren hervorstehende Spitzen durchbohrt sind, und an denen man noch Spuren von Blechdrath findet, wahrscheinlich zur Anheftung irgend einer Verzierung, vielleicht der Quasten, mit welchen die Aegis nach Homer versehen war.

Auf der Aegis in der Mitte der Brust sind gleichfalls zwei eingebohrte Löcher bemerklich, die vermuthlich zur Befestigung eines Medusenhauptes dienten; ebenso finden sich drei andere Löcher auf jeder Seite der Brust gegen die Schultern zu, über welche ich bei der Beschreibung der Figur lit. O. meine Vermuthung äußern werde.

[1] Dieselbe Helmform zeigt sich an einem sehr alten, ungefähr lebensgroßen, Kopf einer Minerva in der Florentiniſchen Gallerie, der nach der ganzen Beschreibung (man s. die Anm. zum 5. Band der Weimarischen Ausgabe von Winkelmanns Kunstgeschichte, S. 527 f.) von allen bisher bekannten alten Bildwerken am sichersten für eine äginetische Arbeit gehalten werden dürfte. A. d. H.

Digitized by Google

An dem linken Arm trägt ſie einen Schild, in der rechten Hand hielt ſie wahrſcheinlich einen Speer.

Die Form des Schildes an dieſer Figur iſt der an allen übrigen vollkommen gleich, nämlich rein zirkelrund, mit einem Wort, von der bekannten argoliſchen Form. Dieſe Schilde wurden am linken Vorderarm mittelſt einer in der Mitte des Schilds angebrachten Hebe getragen, durch welche der Arm durchlief; gegen den Rand zu iſt die Handhabe von halber Zirkelform. Uebrigens ſind dieſe Schilde ſowohl auf der innern als äußern Seite völlig glatt, ohne alle Verzierung.

Nur auf einem einzigen noch vorhandenen Bruchſtücke eines Schilds findet man Spuren einer weiblich gekleideten Figur, in flach erhobener Arbeit. Dagegen waren alle dieſe Schilde, einer wie der andere, auf ihrer innern Seite mit rother Farbe bemalt; nur am Rande blieb ein fingerbreiter Streif unbemalt. Ich vermuthe, daß dieſe Bemalung die Bekleidung oder das Futter andeuten ſollte, mit welchem die Schilde der Alten, wie viele Stellen des Homer andeuten, auf ihrer innern Seite verſehen waren. An der Außenſeite zeigen nur wenige Bruchſtücke einige Spuren von himmelblauer Farbe. Was ich von dieſem Schild insbeſondere geſagt habe, gilt von allen übrigen ohne Unterſchied.

Spuren blauer Farbe haben ſich auch an dem Helme der Minerva und dem eines Kriegers erhalten. Der Kamm oder Haarbuſch deſſelben war roth bemalt. Auch an dem untern Saum des Gewandes der Minerva entdeckt man Spuren rother Farbe; ob das ganze Gewand roth angeſtrichen war, oder nur der Saum oder die Verbrämung, läßt ſich nicht mit Gewißheit ſagen, doch bin ich geneigt, das Letzte zu glauben.

Daß auch die Augäpfel dieſer Figuren bemalt geweſen, davon haben ſich beſonders an der Minerva unleugbare Spuren erhalten; ein Gleiches vermuthe ich von den Lippen, und zwar aus dem Grunde, weil ſich dieſe, ſo wie die Augäpfel, weit glatter und reiner erhalten, und nicht ſo viel von der Säure der Erde gelitten haben als die übrigen Theile des Geſichts, welches ich der enkauſtiſchen Farbe zuſchreibe, mit welcher ſie bemalt waren.

Auch waren alle Plinten dieſer Figuren mit derſelben rothen Farbe übermalt.

In Abſicht der Bearbeitung des Marmors und der fleißigen, beinahe ins Unglaubliche gehenden Vollendung hat dieſe Figur vielleicht den Vorzug vor allen übrigen.

Sie iſt faſt vollſtändig in allen ihren Theilen, wenigſtens fehlt ihr keiner von den weſentlichen, nicht der Kopf, noch Hand, noch Fuß; es fehlen ihr bloß einige Theile des Gewandes und der Aegis.

B. C. Die beiden andern weiblichen Figuren ſind die kleinſten von allen, etwa in halber Lebensgröße, und gleich der Minerva auf jene conventionelle Weiſe bekleidet, welche allen altgriechiſchen Kunſtwerken eigen iſt, doch ſind die Falten, ſo widernatürlich und künſtlich ſie in ihrer Anordnung ſind, mit einer unbeſchreiblichen Grazie und großer Liebe behandelt.

Das Merkwürdigſte iſt, daß dieſe beiden Figuren ſich ſowohl in Anſehung der Bekleidung als der Stellung vollkommen ähnlich ſind, nur in verkehrter

Digitized by Google

oder entgegengesetzter Richtung; was nämlich die eine mit dem rechten Arme thut, das thut die andere mit dem linken, und so durch die ganze Figur. Diese Symmetrie führt auf die Vermuthung, daß sie als Verzierung der Architektur, ganz oben auf dem Giebel zu beiden Seiten des Ornaments müssen gestanden haben, welches die oberste Spitze des Frontons einnahm, und das zum Theil noch in Bruchstücken vorhanden ist.

Da diesen beiden Figuren die Köpfe und Hände fehlen, so möchte es schwer seyn, ihren Charakter und ihre Attribute näher zu bestimmen. Aehnlich gestaltete und bekleidete weibliche Figuren kommen zwar öfters unter den antiken Kunstwerken in Rom vor, bis jetzt hat man sie aber, weil man gerade nichts Besseres wußte, für hetrurische Priesterinnen genommen, und ihnen deßwegen ein Sistrum in die Hand gegeben; mit wie viel Grund, weiß ich nicht; ich meine wenigstens, daß sich vieles dagegen einwenden ließe.

Die Haare, welche ihnen weit über den Rücken herunterhangen, scheinen eine Menge kleiner Flechten vorzustellen, wie sie noch jetzt in Griechenland, und namentlich in Athen, bei dem weiblichen Geschlecht üblich sind.

Unter den Füßen bemerkt man Sohlen, doch ohne Anzeige von Bändern oder Riemen, welche sie an dem Fuße befestigten. Dieses ist auch der Fall bei der Minerva und verschiedenen andern weiblichen Füßen, zu denen die Körper fehlen; ich vermuthe daher, daß diese Bänder farbig angegeben waren.

An diesen beiden Figuren bemerkt man ebenfalls, wie an der Minerva, jene drei Löcher zu jeder Seite, zwischen Brust und Schulter.

Die Köpfe und die Hände bis auf eine, fehlen, ebenso einige wenige Theile des Gewandes. Das Vorhandene ist wohl erhalten und mit allem möglichen Fleiß und Liebe vollendet.

Von einer dritten Figur, die den beiden eben beschriebenen ähnlich, nur in ihren Verhältnissen etwas größer war, sind einige wenige Bruchstücke vorhanden: hieraus erhellt, daß dieser Figuren vier waren, zwei auf jedem der beiden Giebel.

Außer diesen eben beschriebenen weiblichen Figuren finden sich noch drei weibliche Köpfe vor; von den Figuren hat sich, außer einigen Füßen und einigen unbedeutenden Ueberresten von Gewändern, nichts Erhebliches erhalten. Von den Köpfen ist Folgendes zu bemerken.

Der eine, welcher der größte von allen und über natürliche Größe ist, hat einen Helm auf, fast von derselben Form wie jener der Minerva; oben auf demselben ist eine etwas mehr als Zoll große, viereckige Vertiefung, in welche ein anderes Stück Marmor eingesetzt ist, vielleicht dazu bestimmt, den Helmbusch zu tragen. Uebrigens ist an diesem Kopf keine Anzeige von Haaren; statt derselben bemerkt man eine kleine vertiefte Fläche, welche quer über die Stirn läuft, mit drei eingebohrten Löchern, zu Befestigung irgend eines Kopfschmuckes. Die Ohren sind, wie die der Minerva, durchbohrt. Ich vermuthe, daß dieser Kopf der andern Minerva angehört, welche in dem entgegengesetzten Fronton stand.

Digitized by Google

Denn die beiden Giebel waren ſich in Hinſicht der daran angebrachten Figuren, wie es ſcheint, ſo ziemlich gleich.

Der andere weibliche Kopf iſt von kleineren Verhältniſſen und reichen Haaren, dieſe umſchließt ein Band, welches gegen vorn zu auf Art eines Diadems aufgeſtülpt iſt. An den Ohren bemerkt man Ohrringe, und quer über die Stirn eine Art von Verzierung von aneinander gereihten Röschen oder roſenförmigen Scheibchen.

So gut der eben beſchriebene Kopf erhalten iſt, ſo ſchlecht iſt es der dritte, von welchem bloß die Hauptform übrig iſt, aus welcher jedoch zu erkennen iſt, daß es ein weiblicher Kopf war, der, wie es ſcheint, und wie ſich aus dem Haarputz ſchließen läßt, dem ſo eben beſchriebenen vollkommen ähnlich war. Auch iſt die Proportion des Kopfs genau dieſelbe.

Aus dieſem allem erhellet, daß der weiblichen Figuren in allem zum wenigſten achte geweſen; vier kleinere und vier größere.

II.

Vorſchreitende oder kämpfende Krieger.

Nun kommt die Reihe an die ſtehenden oder kämpfenden Krieger, deren in allem ſechs an der Zahl ſind. Auch hier gilt, was ich ſchon früher bemerkte, daß ſie zu zweien und zweien einander ſehr ähnlich ſind, oder ſich zu wiederholen ſcheinen.

D. Der Jüngling, mit deſſen Beſchreibung ich hier den Anfang mache, ſcheint, nach ſeiner vorgebogenen Stellung zu ſchließen, nach etwas zu greifen, und war vielleicht im Begriffe, einen Verwundeten aus dem Gefechte zurückzuziehen. Mit dem rechten Beine ſchreitet er ſtark vorwärts, indeß das linke rückwärts ausgeſtreckt, der Körper aber ſtark über das vorſchreitende rechte geneigt iſt. Beide Arme fehlen, aber die noch vorhandenen Achſeln zeigen, daß die Arme mit Anſtrengung vorwärts ausgeſtreckt waren. An dieſer Figur bemerkt man keine Spur von Waffen oder Bekleidung; ſie iſt durchaus nackt. Der Kopf, der nie vom Rumpfe getrennt war, zeichnet ſich durch ſeinen beſondern Haarputz aus. Die Hälfte des Scheitels, vom Wirbel nach vorn zu, iſt mit den gewöhnlichen nudelförmigen Haaren bedeckt; ſie enden ſich über der Stirn, von einem Ohr zum andern, in ſchneckenartige Löckchen, welche in drei Schichten übereinander liegen. Das Hinterhaupt, der Kopf vom Wirbel nach hinten zu, erſcheint ganz glatt und kahl; unten aber, wo ſich das Hinterhaupt mit dem Halſe vereinigt, läuft von einem Ohr zum andern eine Haarflechte oder Zopf, unter welchem abermals eine Reihe kleiner Haarlöckchen zum Vorſchein kommen. Ueber der Stirn, etwas oberhalb des Haarputzes, iſt in der Mitte ein eingebohrtes Loch; wozu dieſes gedient, kann ich nicht errathen.

Der Körper iſt ſehr gut gearbeitet und wohl erhalten. Was daran fehlt, ſind beide Arme von den Achſeln an, die Naſe und beide Füße.

Digitized by Google

E. Eine andere Figur scheint der eben beschriebenen in Hinsicht der Stellung ganz gleichzukommen; nur ist sie von allen die mangelhafteste in ihren Theilen, und auch sehr beschädiget.

Ihr fehlt nämlich der Kopf sammt dem Hals, die beiden Arme sammt einem Theil der Schultern, das ganze linke Bein von der Mitte des Schenkels abwärts, und auch das rechte Bein vom Knie abwärts. Der Unterleib und die Schenkel sind übrigens ziemlich gut erhalten.

F. Auch die beiden nächstfolgenden Krieger sind in ihren Theilen ziemlich mangelhaft. Ich mache mit demjenigen den Anfang, welchem wegen der schwärzlichen Farbe, die der Marmor unter der Erde angenommen, der Beiname des Schwarzen geworden.

Die Figur ist in ihren Verhältnissen und Formen etwas größer oder plumper als die übrigen. Am linken Arm, welcher vorwärts ausgestreckt ist, trägt der Krieger einen Schild von der bekannten, oben beschriebenen, Form. Der rechte Arm, mit dem er wahrscheinlich das Schwert führte, ist etwas zurückgebogen.

Ueber der Scham bemerkt man drei kleine Metallstifte, wie es scheint, zur Befestigung der Haare über der Scham, welche besonders angemacht waren.

Die Sculptur ist an diesem Körper nicht die vorzüglichste, wenigstens wie mir scheint, geringer als die der übrigen.

Der Kopf, die beiden Hände, und die Schenkel von dem Leibe an fehlen sammt den Beinen und Füßen.

G. Zwar ebenso mangelhaft in seinen Theilen, doch weit vorzüglicher in Hinsicht seiner Bearbeitung, ist folgender Körper, welcher einen Krieger in seiner vollen Mannskraft vorzustellen scheint.

Wie zu vermuthen, trug er gleichfalls an seinem linken Arm einen Schild, welcher aber nicht aus eben demselben Marmor gearbeitet, sondern besonders angesetzt gewesen seyn muß. Er unterscheidet sich von dem vorhergehenden dadurch, daß er den rechten Arm auszustrecken scheint, den linken aber zurückzieht.

An dem linken Knie, welches sich erhalten, bemerkt man, daß er mit Beinharnischen versehen war. Schade, daß sich keines von den Beinen vorgefunden hat, um die Form und Beschaffenheit dieser Beinbekleidung deutlicher bemerken zu können.

An dem Körper nimmt man zwei Wunden oder Narben wahr, welche mit Sorgfalt angezeigt zu seyn scheinen, eine unter der rechten Brust, die andere unter dem linken Arm.

An der linken Seite ist ein Metallstift zu sehen, vielleicht zur Befestigung des Schwertes, welches bei diesen Figuren von Metall besonders angesetzt gewesen zu seyn scheint, wie ich bei Gelegenheit der nächstfolgenden Figur deutlicher zeigen werde.

Der Kopf, der ganze rechte Arm von der Achsel an und der linke Vorderarm fehlen, so wie auch das ganze rechte Bein vom Leibe an und das linke vom Knie abwärts.

Von den fehlenden Armen sind zwar Theile vorhanden, welche ich für die

Digitized by Google

urſprünglichen halte; doch läßt ſich dieſes nicht mit Gewißheit ſagen, weil Theilchen dazwiſchen heraus fehlen.

H. Die beiden jetzt folgenden Krieger ſind ſich in Hinſicht ihrer Stellung ſowohl als übrigen Eigenſchaften beinahe vollkommen ähnlich. Die Stellung läßt einen angreifenden Krieger vermuthen; das linke Bein iſt im Vorwärtsſchreiten begriffen, der linke Arm, mit dem Schilde verſehen, iſt nach vorn zum Schutze des Körpers ausgeſtreckt, der rechte Arm aufgehoben und etwas zurückgebogen, wie im Begriffe auszuholen, um dem Gegner einen Wurf mit der Lanze oder dem Wurfſpieß beizubringen.

Der eine, welchem der Kopf fehlt, iſt von jugendlicher Bildung und gut gearbeitet, auch in ſeinen Theilen wohl erhalten, die rechte Bruſt ausgenommen, welche etwas beſchädigt iſt. Außer dem Kopfe fehlt noch der ganze rechte Arm von der Achſel an und der rechte Fuß.

I. Der andere Krieger von gleicher Stellung hat ſeinen Kopf erhalten; er iſt bärtig, mit einem hochgewölbten Helm von der gewöhnlichen griechiſchen Form. Am linken Arm trägt er, gleich dem vorigen, den Schild. Was von dieſer Figur vorhanden, iſt gut erhalten; am Kopf iſt bloß die Naſe und etwas weniges am Helme beſchädigt. Am Rücken bemerkt man einen kleinen Vorſprung von Marmor, welcher zur Verbindung irgend eines Theils mag gedient haben.

Bei dieſen beiden Figuren, wie faſt bei allen übrigen Kriegern, die Bogenſchützen ausgenommen, die, wie es ſcheint, mit keinem Schwerte verſehen waren, nimmt man auf der rechten Schulter ein eingebohrtes Loch wahr, und unter dem linken Arm, nach dem Rücken zu, einige andere. Daß dieſe Löcher zur Befeſtigung des Riemens dienten, woran das Schwert, wahrſcheinlich von Bronze, angeheftet war, ſcheint keinem Zweifel unterworfen zu ſeyn. Man kann ſelbſt, bei genauer Unterſuchung, an den Stellen, wo der Riemen an dem Körper angelegen, noch Spuren davon entdecken, indem dieſe Stellen, durch die Bedeckung mehr gegen die Witterung geſchützt, ſich glätter erhalten haben.

Der rechte Arm, von der Achſel an, fehlt, wie auch die beiden Beine vom Leibe an. Es befindet ſich zwar unter den Bruchſtücken ein Schenkel und ein Arm, welche dieſer Figur angehören könnten; da aber der Bruch nicht vollkommen übereinſtimmt, ſo läßt ſich nicht mit Gewißheit ſagen, ob ſie wirklich zu derſelben gehören.

III.

Knieende Krieger oder Bogenſchützen.

Der Knieenden oder Bogenſchützen ſind drei, und alle haben, kleine Abweichungen ausgenommen, faſt vollkommen gleiche Stellung; nämlich mit dem rechten Beine knieend, das linke aber etwas vorwärts aufgeſtellt. Der linke Arm, welcher den Bogen hielt, der wahrſcheinlich von Bronze war, iſt ausgeſtreckt, der rechte aber etwas erhoben und zurückgebogen und, wie es ſcheint, im Begriffe, die Sehne des Bogens anzuziehen.

Digitized by Google

K. Der eine dieser Bogenschützen zeichnet sich besonders durch seinen Anzug aus. Auf dem Haupte hat er eine Art Haube, welche in Ansehung ihrer Form zum Theil einer phrygischen Mütze, zum Theil einer persischen Mitra zu gleichen scheint. Die oberste Spitze dieser Haube mangelt und war, wie es scheint, besonders gearbeitet und aufgesetzt. Die beiden Ohrenlappen sind hinten an der Haube kreuzweis ineinander geschlungen, so daß man deren Ende nicht gewahr wird. Diese Haube endigt sich auf dem Rücken in einen ziemlich langen und breiten abgerundeten Lappen, und kurz unter diesem Lappen ist eine doppelte Reihe von eng aneinander eingebohrten Löchern bemerkbar, vielleicht zur Befestigung künstlich eingesetzter Haarlocken bestimmt.

Unter dieser Haube schaut nach vorn, auf der Stirn, eine andere Kappe hervor, welche mit mehreren Metallstiften versehen ist.

Auf dem Leibe trägt er eine eng anschließende Jacke mit Aermeln, die bis auf die Hände gehen. Von gleicher Art sind auch die Hosen, welche ebenfalls bis auf die Knöchel reichen. Doch läßt dieser Anzug die ganze Form des Körpers vollkommen durchfühlen, ohne gleichwohl einzelne Muskeln anzuzeigen oder bemerken zu lassen, oder irgend eine Brechung oder Falte des Stoffs an den Gelenken anzugeben, wodurch die Vermuthung bestärkt wird, daß dieser Anzug aus einem dichten, doch geschmeidigen Leder bestanden habe. Diese Vermuthung führte mich auf die zweite, daß diese Figur einen persischen Bogenschützen vorstellen sollte. Bekannt ist, daß die Perser geschickte Bogenschützen waren, auch stimmt der Anzug dieser Figur sehr wohl mit den Worten des Herodot überein (I. B., 7. Kap.) [1], welcher sagt: daß die Perser die Hosen und übrige Kleidung von dichtem Leder getragen; ein Stoff, der den leichten Kriegern zugleich als Panzer oder Schirm gegen die Pfeile gewissermaßen dienen mochte.

Dieser Bogenschütze scheint, wie bereits aus der Stellung des Arms und aus der Hand geschlossen worden, im Begriff, die Sehne anzuziehen.

Diese Figur ist die am besten erhaltene, es fehlt ihr nichts als der halbe linke Vorderfuß und ein paar Finger. Die Nase und der linke Arm sind etwas beschädiget.

Von einem ähnlichen Bogenschützen sind bloß ein rechter Arm mit der Hand, und beide Füße vorhanden.

Die beiden übrigen Bogenschützen tragen Harnische von der Art, wie man solche häufig in den Vasen-Zeichnungen abgebildet findet. (Man s. Tischbein I. B., S. 4). Ich vermuthe, daß diese Form ursprünglich die der ägyptischen Harnische war, von welchen sie die Griechen entlehnten, wie nach Herodot die Meder eben dieselbe Form von den Aegyptiern angenommen hatten.

[1] Vielleicht V, 49. VII, 61? A. d. H.

Digitized by Google

Sie sind nämlich in gleicher Linie rund herum abgeschnitten, wie unsere heutigen Küraſſe, und nicht nach Art der römischen, welche unter der Hüfte sich endigten und den Unterleib auch mit einschloſſen. Diese an beiden Figuren angebrachten Harnische sind, wie unsere Küraſſe, steif, ohne Anzeige von Muskeln, unterhalb mit einer doppelten Reihe von länglicht-viereckigen Lappen oder Ledern versehen und auf den Schultern mit Schlußbändern befestigt. Auf der linken Seite unter dem linken Arm ist der Schluß des Harnisches mit der größten Genauigkeit, und bei einem jeden derselben auf eine besondere Weise angegeben.

Unter dem Harnisch trugen sie einen kurzen Leibrock, der kaum auf die halben Schenkel reichte.

Anzug sowohl als Harnisch sind mit der größten Sorgfalt und Genauigkeit vollendet, so daß man versichert seyn kann, alles sey auf das Gewissenhafteste nach der Natur gemacht, und nicht das Geringste daran vergessen.

L und M. Der eine von den beiden andern Bogenschützen, dem der Kopf, die beiden Vorderarme sammt den Händen fehlen, wie auch das linke Bein vom Knie abwärts, ist von jugendlichem und zartem Gliederbau.

Das Unterkleid, welches er unter dem Harnisch trägt, ist ebenfalls auf jene conventionelle Weise gefaltet, welche dem altgriechischen Styl eigen ist.

Der andere aber scheint von robustem Körperbau und im besten Mannesalter zu seyn. Was Stellung und Harnisch betrifft, ist er ganz gleich dem obigen, nur mit dem Unterschiede, daß das Unterkleid, welches er unter dem Harnisch trägt, nicht in dem conventionellen altgriechischen Styl gefaltet ist, sondern beinahe ohne alle Falte.

Auf dem Haupte trägt er einen Helm, welcher nach vorne zu einen Löwenkopf vorstellt, die Rückseite aber ist ganz glatt, wie an den übrigen Helmen. Uebrigens ist jene Helmverzierung mit ganz besonderem Geschmack und Liebe vollendet.

Vieles einzelne wäre hier noch zu bemerken, allein ich unterlasse es, weil eine solche detaillirte Beschreibung ohne zugegebene Zeichnung doch immer unzulänglich bleiben würde.

An dieser Figur fehlen der rechte Vorderarm, beide Hände und das linke Bein vom Knie abwärts.

Unter den zu den Bogenschützen gehörigen Bruchstücken befinden sich auch noch zwei Pfeilköcher, jeder von einer andern Form, aufs fleißigste vollendet. Diese waren, den vorhandenen Anzeigen zufolge, an der linken Hüfte durch Stifte, welche oben mit einer Schraube versehen waren, befestiget. Der eine dieser Köcher scheint dem Bogenschützen ohne Kopf, Lit. L., der andere aber, von mehr asiatischer Form, dem persischen Bogenschützen, Lit. K., anzugehören.

Hier ist noch eine Figur einzuschalten, von der man nicht recht weiß, ob sie unter die stehenden oder knieenden zu rechnen ist; doch scheint sie sich mehr zu dieser Abtheilung zu neigen; daher ich sie unmittelbar auf diese folgen lasse.

Digitized by Google

N. Von allen männlichen Figuren ist diese die kleinste, und mag einen Jüngling vorstellen, der gegen einen schon zu Boden gestreckten Krieger zu kämpfen scheint. Die Stellung ist beinahe knieend; der Jüngling scheint mit dem rechten Knie den Boden zu berühren. Das linke Bein ist aufgestellt, der linke Arm vorwärts ausgestreckt, der rechte aber unter sich zurückgebogen, wie es scheint, um dem Gegner einen Stich zu versetzen.

Er ist am ganzen Leibe nackt, wie, die Bogenschützen ausgenommen, alle übrigen Krieger, an denen, außer den Helmen, Schilden und einigen Beinharnischen, keine andere Bedeckung oder Bewaffnung wahrzunehmen ist.

Der Helm dieser Figur ist ohne Wölbung und fast ganz glatt; wie es scheint, war er ursprünglich mit einem Haarbusch versehen. Auch bemerkt man hier, so wie bei den übrigen, mehrere vorn auf dem Helm angebrachte Löcher zur Befestigung irgend einer Verzierung.

Die Backenschirme an den Helmen, welche bei allen besonders von Marmor angesetzt waren und an den Backen anschlossen, waren bei dieser Figur, wie aus den im Helm eingebohrten Löchern zu vermuthen, aufgezogen, d. h. sie standen nach oben, wie man es häufig in den griechischen Vasen-Zeichnungen findet, und wie solches sehr schön und deutlich an einer kleinen bronzenen Figur im Museo zu Florenz zu sehen.

Hinten am Halse, knapp unter dem Helme, sind gleichfalls zwei Reihen eingebohrter Löcher zu bemerken, zur Befestigung oder Aufnahme künstlich angebrachter Haarlocken, welche von Bleidraht und geringelt waren, beinah' in der Form unserer Kugelzieher. Zum Glück hat sich eine dieser Haarlocken erhalten, welche man, wie mich Herr Linkh versicherte, der bei der Ausgrabung zugegen gewesen, an einem der Köpfe noch hängend gefunden. Indessen könnte es auch seyn, daß dieses eine von den Bommeln wäre, womit, nach meiner oben gegebenen Beschreibung der Minerva, die Aegis derselben versehen war; denn auch diese waren, wie aus den Ueberresten zu schließen ist, von Bleidraht.

An dieser Figur fehlen beide Hände und der linke Vorderarm, der ganze linke Fuß und die Zehen des rechten. Im Uebrigen ist sie wohl erhalten.

IV.

Liegende oder verwundete Krieger.

Der liegenden Figuren sind vier, die sich in Hinsicht ihrer Stellung im Allgemeinen zwar ähnlich, doch unter sich etwas mehr verschieden sind als die der übrigen Abtheilungen.

O. Die eine von diesen liegenden Figuren stellt einen Jüngling vor, der im Begriff ist, sich einen Pfeil oder Wurfspieß aus einer Wunde unter der rechten Brust zu ziehen. Er ist am ganzen Leibe vollkommen nackt, ohne Helm und andere Bewaffnung.

Die Haare, zierlich gelegt, gehen in sich schlängelnden Linien symmetrisch vom Wirbel aus, und sind mit einer Art runder Schnur gebunden. Die Haare

Digitized by Google

des Vorderhaupts, von einem Ohre zum andern, endigen ſich in kleine ſchneckenförmige Löckchen, welche in zwei Reihen übereinander liegen. Die Haare des Hinterhaupts aber fallen bis auf die Hälfte des Rückens in wellenförmigen Linien herunter, und endigen ſich in flammenartige Spitzen. Dieſe Haare, ſo conventionell ſie übrigens in ihrer Form und Anordnung ſind, laſſen doch in Hinſicht ihrer Behandlung und Vollendung nichts zu wünſchen übrig.

Auf jeder Seite der Figur zeigen ſich, zwiſchen Bruſt und Schultern, drei, in kleinen Abſtänden eingebohrte, Löcher; ein Umſtand, den wir ſchon an der Statue der Minerva, wie auch an den beiden kleinern weiblichen Figuren B. und C. bemerkt haben. — Die allgemeine Meinung iſt, daß dieſe Löcher zur Befeſtigung irgend eines Halsſchmuckes gedient haben. Ich kann aber dieſer Meinung nicht beiſtimmen, aus folgenden Gründen. Sollten dieſe Löcher wirklich zu dem angegebenen Zwecke gedient haben, ſo wäre zu vermuthen, daß ſie in gleichen Abſtänden rings um den Hals herum angebracht wären, welches aber nicht der Fall iſt; denn es ſtehen drei und drei zuſammen auf jeder Seite der Bruſt. Ferner bemerkte ich an eben dieſer liegenden Figur, daß die drei Löcher auf derjenigen Seite, nach welcher zu ihr Haupt geneigt iſt, weit mehr ſeitwärts, d. h. gegen die Schultern zu, ſtehen, woraus ich vermuthen konnte, daß dieſe Löcher von der Stellung des Kopfs abhangen, und nach der verſchiedenen Richtung deſſelben auch ihren Ort verändern. Ich ſchloß daher, daß ſolche vielmehr zur Befeſtigung und Aufnahme eines Bandes oder einer Schnur gedient haben, mit welcher die Haare umwunden waren, und die hinter dem Ohre wieder zum Vorſchein kam, um ſich auf der Bruſt in drei Kügelchen oder Bommeln zu endigen. In dieſer Vermuthung wurde ich noch mehr beſtärkt, da ich an dieſer Figur ſowohl als an der der Minerva auf jeder Seite hinter dem Ohre ein anderes Loch bemerkte, von dem aus wahrſcheinlich dieſes Band, das, wie es ſcheint, von Metall war, gegen die auf der Bruſt eingebohrten Löcher herablief. — In den griechiſchen Vaſenzeichnungen von Tiſchbein findet ſich dieſe Art Bänder, welche ſich in zwei oder drei Kügelchen oder Bommeln endigen, ſehr häufig. (Siehe Tiſchbeins Vaſen I. B., S. 38. II. B., S. 34. 35. 43. 53. III. B., S. 48. IV. B., S. 16. 35).

Dieſe Figur zeichnet ſich, außer ihrer ſchönen Sculptur und guten Erhaltung, noch durch ihre etwas ſonderbare Stellung aus, indem ſich die beiden Schenkel auf eine wunderliche Weiſe überkreuzen; der Verwundete liegt nämlich auf der linken Seite, mit dem linken Vorderarm auf der Erde geſtützt, das linke Bein iſt ausgeſtreckt, das rechte aber ſchlägt ſich über das linke vor, ſo daß der rechte Fuß vor dem linken Arm zu ſtehen kommt. Mit dem rechten Arm zieht er ſich den Wurfſpieß aus der Wunde.

An dieſer Figur fehlt nur weniges, nämlich das rechte Bein vom Knie bis auf die Knöchel, an den Füßen fehlen alle Zehen, an der linken Hand alle Finger; vom rechten Vorderarm fehlt ein Stückchen.

P. Beinahe dieſelbe liegende Figur, der vorhergehenden ähnlich, nur mit Ausnahme jener Ueberſchränkung der Schenkel und der verſchiedenen Richtung

Digitized by Google

der Arme, ist, jedoch in verkehrter Stellung, nochmals vorhanden. Es herrscht in der Bewegung dieser Figur eine außerordentliche Wahrheit und Grazie; es ist nur zu bedauern, daß ihre ganze Vorderseite so sehr von der Erdsäure gelitten hat; doch hat sich die Rückseite derselben um so besser erhalten. Diese Figur hatte, wie die so eben beschriebene, lange, auf den Rücken herabwallende Haare, nur mit dem Unterschiede, daß jene in ihrer Form den Nudeln gleichen, diese aufeinander liegenden schmalen Bändern ähnlich sehen und in liniengerader Richtung abgeschnitten sind, während jene sich in flammenartige Spitzen endigen.

An dem linken Schenkel bemerkt man ein eingebohrtes Loch in Form einer Wunde, und zunächst dabei vier unmerklich hervorstehende Fortsätze des Marmors. Ich vermuthe, daß dieß Spuren der Finger sind, und der Verwundete vielleicht mit der Hand nach der Wunde gegriffen, die er durch einen Pfeilschuß erhalten; vielleicht war in dem Loche ein Pfeil von Metall befestiget.

Auch bemerkt man an dieser Figur, so wie an den meisten dieser Krieger, ein eingebohrtes Loch auf der rechten Schulter und einige andere unter dem linken Arm, welche wahrscheinlich einst zur Befestigung des Riemens dienten, an dem das Schwert (Parazonium) hing, welches gleich dem Riemen muthmaßlich von Bronze war.

Der Kopf, der ganze linke Arm und der rechte Vorderarm fehlen, wie auch die beiden Beine vom Knie abwärts, sammt den Füßen und Händen.

Q. Ich gehe nun zur dritten dieser liegenden Figuren über, welche einen schon etwas ältlichen Mann vorzustellen scheint. Eine ziemlich starke Musculatur zeigt sich am ganzen Körper, dabei bemerkt man jedoch einen gewissen Grad von Fette, den gewöhnlich das Alter mit sich bringt. Diese Mischung von ältlicher Schwäche und jenes Ueberrestes jugendlicher Kraft hat der Künstler auf das glücklichste vereiniget und dargestellt, und ich trage daher kein Bedenken, diese Figur unter die vorzüglichsten dieser Sammlung zu zählen.

Die Stellung dieses zu Boden gestürzten Alten ist allerdings etwas gewaltsam, doch keineswegs übertrieben. Er scheint bei seinem Fall sich bloß durch Hülfe des Schildes, den er am linken Arme trägt, etwas weniges über dem Boden erhalten zu haben. Mit der Rechten scheint er sein Schwert ziehen zu wollen, wie man aus der Oeffnung der Hand sowohl als der Richtung derselben schließen kann. Ich war, ehe diese Figur gehörig zusammengesetzt wurde, nicht abgeneigt zu glauben, daß er mit seiner Rechten einen Wurfspieß aus dem innern Theile des Schilds zu ziehen bemüht sey. Eine in dem untern Theil des Schildes angebrachte Oeffnung hatte mich auf diesen Gedanken geleitet; allein bei völliger Zusammensetzung der Theile und abermaliger genauer Untersuchung zeigte es sich, daß die Hand mit jener Oeffnung des Schilds nicht in der erforderlichen Richtung stehe, um eine solche Vermuthung darauf gründen zu können.

Auf dem Haupte hat er einen Helm, welcher etwas höher gewölbt ist als der der Minerva; vorn über den Augen endigt er sich in zwei halbzirkelförmige Ausschnitte, welche mit dem Rande der Augenbraunen gleichlaufen; das Mittelstück aber zwischen beiden Augen läuft bis auf die Nasenspitze herunter und

Digitized by Google

bedeckt auf dieſe Weiſe den Naſenrücken nach ſeiner ganzen Länge. Der Helm iſt übrigens mit Backenſchirmen verſehen, welche beſonders angeſetzt waren; dieſen Umſtand bemerkt man auf der einen Seite, wo die Anſetzung fehlt, und bloß noch der Metallſtift übrig iſt, durch den ſie befeſtiget war. Oben in der Mitte auf dem Helm bemerkt man eine Vertiefung, welche, wie es ſcheint, zur Befeſtigung des Helmbuſches diente. Außer dem Bart von ganz eigner und ſteifer Art iſt von Haupthaaren nichts zu ſehen.

An eben dieſer Figur findet ſich eine antike Ergänzung oder Ausbeſſerung am rechten Geſäßmuskel, welche gleich bei Verfertigung der Statue gemacht ſcheint; vielleicht daß der Marmor an jener Stelle mangelhaft war, oder daß ein bei der Bearbeitung gemachtes Verſehen nöthigte dieſe Stelle auszubeſſern. Sowohl hier als an einigen andern Stellen bemerkt man genau, daß die Alten bei ihren Ergänzungen ſich nicht, wie wir, des ſogenannten griechiſchen oder calabriſchen Pechs bedienten, ſondern einer andern, uns unbekannten Kitte.

An dieſer Figur fehlt bloß das rechte Bein von der Mitte des Schenkels abwärts, einige Finger an der linken Hand und einige Stücke am linken Schenkel.

R. Die vierte dieſer liegenden Figuren gleicht den beiden erſten an jugendlichem Körperbau. Die Stellung oder Lage dieſes Kriegers iſt der der übrigen mehr oder weniger ähnlich, mit dem Unterſchied jedoch, daß dieſer ſich mit der Hand auf den Boden zu ſtützen ſcheint; die beiden erſten aber mit den Ellbogen. An dem linken Arme trägt er einen Schild, welcher, wie es ſcheint, mit einer Schraube an den Arm befeſtiget war.

Dieſe Figur hat ſowohl in Hinſicht ihrer vollkommenen Bearbeitung als guten Erhaltung den Vorzug vor allen übrigen und könnte vielleicht den Kunſtwerken aus der Zeit des Perikles zur Seite ſtehen.

Außer dem Kopfe, welcher ihr fehlt, mangelt ihr kein weſentlicher Theil des Körpers. Die Finger der Hand und die Zehen der Füße und einige wenige ausgeſprungene Stückchen ſind die einzigen Theile, welche mangeln. Zu bedauern iſt es übrigens, daß die rechte Bruſt und Achſel durch die Feuchtigkeit der Erde oder die Witterung ſehr gelitten und ſtark zerfreſſen iſt. Die übrigen Theile ſind dafür um ſo beſſer erhalten und ſo friſch, als wären ſie erſt aus der Hand des Künſtlers hervorgegangen.

Daß wahrſcheinlich noch eine fünfte dieſer liegenden Figuren urſprünglich vorhanden geweſen, läßt ſich aus einigen Bruchſtücken von Beinen und Füßen ſchließen.

Digitized by Google

§. II.

Bruchstücke, die zu den äginetischen Figuren, oder doch zu dem Tempel gehört haben.

Nachdem ich die vorhandenen Statuen so genau, als es mit Worten geschehen kann, zu beschreiben versucht habe, würde es nicht erlaubt seyn die Bruchstücke jeder Art zu übergehen, welche sämmtlich vielleicht noch zu jenen Bildern gehören; denn mit Gewißheit läßt sich vor der Hand nicht darüber urtheilen, da die Zwischenstücke fehlen; wenn jedoch einmal Hand an die Ergänzung gelegt und jedes dieser übergebliebenen Bruchstücke nochmals genau untersucht und geprüft wird, muß es sich zeigen, ob einige, und welche derselben noch zu der einen oder andern Figur gehören. Hoffen läßt sich einstweilen, daß noch manches dieser Stücke seine ursprüngliche Stelle wieder finden wird.

Es würde zu nichts führen, und auch zu weitschweifig seyn, jedes dieser Bruchstücke einzeln anführen zu wollen; ich spreche also bloß von den vorzüglichsten, und diese sind folgende:

A. A. Drei Köpfe von Kriegern. Der eine hat einen hochgewölbten Helm von der bekannten griechischen Form mit dem Visier oder mit Augenlöchern und Nasenschirm. Auch haben sich auf demselben Ueberreste des Haarbusches erhalten. Der Helm ist gegen das Hinterhaupt zurückgeschoben, so daß man über der Stirn unter dem Helm bis nahe auf den Wirbel hineinsehen kann. Es ist zu bewundern, mit welcher Nettigkeit und Pünktlichkeit die Haare an dieser Stelle gearbeitet sind, obschon das vorstehende Visier diese Vollendung beinahe unmöglich machen mußte.

Die Haare sind nach der an allen Köpfen gleichen Art gearbeitet, nämlich in Form von Maccaroni. Die Haare vom Hinterkopf sind unter dem Helme hinaufgeschlagen und durch eine um das Haupt laufende Schnur befestiget, am Ohr mit den Vorderhaaren vereinigt, mit welchen sie von einem Ohr zum andern in eine Reihe von schneckenartigen Löckchen sich endigen. Der Kopf ist sehr jugendlich und scheint zu dem liegenden Krieger Lit. R. zu gehören. Proportion und Charakter des Kopfs stimmen mit der Figur wohl überein, nur hat gerade die Stelle des Halses durch Einwirkung der Feuchtigkeit sehr gelitten, der Bruch fügt sich nicht mehr, und so bleibt es zweifelhaft, ob er derselben angehöre.

Der andere Kopf ist gleichfalls mit einem Helm versehen, der jedoch eine verschiedene Form, nämlich nicht die der hohen Wölbung oder Kuppel, hat, sondern ganz knapp am Haupte anliegt. Vorn über den Augen ist er nicht in gerader Linie abgeschnitten, sondern endigt sich nach der Linie der Augenbraunen in zwei

Digitized by Google

halbzirkelförmigen Ausschnitten. In der Mitte dieser beiden Ausschnitte des Helms ist, gerade da, wo die Nase anfängt, ein Stückchen Marmor eingesetzt. Ich vermuthe, daß der Helm vermöge dieses Fortsatzes, der sich bei der Figur Lit. Q. in seiner ganzen Länge erhalten, ebenfalls bis auf die Spitze der Nase ging und den Nasenrücken bedeckte. Ein Gleiches findet man an dem Kopfe der Figur Lit. N.

Daß diese Helme insgesammt gemalt gewesen, scheint keinem Zweifel unterworfen zu seyn. An mehreren habe ich Spuren himmelblauer Farbe entdeckt; dieser aber scheint eine besonders gemalte Verzierung gehabt zu haben, denn man bemerkt an der einen Seite des Helms eine nach Art eines Netzes sich überkreuzende Perlenschnur. Diese netzartige Perlenschnur scheint gemalt gewesen zu seyn, und die enkaustische Farbe die Oberfläche des Marmors glatt erhalten zu haben, während die unbemalten Theile durch die Witterung etwas weniges angefressen und rauh wurden, wodurch sich eine Art von chiar-oscuro bildete, obschon, eine kleine Stelle ausgenommen, wo man Spuren himmelblauer Farbe wahrnimmt, sich von der eigentlichen Farbe fast nichts erhalten hat.

Was ich früher von dem farbigen Anstrich der Lippen und Augäpfel, gestützt auf eine ähnliche Beobachtung an fast allen Köpfen, erwähnte, erhält hierdurch eine neue Bestätigung. Auch hat sich an dem Kopfe der Minerva wirklich noch eine nicht unmerkliche Spur dieser Bemalung erhalten.

Der Kopf ist jugendlich, und gleich dem vorigen sehr gut erhalten. Es sind an ihm keine Haare sichtbar, sondern rückwärts am Halse, kurz unter dem Helme, befinden sich eine Reihe kleiner, eingebohrter Löcher, welche, wie ich schon mehrmals zu bemerken Gelegenheit hatte, wahrscheinlich zur Aufnahme jener künstlichen bleiernen Haarlocken gedient haben.

Der dritte dieser Köpfe, dem die untere Kinnlade mangelt, ist gleichfalls mit einem Helm versehen, und zwar von der knapp anschließenden Form. Vorn an dem Helm, von einem Ohr zum andern, laufen neben einander zwei Einschnitte fort, in welchen sich eine doppelte Reihe von eingebohrten Löchern befindet; in diesen sind noch Spuren von Bleidraht bemerklich. Das vorhandene Bleilöckchen soll an diesem Kopfe noch zum Theil hängend gefunden worden seyn, und scheint die oft wiederholte Vermuthung zu bestätigen. Dieser Kopf könnte zu der Figur Lit. G. gehören.

Von einem andern Kopfe hat sich bloß ein Viertheil erhalten, nämlich ein Stück des Helms von der Form des eben beschriebenen, nebst dem Ohre, welches sehr schön und mit dem größten Fleiße ausgearbeitet ist.

Digitized by Google

B. B. Bruchstücke von Schenkeln, Beinen und Füßen.

Zwei Schenkel sammt den Beinen; beide scheinen zusammenzugehören. Das rechte ist gestreckt, das linke stark gebogen; die Füße fehlen. Ich vermuthe, daß sie zu einer Figur gehört haben, welche eine ähnliche Stellung mag gehabt haben, wie jene oben beschriebenen Figuren, lit. D. E.

Ferner zwei Schenkel ohne Beine. An den Knieen bemerkt man Spuren von Beinharnischen. Sie scheinen zu einer geharnischten Figur gehört zu haben, welche eine ähnliche Stellung haben mochte, wie die Bogenschützen lit. L und M.

An der Dicke des Schenkels haben sich Spuren des Leibrocks erhalten, auf die diesem Styl zukömmliche Weise gefaltet.

Ein Bein vom Knie abwärts, sammt dem Fuße, welches scheint zu einer liegenden Figur gehört zu haben. Es ist bis zur Täuschung natürlich gearbeitet, daß man glaubt, ein lebendiges Bein vor sich zu sehen.

Ferner sind noch eine gute Anzahl von Beinen jeder Art vorhanden, theils mit den Füßen, theils ohne dieselben. Auch sind noch mehrere Füße allein übrig, sowohl männliche als weibliche; mehr oder weniger erhalten, worunter einige sich, wegen ihrer schönen Bearbeitung und zierlichen Form, vorzüglich auszeichnen.

C. C. Bruchstücke von Armen und Händen.

Von Armen, mit Schilden versehen, sind mehrere ganz, einige theilweise vorhanden, unter welchen sich vorzüglich einer sowohl der Schönheit als guten Erhaltung wegen auszeichnet. Die Schilde selbst, obwohl in unzählige Stücke zerbrochen, sind zum Theil vorhanden.

Außer diesen mit Schilden versehenen Armen, sind noch viele Bruchstücke von andern übrig, welche theils zu liegenden theils zu kämpfenden Kriegern mögen gehört haben. Auch findet sich ein weiblicher Vorderarm mit einem Stück Gewand vor, welches Stück, wie aus dem Marmor hervorleuchtet, besonders angesetzt war.

Ferner noch mehrere Hände, mehr oder weniger beschädiget.

Letztlich noch eine Anzahl von Bruchstücken verschiedener Theile, welche größtentheils zu Körpern, welche nicht mehr vorhanden, zu gehören scheinen, vielleicht aber auch noch zu den vorhandenen gehören, ohne daß jedoch mit Gewißheit sich bestimmen ließe, zu welchen, da vielleicht die Zwischenstücke oder verbindenden Theile fehlen.

Auch sind noch eine gute Anzahl Bruchstücke von Helmverzierungen, d. h. der obern Haarbüsche oder Aufsätze der Helme, vorhanden.

Aus Vergleichung dieser Bruchstücke mit den noch übrigen Statuen erhellt, daß die ursprüngliche Zahl der Statuen weit beträchtlicher gewesen seyn muß; nach meiner Schätzung mögen sie sich auf dreißig belaufen haben.

D. D. Von den Greifen, welche auf den äußern Enden des Frontons gestanden haben, und deren wahrscheinlich vier seyn mußten, nämlich an jedem

Digitized by Google

Ende des Giebels einer, ſind nur wenige Bruchſtücke vorhanden. Es iſt zu bedauern, daß ſich kein einziger Kopf von dieſem Arimaspiſchen Thier erhalten; was davon vorhanden, iſt der hintere Theil eines Körpers, mehrere Stücke von Beinen und Flügeln derſelben.

E. E. Auch iſt ein kleiner Altar von runder Form aus Tuffſtein vorhanden, von welchem Stein der ganze übrige Tempel erbaut war, die Dachziegel und das obere Geſimſe ausgenommen, welche von weißem Marmor waren. Von dieſen Dachziegeln ſind gleichfalls einige in Bruchſtücken und einer vollſtändig vorhanden. Die Vorderſeiten dieſer Dachziegel ſind bemalt geweſen, wie man deutlich aus dem Marmor erſehen kann. Ferner ſind viele Bruchſtücke von Architektur, theils aus Tuffſtein theils aus Marmor vorhanden, auch mehrere Dachziegel aus gebrannter Erde, welche gleichfalls bemalt geweſen.

F. F. Nicht minder merkwürdig iſt das Stück eines Pilaſters, aus weißgrünem Marmor, worauf eine griechiſche Inſchrift eingehauen iſt, woran jedoch der obere Theil mangelt, und welche ein Verzeichniß der in dieſem Tempel vorhandenen Sachen und Geräthſchaften enthält.

Das beigegebene Blatt enthält eine genaue Copie derſelben. Aus der Form der Schrift zu ſchließen, iſt dieſe Inſchrift aus weit ſpäterer Zeit als die Bildwerke und der Tempel.

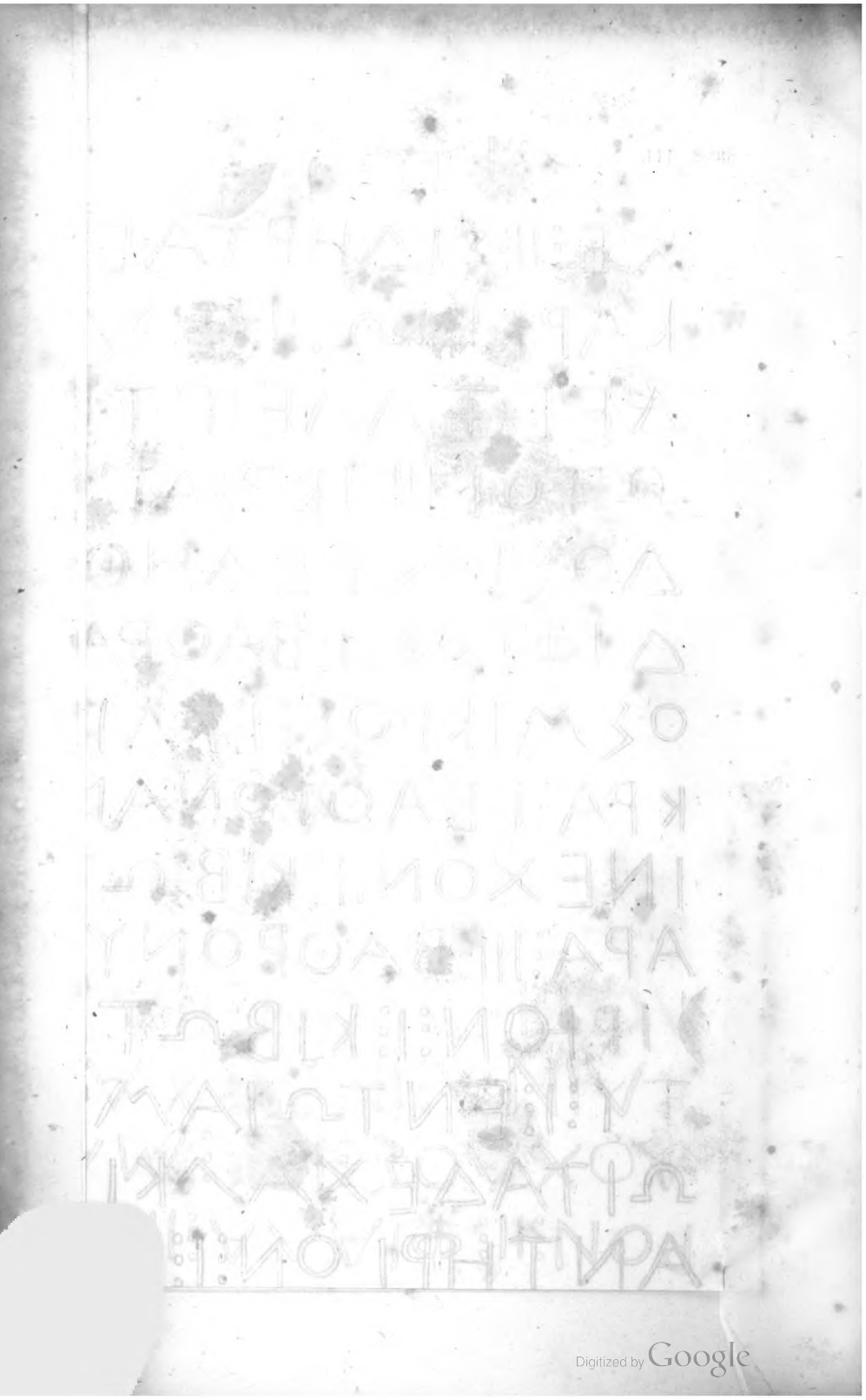
* * *

Zuſatz vom Herausgeber.

Wenn dieſe Inſchrift auch in paläographiſcher Hinſicht weniger als manche andere wichtig ſeyn mag, ſo mögen ihrer die Antiquare, welche manchen angenehmen Beleg aus derſelben entlehnen können, deſto eher ſich erfreuen, ſo wie diejenigen, welchen Bereicherung der Wörterbücher am Herzen liegt, da die Inſchrift einige bisher unbekannte Wörter zu enthalten ſcheint. Leſern, die in Inſchriften nicht eben geübt ſind, glaubt man durch Mittheilung einer Ueberſetzung gefällig ſeyn zu müſſen. Nur bedingt man ſich aus, die Herſtellung der ſchadhaften erſten Zeile und die Erklärung des letzten noch auf die zweite Zeile hinüber gehenden Worts Geübteren zu überlaſſen. Die Zahlen der Stücke ſind durch die zwiſchen den drei Punkten ⁘ befindlichen Doppelſtriche angegeben, über deren Bedeutung die vielen Singulares und Duales keinen Zweifel laſſen.

Digitized by Google

Digitized by Google


Digitized by Google

Zeile der Inschrift.		Zahl der Stücke.
2	Eiserne (Waffen oder Werkzeuge), so außer der Erde sind	4
3	Zangen	2
	Folgende Sachen sind von Holz:	
4	Salbenbüchse	1
	Schränke	3
5,6	Das Gerüste um den Sitz (Tempel, Bildsäule?) her vollständig.	
6	Thron	1
7	Stuhl (Sänfte, Wagen?)	1
7	Gestelle	4
8	Kleiner Thron	1
9	Kleines Ruhebett	1
10	Gestell, das sich zurücklegen läßt	1
11	Kleine Schränkchen	3
12	Gestell unter einen Becher	1
13	Breites Schränkchen (Kästchen)	1
	In der Sacristei befindet sich Folgendes:	
14	Kupferner Kessel	1
15	Schüssel zum Händewaschen	2
16	Schalen	3
	Axt	1
17	Hebel (μόχλος)	1
	Messer	3
18	Ruhebetten (κλίνα, Dual.)	2
	Kupfernes Gefäß zum Auswaschen	1
	Eimer	1
19	Durchschlag	1

* * *

Digitized by Google

Von metallenen Geräthſchaften hat ſich übrigens nichts erhalten. Es finden ſich bloß zwei Stifte vor, von welchen ich nicht weiß, wozu ſie könnten gedient haben.

G. G. Auch ſind mehrere Bruchſtücke von griechiſchen Vaſen und kleinen Figürchen aus gebrannter Erde vorhanden, welche gleichfalls bei Ausgrabung des Tempels gefunden wurden; bemerkenswerth ſind beſonders Bruchſtücke einer Tazze von ſeltener Schönheit; zu bedauern iſt, daß der Fuß, und folglich das Mittelſtück mangelt. Auf dem innern Theil derſelben war die Europa, auf dem Stier ſitzend, farbig auf weißem Grund abgebildet, die Armſpangen, der Halsſchmuck, die Ohrenringe und Heften des Kleides, ſo wie das Diadem der Europa, ſind auf der Schale in erhöhter Arbeit angezeigt und vergoldet. Die Außenſeite der Schale iſt, wie gewöhnlich, von ſchwarz und rother Arbeit, zwei geflügelte Geniuſſe vorſtellend, welche in der einen Hand eine Schale, in der andern eine Leyer halten.

H. H. Zuletzt muß ich noch eines koloſſalen elfenbeinenen Auges Erwähnung thun, welches gleichfalls beim Ausgraben des Tempels gefunden worden. Es iſt bloß das Weiße vom Auge, die Stelle des Augapfels iſt etwas weniges vertieft, und war, wie es ſcheint, von einer andern farbigen Materie eingeſetzt. Die Länge dieſes Auges, von einem Winkel zum andern gemeſſen, beträgt gerade einen halben römiſchen Palm oder 4¼ Zoll franz. Maß. — Ob dieſes Auge einſt einer koloſſalen Statue angehörte, an welcher es nach antiker Sitte eingeſetzt war, oder ob es als ein Ex Voto zu betrachten ſey, weiß ich nicht zu ſagen. — Daß es einer Statue angehört habe, möchte jedoch aus dieſem Grunde nicht wahrſcheinlich ſeyn, weil, da man das Auge im Tempel gefunden, doch wohl auch etwas von den übrigen Theilen dieſer koloſſalen Statue ſich hätte finden müſſen, was nicht der Fall war. In dieſer Hinſicht halte ich die andere Vermuthung für wahrſcheinlicher, daß es nämlich als ein Gelübde in dem Tempel aufbewahrt wurde.

* * *

Zuſatz des Herausgebers.

Folgende Betrachtungen möchten doch vielleicht auf einen andern Schluß leiten. Eine Bildſäule des Gottes mußte ſich in dem Tempel befinden. Daß ſie koloſſal war, iſt freilich nicht hiſtoriſch zu beweiſen, aber im höchſten Grade wahrſcheinlich. Daß dieſer Koloß von Gold und Elfenbein war, dieſes läßt ſich bei dem Mangel an Nachrichten vielleicht nicht ſo beſtimmt verſichern, als von Herrn Quatremère-de-Quincy in dem oftmals angeführten Werk p. 306 not. 4 geſchieht.

Digitized by Google

Bedenkt man aber das hohe Alter dieſer Bildſäulen von Gold und Elfenbein und ihren faſt allgemeinen Gebrauch in den Haupttempeln Griechenlands, ſo erhält auch dieſe Vorausſetzung eine ſehr große Wahrſcheinlichkeit. Sobald dieſes angenommen wird, erklärt ſich vollkommen, warum keine andern Theile dieſes koloſſalen Bildes gefunden worden. Eine Statue von Gold und Elfenbein, die an ſich weniger der Zeit widerſtand, hatte für Barbaren und andere Plünderer ganz andere Reize als ein bloßes Marmorbild. Daß von dem Jupiterbild zu Aegina keine andern Bruchſtücke gefunden worden, iſt daher ebenſo natürlich, als daß im Parthenon zu Athen jede Spur der koloſſalen Minerva von Elfenbein und Gold verſchwunden war, indeß die Marmorbilder in den beiden Giebeln noch bis auf die Zeiten von Spon und Wehler verhältnißmäßig wohlerhalten waren. Ja, bedenkt man die auffallende Aehnlichkeit, die zwiſchen beiden Tempeln, dem des Panhelleniſchen Jupiters auf Aegina und dem der Minerva zu Athen, in Anſehung der Giebelverzierung und der Art ſtattgefunden, wie die Bilder in den beiden Giebelfeldern angeordnet waren (m. ſ. §. VII dieſes Berichts), ſo dürfte man leicht den erſten als eine Art von Prototyp des letzten vermuthen und beide ſich auch übrigens ähnlicher vorſtellen. Es möchte daher dieſes koloſſale Auge, das als ein bloßes Ex voto ſo groß zu bilden keine Nothwendigkeit vorhanden war, nun vielmehr die ehemalige Exiſtenz eines koloſſalen Jupiters in dem Tempel von Aegina außer Zweifel ſetzen, und in dieſer Hinſicht an Merkwürdigkeit gewinnen. Die Stelle des Augapfels kann man ſich mit einem farbigen Stein ausgefüllt, aber wahrſcheinlicher, wie an den andern Bildern, auch gemalt denken, wodurch die geringe Vertiefung dieſer Stelle begreiflicher wird.

---

§. III.

Ueber den Styl dieſer Figuren.

Nachdem ich das Aeußere der äginetiſchen Bilder, ſoviel möglich, beſchrieben, gehe ich auf den Styl derſelben über, ſo ſehr ich fühle, wie ſchwer es iſt, bloß durch Worte einen deutlichen Begriff oder ein anſchauliches Bild von

Digitized by Google

einer Sache zu geben, die nur durch eigene Beſchauung in ihrer Wahrheit und Lebendigkeit erfaßt werden kann.

Allein da man bei Kennern und Liebhabern, für welche dieſes allein geſchrieben iſt, ſo viel Kenntniß der Kunſt und des Alterthums im Allgemeinen vorausſetzen darf, als nöthig iſt, um von dem einen auf das andere ſchließen zu können, ſo unterſtehe ich mich, nach meiner Möglichkeit eine Vorſtellung von dem Styl und den Eigenthümlichkeiten dieſer frühern Kunſtwerke zu geben.

Ehe ich aber zur Unterſuchung der einzelnen Theile und ihrer Eigenthümlichkeiten, welche eigentlich dieſen Styl charakteriſiren, übergehe, halte ich für nöthig, einige allgemeine Bemerkungen vorauszuſchicken, damit der Leſer das, was ich ſpäter ſagen werde, um ſo leichter unter einen gewiſſen Geſichtspunkt ſtellen und faſſen könne.

Ich ſuche dieſen Geſichtspunkt vorerſt durch Wiederholung der früheren Bemerkung feſtzuſetzen, daß dieſe Figuren ſowohl in Hinſicht des Nackenden als der Bekleidung ganz dem Styl ähnlich ſind, welchen man bisher den hetruriſchen nannte und welcher, wie ich ſpäterhin zu beweiſen ſuchen werde, eigentlich der altgriechiſche Styl zu nennen iſt.

Wenn jedoch dieſe Aehnlichkeit ſich in Anſehung aller dem hetruriſchen Styl bisher zuerkannten Eigenthümlichkeiten nachweiſen läßt, ſo gebe ich gern zu, daß vielleicht einige kleine Abweichungen bemerklich ſeyn können, durch die ſich die äginetiſche Schule, von welcher Pauſanias, Plinius und andere[1] mit ſo vielem Lobe geſprochen, von dem hetruriſchen oder altgriechiſchen Styl unterſchieden haben mochte.

So kann vielleicht das Nackende an dieſen Figuren ſich darin von den ſogenannten hetruriſchen Werken gewiſſermaßen unterſcheiden, daß jene mit einer ſolchen Natur und Wahrheit gearbeitet ſind, wie man ſie ſelten bei den ſogenannten hetruriſchen Werken anzutreffen pflegt. (1)

Es herrſcht nämlich in allen Theilen des Körpers, die Köpfe ausgenommen, von welchen ich weiter unten ſprechen werde, die treueſte Nachahmung der Natur bis auf alle Kleinigkeiten und Zufälligkeiten der Haut, ohne die geringſte Spur vom Idealen, oder einem Beſtreben, die Natur, wie man es nennt, idealiſiren zu wollen. Doch dieſe treue Nachahmung der Natur iſt hier in ihren Formen nicht mager, holzig, oder wiſſenſchaftslos, wie man an den frühern Werken der alten und neueren Kunſt zu finden gewohnt iſt, ſondern es iſt eine wohlverſtandene Nachahmung der ſchönen Natur, vereinigt mit der vollkommenſten Kenntniß der Knochen und Muskeln, woraus von ſelbſt erfolgen und ſich ergeben mußte, daß alſo geſtaltete Glieder lebendig und bis zur Täuſchung natürlich erſcheinen, ſo zwar, daß man ſich bei einigen Theilen, wegen ihrer bis zur Täuſchung gehenden Natürlichkeit, davor entſetzt, und ſich ſcheut ſie anzufühlen.

Doch dieſe Natürlichkeit iſt auch nicht immer und durchaus frei vom Conventionellen, ſondern man bemerkt an einigen Stellen oder Theilen des Körpers

[1] Plinius gedenkt unſeres Wiſſens eines beſondern äginetiſchen Styls weder im Guten noch im Böſen. A. d. H.

Digitized by Google

gewiſſe Sonderbarkeiten und Abweichungen von der gewöhnlichen Form, wie ſich aus dem, was ich weiter unten anführen werde, ergeben wird.

In Hinſicht auf Proportion ſind dieſe Figuren im Allgemeinen ſchlank, etwas ſchmal von Hüften, die Beine eher etwas zu lang als zu kurz; beſonders auffallend iſt dieſes bei der Minerva und den beiden kleinen weiblichen Figuren B und C, bei welchen, von der Rückſeite betrachtet, der obere Theil des Körpers bis unter den Geſäßmuskel weit kürzer iſt als die Beine vom Geſäßmuskel abwärts, welches ſich bekanntlich in der Natur umgekehrt verhält. (2)

Die Stellungen ſind natürlich, oft ganz eigen, manchmal auch etwas gezwungen, oder verdreht, wie dieſes bei dem liegenden Alten Lit. Q und den Beinen der Minerva der Fall iſt; doch will ich nicht damit ſagen, daß es nicht möglich ſey, ſich ſo zu ſtellen, oder jene Stellung anzunehmen. Indeſſen herrſcht durchgängig ſehr viel Leben in den Bewegungen, obſchon ich ſie nicht ganz frei von einem gewiſſen Anſchein von Steifheit ſprechen kann.

Es wird vielleicht manchem nicht klar ſeyn, wie eine Figur voll Leben und Bewegung auch zugleich eine gewiſſe Steifheit an ſich haben könne. Aber finden wir nicht auch in den Bildern des Giotto, des Maſſaccio, Pinturicchio, Pietro Perugino u. a. bei aller ihrer Gemüthlichkeit, Lebendigkeit und unnachahmlichen Anmuth gleichfalls dieſen Anſchein einer gewiſſen Steifheit? — Ich möchte es das Gepräge der Unſchuld und Kindheit nennen; denn auf gleiche Weiſe zeigt es ſich in den frühern Kunſtwerken der Griechen und den eben erwähnten Werken des vierzehnten und fünfzehnten Jahrhunderts.

Die Gewänder ſind durchgängig ganz conventionell, ſehr knapp anliegend, beſonders an den Schenkeln und Beinen. Die Falten fallen nicht natürlich, ſondern ſind künſtlich gelegt und gepreßt, und endigen ſich gewöhnlich in gerade herunter fallende Maſſen, mit im Zickzack laufenden Enden. Eine genauere Beſchreibung der Falten halte ich um ſo weniger nöthig, als ſie hinlänglich aus den altgriechiſchen und den ſogenannten hetruriſchen Kunſtwerken bekannt und alle einander völlig ähnlich ſind; nur muß ich bemerken, daß dieſe Gewänder, ſo conventionell und ſteif ſie in ihrer Anlage ſind, bei dem allem mit einem außerordentlichen Geſchmack behandelt und mit unglaublichem Fleiße ausgeführt ſind, wodurch ſie ſich vor den gewöhnlichen altgriechiſchen und ſogenannten hetruriſchen Werken auszeichnen.

Ich gehe nun zur Beſchreibung der einzelnen Theile des Körpers und ihrer Eigenthümlichkeiten über.

Die Köpfe dieſer Figuren oder die Geſichter ſcheinen in Hinſicht ihrer Bildung oder des Styls um ein gutes älter zu ſeyn als die übrigen Theile des Körpers, oder auf eine weit frühere Kunſtepoche zu deuten. An ihnen bemerkt man durchgängig jene früher eingeführte Form, von der man annehmen kann, daß die Griechen ſie den Aegyptiern abgeborgt haben.

Die Augen ſind nämlich ſehr hervorliegend, ein wenig in die Länge gezogen, mitunter etwas chineſiſch geſtellt.

Der Mund hat ſtarke hervorſpringende Lippen, mit ſcharfen Rändern,

Digitized by Google

auch ſind bei einigen die Mundwinkel etwas in die Höhe gezogen, welches ihnen einen Anſchein von lächelnder oder grinzender Miene gibt.

Die Naſen und Ohren haben in ihrer Form nichts Ausgezeichnetes; erſtere ſcheinen bloß etwas kleinlicht, letztere aber ſind mit der größten Wahrheit und ganz beſonderem Fleiße ausgeführt und bearbeitet.

Das Kinn iſt etwas ſtark und voll, ſo daß der Theil von der Naſe bis zum Ende des Kinns in dem Verhältniſſe zu den übrigen Geſichtstheilen um ein Beträchtliches zu groß iſt.

Was ich hier in Anſehung der Geſichtstheile bemerkte, gilt von allen Figuren ohne Ausnahme. Von der Minerva an bis zum letzten der Krieger ſehen ſich alle ähnlich und ſcheinen insgeſammt leibliche Brüder und Schweſtern zu ſeyn, ohne den geringſten Ausdruck von Leidenſchaft; zwiſchen Siegern und Beſiegten, zwiſchen Gottheit und Menſchheit iſt nicht der geringſte Unterſchied zu bemerken. —

Die Haupthaare ſind in Hinſicht ihrer Darſtellung ebenſo conventionell als die Falten, und von dem natürlichen und ungekünſtelten Schlag der Haare ebenſo weit entfernt, als es etwa eine ſteife gepuderte Abbaten-Perucke ſeyn mag. Sie gehen nämlich, wie ich ſchon bei Beſchreibung der einzelnen Figuren Gelegenheit hatte zu bemerken, in gleichlaufenden Linien, in der Form dicker Bindfäden oder Maccaroni, vom Wirbel aus, und fallen zum Theil in wellenartigen Linien über den Rücken herunter, zum Theil aber endigen ſie ſich nach vorn zu von einem Ohr zum andern, in kleine ſchneckenförmige Löckchen, ſehr zierlich und künſtlich gebildet. Die der Minerva ſind eigentlich die ſonderbarſten und bizarrſten von allen; doch läuft es bei allen mehr oder weniger auf jene conventionelle Form hinaus.

Ebenſo ſonderbar und conventionell ſind die Haare über der Scham behandelt. Sie ſind alle nach einer gewiſſen Form geſchnitten, und ſehr ſorgfältig in verſchiedene Partien abwechſelnd gekräuſelt und in regelmäßige Löckchen gelegt. Die Form des Schnitts kommt zwar bei allen auf ein gleiches heraus, doch herrſcht auch in derſelben einige Verſchiedenheit und Abweichung. — Dieſe ihnen künſtlich gegebene Form, die ſorgfältige Weiſe, mit der ſie auf die eine oder andre Art gelockt ſind, und endlich die ängſtliche Bearbeitung und gewiſſenhafte Darſtellung derſelben laſſen, wie mir ſcheint, keinen Zweifel übrig, daß man zu den damaligen Zeiten die Schamhaare zu kräuſeln pflegte, und eine gewiſſe Prätenſion oder Werth darein legte. Dieſes mag vorzüglich der Fall geweſen ſeyn, wenn die Jugend bei öffentlichen Feierlichkeiten, Spielen oder Kampfübungen nackt zu erſcheinen hatte. Ebenſo glaube ich, daß die Art, wie die Haupthaare an dieſen Figuren vorgeſtellt ſind, nicht eine Caprice des Künſtlers oder eine feſtgeſetzte Norm in der Kunſt war, ſondern daß es wirklich die Sitte der damaligen Zeit mit ſich brachte, die Haare auf ſolche Weiſe zurecht zu machen und zu tragen.

Eine gleiche Meinung hege ich von der conventionellen Form der Gewänder und ihrer gepreßten und künſtlich gelegten Falten, welche wir an allen übrigen altgriechiſchen und hetruriſchen Kunſtwerken erblicken. (3)

Digitized by Google

Die Leiber sind etwas schmal über den Hüften, und die Anzeige der Rippen und der gesägten Muskel (dentati) ein wenig mager und kleinlicht, sonst aber ganz von der gewöhnlichen Form, einige wenige Sonderbarkeiten und Eigenthümlichkeiten abgerechnet, welche ich hier bemerken werde; nämlich daß bei allen diesen Figuren der schwertförmige Brustknorpel (ensiformis) mehr oder weniger sichtbar ist, welches doch nur der Fall zu seyn pflegt, wenn der Leib stark rückwärts gebogen ist, indeß es hier bei allen Figuren der Fall ist, auch ohne die Bewegung, durch welche jener Knorpel hervortritt. Ferner, daß bei allen diesen Figuren die Abtheilung des geraden Muskels, welcher von dem Ende der Brust gegen den Nabel perpendiculär herunter läuft, von der sonst gewöhnlichen Art ihn zu bilden abweicht; denn gewöhnlich macht man, wie es sich auch an allen späteren Kunstwerken findet, die obere Abtheilung dieses Muskels größer als die untere, welche dem Nabel zunächst ist; hier aber ist es der umgekehrte Fall, die untere Abtheilung ist bei vielen größer, bei andern aber ebenso groß als die obere. — Ich bemerke diese Abweichungen von der sonst gewöhnlichen Form, weil diese Eigenthümlichkeiten charakteristisch für diesen Styl zu seyn scheinen.

Die Arme haben nichts Ausgezeichnetes oder von der gewöhnlichen Form Abweichendes, als daß sie vielleicht eher etwas zu kurz als zu lang scheinen. Die Knochen, Muskeln und Adern, selbst die Zufälligkeiten der Haut sind hier, wie bei allen übrigen Theilen des Körpers, mit einer solchen Treue und Wahrheit dargestellt, daß viele Theile geradezu die Natur selbst, oder über dieselbe geformt zu seyn scheinen.

Die Hände sind ebenso natürlich in ihren Bewegungen als in ihren einzelnen Theilen, nichts ist vergessen, keine Runzel der Haut, nicht die Ansätze der Nägel. Doch finden sich einige Hände unter den Bruchstücken, welche sehr nachlässig gearbeitet zu seyn scheinen, wovon ihr ursprünglicher Stand die Ursache seyn mag, indem solche vielleicht so versteckt waren, daß nicht wohl möglich war beizukommen, oder die Vollendung erschwert wurde.

Die Beine sind schlank und wohlgestaltet, vorzüglich die Kniee, welche mit großer Meisterhaftigkeit und vieler anatomischer Kenntniß ausgearbeitet sind. Doch haben auch diese eine Eigenthümlichkeit, welche um so mehr bemerkt zu werden verdient, als sie nicht der Unwissenheit des Künstlers, sondern der Wahl und Ueberlegung zuzuschreiben scheint.

Dem bildenden Künstler und jedem beobachtenden Auge ist es bekannt, daß das Knie, wenn es stark gebogen ist, seine etwas spitzige oder hervorstehende Form zum Theil verliert und einen etwas stumpfen Winkel bildet. Die Ursache ist, daß bei starker Biegung der Schenkelknochen (Femur) und das Schienbein (Tibia) sich auseinander geben, und in die hierdurch entstandene Oeffnung oder Lücke die Kniescheibe etwas zurücktritt. Diese der Natur gemäße Veränderung des Knies, nach dem Verhältnisse der Biegung desselben, ist an unsern Figuren bloß bei denjenigen Knieen beobachtet, auf welchen eine Figur ruht, oder eigentlich knieet; bei allen andern aber, wenn schon das Knie naturgemäß den gleichen

Digitized by Google

Winkel bildet, ist hierauf keine Rücksicht genommen; die Kniee sind vielmehr durchgängig so gebildet, wie sie sich in der Natur dann zeigen, wenn das Bein gar nicht oder nur wenig gebogen ist. Am auffallendsten zeigt sich diese Eigenheit an den mit N und R bezeichneten Figuren. Da übrigens dieser Theil, wie alle übrigen des Körpers, mit so vieler anatomischer Kenntniß gebildet ist, so ist von so erfahrenen Meistern zu vermuthen, daß auch diese Abweichung von der Natur absichtlich und keine Folge von Unwissenheit sey. Ich zweifle hieran um so weniger, als man dasselbe oder etwas Aehnliches auch an andern Werken aus den spätern, ja aus den letzten Zeiten der Kunst bemerkt, z. B. an der weltberühmten Gruppe des Laokoon, wo es leicht ist, am rechten Beine ein Gleiches wahrzunehmen, nämlich daß das Knie nicht die Form hat, die es zufolge seiner Biegung der Natur gemäß haben sollte.

Als eine Eigenheit der Beine habe ich zu bemerken, daß beinahe durchgängig die sogenannte Achillesflechse, da, wo sie sich mit dem Fersenknochen verbindet, sehr breit und eckig angegeben ist, so, wie ich solches noch nie an einem andern Kunstwerke gefunden habe.

Die Füße sind, so wie die Hände, auf das Schönste gearbeitet, und durchgängig von sehr zierlicher Form.

Was dagegen daran auffallend ist, sind die Zehen, welche etwas lang sind und ganz parallel laufen und hierin von den Füßen der Kunstwerke aus den spätern Zeiten abweichen, wo die Zehen etwas weniges einwärts, d. h. gegen den mittelsten zu gebogen oder gekrümmt sind. Auch ist zu bemerken, daß die beiden mittleren Zehen (ich meine den ersten und zweiten nach der großen Zehe) bei den meisten Füßen von ganz gleicher Länge sind, der dritte sodann stark zurücktritt, der kleinste noch mehr. Es ist nicht zu leugnen, daß diese also gestalteten Füße große Aehnlichkeit mit denen haben, die man an den altägyptischen Figuren findet, und welche immer sehr lange und parallel laufende Zehen haben, nur mit dem Unterschiede, daß diese mehr von barbarischer Form und unendlich geringer in der Bearbeitung sind. — Die Adern an den Füßen sind mit der größten Wahrheit und Zartheit behandelt. Auch an den Füßen, welche nicht auftreten, sondern freistehend sind, bemerkt man sogar unten an dem Ballen der großen Zehe jene Hornhaut, welche sich bei Menschen, die immer mit bloßen Füßen gehen, anzusetzen pflegt.

Schließlich ist hier noch anzumerken, daß diese Figuren, obschon sie in Hinsicht ihres Styls sich alle vollkommen ähnlich sind, auch alle zu einer und derselben Zeit verfertigt zu seyn scheinen, dennoch einen bedeutenden Unterschied in Ansehung ihrer mehr oder weniger vollkommenen Bearbeitung bemerken lassen, woraus zu schließen und deutlich zu erkennen ist, daß diese Figuren zwar alle zu Einer Zeit, doch nicht alle von Einer Hand, sondern von verschiedenen, mehr oder weniger geschickten, Künstlern sind verfertigt worden. —

Dieses ist, was sich von dem an diesen Figuren allgemein herrschenden Styl und den Eigenthümlichkeiten einzelner Theile derselben sagen läßt. (4)

Digitized by Google

Anmerkungen des Herausgebers.

(1) Wir ersuchen den Leser, sich dieser Erklärung des Verfassers in der Folge wohl bewußt zu bleiben, durch welche, so einschränkend auch seine Ausdrücke gewählt sind, doch immer zugestanden ist, daß, soviel das Nackende betrifft, der Styl dieser Figuren sich von dem sogenannten hetruriſchen auf eine ausgezeichnete und unverkennbare Weise unterscheidet. Hiermit können aber zweierlei Annahmen vereinigt werden. Entweder, daß die äginetiſche Sculptur von dem trockenen, harten, einförmigen Styl der sogenannten hetruriſchen Kunst sich erst später zum Naturgemäßeren gewendet, oder, daß sie schon von Anfang mehr als jene die Natur nachzuahmen gestrebt. Im ersten Fall könnte dennoch, selbst in diesen Werken einer schon weiter vorgeschrittenen Zeit, noch jener älteste Styl, obwohl sehr überkleidet, bemerklich seyn, wie man die Schule des Perugino noch in Werken von Raphael erkennt, in denen schon bei weitem mehr Natur ist als in den Arbeiten seines Lehrers, oder wie man die Meister des 13. Jahrhunderts noch wohl in Werken des 15. fühlt, die, was Wissenschaft und vollkommenere Nachahmung der Natur betrifft, mit jenen nicht vergleichbar sind. Nähme man aber das andere an, so hätten die älteren Werke der Aegineten darum doch duriora et Tuscanicis proxima seyn können, wie Quintilian die Werke des Aegineten Kallon schildert, da Härte und Steifheit mit treuer, aber ängstlicher, noch unsicherer, oder unlebendiger Nachahmung der Natur nothwendig verbunden sind. Wie es sich nun aber mit den vorliegenden Figuren verhalte, ob wirklich in denselben auch der Styl des Nackenden noch an den hetruriſchen erinnert, oder ob dieß nur im Allgemeinen der angenommenen Theorie wegen vorausgeschickt worden, darüber dürfte man nur nach eignem Anblick dieser Bildwerke zu urtheilen sich getrauen. Wir begnügen uns also, zu erinnern, daß der Verfasser von einer der Figuren (Lit. R) geurtheilt, sie könnte vielleicht Werken aus den Zeiten des Perikles an der Seite stehen, wodurch unseres Bedenkens genugsam erhellt, daß er den Styl dieser Werke keineswegs auf die Art und in dem Sinn dem hetruriſchen vergleichen will, wie Quintilian

Digitized by Google

die Werke des angeführten Künſtlers den tuscischen zunächſt ſtehende nennt.

(2) Bekanntlich iſt dieſe Proportion, von der noch die Frage iſt, ob ſie ſich nicht in den ſchönſten Gewächſen auch in der Natur zum Theil findet, mehr oder weniger in den Statuen vom ſchönſten Styl beobachtet.

(3) Eben daß dieſe Falten und dieſe ganze künſtlich gemachte Form der Gewänder an ſo mancherlei Kunſtwerken, die gewiß nicht alle aus Einer Zeit ſind, angetroffen werden, zeigt die Erklärung des Verfaſſers, nämlich daß die Sitte der damaligen Zeit ſie ſo mit ſich gebracht, als nicht ganz zulänglich; außerdem beſtreitet Herr Quatremère-de-Quincy p. 21 dieſe Erklärung mit mehreren Gründen. Auf dieſe äginetiſchen Figuren iſt ſie ſchon darum nicht anwendbar, weil aus dem folgenden §. erhellt, daß bei dieſen jene Form nicht original oder frei gewählt iſt, ſondern aus früheren Zeiten nur, beſonderer Urſachen halber, beibehalten. Ueber den letzten Grund dieſer künſtlich gelegten und gepreßten Gewänder mag man die Vermuthungen des eben angeführten Schriftſtellers nachſehen, da eine genauere Unterſuchung und Erörterung hier zu ſehr ins Allgemeine führen würde.

(4) Es iſt nicht zu zweifeln, daß die meiſterhafte Beſchreibung des Styls der äginetiſchen Figuren von allen Kunſtverſtändigen und Wißbegierigen mit dem lebhafteſten Dank werde aufgenommen werden. Wenn nun freilich, nach der richtigen Bemerkung des Verfaſſers, auch die treueſte und anſchaulichſte Vorſtellung des Styls ſolcher Kunſtwerke dem, der ſie nicht ſelbſt geſehen, ein Bedeutendes zu wünſchen übrig läßt, ſo berechtigt uns doch die Beſchreibung des Verfaſſers, jetzt die Frage zu unterſuchen, worin jenes Auszeichnende oder Charakteriſtiſche der äginetiſchen Schule eigentlich beſtanden haben könne, das Pauſanias mit ſolcher Beſtimmtheit anerkennt und vorausſetzt. Denn unter ſo vielen Eigenheiten, die der Verfaſſer namhaft macht, muß ſich doch auch jenes allgemein Charakteriſtiſche finden, oder es iſt überall nicht zu finden.

Hört man die bis jetzt geäußerten Meinungen, ſo würde das Unterſcheidende der äginetiſchen Kunſt auf folgende Beſonderheiten zurückkommen:

Digitized by Google

1. Härte des Styls, Magerkeit der Formen. Man beruft sich auf das Urtheil Quintilians (Inst. orat. XII, 10), der, wie erwähnt, die Werke des Kallon duriora nennt. Allein, abgesehen davon, daß das, was von Einem Künstler einer Schule gilt, darum nicht das Eigenthümliche dieser Schule durch alle Zeiten bestimmen kann, so setzt eben derselbe Beurtheiler hinzu, sie seyen Tuscanicis proxima; und wenn Quintilian die Werke dieses Aegineten den hetruriſchen am nächſten findet, ſo ſagt dagegen wieder Strabo in der ſchon von Winkelmann angeführten Stelle B. XVII, S. 806. Ausg. von Caſaub., von den Figuren der ägyptiſchen Tempel, ſie ſeyen den hetruriſchen und den ſehr alten unter den griechiſchen ähnlich; woraus erhellt, daß altgriechiſche oder attiſche, hetruriſche und altäginetiſche Kunſtwerke ſich in Anſehung der Härte und ähnlicher allgemeiner Eigenſchaften nichts nachgeben. Ja, ein anderer Lehrer der Redekunſt, Demetrius von Phalera, gibt als den Hauptcharakter der Werke vor Phidias die Magerkeit und die Zuſammenziehung an (ἡ ἰσχνότης καὶ ἡ συσολή); und wer möchte nicht dieſes, mit einiger Unterſcheidung verſtanden, der Wahrheit ſo ziemlich gemäß halten?

2. Ein affektirter Styl, unnatürliche Bewegungen, geziertes Lächeln, etwas Schiefes in dem Blick. Das letzte, ob es gleich Herr Wagner auch an den erſt entdeckten Figuren bemerkt, iſt doch ebenfalls an andern wahrgenommen worden, von denen erſt zu beweiſen ſtünde, daß ſie der äginetiſchen Schule angehören. Denn hinaufgezogene Augen- und Mundwinkel haben ſchon längere Zeit als Merkmale der älteſten Werke gegolten (man ſehe die Anmerkungen der Weimariſchen Ausgabe von Winkelmanns Kunſtgeſchichte 3 Bd., S. 531), und ſo wenig alles hetruriſch war, was das Gepräge des urſprünglichen Styls trug, ſo wenig wird man jetzt alles äginetiſch nennen dürfen, an dem man die eben angeführten Eigenſchaften bemerkt, die mehr oder weniger allen Werken vom älteſten Geſchmack gemeinſchaftlich ſind.

3. Die unnatürlichen Falten, die künſtlich zubereiteten Gewänder, ſchneckenförmig geringelte oder wie Bindfäden übereinander gelegte Haare. Von dieſen gilt daſſelbe; auch ſie ſind den älteſten hetruriſchen,

Digitized by Google

und demnach attiſchen, gemein. An dieſen Falten hätte Pauſanias ſicher nicht äginetiſche Werke von allen andern unterſchieden. — Zu dieſen Merkmalen fügt Herr Quatremère-de-Quincy noch folgende, nämlich:

4. Widerſpruch zwiſchen Styl und Ausführung, da jener noch das Gepräge einer unvollkommenen Zeit trägt, dieſe einen ziemlich hohen Grad von Meiſterſchaft verräth. Obgleich nun dieſer Widerſpruch ſich bei den eben entdeckten Figuren wirklich findet, nämlich was Köpfe, Geſichter, Haare, Gewänder betrifft, ſo liegt es doch in der Natur der Sache, daß durch dieſes Merkmal nur Werke aus einer gewiſſen Zeit der äginetiſchen Kunſt, nicht aber der äginetiſche Styl überhaupt unterſchieden werden könnten. Auch wäre erſt noch zu beweiſen, daß dieſer Widerſpruch nicht vermög' einer natürlichen Nothwendigkeit ſich mehr oder weniger in den Werken jeder fortſchreitenden Schule findet, da es einleuchtend iſt, daß der Künſtler die Vervollkommnung zuerſt bei ſich anfängt, ehe er wagt, das Gegebene und ihm in vielen Vorbildern Ueberlieferte zu verändern. — Eine bloße Uebertreibung dieſes Merkmals iſt

5. Unveränderlichkeit des Geſchmacks, fortdauernde Gewalt der Routine und Gewohnheit. Allein angenommen, dieſe Gewalt habe ſich in andern Schulen nicht bis zu beſtimmten Zeiten ebenſo entſchieden geäußert, ſo umgeht dieſes Merkmal das Eigentliche, das man zu wiſſen verlangt, nämlich eben das Unveränderliche, ſich immer gleich Gebliebene.

So wenig nun dieſe Angaben zureichen wollen, etwas die äginetiſche Kunſt *als ſolche* eigenthümlich und insbeſondere Bezeichnendes auszumitteln, ebenſowenig wird man in den Einzelnheiten, die der Verfaſſer in ſeiner Beſchreibung anführt, z. B. den anatomiſchen Eigenheiten, einen ſolchen unterſcheidenden Charakter aufſuchen wollen.

Es iſt einleuchtend, daß dieſes Charakteriſtiſche, welches zureichte, äginetiſche Werke immer und überall als ſolche zu erkennen, in einer Eigenſchaft oder Beſchaffenheit liegen mußte, die tiefer eingriff, lebendig und unmittelbar anſprach, die dieſen Werken eine beſtimmte ausgezeichnete und unverkennbare Phyſiognomie ertheilte, und die zugleich bei aller Veränderung immer dieſelbe bleiben konnte.

Digitized by Google

Unter dem vielen Merkwürdigen, was der Verfasser in Ansehung des Styls der eben entdeckten Figuren erwähnt, muß als das Merkwürdigste erscheinen, was er von jener treuen und vollkommenen Nachahmung der Natur berichtet, die, wie er sagt, bis zur Täuschung, ja bis zu einer dieselbe Scheu wie Lebendiges erregenden Natürlichkeit geht. Dieses vorausgesetzt, glaube ich äußern zu dürfen, daß jenes Charakteristische der äginetischen Kunst, von Anfang an in nichts anderem als eben in dieser treuen und genauen Nachahmung der Natur bestanden habe, welches anzunehmen mich noch folgende Gründe insbesondere bestimmen.

1) Ertheilt wirkliche Nachahmung der Natur allein ein wahrhaft eigenthümliches, unverkennbares und zugleich unverwüstliches Gepräge, das nicht, wie künstliche Eigenthümlichkeit, je öfter oder länger gebraucht, desto stumpfer, sondern vielmehr mit der Zeit immer tiefer wird.

2) Insbesondere läßt dieses Gepräg', auch noch unvollkommen ausgedrückt, und bei noch wenig gewandter, wenn nur fleißiger und treugemeinter Nachahmung der Natur, jedes Werk, an dem es erscheint, von jedem andern, das nach einem bloß geistigen (idealen) Typus, oder wie Winkelmann sich ausdrückt, nach einem Systema von Regeln verfertigt ist, auf den ersten Blick unterscheiden — und von der letzten Art waren wohl so ziemlich gewiß die ältesten attischen wie die ägyptischen Werke. Aus diesem Grund konnte Pausanias, der oft nicht umständlich, aber in den Hauptsachen doch recht genau ist, zwar jene (die attischen), aber nie die äginetischen mit den ägyptischen vergleichen, die sich von aller Kenntniß der Natur am weitesten entfernten.

3) Scheint mir dieser Voraussetzung auch der Ausdruck des Pausanias, ὁ τρόπος τῆς ἐργασίας ὁ Αἰγιναῖος (καλούμενος ὑπὸ Ἑλλήνων) ganz angemessen, da er weder auf das bloß äußerliche Machwerk (die bloße Ausführung), noch auf ein bloß geistiges Princip deutet, sondern auf Arbeit, die zugleich geistiger Art ist.

4) Es wird sich kein Werk der attischen Sculptur aufzeigen lassen, es wird auch keines von Geschichtschreibern erwähnt, in welchem eine

Digitized by Google

Nachahmung der Natur von der Art, wie ſie der Verfaſſer an den neu entdeckten Figuren beſchreibt, erkennbar wäre oder ſich gezeigt hätte; ja nicht einmal eines, das dahin zielte; ich rede nämlich, wie geſagt, von Werken der älteren Zeit: ich rede auch nur von einer ſolchen Nachahmung der Natur, nämlich die bis zur Täuſchung geht, bei der einzelne Gliedmaßen wie über der Natur geformt, ja als lebendig und die Natur ſelbſt erſcheinen. Der deutlichſte Beweis, daß man in der attiſchen Kunſt nichts dem Aehnliches antrifft, iſt, daß die Vorausſetzung einer ſolchen Nachahmung der Natur allen bisherigen Theorien der Kunſtgeſchichte fremd iſt, ja mit ihnen im Widerſpruch ſteht, die eben vorzüglich oder faſt allein von attiſchen Werken hergenommen waren. Ja, es ließe ſich wohl, um ein, freilich nicht ganz paſſendes Gleichniß anzuwenden, behaupten, daß, gleich wie niederländiſcher Fleiß und niederländiſche Gabe, Naturgegenſtände bis zur Täuſchung nachzuahmen, dem Italiener niemals gegeben war, ebenſo eine Nachahmung der Natur, die ohne alles Streben nach dem Idealen iſt, wie der Verfaſſer die äginetiſche beſchreibt, niemals im Geiſt und Charakter der attiſchen Sculptur geweſen ſey; während ein ſolcher treu nachbildender Fleiß gar wohl mit dem äginetiſchen Weſen zuſammenſtimmt, da die Kunſt auf dieſem Eiland in ſehr nahem Bezug mit dem Gewerb und dem Handwerk ſtand. Bekannt iſt die große Ausdehnung ſeiner Gießereien; das äginetiſche Erz, die äginetiſchen Candelaber, durch welche die Inſel gewiß nicht erſt zu den Zeiten des Plinius berühmt wurde, in denen Herr Quatremère-de-Quincy ſogar die Urbilder jener marmornen Leuchter mit ſogenannten etruſciſchen Figuren ſuchen will, die bis auf uns gekommen ſind. — Das Charakteriſtiſche in äginetiſchen Abbildungen und Nachahmungen von Thiergeſtalten muß nicht weniger groß geweſen ſeyn, wie daraus zu ſehen, daß Pauſanias X, 17 die ſardiniſchen Ziegen dem Ausſehen nach mit dem wilden Widder der äginetiſchen Bildnerarbeiten in Thon, gleich als mit einem allgemein bekannten Typus, vergleicht.

5) Der Verfaſſer dieſes Aufſatzes bemerkt ausdrücklich: es ſey in den von ihm beſchriebenen Werken die Nachahmung der Natur nicht

Digitized by Google

trocken, mager, wissenschaftlos, sondern wohlverstanden, gefühlt und mit großer Kenntniß verbunden. Berechnet man nun die Zeit, welche eine Kunstschule brauchte, um es in der Nachahmung der Natur bis zu einer solchen Meisterschaft zu bringen, so wird man nicht anders glauben können, als daß die äginetische Kunst von Anfang an diesen Weg betreten habe, wie es sich denn auch nicht denken läßt, daß eine andere als gleich ursprünglich genommene Richtung bis zu solcher Uebereinstimmung mit der Natur führen könne.

Ist daher auf jeden Fall anzunehmen, daß Nachahmung der Natur gleich von Anfang die eigenthümliche Richtung und das Charakteristische der äginetischen Schule war, so ist nicht wohl zu fassen, warum wir uns noch nach einem andern umsehen, oder diese unterscheidende Physiognomie in allgemeinen Eigenschaften suchen sollten, welche die äginetische Schule der ältesten Zeit mehr oder weniger mit allen andern gemein hatte.

Hier möchte nun auch der Ort seyn, auf das zurückzukommen, was der Verfasser gleich in der Einleitung ausgesprochen: Diese äginetischen Kunstwerke zeigen den Weg, den die griechische Kunst von ihrem Anfang genommen, um zuletzt jene Höhe zu gewinnen, die sie in Phidias wirklich erreicht habe.

Es ist freilich noch nicht lange her, daß man das Hauptverdienst von Phidias in die Erschaffung des Ideals gesetzt, und dieses für etwas die Natur Ueberbietendes oder Uebersteigendes angesehen. Wir bekennen dagegen, daß wir uns diese vollendete Freiheit und Macht der Kunst nicht durch ein Ueberspringen oder Uebertreffen (welches bloß auf Leerheit hinauslaufen würde), sondern nur durch eine Ueberwindung, Unterwerfung und gänzliche Durchdringung der Natur denken können, und freuen uns, in dieser Ueberzeugung der Sache nach mit dem geistvollen Künstler, dem wir diesen Aufsatz verdanken, so wie mit manchen andern Männern tieferer Einsicht übereinzustimmen. Daß aber eine solche Bewältigung der Natur hier so wenig als anderwärts die Folge eines Ignorirens derselben (wie es beinah' von einigen gelehrt worden), sondern nur eines wirklichen Angreifens, d. h. einer immer tiefer dringenden

Digitized by Google

Nachahmung und eines vollendeten Studiums ſeyn könne, verſteht ſich von ſelbſt.

Iſt es nun an dem, daß jene Lauterkeit, Freiheit und Lebendigkeit der Kunſt, die man immer allgemeiner anfängt als das Eigenthümliche von Phidias und ſeiner Schule zu erkennen, nur die Folge einer ſolchen Ueberwindung der Natur, und alſo nur die Folge einer ſolchen durchdringenden, die Natur ſich ſelbſt aneignenden Nachahmung der Natur ſeyn kann; iſt ferner unleugbar, daß die Herrlichkeit der Kunſt in Phidias in der bisherigen Kunſtgeſchichte faſt nur als ein Wunder erſchien, zu dem ſich kein vollkommen befriedigender Uebergang aus dem Vorhergehenden nachweiſen ließ; zeigen hingegen die eben gefundenen Kunſtwerke jene Nachahmung der Natur auf einem Punkt der Vollkommenheit, von welchem bis zu jener Freiheit und Allvermögenheit der Kunſt wirklich nur noch ein Schritt iſt; verhält ſich dieß alles ſo: ſo iſt es nicht nur denkbar, ſondern es iſt mehr als wahrſcheinlich, daß eben die der Natur nacheifernde, endlich gleichſam zur Natur ſelbſt gewordene äginetiſche Kunſt der altattiſchen den Weg zeigte, vom Abſtrakten zum Lebendigen, vom Syſtematiſchen zum Natürlichen zu gelangen; daß alſo die äginetiſche Kunſt eigentlich jenes bisher vermißte Mittelglied iſt zwiſchen dem ältern und zwiſchen dem ſpätern, mit Phidias entſchiedenen, Styl der attiſchen Kunſt.

Ein ſolcher Gang der Dinge iſt ganz dem gewöhnlichen Verfahren der Natur gemäß, die, wenn ſie das Vollkommene hervorzubringen beabſichtet, die entgegengeſetzten Eigenſchaften, aus deren Zuſammenfluß es entſteht, erſt jede für ſich ausbildet, bis ſie ſich gegenſeitig erkennen als zuſammengehörig, und eine die andere in ſich aufnimmt.

Mußte doch eine ähnliche Durchdringung vorgehen, damit jenes höchſte Werk der Poeſie, die attiſche Tragödie, möglich wurde. Denn auch dieſe iſt ſo wenig als die Kunſt des Phidias aus dem rein attiſchen, urſprünglich ioniſchen Weſen, ohne Anziehung eines fremden Elements, hervorgegangen, das in Aeſchylus noch am meiſten ſichtbar iſt, in Sophokles aber ſchon wieder mehr verſchmolzen und dem andern unterworfen erſcheint. In Phidias wie in Aeſchylus beſchränkt die Kunſt

Digitized by Google

ſich ſelbſt auf das rein Nothwendige; jenes Princip, um deſſen Erhebung es in der Kunſt und Poeſie eigentlich zu thun iſt, erſcheint noch in ſeiner lautern Großheit; in Sophokles, wie in den Nachfolgern des Phidias, iſt daſſelbe ſchon wieder gekränkt, und in dem liebevollen Streit, der ſich zwiſchen ihm und dem angezogenen höheren entzündet, mehr und mehr überwältigt und zur Unmerklichkeit gebracht. Natürlich, daß ſich in dieſem Untergang erſt das Lieblichſte, Schönſte und Zarteſte entfaltet, gleich wie in der Natur das rein Schöne und Anmuthige nur entſteht, während das urſprünglich Große und Mächtige untergeht. Allein über dem Reiz des Lieblichen und Vollendeten dürfen wir doch nicht vergeſſen, daß die Kunſt in der Hervorbringung deſſelben bereits eine andere Richtung genommen und nicht mehr in jener urſprünglich aufſteigenden Bewegung iſt.

Dieſes alſo zum Standpunkt angenommen, dürfen wir ſagen: Von treuer und ſtrenger Nachahmung der Natur ging, mehr oder weniger im Gegenſatz der attiſchen, die äginetiſche Kunſt aus, und zog jenes Princip heran, das nachher die eigentliche Grundlage der Größe in der attiſchen Kunſt, namentlich des Phidias, wurde. Vielleicht nicht allzulange vor ihm hatte die attiſche Sculptur die äginetiſche wahrgenommen, die ihr dieſes Princip entgegenbrachte. Phidias erhob es bis zur völligen Gleichwichtigkeit mit dem höheren oder idealen. Denn es darf wohl als allgemein verſtändlich angenommen werden, daß die Nachahmung der Natur nur ſo lang als ſolche erſcheint, als ſie nicht ſelbſt zur Natur, d. h. zum ſelbſtſtändigen Können, mithin zur Kunſt im höchſten Sinne geworden iſt, da man beide nicht mehr unterſcheidet, und das Hervorgebrachte gerade ſo viel der Natur als der Kunſt angehört, weil Kunſt Urkunſt, d. h. Natur, Natur Kunſt geworden iſt.

Wie ſchon in der zweiten Anmerkung zu der Einleitung erwähnt wurde, verſchwindet die Spur der eigentlich äginetiſchen Kunſt gerade um die Zeit, in welcher die Schöpfung des Phidias vollendet war. Es wurde als möglich angenommen, daß dieſes Ausgehen oder Erlöſchen der äginetiſchen Kunſt eine Folge des eben damals bewirkten politiſchen Umſturzes von Aegina geweſen. Wer möchte auch dieſer Veränderung allen Einfluß abſprechen? Allein den Auswanderern folgte doch ihre Kunſt

Digitized by Google

überall hin, und gerade dieſes Schickſal, das einen Theil der Einwohner über ganz Griechenland zerſtreute, konnte wie in andern Fällen das Mittel zur mächtigſten und allgemeinſten Verbreitung ihrer Eigenthümlichkeit werden. Dieſes iſt jedoch nicht geſchehen, und eben dieß beweist, daß das Aufhören noch einen andern und tieferen Grund hatte. Welchen andern aber, als daß die äginetiſche Kunſt in der höheren, die durch Phidias erſchaffen wurde, wirklich untergegangen oder vielmehr zu einem geiſtigeren Leben erhoben war? Fortan gab es weder eine attiſche Kunſt im Allgemeinen, noch eine äginetiſche, ſondern nur die Eine vollkommene, die ſich mit unwiderſtehlicher Gewalt bald über ganz Griechenland verbreitete.

Wäre es uns nun gelungen, die Bedeutung und Beſtimmung, welche die äginetiſche Sculptur in der Geſammtheit griechiſcher Kunſtbildung hatte, mit einiger Wahrſcheinlichkeit zu erkennen; erhellte aus unſern Unterſuchungen, daß die jetzt gefundenen Bildwerke eine leere Stelle, eine Kluft der bisherigen Kunſtgeſchichte zuerſt ausfüllen und ein lang gewünſchtes, aber höchſtens zu ahndendes Vermittelungsglied uns wirklich vor Augen bringen: ſo dürften wir uns aus dieſem Grunde noch insbeſondere ihres Werths und ihres Gewinns für Deutſchland erfreuen, wo man ſich von ihrem Anblick eine erwünſchte Rückwirkung vielleicht ſelbſt auf Lehre und Studium verſprechen dürfte.

Vielleicht aber iſt es erlaubt, auch das Umgekehrte zu ſagen, daß dieſe Werke nicht ohne eine Art von Schickung durch die Kunſtliebe eines deutſchen Fürſten in unſer Vaterland verpflanzt worden. Hier, wo der Begriff der wahren, nämlich nicht bloß äußerlichen, ſondern innerlichen Kunſtgeſchichte recht eigentlich zu Hauſe iſt; hier, wo über das Weſen und den wahren Weg der Kunſt ſich von ſelbſt die Grundſätze gebildet haben, deren erſte Ahndung der Anblick jener Werke des Phidias den Künſtlern Englands wie unwillkürlich abgedrungen[1]; in dieſem Lande,

[1] Man ſehe ihre Aeußerungen in dem gedruckten Report oder Bericht, den der wegen Ankaufs der Lord Elgin'ſchen Sammlung niedergeſetzte Ausſchuß an das brittiſche Unterhaus erſtattete; Aeußerungen, die wohl verdienten, in einem deutſchen Journal beſonders überſetzt zu werden.

Digitized by Google

wo man gewohnt ist, selbst des Vollendeten sich nur insofern zu freuen, als man es in seinem Werden begriffen hat: hier sind jene Werke gewiß eigentlich zu Hause und müßten, wenn man ihnen Seele und Bewußtseyn einhauchen könnte, sich selbst einheimisch fühlen.

Denn wenn der außerordentliche Eindruck jener athenienſischen Werke vielleicht eben darauf beruht, daß in ihnen die Kunst auf dem Gipfel angekommen ist, wo sie eben ihre volle Freiheit und Lebendigkeit mit entschiedener Klarheit und Bewußtseyn über sich selbst erlangt hat, ohne die Freiheit schon wieder mißbrauchen, die Klarheit durch Willkür trüben, und so die Unschuld verscherzen zu können, so müssen wir bei aller anerkennenden Bewunderung derselben gestehen, daß, gleichwie dem Forscher überall das Werdende wichtiger erscheint als das Seyende, für Verstand und Forschungsgeist solche Werke noch anziehender seyn müssen, wo die Kunst, ohne sich jenes Gipfels schon bewußt zu seyn, eben in voller Bewegung nach demselben ist; und von der Art sind, wenn je ohne eignen Anblick nach der bloßen Beschreibung ein Urtheil zu fassen möglich ist, jene äginetischen Werke.

---

§. IV.

Ueber den Widerspruch, in welchem die Köpfe mit den übrigen Theilen des Körpers in Hinsicht ihrer Sculptur zu stehen scheinen.

Aus dem bisher Gesagten erhellet, daß bei diesen äginetischen Werken das Nackende mit der größten Wahrheit und der treuesten Nachahmung der Natur bearbeitet oder dargestellt, die Köpfe, Haare und Gewänder hingegen auf eine conventionelle, den altgriechischen Werken eigenthümliche, Weise behandelt sind.

Was die Art der Gewänder und den Haarputz betrifft, so läßt sich vermuthen, daß es wirklich die Sitte der damaligen Zeit mit sich brachte, solche also zu tragen; allein was den Künstler bewogen haben möge, die Köpfe auf diese, eben beschriebene, conventionelle Weise darzustellen, wodurch sie mit den übrigen Theilen des Körpers, die von dieser conventionellen Form bis auf einige wenige Eigenthümlichkeiten vollkommen frei sind, im Widerspruche stehen, dieses ist eine andere Frage, welche nun hier zu lösen seyn möchte.

Digitized by Google

Die Meinungen hierüber ſind verſchieden; einige glauben, daß man gewiſſe beſtimmte Perſonen durch ſie habe vorſtellen wollen, und daß ſie demzufolge als Porträte zu betrachten ſeyen. Andere hingegen vermuthen, daß dieſes eine beſtimmte, feſtgeſetzte und durch die Vorurtheile der damaligen Zeit geheiligte Form geweſen ſey, welche zu verändern dem Künſtler durch gewiſſe Geſetze verboten war. Andere geriethen ſogar auf den Gedanken, daß die Menſchen zu der damaligen Zeit, oder namentlich in Aegina, wirklich ſolche Geſichter gehabt haben möchten.

Die letzte Meinung ſcheint mir zu albern, als daß es der Mühe lohnte ſolche widerlegen zu wollen; ich ſuche daher bloß die beiden erſten Meinungen zu unterſuchen und in Erwägung zu ziehen.

Daß es Bildniſſe gewiſſer beſtimmter Perſonen ſeyen, ſcheint mir deßwegen nicht wahrſcheinlich, weil einer ausſieht wie der andere, und in den Geſichtern nichts Eigenthümliches oder Charakteriſtiſches herrſcht. Geſetzt aber, daß in den Originalien durch irgend einen Zufall eine ſolche Aehnlichkeit ſich gefunden hätte, ſo müßte doch wenigſtens die Minerva, als eine Gottheit, eine von den andern Perſonen unterſchiedene Miene oder einen auf irgend eine Weiſe ausgezeichneten Ausdruck erhalten haben; allein auch dieſes iſt nicht der Fall; die Minerva iſt nicht im Geringſten von den übrigen unterſchieden, ſondern alle gleichen ſich ſammt und ſonders, wenn nicht im wörtlichſten Sinn wie ein Ei dem andern, doch ſo ſehr, wie nur Brüder und Schweſtern ſich gleichen können. Es iſt eine und dieſelbe, nur nach Alter und Geſchlecht modificirte Geſichtsform. Und wollte man ſich auch über jene Betrachtung hinwegſetzen und dieſen Umſtand mit der Unzulänglichkeit der damaligen Kunſt entſchuldigen, ſo ſcheint die Kunſt ſelbſt, mit welcher die übrigen Theile der Körper auf jenen hohen Grad von Natürlichkeit und Wahrheit gebracht ſind, dieſe Meinung Lügen zu ſtrafen; denn wie läßt ſich begreifen oder vermuthen, daß ein Künſtler, der im Ganzen ſo viel Kenntniß des menſchlichen Körpers verräth, und alle übrigen Theile des Körpers mit ſo vieler Wahrheit und Natur darzuſtellen vermochte, außer Stande war einen beſſern Kopf zu machen? Ich verwerfe daher dieſe Meinung als unzulänglich.

Die Meinung der andern hingegen, welche annehmen wollen, daß bei den alten Griechen ein gewiſſer angenommener und feſtgeſetzter Typus in Hinſicht der Geſichter geherrſcht habe, welchen zu überſchreiten den Künſtlern durch Geſetze unterſagt geweſen, ſcheint mir zwar an ſich glaublicher, nur ſtünde vorerſt zu beweiſen, daß bei den alten Griechen ein ſolches Geſetz jemals ſtatt gehabt habe; denn etwa dieſes aus bloßer Vermuthung annehmen oder behaupten zu wollen, ſcheint mir doch allzu gewagt.

Es wird allerdings ſchwer ſeyn, hiervon einen gewiſſen Grund anzugeben, und daher, was man auch immer zur Erklärung angebe, ſtets eine Hypotheſe bleiben; inzwiſchen ſey es doch mir erlaubt, auch meine Meinung hierüber zu äußern und den Kunſtfreunden zur Prüfung vorzulegen.

Ich bin nämlich der Meinung, daß der Grund dieſes Widerſpruchs, in

Digitized by Google

welchem die Gesichter mit den übrigen Theilen des Körpers in Hinsicht ihrer Bildung zu stehen scheinen, bloß in der Zeit selbst zu suchen sey, in welcher diese Statuen sind verfertigt worden; denn wie aus der Form des Gesichts, der Füße, und noch aus vielen andern Merkmalen zu erhellen scheint, wurden diese Statuen grade zu der Zeit verfertiget, als die Kunst in Griechenland anfing, sich von ihrer ursprünglichen altväterischen Form loszumachen, welche sich meiner Meinung nach noch von den Aegyptiern herschrieb.

Die damaligen Künstler machten, wie es scheint, mit dem Körper zuerst den Anfang, solchen von seiner steifen Form zu reinigen, und ihm Bewegung, Leben und Wahrheit zu ertheilen, während der Kopf oder die alte hergebrachte Form des Gesichts dieselbe blieb. Es war vielleicht für die damalige Zeit ein noch zu großes Wagstück, diese von den Voreltern angeerbte und durch Gewohnheit und Religion geheiligte Form abändern zu wollen; man würde, wie natürlich, einen solchen Versuch als einen muthwilligen, ja frevelhaften Angriff gegen die hergebrachte vaterländische Sitte und Gebräuche, ja die Religion selbst, betrachtet haben. Die Kunst war in jenen Zeiten noch zu enge mit der Religion verbunden und noch nicht selbständig genug, als daß ein Künstler es hätte wagen dürfen, solche mit der Religion so genau verbundene Formen abändern zu wollen.

Wie sehr übrigens solche altväterische und gothische Gesichter bei dem gemeinen Volk in Gnaden stehen, davon haben wir ja selbst bis auf die neueren Zeiten Beispiele genug. Dergleichen abzuändern möchte noch jetzt in manchen Fällen dem Künstler nicht erlaubt seyn.

Dieses ist, wie mir scheint, der Schlüssel zur Lösung des Räthsels, und hierin der Grund und die Ursache jenes scheinbaren künstlerischen Widerspruchs aufzusuchen; dieß waren die Fesseln, durch welche dem Künstler die Hände gebunden waren, und die ihn verhinderten jene aus den Zeiten der Heroen als geheiligt angeerbte Gesichtsform zu verändern, indeß er schon längst sich die Freiheit genommen hatte, die der Convention oder dem Vorurtheil weniger unterworfenen Theile des Körpers nach seiner Willkür und der Kunst und Natur gemäßer darzustellen.

Hierzu verpflichtete jedoch den Künstler kein förmliches Gesetz, sondern es waren die Umstände und die Volksmeinung selbst, welche ihm stillschweigend dieses Gebot auferlegten.

* * *

Zusatz des Herausgebers.

Dieser sonderbare Contrast, der zwischen den Köpfen und dem übrigen Körper dieser Figuren stattfindet, wird unstreitig noch zu manchen Vermuthungen und Hin- und Widerreden Anlaß geben. Der Herausgeber bekennt aber, daß er nach langer und wiederholter

Digitized by Google

Erwägung aller Möglichkeiten zweifele, ob irgend eine Unterſuchuug weiter oder auf eine andere Erklärung als die vom Verfaſſer gegebene führen werde, der ihm nicht nur das Wahre im Allgemeinen, ſondern auch das rechte Maß und die wahre Linie getroffen zu haben ſcheint, dieſſeits und jenſeits welcher das Irrige anfangen möchte.

Denn im Allgemeinen angeſehen, können es doch nur entweder innere oder äußere Gründe ſeyn, welche zu jener ſcheinbaren künſtleriſchen Inconſequenz führten. Innere nenne ich ſolche, die in dem Künſtler ſelbſt gelegen. Dergleichen konnten nur Unwiſſenheit und Unvermögen ſeyn, oder eine ganz freiwillig auferlegte Beſchränkung. Was hätte wohl den Künſtler zu der letzten bewegen können? Das erſte aber iſt ſchon vom Verfaſſer widerlegt, und widerlegt ſich noch insbeſondere dadurch, daß ſelbſt dieſe, übrigens ſo einförmigen Köpfe und Geſichter mit gleicher Kunſt und Liebe wie die übrigen Theile bearbeitet ſind, woraus erhellt, daß es ein ganz richtiger Schluß iſt: der Künſtler, der die andern Theile alſo wahr und der Natur gemäß darzuſtellen wußte, wäre auch ganz gewiß im Stande geweſen, beſſere, d. h. weniger conventionelle, Köpfe und Geſichter zu machen. Es bleiben alſo nur äußere Gründe. Und hier ſcheint mir eben der Verfaſſer das Rechte genau getroffen zu haben, indem er den Grund jener Beſchränkung der Kunſt in Anſehung der Köpfe und Geſichter weder in einem ſtehenden Kunſt-Typus, noch in einem religiöſen oder politiſchen Geſetz, oder in beiden zuſammen, ſondern viel einfacher in einer bloßen natürlichen Volks-Empfindung ſucht, welche ſich das Altgewohnte und Altväteriſche nicht rauben laſſen wollte, ganz gemäß jener einfältigen und treuherzigen Anhänglichkeit an das Hergebrachte, wie ſie ſich beſonders in kleinen Republiken bildet und ſelbſt in dem flüchtigeren attiſchen Volk tief genug wurzelte, ja nach den perſiſchen Kriegen noch geraume Zeit in der Bruſt einzelner Männer von altem Schrot und Korn wohnte.

Wer erinnert ſich nicht an ſo manche Züge der Art in den Comödien des Ariſtophanes; wer nicht beſonders an jenen kräftigen Wortführer für Recht und alte Sitte, der in den Wolken mit jenem herben Ernſt, in dem jeder mit ihm Vertraute das Gemüth des Dichters

Digitized by Google

ſelbſt erkennt, Stimme, Geſang, Kleidung, Gang, Stellung, Bewegung der Jünglinge in jener Zeit ſchildert, aus der die Marathonskämpfer erwuchſen, Beſchreibungen, auf die der Wortführer des Schlechten und der nun völlig aufgeklärten Zeit nichts erwiedert, als:

Altvätriſch iſt das, nach Dipolien riecht's und nach den Cikaden im Haare,

d. h. nach der Zeit, wo die älteſten Jupitersopfer eingeführt wurden, und unſere Väter noch mit goldenen Cikaden ihre Haarlocken befeſtigten, wobei merkwürdig iſt, was Thucydides I, 6 erzählt, daß noch nicht gar lange vor ſeiner Zeit dieſer Haarſchmuck völlig abgekommen ſey.

In dem Sinn altväteriſch, d. h. der Sitte und Kunſt einer alten, noch immer werthen Zeit angemeſſen, mögen demnach auch Kleidung, Haare, Mienen, Geſichtszüge, kurz alles dasjenige an unſern äginetiſchen Figuren ſeyn, was mehr oder weniger conventionell erſcheint. In der That, wenn jener Sprecher der alten Zeit bei Ariſtophanes Verderb und Untergang der alten, männlichen Tonkunſt durch Einführung künſtlicher Biegungen und weichlicher Modulationen ſo hart empfindet: ſollten wir uns in noch frühern Zeiten Bürger griechiſcher Freiſtaaten, und beſonders jene kunſtfleißigen Aegineten doriſcher Abkunft nicht noch empfindlicher in Bezug auf bildliche Darſtellungen denken? War es nicht natürlich, wenn ſie in dieſen die gewohnten und geliebten Züge der Ahnherrn und der alten Götterbilder, den Schnitt der Haare und die Form der Kleidungen ſelbſt zu einer Zeit noch forderten, wo die Kunſt bereits im Stande war Mannichfaltigkeit der Charaktere und des Ausdrucks in den Geſichtern und Köpfen, und überhaupt freiere, naturgemäßere Formen aufzuſtellen? Wollte man fragen, warum ſich dieſe Forderung auch auf die Figuren erſtreckt habe, welche perſiſche oder überhaupt barbariſche Krieger vorzuſtellen ſcheinen, ſo iſt die einfache Antwort, daß natürlicher Weiſe nichts Einzelnes aus dem Charakter des Ganzen heraustreten durfte.

Vielleicht ſchiene manchen, daß die ganze Erklärung noch etwas mehr Conſiſtenz erhalten würde, wenn man vorausſetzen dürfte, daß die hier beſchriebenen Bildwerke andere noch ältere vor ſich gehabt, an

Digitized by Google

deren Stelle sie in einer schon blühenderen Epoche der Kunst zu treten hatten. Unter dieser Voraussetzung würde die Beibehaltung der altväterischen Gesichtsform nicht weniger natürlich seyn als heutzutag etwa die Beibehaltung der Gesichtsfarbe bei einer sogenannten schwarzen Mutter Gottes, oder des herkömmlichen Schnitts der Gesichter bei bestimmten Heiligen- oder wunderthätigen Bildern, die etwa neu verfertigt werden müßten. Der Verfasser jedoch, wie ich aus einem Schreiben desselben ersehe, ist dieser Voraussetzung nicht geneigt; „denn alles, sagt er, ist mit einer solchen Naivetät, Sorgfalt, Eigenthümlichkeit und Unschuld gemacht, daß ich unmöglich glauben kann, es sey ein Werk der Nachahmung". Wollte man aber etwa diese Nachahmung weniger materiell und mehr geistig denken, so käme die Sache im Ganzen auf die erste Erklärung zurück, bei der es also wohl sein Bewenden haben wird.

---

§. V.

Ueber den mechanischen Theil oder die Bearbeitung des Marmors.

In Ansehung der mechanischen Behandlung sind die äginetischen Figuren ebenso merkwürdig als der schon erwähnten Vorzüge wegen. Sie setzen auch in diesem Betracht jeden Kenner und Kunstverständigen in Erstaunen. Alles ist mit gleichem Fleiße gearbeitet, nichts vernachlässiget, selbst diejenigen Theile nicht, welche nicht konnten gesehen werden, und welchen beizukommen oft ganz unmöglich scheint; kurz alles ist bis auf die unbedeutendste Kleinigkeit mit der größten Sorgfalt und Liebe vollendet, so daß man vielleicht eine ähnliche Vollendung selbst an den besten neuern Werken vergebens suchen würde.

Alle Figuren sind von allen Seiten, hinten wie vorn, mit gleicher Kunst, Angelegenheit und Treue vollendet, so daß man nicht mit Gewißheit bestimmen kann, welches eigentlich die Haupt- oder Vorderseite der Figur gewesen, wenn nicht die Handlung oder Stellung der Figur solches zu erkennen gibt, oder der Unterschied der Verwitterung die Vorder- und Rückseite andeutet.

Was aber die Kunstverständigen am meisten in Verwunderung setzt, ist, daß man bei keiner einzigen dieser Figuren irgend eine Stütze von Marmor findet, welche man gewöhnlich den Statuen zur Sicherung ihres Standes unter der Form eines Baumstammes oder Felsenstücks u. s. w. zuzugeben pflegt.

Digitized by Google

Diese Figuren stehen vielmehr allein auf ihren Füßen, ohne irgend eine beigegebene Stütze oder Verstärkung des Marmors. Hierzu kommt, daß der größte Theil dieser Figuren mit Schilden versehen sind, welche meist mit der Figur aus einem Stück Marmor gearbeitet sind, und gewöhnlich $2^1/_2$ französische Fuß im Durchmesser und zum höchsten einen Zoll in der Dicke haben. Diese Schilde nun, da sie ganz freistehend, ohne irgend eine Unterstützung von dem ausgestreckten Arm allein getragen wurden, mußten nicht nur das Gewicht der Figur im Allgemeinen bedeutend vermehren, sondern auch den ausgestreckten Arm in einem Grade erschweren, der unbegreiflich läßt, wie er ohne zu brechen diese zu tragen vermochte. Man könnte daher auf die Vermuthung kommen, daß diese Statuen ursprünglich durch Eisen an der Rückseite befestiget gewesen; allein so sehr ich mich auch darnach umgesehen, konnte ich doch keine Spur entdecken, welche zu dieser Meinung berechtigte.

Was noch sonderbarer scheint, ist, daß diese auf den freien Füßen stehenden und bei dem großen Uebergewichte von oben durch keine Stütze oder Beihilfe gesicherten Figuren noch überdieß ganz dünne und äußerst schmale Platten hatten, auf denen sie standen; denn die Dicke derselben beträgt höchstens einen bis zwei Zolle; dabei ist zu bemerken, daß auch noch aller überflüssige Raum so viel möglich weggeschnitten ist, vermuthlich um die Figuren desto bequemer und enger aneinander zu stellen oder zusammen gruppiren zu können.

Die Werkzeuge oder Instrumente, welche man bei Bearbeitung dieser Figuren gebrauchte, waren, wie sich aus mehrern Merkmalen und Spuren abnehmen oder schließen läßt, ganz dieselben, deren sich unsere heutigen Bildhauer bedienen, nämlich der Bohrer, das Spitzeisen, das Zahneisen, das Flacheisen und die Feile. Die letzte Vollendung oder Glätte ist ihnen mit dem Bimsteine gegeben, wie man aus den besser erhaltenen Theilen dieser Figuren schließen kann.

Der Marmor ist bei allen Statuen derselbe, nämlich der von Paros, und zwar von dem minder großkörnigen, welchen man in Rom grecchetto zu nennen pflegt.

---

§. VI.

Ueber die Epoche, in welcher muthmaßlich diese Figuren sind verfertigt worden.

Nach dem Berichte des Pausanias (II. B., 29—30. Cap.) soll diesen Tempel des Jupiter Panhellenius Aeakus erbaut haben; doch die Art, mit welcher Pausanias dieß erzählt, gibt hinlänglich zu erkennen, daß er dieses selbst nicht als geschichtliche Thatsache, sondern mehr als Volkssage betrachtet wissen will.

Digitized by Google

Mag man indeß die erste Gründung des dem panhellenischen Jupiter auf Aegina gewidmeten Tempels in diese ferne Zeit hinaufrücken: daß die eben beschriebenen Bildwerke nicht zu jener Zeit verfertiget worden, glaube ich mit zureichenden Gründen beweisen zu können.

Nach Diodor von Sicilien (4. B., 61. C.) war Aeakus Zeitgenoß von Minos und dieser von dem ältern Dädalus, dessen Zeiten, der einstimmigen Ueberlieferung zufolge, die Zeiten der Kindheit der Kunst waren, da sie den ersten Schritt zur freien und lebendigen Bewegung wagte. Vorher, wie Diodor (4. B., 76. Cap.) berichtet, sah man keine andern Bildsäulen als mit aneinander stehenden Füßen, gerad' an den Seiten herabgestreckten Armen und geschlossenen Augen; Dädalus wagte zuerst, die Figuren mit auseinander stehenden Beinen oder vorschreitend zu bilden, seinen Figuren einige Bewegung oder Handlung zu geben und ihnen die Augen zu öffnen. Mag man nun in diesen Erzählungen von Dädalus lauter Geschichte, oder Geschichte mit Fabel vermischt erblicken, so ist einleuchtend, daß unsere äginetischen Bilder dieser Zeit nicht angehören können, in welcher man nur die allerersten Anfänge der Kunst suchen kann und nur noch Holz- nicht Marmorbilder gewöhnlich waren. In den äginetischen Figuren ist nichts mehr, oder nur eine ferne, fast unmerkliche Spur von jener ursprünglichen, von Diodor geschilderten, ägyptischen Steifheit zu bemerken, alles ist voller Leben und voller Bewegung, durchaus herrscht eine vollkommene Kenntniß der Muskeln und Knochen, wie des ganzen menschlichen Körpers überhaupt, und die größte, nur durch längere Ausübung erreichbare Vollkommenheit, sogar was die materielle Bearbeitung des Marmors selbst betrifft.

Alles dieses läßt auf eine spätere Epoche der Kunst schließen. Wenn wir nun den Abstand betrachten zwischen dem Zustand, in welchem die Kunst zu Dädalus Zeiten war, und dem, worin wir sie durch die äginetischen Figuren erblicken, und in Gedanken überrechnen, wie viele Zeit zu solchen Fortschritten erforderlich seyn möchte: so könnten dreihundert Jahre eben zureichend erscheinen, von solchen Anfängen bis zu diesem Grad von Vollkommenheit zu gelangen. Demzufolge fiele die Epoche unserer äginetischen Bildwerke, wenn wir das Zeitalter des Dädalus gegen hundert Jahr vor dem Trojanischen Kriege annehmen, in das dritte Jahrhundert nach dem Trojanischen Kriege. Dieses also ist meiner Meinung nach das höchste Alterthum, welches man denselben zuschreiben könnte.

Daß diese Statuen nach dem Trojanischen Kriege, und nicht vor demselben verfertiget worden, läßt sich noch aus manchen andern Gründen darthun, z. B. aus den Werkzeugen, welche man bei Bearbeitung dieser Figuren angewendet.

Pausanias sagt uns (I. B., 26. Cap.), Kallimachus mit dem Beinamen Kakizotechnos sey der erste gewesen, welcher erfunden, den Marmor zu bohren. Nun finden sich häufige Spuren von der Anwendung des Bohrers bei den äginetischen Bildwerken; jener Kallimachus aber lebte, wie bekannt, eine gute Zeit nach dem Trojanischen Kriege. — Ferner soll nach Pausanias (5. B., 10. Cap.) Byzes, ein Bildner aus Naxos, zuerst die Kunst erfunden haben, den Marmor zu sägen und zu Dachziegeln zu gebrauchen. Dieser Byzes lebte zu der Zeit,

Digitized by Google

da Alyattes in Lydien und Astyages, des Cyaxares Sohn, in Medien regierte. Diesem zufolge muß unser Tempel des Jupiter Panhellenius nach dieser Zeit erbaut worden seyn, weil er mit gesägten Marmorplatten gedeckt war, wie aus den Bruchstücken erhellt, die zu dieser Sammlung gehören.

Ein anderer Beweis ließe sich von den Waffen hernehmen, mit welchen unsere Helden versehen sind. Winkelmann, Monumenti inediti No. 17 und 109 (p. 18 und 144) sucht, besonders aus dem Stillschweigen Homers, zu erweisen, daß man zu Zeiten des Trojanischen Kriegs die Schilde noch nicht vermittelst einer Handhabe, wie dieß an unsern Figuren zu sehen, am linken Arme getragen, sondern vermittelst eines Riemens am Halse befestigt habe. Die Karier sollen dem Herodot zufolge (I. B., 171. Cap.) zuerst erfunden haben, die Schilde mit Spangen oder Handhaben zu versehen; vorher wurden sie, wie er sagt, am Halse befestiget und auf der linken Schulter getragen, beim Gebrauche aber bediente man sich derselben vermittelst lederner Riemen. Es fragt sich allerdings, ob diese Erfindung der Karier vor oder nach dem Trojanischen Kriege stattgefunden. Winkelmann sucht aus mehreren Gründen das Letzte zu erweisen.

Wenn ich nun bisher darzuthun gesucht habe, daß man diese Statuen nicht in die Zeiten des Aeakus noch über den Trojanischen Krieg hinaufrücken dürfe, so hat man sich meines Erachtens von der andern Seite doch auch zu hüten, die Entstehungszeit dieser äginetischen Helden in jene spätern blühenden Zeiten zu versetzen, oder der höchsten Kunstepoche, d. h. den Zeiten des Perikles, zu sehr annähern zu wollen.

Jene unleugbaren Spuren oder Ueberbleibsel des ägyptischen Styls, welche unsere Figuren zum Theil an sich tragen, und die dem altgriechischen Styl eigen sind: jener urväterische Schnitt von Gesichtern, die sonderbare Art die Haare zu kräuseln, jener conventionelle Schlag von Falten, und letztlich die Art und Weise selbst, wie alle Theile behandelt und ausgeführt sind, legen das unwidersprechlichste Zeugniß ab eines hohen Alterthums, und berechtigen uns, diese Kunstwerke unter die früheſten zu zählen, die uns aus den Zeiten jenes von Pausanias und Plinius so oft erwähnten altgriechischen Styls zugekommen.

* * *

Zusatz des Herausgebers.

Waren wir bei einem früheren Paragraphen in dem Fall, die Richtigkeit in dem künstlerischen Urtheil des Verfassers unbedingt anzuerkennen, so müssen wir hier dagegen gestehen, daß er sich in einigen Nebensachen mit der Chronologie verwickelt habe. Drei hundert Jahre nach dem trojanischen Krieg sind mehr als 800 Jahre vor unserer Zeitrechnung. Alyattes in Lydien, zu dessen Zeiten nach der aus Pausanias

Digitized by Google

angeführten Nachricht die Kunſt, den Marmor zu ſägen, erfunden worden ſeyn ſoll, regierte ungefähr von 620 bis 560, alſo im Mittel genommen an die 600 Jahre nach dem trojaniſchen Krieg. Mit dieſer Zeit ſtimmt auch ziemlich diejenige überein, in welcher nach der Angabe des Plinius, B. 36, C. 4, Dipönus und Scyllis ſich zuerſt durch Bearbeitung des Marmors hervorthaten. Mir ſcheint der Ausdruck des Plinius (Marmore scalpendo primi omnium inclaruerunt) nicht zweideutig; frühere unvollkommene Verſuche nicht ausgeſchloſſen, waren dieſe beiden Künſtler die erſten namhaften Bildner in Marmor, und die dieſes Stoffes Meiſter geworden. Dieſes iſt klar, ſo wie es gewiß iſt, daß die äginetiſchen Bilder, die ſich durch die meiſterliche Bearbeitung des Marmors ſo ſehr auszeichnen, nicht über das Zeitalter von Dipönus und Scyllis hinausreichen können. Der Verfaſſer kann freilich anführen, daß dieſe beiden Künſtler nach Pauſanias, B. 2, Cap. 15, nicht bloß geiſtige, ſondern leibliche Söhne des Dädalus geweſen. Davon weicht aber die Beſtimmung des Plinius ſehr ab, der ſagt, daß ſie zur Zeit des Mediſchen Reichs, ehe Cyrus auf den perſiſchen Thron gelangte, alſo gegen die 50ſte Olympiade (580 v. u. Z.) auf der Inſel Creta geboren worden. Mit dieſer Angabe ſtimmt auch, wie Herr Quatremère-de-Quincy p. 179 bemerkt, die Epoche der ihnen von Pauſanias zugeſchriebenen Schüler, des oben erwähnten Tektäus und Angelion, vollkommen überein, und die Angabe des Pauſanias bleibt, wie man ſich auch wendet, ein ziemlicher Anachronismus. Nichts war dem ſcharfſinnigen Verfaſſer leichter, als dieſe Widerſprüche ſelbſt zu entdecken; weniger leicht war, ſie aus dem Text hinwegzuſchaffen, auch wenn man ſich übrigens etwas der Art erlauben wollte; denn ſeine Meinung von dem hohen Alter dieſer äginetiſchen Werke mußte doch ſtehen bleiben, weil ſolche einzelne Nachrichten des Pauſanias oder Plinius, wie die von der erſten Erfindung den Marmor zu ſägen, oder von der erſten Anwendung des Bohrers, oder von den erſten Bildnern in Marmor überhaupt, weder von der Bedeutung noch von dem Grad der Gewißheit ſind, um ihretwegen eine ſonſt wohlbegründete Meinung aufzugeben, und eben darum auch zu vermuthen iſt, daß der Verfaſſer zu jener

Digitized by Google

Meinung von der Möglichkeit eines so hohen Alters der äginetischen Kunstwerke nicht solche einzelne historische Umstände, sondern der unwiderstehliche Eindruck des Hochalterthümlichen der Werke selbst bestimmt habe. Ueber diesen aber und seine Beweiskraft zu urtheilen, wird sich wohl niemand herausnehmen, der diesen Eindruck nicht selbst erfahren, welchen auch die geistreichste und lebendigste Darstellung, wie der Verfasser selbst öfters einschärft, nicht zu ersetzen vermag. Sodann hängt auch hier Urtheil und Beifall gar sehr von der allgemeinen Ansicht ab, die man sich über das Alterthum gebildet hat. Bis jetzt traten in der Alterthumskunde zwei entgegengesetzte Neigungen hervor, einmal die Zeiten der Rohheit in der Kunst, Religion und Wissenschaft so weit wie möglich herab-, dann die Zeiten der Bildung so weit wie möglich hinauf zu rücken; offenbar jedoch ist in der ersten Beziehung mehr als in der andern gesündiget worden, und wenn die meisten vielleicht unbegreiflich finden, wie auch nur für möglich gehalten werden könne, daß Werke wie unsere äginetischen kaum ein bis anderthalb Jahrhundert nach dem Homer entstanden seyen, so fragen wir sie dagegen, wie sie denn nach dem Zeitalter der Homerischen Gedichte, wie es gewöhnlich angenommen wird, jenen vollen Gebrauch und große Uebung erklären wollen, in der wir die bildende Kunst überall in den Werken des Homers finden, der seine Erzählungen von dem Schild des Achilles, von den Statuen im Pallast des Alcinous u. a., schreibt er diese Werke gleich einem Gott zu, doch nicht völlig aus der Luft greifen konnte. Ehe also in Ansehung der allgemeineren Frage über den Stand der griechischen Bildung in den ersten Jahrhunderten nach dem trojanischen Krieg eine größere Einstimmigkeit als bisher gewonnen ist, wird es kaum erlaubt seyn, über die vom Verfasser geäußerte Meinung entschieden abzusprechen.

Doch — wir wollen aufrichtig gestehen, daß, wenn der Verfasser, streng genommen, nur behauptet, es könne diesen Bildwerken keine höhere Entstehungszeit als im dritten Jahrhundert nach dem trojanischen Krieg angewiesen werden, wir die dadurch gelassene Freiheit gern ergreifen, ohne doch von der andern Seite weniger als der Verfasser überzeugt zu seyn, daß

Digitized by Google

dieſe Bildwerke eine gute Zeit vor den perſiſchen Kriegen und eine noch längere vor der ſchönſten Epoche der attiſchen Kunſt, dem Zeitalter des Perikles, entſtanden ſeyn müſſen.

Es wäre zwar möglich, den Gründen des Verfaſſers, mit denen er den Gedanken an eine ſo ſpäte Entſtehungsart beſtreitet, den Einwurf entgegen zu ſetzen, daß bald nach den perſiſchen Kriegen zwar die attiſche Kunſt zu einer hohen Stufe von Vollkommenheit gelangt ſey, die äginetiſche aber gar wohl bei jenem alten Styl habe bleiben können, den ſie vielleicht niemals verlaſſen habe.

Wir halten uns aufgefordert, dieſem Einwurf gründlich, ſoweit es geſchehen kann, zu begegnen, und ſuchen darum wo möglich den Zuſtand zu erforſchen, in welchem ſich die äginetiſche Kunſt gegen und um die Zeit von Phidias befand, wodurch wir zugleich den Vortheil gewinnen, unſere bisherigen Unterſuchungen über die Geſchichte der äginetiſchen Kunſt zu einem Ganzen abzuſchließen.

Gegen die Zeit alſo, da mit Phidias der hohe Styl entſtand, lebten folgende äginetiſche Künſtler.

1. Anaxagoras, von deſſen Hand der Jupiter war, der auf gemeinſchaftliche Koſten aller Griechen, die bei Platäa (479) ſiegreich geſtritten hatten, in Olympia aufgeſtellt wurde, Paſ. V, 23. Der Umſtand, daß ein äginetiſcher Künſtler dieſes von den Lacedämoniern, den Athenienſern, den Corinthiern und allen den berühmteſten Völkern Griechenlands geſtiftete Werk verfertigte, möchte allerdings ein Beweis ſeyn, daß zur Zeit der perſiſchen Kriege die Kunſt von Aegina einen vorzüglichen Ruhm in Griechenland behauptete.

2. Simon von Aegina, von dem zu Olympia die Weihgeſchenke eines gewiſſen Phormis waren, der unter Gelon und deſſen Bruder Hieron (alſo ungefähr von 480 bis 470) in Syrakus glückliche Thaten vollbracht hatte.

3. Glaucias; von ihm waren zu Olympia Wagen und Statue eines Gelon, den Pauſanias für eine bloße Privatperſon hält, und der in der 73. Ol. geſiegt hatte.

4. Einen vierten müſſen wir hier nennen, über deſſen Lebens-

Digitized by Google

und Kunst Epoche großer Zweifel obwaltet, den früher schon erwähnten Kallon von Aegina. Nach der ersten Angabe des Pausanias (B. II, C. 32) Schüler von Tektäus und Angelion, der noch Holzbilder (ξόανα) verfertiget, rückt er durch eine zweite Nachricht desselben (B. VII, C. 18) in das Zeitalter des Kanachus von Sicyon herab, den Plinius 34, 8 in die 95. Ol. setzt. Wer möchte nun freilich auf diese Bestimmung Werth setzen? Denn noch immer mehr als auf Plinius wäre sich auf das Urtheil des Cicero zu verlassen, der im Brutus oder dem Buch de clar. oratt. c. 18 sagt: „Quis enim — — non intelligit, Canachi signa rigidiora esse, quam imitentur veritatem? Calamidis dura illa quidem, sed tamen molliora, quam Canachi; nondum Myronis satis ad veritatem adducta, jam tamen, quae non dubites, pulcra dicere", aus welcher Stelle, besonders wenn man den Zusammenhang mit dem Vorhergehenden dazu nimmt, wenigstens so viel einleuchtet, daß nach Ciceros Meinung Kanachus der Kunst und Zeit nach sich zu Kalamis ungefähr ebenso verhält, wie dieser zu Myron. Kalamis aber gehört unzweifelhaft in das Zeitalter von Phidias. Diese Stelle des Cicero scheint Quintilian bloß nachgeahmt zu haben in der schon obwohl bruchstücklich angeführten Aeußerung, wo nur statt des Kanachus, Kallon und Hegesias gesetzt sind: „Nam duriora et Tuscanicis proxima Callon atque Hegesias, jam minus rigida Calamis, molliora adhuc supra dictis Myron fecit"; aus welcher Stelle einestheils zwar erhellt, daß nach Quintilians Meinung auch Kallon früher als Kalamis ist, und also nicht in die 95., ja nicht einmal in die 87. Ol. gehören kann, in welche Plinius ihn setzt. Von der andern Seite aber ist doch auch klar, daß Quintilian, der den Kallon mit dem Kanachus in der Stelle des Cicero vertauscht, diese beide nicht nur für kunstverwandt, sondern auch gleichzeitig annimmt. — Also von Kanachus Seite scheint einmal Kallon nicht hinwegzubringen. Es fragt sich also, in welche Zeit jener gehören möge. Einer oder der andere möchte versucht seyn, schon aus dem Urtheil des Cicero von Kanachus, noch mehr dem des Quintilian von Kallon, besonders aus dem „Tuscanicis proxima" zu schließen, daß beide wohl in eine frühe Zeit

Digitized by Google

gehören müſſen; denn ſo etwas laſſe ſich nach allen Gründen der Analogie nicht von Werken urtheilen, die nah' dem Zeitalter des Phidias ſtehen, oder gar in dieſes ſelbſt gehören. Aber, wiſſen wir denn, was dieſen Römern, welche die Anmuth, den Liebreiz und die Weichheit der ſpäteren Kunſt zum Maßſtab nahmen, alles ſtarr (rigidum) und hart oder dem hetruriſchen ſich nähernd erſcheinen konnte? Hätte ihnen nicht ſelbſt Phidias in ſeiner reinen Großheit herb dünken können? Wenigſtens fällt auf, daß Cicero von ihm in jener Stelle ſchweigt, in deren Zuſammenhang er ſich freilich nicht wohl einfügen ließ, und mit Polyklet endigt, deſſen Werke nun ganz vollkommen ſeyen (jam plane perfecta, ut mihi quidem videtur). Quintilian aber, der vom Polyklet zu ſagen wagt: nihil ausus praeter leves genas, urtheilt wenigſtens: Phidias ſey ein beſſerer Künſtler für Götter als für Menſchen geweſen (unſtreitig, weil es verſtattet ſchien, bei göttlichen Naturen rein groß zu ſeyn und das Gefällige zu verſchmähen). Wenn nun unter dieſen Umſtänden ein ſolcher Beweis aus der Analogie nicht viel beweiſen würde, ſo ſehen wir uns um ſo mehr auf das rein Geſchichtliche zurückgetrieben. Hier iſt nun vor allem zu bemerken, daß Pauſanias in der erſten Stelle nach eigner Wiſſenſchaft oder Meinung ſpricht, in der zweiten aber nur erzählt, was die Einwohner von Paträ rathen oder muthmaßen (τεκμαίρονται), nämlich ſie vermuthen, die Künſtler, welche das ihnen von Auguſtus geſchenkte Bild der Diana Laphria verfertiget haben, mögen nicht viel jünger ſeyn als Kanachus von Sicyon und Kallon von Aegina. Aus dem Zuſammenhang ſieht man, daß die guten Patrenſer des beſten Willens waren, ihrem Bild ein ſo hohes Alterthum als möglich zuzuſchreiben; auch Pauſanias nennt es ein ἀρχαῖον. Geſetzt nun, wir nähmen die erſte Nachricht des Pauſanias an, d. h. wir ſetzten den Kallon als Schüler in der zweiten Generation von Dipönus und Scyllis, wir nähmen aber zugleich das Zeitalter von dieſen, nach der obigen Stelle des Plinius, 580 v. u. Z. an, ſo würde Kallon und mit ihm Kanachus ungefähr in das Jahr 516 fallen. Nun gibt es ein Epigramm der Anthologie (Brunck. Anal. T. II, p. 15. No. 35), wonach Kanachus, Ariſtokles und Ageladas zuſammen drei Muſen

Digitized by Google

verfertiget, die dieſes Epigramm beſingt. Dieſer Ageladas aber hat außerdem nach Olympia den Wagen eines gewiſſen Kleoſthenes verfertiget, welcher (Pauſ. VI, 10) von allen, die im Wagenrennen den Preis davongetragen, zuerſt ſeine Statue zu Olympia hatte ſetzen laſſen, deſſen Zeit alſo auch durch dieſen Umſtand beglaubigter wird. Dieſer nun ſiegte in der 66. Ol., der Unterſchied zwiſchen dieſer und der 50., in welcher nach Plinius Dipönus und Scyllis lebten, beträgt gerade viermal ſechzehn Jahre, d. h. zwei Generationen; oder das Jahr 516 v. u. Z. fällt in das erſte Jahr der 66. Olympiade. Nach ſolcher Probe beſteht alſo gar wohl die Meinung der Patrenſer von ihrem Bild mit der erſten Angabe des Pauſanias; womit ſie allein nicht beſteht, iſt das hohe Alter von Dipönus und Scyllis, was wir aber ohnedieß ſchon aufgegeben haben. Und nun wird uns auch wohl verſtattet ſeyn zu behaupten, daß Kallon ſpäteſtens in der 66. Ol. gelebt habe, alſo noch immer eine gute Zeit vor der Epoche des Phidias. Hierbei iſt nicht zu verbergen, daß noch eine dritte Stelle des Pauſanias vorhanden iſt, die des Künſtlers Zeitalter wieder zweifelhaft macht, nämlich B. III, C. 18. Allein dieſe Stelle iſt nach der einſtimmigen Meinung aller Kritiker verdorben, und vielleicht, daß die Heilung derſelben beſſer gelänge, wenn man ſich wegen der Zeit des Kallon nicht an Plinius hielte. Denn daß dieſer einen Kallon, ohne Angabe des Vaterlandes, doch wahrſcheinlich den Aegineten, in die 87. Ol. ſetzt — in der bekannten Stelle 34, 8, wo er ſo viele Künſtler Namen mit ſo wenig Kritik und ſo wenig genauer Unterſcheidung der Zeiten zuſammenhäuft — iſt von ſeiner compilatoriſchen Flüchtigkeit nicht unerwarteter, als daß er den Skopas eben dahin verſetzt, von dem er ſpäterhin ſelbſt erzählt, er habe in der 106ten noch am Grabmal des Mauſolus mitgearbeitet; in beiden Fällen beträgt der Unterſchied ungefähr gleichviel; einmal 19, das anderemal 21 Olympiaden. Ich halte mich daher vollkommen berechtigt, anzunehmen, daß Kallon den Künſtlern, von welchen unſere Statuen herrühren (ſoweit man dieß bei der ungleichen Lebensdauer der einzelnen beſtimmen kann), 12 bis 18 Olympiaden näher geſtanden habe, als Phidias oder der, den wir gleich nennen werden.

Digitized by Google

5. Onatas von Aegina. Wenn gegründet ist, was Pausanias V, 25 erzählt, daß Onatas die in Olympia befindlichen Weihgeschenke des Tyrannen Hieron — erst nach dessen Tode auf Geheiß seines Sohnes Dinomenes — verfertigt habe (und zweifeln läßt sich daran nicht, da Pausanias die eben dieses besagenden Inschriften beibringt), so hat Onatas Ol. 78, 2 (467 v. u. Z.), dem Ende der Regierungszeit des Hieron, eben in vollem Ruhm geblüht. Ja, noch sicherer als durch die Angabe des Athenäus bei Pausanias, VIII, 42), der ihn als Zeitgenossen von Hegias und Ageladas angibt, wird er durch seinen Antheil an der Ausschmückung des Tempels der Minerva Area zu Platäa (Paus. IX, 4) zum Kunst- und Zeitgenossen von Phidias. Ueber diesen Onatas nun drückt sich Pausanias V, 25 so aus: „Diesen Onatas aber, der ein Aeginet ist, werden wir keinem derjenigen nachsetzen, die sowohl vom Dädalus als von der attischen Werkstatt herkommen".

Ich mache bei dieser merkwürdigen Stelle zuerst aufmerksam auf den Zusatz: der ein Aeginet ist (im Griechischen: *ὄντα Αἰγινήτην*, welches auch mehr sagt, als wenn bloß stünde *Αἰγινήτην*). Offenbar will Pausanias damit ausdrücken, daß er, der zur äginetischen Schule gehört, um nichts geringer zu halten sey als irgend einer von der attischen.

Verstünde man freilich die Worte vom bloßen Wohn- oder Geburtsort, so ließe sich auch wohl das Gegentheil herausbringen, nämlich daß Pausanias den Onatas vielmehr selbst zu der Klasse der attischen Künstler zähle. Vom bloßen Wohnort sind sie nicht gemeint, obwohl in der einen Inschrift nur steht, er wohne in Aegina; die andere sagt deutlich: er sey daselbst geboren. Also vom Wohn- und Geburtsort zusammen!

Bedenkt man aber, daß Pausanias auch sonst, um einen Künstler der äginetischen Schule anzudeuten, sich keines andern Ausdrucks bedient, z. B. von Kallon (7, 18), von dem aus andern Gründen gewiß ist, daß er auch der Schule nach ein Aeginet war; ferner, daß bei der gewöhnlichen Kürze des Pausanias jener Zusatz am Ende eines Abschnitts

Digitized by Google

ſehr überflüſſig war, in welchem durch zwei Inſchriften des Künſtlers Vaterland bezeugt wurde, während derſelbe ganz zweckmäßig iſt, ſobald das Wort Aeginet einen Künſtler dieſer Schule bedeutet, alſo den Gegenſatz zu den vom Dädalus und der attiſchen Schule herkommenden Künſtlern bildet: ſo wird man wohl die erſte Erklärung vorziehen müſſen.

Alſo, Onatas wird noch als Künſtler der äginetiſchen Schule genannt, oder es wird anerkannt, daß er noch von der äginetiſchen Werkſtatt herkomme, zugleich aber, daß er keinem der attiſchen nachſtehe (*οὐδενὸς ὕστερον ἡήσομεν*). Hieraus folgt meines Bedünkens unwiderſprechlich, daß die äginetiſche Kunſt um dieſelbe Zeit mit der attiſchen und gemeinſchaftlich mit dieſer eine gleiche Höhe und Vollendung erreichte. Denn ganz willkürlich erſcheint es, wenn Herr Quatremère-de-Quincy S. 176 vermuthet, dieſe Vergleichung beziehe ſich bloß auf die alte attiſche Schule; und unglaublich erſcheint es zugleich, theils der Zeit wegen (denn nicht ſehr genau iſt's, wenn derſelbe Gelehrte den Onatas in die 70. Ol. ſetzt), theils der Worte wegen, da ſich Pauſanias in jenem Fall den Zuſatz: von der attiſchen Werkſtatt, erſparen konnte, da das: vom Dädalus, ſchon ebenſo viel ausdrückte, und noch weniger nöthig hatte beides ſo zu verbinden, wie es verbunden iſt, *ἀπὸ Δαιδάλου, τε καὶ ἐργαστηρίου τοῦ Ἀττικοῦ*, welches hier offenbar ſo viel heißt: nicht nur vom Dädalus, ſondern von der attiſchen Schule überhaupt.

Alſo ſoll es wohl für unbedingt gelten, dieſes Urtheil des Pauſanias? vielleicht gar ſo unbedingt, daß auch Phidias mit inbegriffen wäre? Allerdings, und ich hoffe durch ein anderes Wort deſſelben Schriftſtellers zu beweiſen, daß er namentlich den Phidias dabei nicht ausgenommen. Auch in Bildung koloſſaler Figuren hat Onatas mit Phidias gewetteifert; einer derſelben gedenkt Pauſanias B. 8, Cap. 42, eines Apollo in Erz zu Pergamus, und urtheilt von demſelben: er ſey ein Wunder ſelbſt unter den Werken, die es am meiſten ſeyen, (*θαῦμα ἐν τοῖς μάλιστα*) ſowohl in Anſehung der Größe, als in Anſehung der Kunſt. Dieſe Ausdrücke ſind zu beſtimmt, um ſie auf

Digitized by Google

andere Werke als auf die Koloſſen des Phidias zu beziehen; denn dieſe waren doch wohl die, welche am meiſten, d. h. vor allen, Wunder der Größe und der Kunſt heißen mußten. Dieſe Beziehung wird noch dadurch augenſcheinlicher, daß Pauſanias auch jenes erſte, den Onatas uneingeſchränkt den Attikern gleichſetzende Wort bei Gelegenheit eines von demſelben verfertigten Koloſſen, des Herkules zu Olympia, ausſpricht.

Hierdurch glaube ich die Einrede völlig widerlegt, daß die äginetiſche Kunſt auch wohl in jener ſpätern Zeit noch an dem Styl habe feſthangen können, der unſere Figuren bezeichnet; denn gewiß hätte Pauſanias den Onatas nicht auf ſolche Weiſe und ſo unbedingt den attiſchen Künſtlern gleichgeſtellt, hätte Styl und Kunſt der äginetiſchen Schule damals noch dem unſerer Statuen geglichen.

Weit entfernt alſo, daß dieſe einen Maßſtab der Höhe abgeben könnten, welche die Kunſt von Aegina nach dem perſiſchen und noch vor dem Anfang des peloponneſiſchen Krieges erlangt hatte, ſcheint derſelben vielmehr noch kurz vor ihrem Uebergehen in die allgemeine griechiſche Kunſt die Belohnung zu Theil geworden, die ſo ernſtes Streben verdiente, aus ſich ſelbſt einen Künſtler erzeugt zu haben, deſſen Werke ſich neben das Höchſte der Kunſt ſtellen durften, der, Bildner und Maler zugleich, ſelbſt ſeines Zeitgenoſſen Phidias nicht unwürdig war, und von dem die Bewunderung ſeiner Zeit erzählte, daß er eines ſeiner Werke, die Ceres in Phigalia, größtentheils durch eine Art von göttlicher Eingebung nach Traumgeſichten vollendet habe.

Dieſe Ceres war ſchon einige Menſchenalter aus Phigalia verſchwunden, oder daſelbſt zu Grunde gegangen, als, wohl 600 Jahr nach dem Tode des Künſtlers, und nach allem, was über den alten Glauben ergangen war, Pauſanias ſeine Reiſe dorthin richtete, um ſeine Andacht bei ihr zu halten und ihr die gebräuchlichen, uraltem Herkommen gemäß unblutigen Opfer zu weihen. Von dieſer gewiß galt alſo, was Quintilian, ſinnig, obwohl ſehr mäßig ausgedrückt, von dem olympiſchen Jupiter geurtheilt, cujus pulcritudo adjecisse aliquid etiam receptae religioni videtur.

Digitized by Google

Daß die äginetiſche als eine eigenthümliche Schule nur bis zu einer gewiſſen Zeit fortgedauert, liegt in der Natur der Sache, aber es läßt ſich auch hiſtoriſch mit folgenden Gründen darthun.

1) Die äginetiſchen Werke, wie aus der gleich anfangs erwähnten Stelle des Pauſanias B. 7, C. 5 erhellt, werden nur zugleich mit den älteſten attiſchen genannt.

2) Der äginetiſche τρόπος τῆς ἐργασίας wird von Pauſanias nur bei Werken von entſchieden hohem Alterthum erwähnt, nämlich B. 8, C. 53 bei einem Holzbild, und zwar von Ebenholz; B. 10, C. 36 bei einem Bild von ſchwarzem Stein, eine Artemis Dictynna vorſtellend. Daß er in unſern Figuren noch erkennbar iſt, wird man nicht widerſprechen; aber eben darum gehören dieſe auch einer früheren Zeit an.

3) Herr Quatremère-de-Quincy iſt zwar der Meinung, es laſſe ſich nicht leicht beſtimmen, ob die von den alten Schriftſtellern angeführten äginetiſchen Künſtler und Bildwerke älter oder jünger ſeyen als das Ereigniß, welches die politiſche Macht von Aegina umſtürzte. Wir ſind der entgegengeſetzten Meinung; nämlich wir haben uns überzeugt, daß unter allen von Pauſanias namhaft gemachten äginetiſchen Künſtlern Kallon, deſſen Lebenszeit wir zwiſchen die 60. und 70. Ol. geſetzt haben, der älteſte (nach Smilis) iſt, und alle anderen von ihm genannten zwiſchen die 70. und 80. fallen. Wir zweifeln, ob ein einziger genannt ſey, der jünger iſt als jenes Ereigniß. Sollten wir alſo doch vermuthen, daß mit dem Untergang der Freiheit und der alten, ſelbſt nach der Heimkehr der Einwohner, am Ende des peloponneſiſchen Kriegs, nie wiederhergeſtellten Herrlichkeit auch der eigentlich ſchöpferiſche Geiſt von Aegina gewichen oder daſelbſt erloſchen ſey? — Müſſen wir dieſes auch dahingeſtellt ſeyn laſſen, ſo glauben wir dagegen aus dem angeführten Umſtand mit Sicherheit den Schluß ziehen zu können, daß eben erſt mit Kallon, noch entſchiedener aber nach der 70. Ol. die Einwirkung der äginetiſchen auf die allgemein griechiſche oder doch die attiſche Kunſt begonnen habe. Die frühern Meiſter wurden, wie die Künſtler unſerer Figuren, nur noch an dem ihren Werken ertheilten Gepräg' erkannt:

Digitized by Google

ihre Namen hatten ſich verloren; der einzige, der aus der Vorzeit genannt wird, iſt der Vater und Stifter dieſer Kunſt, Smilis.[1]

4) Mögen auch ſpäter noch aus Aegina gebürtige Künſtler ſich hervorgethan haben (wer möchte daran zweifeln?), die äginetiſche Schule konnte als eine ſolche nicht fortdauern, nachdem ein mächtiger Genius einmal ihre Schranken durchbrochen hatte. Onatas iſt der letzte, der im Gegenſatz von den attiſchen Künſtlern genannt wird, er zugleich derjenige, deſſen Werken ein Lob ertheilt wird, das ſie den attiſchen der höchſten Zeit unbedingt gleichſtellt. In ihm war alſo die Grenze; er war noch Aeginet, aber in ſeiner Art, was Phidias in der ſeinen. Ich glaube alſo Grund genug zu der Behauptung zu haben, daß er der Gipfel der äginetiſchen Schule iſt und dieſe in kunſtgeſchichtlicher Hinſicht ſchließt.

Daß dieſe Steigerung der äginetiſchen Kunſt, von der wir im Onatas nur die letzte Erſcheinung ſehen, noch wahrſcheinlicher und begreiflicher macht, was wir in der letzten Anmerkung zum dritten Abſchnitt von der Verſchmelzung der altattiſchen und der äginetiſchen in dem ſpätern und vollkommenen attiſchen Styl behaupteten, braucht nicht beſonders bemerkt zu werden.

Wir erinnern nur, daß wir keine einſeitige Wirkung der einen auf die andere, ſondern ein gegenſeitiges Erkennen beider annehmen; die äginetiſche Kunſt mochte durch Anziehung des Idealen in der attiſchen ebenſo ſich gehoben haben, wie dieſe durch Anziehung des Natürlichen in der äginetiſchen ſich vervollkommnete, und ſo konnten, ja mußten beide, obwohl von entgegengeſetzten Seiten her, ſich in einem Gipfel begegnen.

[1] So wie ſich nun alles durch die fortgeſetzte Unterſuchung geſtellt hat, würde man nicht entgegen ſeyn können, wenn eben jene erſte Nachricht von Kallon, als Schüler des Tektäus und Angelion, als erſte Spur des Zuſammenhangs und des gegenſeitigen Einfluſſes zwiſchen attiſcher und äginetiſcher Kunſt gedeutet würde. Ob darum wirklich Kallon von den beiden Dädaliden unterrichtet worden, iſt eine andere Frage, nur ſo viel iſt klar: von dieſer Zeit fängt die attiſche Kunſt erſt an von der äginetiſchen Kenntniß zu nehmen.

Digitized by Google

§. VII.

Wie und wo dieſe Figuren urſprünglich aufgeſtellt geweſen.

Daß dieſe Figuren einſt dem Tempel des panhelleniſchen Jupiters auf der Inſel Aegina angehörten, iſt bekannt, und zum öfteſten erwähnt worden; es kann alſo hier bloß davon die Rede ſeyn, wie und auf welche Weiſe ſie an dieſem Tempel aufgeſtellt waren.

Die Zahl der noch vorhandenen Figuren beläuft ſich auf ſiebzehn. Daß ihrer urſprünglich viel mehrere geweſen, läßt ſich aus den noch vorhandenen Bruchſtücken ſchließen, nach denſelben iſt früher ſchon ihre Zahl auf dreißig geſchätzt worden.

Zwei der noch vorhandenen Figuren, nämlich die beiden kleinen, bekleideten, ganz gerade ſtehenden, weiblichen Figuren B. C. ſtanden oberhalb des Giebels zu beiden Seiten der Blume, welche die oberſte Spitze deſſelben verzierte, und hatten als bloßer Theil der architektoniſchen Verzierung mit der Vorſtellung der übrigen Figuren keine Verbindung.

Daß dieſer kleinen weiblichen Figuren urſprünglich viere geweſen, nämlich auf jeder Spitze der beiden Giebel zwei, dieſes habe ich ſchon oben bei Beſchreibung derſelben erwähnt.

Die fünfzehn übrigen Figuren ſtanden in den beiden Giebeln des Tempels vertheilt, d. h. in den Füllungen oder Vertiefungen, welche das ſtumpfe Dreieck derſelben bildet, und denen man zu dieſem Zweck eine größere Tiefe als gewöhnlich gegeben hatte.

Dieſe nun noch vorhandenen Figuren waren auf folgende Weiſe zuſammengeſtellt. Neun derſelben in dem vordern Giebel und ſechs in dem hintern. Die Figuren, die in dem vordern Giebel enthalten waren, ſind die in meiner Beſchreibung mit den Buchſtaben A. H. I. K. L. N. O. P. R. bezeichneten Figuren. Von denen, die zu dem hintern Giebel gehörten, und welche in ihren Verhältniſſen, wie mir ſcheint, etwas größer gehalten waren, ſind bloß noch ſechs übrig, nämlich D. E. F. G. M. Q.

In der Mitte des Frontons, da wo ſolcher, oder die innere Füllung desſelben, am höchſten iſt, ſtand die Minerva, als die größte von allen in faſt ganz gerader Stellung, und ſcheint wenig Theil an dem Gefechte genommen zu haben, in deſſen Mitte ſie ſtand, und das ſie, ſo zu ſagen, in zwei Theile theilte. — Zu ihrer Rechten und Linken ſtanden gegeneinander kämpfende Krieger, mit Schilden und Helmen verſehen. — Mehr nach außen zu, wo der Giebel ſich abwärts neigt, und folglich die Füllung niedriger zu werden anfängt, hatten die knieenden Bogenſchützen ihren Platz, ganz ſymmetriſch und beinahe in gleicher Stellung einander gegenüber. — In den äußerſten Enden der Füllung des Giebels, da wo ſich ſolcher in einen ſpitzigen Winkel endiget, lagen zu beiden Seiten verwundete Krieger und füllten auf dieſe Weiſe die beiden äußern Winkel aus.

Digitized by Google

Was ich hier von dem einen Giebel sagte, gilt in gleichem Maaß von dem andern; denn in beiden waren die Figuren gleichmäßig vertheilt, d. h. in der Mitte von beiden stand eine Minerva; die Krieger waren in gleicher Ordnung gegeneinander gestellt. An der Stelle, wo in dem einen Giebel ein Bogenschütze angebracht war, befand sich ein anderer in dem entgegengesetzten Giebel, und so verhielt es sich mit allen übrigen Figuren.

Haben wir uns nun über diese Aufstellung und Anordnung der Figuren mit vieler Bestimmtheit ausgesprochen, so ist natürlich, wenn der Einwurf gemacht wird, mit welchen Gründen man diese Art von Aufstellung oder die Folge der Figuren beweisen könne, da man doch dieselben nicht mehr an ihrer Stelle, sondern unter den Trümmern begraben gefunden.

Hierauf kann ich mich zum Theil nicht anders als mit den Aeußerungen derjenigen verantworten, welche bei der Entdeckung zugegen gewesen, und welche diese Art der Zusammenstellung nach der Ordnung der Lage bestimmten, in welcher sie diese Statuen bei der Ausgrabung unter den beiden Giebeln gefunden hatten.

Die Minerva z. B. fand man in der Mitte unter dem Giebel. Die stehenden Krieger ihr zunächst, die Bogenschützen etwas weiter seitwärts, und die liegenden ganz am Ende des Giebels, nämlich wie sie bei dem Einsturz des oberen Theils des Tempels, der wahrscheinlich durch ein starkes Erdbeben verursacht wurde [1], vermöge ihres Standpunktes, den sie am Giebel inne hatten, nothwendigerweise fallen mußten.

Der Schluß, den ich aus diesen Thatsachen gezogen, scheint mir natürlich und richtig und für sich allein hinreichend, die Sache außer Zweifel zu setzen. Wollte man jedoch selbst dieses als unzuverlässig ansehen und nicht darauf bauen wollen, so ließe sich dieselbe Anordnung dennoch, schon, wie mir scheint, aus der verschiedenen Höhe der Figuren im Verhältniß zu dem Giebel, erweisen, denn nur so und nicht anders konnten sie zusammenstehen, weil es die verschiedene Höhe des Giebels nicht anders zuließ; es wäre denn, man wollte auch dieses in Zweifel ziehen, daß die Figuren im Fronton des Tempels gestanden.

Daß diese aber in den beiden Giebeln und nirgends anders gestanden haben, läßt sich mit mehrern Gründen erweisen; denn da diese Statuen zum Theil unter dem vordern, zum Theil unter dem hintern Giebel gefunden wurden; so sind nur zwei Fälle denkbar, daß sie entweder in den Giebeln selbst, oder unter denselben gestanden haben. Sollten sie unter den Giebeln, d. h. vor denselben unten, gestanden haben, so müßte man doch beim Ausgraben auch ihre Fußgestelle oder Piedestale gefunden haben; denn es läßt sich nicht vermuthen, daß

[1] Daß dieser Tempel nicht geflissentlich oder durch Menschenhände zerstört worden, sondern durch die Gewalt eines großen Erdbebens müsse eingestürzt seyn, läßt sich daraus erweisen, daß man an den Figuren keine Spuren frevelhafter Verletzung gewahr wird; was an denselben gebrochen oder beschädigt ist, ist offenbar ihrem Fall allein zuzuschreiben; hätte den Tempel etwa Feuer zerstört, so müßten an dem Marmor, welcher stets durch das Feuer, besonders in Ansehung seiner Härte, leidet, Spuren zu bemerken seyn. A. d. Vfs.

Digitized by Google

sie auf ebener Erde ohne Untersatz aufgestellt gewesen. Da man nun von diesen keine Spur gefunden, so bleibt nur übrig das Erste anzunehmen, nämlich daß sie in den Giebeln selbst gestanden haben.

Ferner ersehen wir aus den Figuren selbst, und aus ihren abgekürzten Platten, daß sie ursprünglich dicht zusammengestellt worden, und das Ganze zusammen eine eng verknüpfte Darstellung oder Gruppe ausmachte; wie läßt sich also vermuthen, daß diese gedrängte Masse von Figuren quer vor dem Tempel über gestanden, wo sie den Zugang zu demselben versperren mußte?

Das Einzige, was sich etwa gegen unsere Behauptung einwenden ließe, wäre: Warum diese Figuren von allen Seiten, hinten wie vorn, vollkommen gleich gearbeitet sind, da sie doch dazu bestimmt waren, in den Giebeln zu stehen, wo die Rückseite gar nicht konnte gesehen werden.

Das Letzte als ausgemacht angenommen, gestehe ich, daß jener Umstand auffallend und selbst dem spätern Kunstgebrauch bestimmt entgegen ist; doch scheint mir dieses kein hinreichender Grund, das Gegentheil zu beweisen; denn daß die alten Künstler, besonders der frühern Zeiten, ihre Statuen, ohne Rücksicht auf die Stellung, von allen Seiten gleich fleißig ausarbeiteten und aufs Sorgfältigste vollendeten, davon lassen sich mehrere unleugbare Beispiele anführen. Das Wichtigste dieser Art geben die Figuren in den Giebeln des Parthenon, von welchen sich gegenwärtig noch einige Fragmente im Vordergiebel selbst befinden; noch deutlicher zeigen es die vollständigen Figuren, welche Lord Elgin vor mehrern Jahren aus dem Giebel hat herausnehmen lassen, und die sich gegenwärtig zu London in der von ihm benannten Sammlung befinden. Diese Statuen sind, gleich unsern äginetischen, hinten wie vorn gleichmäßig vollendet und ausgearbeitet.

Da also diese löbliche Kunstsitte sich bis auf jene blühende Zeit des Phidias erhalten, so hat man sich um so weniger zu verwundern, wenn dieselbe in jenen frühern Zeiten noch in Kraft war, wo man ohnedieß, wie es bei jedem ersten Aufkeimen der Kunst der Fall ist, jede Kleinigkeit mit dem größten Fleiß und Sorgfalt auszuführen und zu vollenden gewohnt war.

Was nun aber schließlich die Sache außer allen Zweifel setzt, ist, daß man, nach Versicherung des Herrn Architekten Cockerell, welcher die Ausgrabung dieses Tempels vorzüglich mit unternommen, und solchen auf das Genaueste untersucht und ausgemessen hat, auf der Oberfläche des Gesimses wirklich Spuren von Vertiefungen gefunden hat, in welche die Plinten dieser Figuren ursprünglich eingelassen waren; ein Umstand, der zugleich einigermaßen erklärt, wie diese Figuren, die so frei und ohne alle Stütze gearbeitet sind, sich bei ihren schmalen und nur zwei Finger dicken Plinten aufrecht erhalten konnten, ohne an der Rückwand durch Eisen befestiget zu seyn.

Ich glaube also hinlänglich bewiesen zu haben, daß diese äginetischen Figuren, ihrer von allen Seiten gleich guten Vollendung ohngeachtet, in den Giebeln des Tempels gestanden, wie dieses bei den Figuren des Parthenon unleugbar, und von denen des Thesens-Tempels in Athen zu vermuthen ist, da

Digitized by Google

man auf dem obern Geſimſe deſſelben gleichfalls jene Vertiefungen bemerkt, die ſich an dem Tempel des Jupiter auf Aegina zeigen.

Ich füge dieſem bei, daß die Beſchreibung des Pauſanias von dem Jupitertempel zu Olympia vermuthen läßt, daß auch die in den beiden Giebeln deſſelben aufgeſtellten Werke nicht in halberhobener Arbeit, ſondern, gleich den Figuren am Giebel des Parthenon und unſern äginetiſchen, völlig rund gearbeitet und von allen Seiten gleichmäßig vollendet waren.

Die Wirkung, die eine ſolche gedrängte Zuſammenſtellung rund gearbeiteter Figuren in einem Giebel machen mußte, konnte, wie ich glaube, nicht anders als günſtig und vortheilhaft ſeyn. Das Ganze mußte weit lebendiger und der Natur angemeſſener erſcheinen, als bei halberhobenen Werken je der Fall ſeyn kann; denn dieſe Art von Zuſammenſtellung runder Figuren gewährt nicht allein eine kräftigere und natürlichere Beleuchtung, ſammt der daraus entſpringenden täuſchenden Wirkung, ſondern verſchafft auch in jeder Entfernung und von jedem Standpunkt aus geſehen, einen gleich natürlichen Anblick, welches bei halberhobenen Arbeiten wegen der nothwendigen künſtlichen Verkürzungen nicht der Fall ſeyn kann.

Daß bei den alten Griechen auch ſelbſt im Freien und auf öffentlichen Plätzen ähnliche Zuſammenſtellungen von mehr oder weniger runden Figuren üblich waren, davon ließen ſich mehrere Beiſpiele nachweiſen; ich führe nur einige der vorzüglichſten an.

So waren in dem ſogenannten Altis, dem dem Jupiter geheiligten Platze zu Olympia, die griechiſchen Heerführer des trojaniſchen Krieges auf gemeinſchaftliche Koſten des griechiſchen Volkes aufgeſtellt, und zwar wie ſie mit einander loosten, wer den Zweikampf mit Hektor, der einen von den Griechen dazu aufgefordert hatte, beſtehen ſollte. Sie ſtanden nahe bei dem Tempel mit Schilden und Spießen bewaffnet. Den Helden gegenüber auf einem andern Fußboden ſtand Neſtor, der das Loos eines jeden in den Helm warf. Es waren damals noch der Looſenden achte, den neunten, nämlich die Statue des Ulyſſes, hatte Nero nach Rom gebracht. Dieß war ein Werk des Bildners Nikon aus Aegina [1] (Pauſ. 5. B., 25. Cap.).

Ferner war zu Olympia bei dem heiligen Platze Hippodamium ein ſteinerner Fußboden in Geſtalt eines halben Cirkels, auf deſſen Mitte Jupiter nebſt der Thetis und der Hemera oder Aurora ſtanden, die für ihre Söhne den Jupiter bitten. Auf den beiden Enden ſtanden ihre Söhne Achilles und Memnon in fechtender Stellung, ingleichem vier Griechen gegen ebenſo viele Trojaner; Ulyſſes gegen den Helenus; Menelaus gegen den Paris; Diomedes gegen den Aeneas, und Ajax gegen den Deiphobus. Dieſes waren Meiſterwerke des Myrons aus Lykien (Pauſ. 5. B., 22. Cap.).

[1] Des Onatas, Sohns von Nikon, wie aus einer auf dem Schild des Idomeneus geſchriebenen Inſchrift erhellte. A. d. H.

Digitized by Google

Auch war zu Delphi eine ähnliche Gruppe, den Streit des Herkules und des Apollo wegen des Dreifußes vorstellend. Beide waren abgebildet, wie im Begriff wegen desselben einen Kampf anzufangen. Latona und Diana suchen den Apollo, Minerva den Herkules zu besänftigen. Die Statue der Minerva und der Diana waren von der Hand des Chionis; die des Herkules, des Apollo und der Latona aber von Dipllus und Amikläus gemeinschaftlich verfertiget (Paus. 10. B., 13. Cap.).

Hieher gehört auch die bis auf uns gekommene, und unter der Benennung des farnesischen Stiers bekannte Gruppe zu Neapel, und die der Niobe zu Florenz. [1]

§. VIII.

Ueber die Bedeutung oder Vorstellung dieser Figuren.

Aus der Beschreibung, die ich von einer jeden dieser Figuren machte, erhellet hinlänglich, daß das Ganze ein Gefecht zwischen Helden oder Kriegern, und zwar unter dem besondern Beistande der Minerva, vorstellen sollte. Allein was für ein Gefecht man hier namentlich vorstellen wollte, dieß ist eine Frage, welche nicht so leicht zu lösen, ja vielleicht für immer ein Räthsel bleiben möchte, da uns von der einen Seite Pausanias gerade bei diesem Tempel des Jupiter Panhellenius gänzlich im Stiche läßt, und von der andern Seite diese Figuren für sich selbst nichts Charakteristisches an sich tragen, wodurch man auf die Bedeutung einzelner Figuren, und mittelst dieser auf die Begebenheit selbst schließen könnte. Die Minerva und der phrygische Bogenschütze sind die einzigen Figuren, die vor den andern etwas ausgezeichnetes haben; die Minerva durch ihre Aegis, der Bogenschütze durch seine eng anschließende Kleidung, und seine halb phrygische, halb persische Mütze. Außer diesen beiden Figuren findet sich an der Bekleidung oder Bewaffnung der übrigen nichts, welches zu irgend einem historischen Schluß berechtigen könnte. Die Helme sind mehr oder weniger von griechischer Form, doch alle unter sich verschieden, keiner dem andern vollkommen ähnlich. Die Schilde sind bei allen Figuren sich durchgehends gleich, den der Minerva nicht ausgenommen, alle sind vollkommen zirkelrund von starker Wölbung und breitem Rande, d. i. von der Argolischen Form. — Die beiden vorhandenen Pfeilköcher sind sich ungleich, der eine, welcher dem persischen oder

[1] Herr Cockerell hat kürzlich versucht, die Figuren der Niobe, wie sie sich in Florenz finden, nach ihrer Zahl und nach Maßgabe ihrer verschiedenen Größe, zu einer Gruppe zu vereinigen, und sie gleich den äginetischen Helden zu einer Giebelverzierung zusammen zu stellen. Er hat diese sinnreiche Hypothese in einem eigens radirten Blatte anschaulich zu machen und durch eine beigefügte Erklärungsschrift zu erläutern gesucht. A. d. Vfs.

Digitized by Google

phrygischen Bogenschützen anzugehören scheint, hat eine etwas mehr asiatische Form als der andere. — Von Schwertern, Bogen oder andern Waffen, welche wahrscheinlich von Metall waren, hat sich nichts erhalten. — Auch war weder auf den Schilden, noch sonst wo irgend ein Name oder Zeichen in Farbe oder eingegraben zu finden, so sehr ich mich bemühete etwas der Art zu entdecken.

Wenn nun weder aus dem Charakter der einzelnen Figuren, noch aus der Art ihrer Waffen etwas abzunehmen ist, noch irgend eine andere Anzeige sich finden läßt, welche hinreichend wäre, einen Aufschluß über die geschichtliche Beziehung oder Bedeutung dieser in Verbindung aufgestellten Figuren zu geben, so scheint nichts übrig, als sich deßhalb an die ursprüngliche Bestimmung und die erste Entstehung des Tempels zu halten.

Was wir aber durch Pausanias in dieser Beziehung erfahren, besteht bloß darin, daß Aeakus diesen Tempel erbaut haben soll, und zwar aus folgender Veranlassung. — Als nämlich in Griechenland eine große Dürre herrschte, fragten die Griechen das Orakel zu Delphi um Rath, welches ihnen die Weisung gab, sich an den Aeakus zu wenden, durch dessen Fürsprache sie vom Jupiter Regen erhalten würden. Aeakus verrichtete im Namen aller Griechen seine Opfer, und diese hatten den gewünschten Erfolg. Hierdurch veranlaßt [1] soll sodann Aeakus dem Jupiter aller Griechen diesen Tempel erbaut haben. —

Da nun auch in dieser Erzählung nichts liegt, was mit den Bildwerken dieses Tempels in einigen Bezug gebracht werden könnte, über welche, so wie über die Beschaffenheit des Tempels selbst, Pausanias ein leidiges Stillschweigen beobachtet, so sehen wir uns auch von dieser Seite verlassen.

Da also nirgends ein sicherer Punkt sich findet, auf den zu fußen wäre, so wird nichts anderes übrig bleiben, als sich nach althergebrachtem antiquarischem Gebrauch mit Conjekturen zu behelfen.

Vorausgesetzt nun, daß der verfallene Tempel, in dessen Umgebung die Figuren gefunden worden, unbestritten jener Tempel des Jupiter Panhellenius ist, für welchen er bis jetzt immer gegolten, welche Beziehung können die an diesem Tempel einst angebrachten Figuren mit dem Jupiter oder mit dem Aeakus, dessen angeblichem Stifter, haben? — Zwar ist bekannt und durch Beispiele zu erweisen, daß die Alten in Ansehung ihrer Tempel-Verzierungen sich nicht immer so genau daran hielten, eine strenge Beziehung zwischen den Gegenständen ihrer Darstellungen und zwischen dem Orte zu suchen, an welchem diese angebracht waren; denn wie ließen sich sonst der Streit der Centauren und Lapithen und die Gefechte der Amazonen auf dem Schilde der Minerva und an dem Schemel des olympischen Jupiters und andere ähnlich gewählte Gegenstände erklären? Deßwegen ist, wie ich glaube, auch hier nicht eine strenge Beziehung als absolutes Bedingniß der Erklärung zu fordern. So viel indeß läßt sich immer muth-

[1] Dieses steht zwar nicht ausdrücklich im Pausanias, weder B. 1, C. 45, noch B. 2, C. 29; dagegen steht bei Isokrates (Evag., C. 5) die Veranlassung, aber die Erbauer des Tempels sind die Vorsteher sämmtlicher griechischer Städte, die den Aeakus um seine Fürsprache bei Jupiter ersucht hatten. A. d. H.

Digitized by Google

maßen, daß die Darstellung dieser Figuren an dem oft genannten Tempel nicht völlig willkürlich gewesen, sondern in irgend einer Beziehung zu demselben gestanden habe, vermuthen also, daß vielleicht irgend ein Gefecht vorgestellt werden sollte, worin sich die Aeaciden unter dem besondern Schutze der Minerva ausgezeichnet und Ruhm erworben. So wie von der andern Seite die Figur des phrygischen und persischen Bogenschützen muthmaßen läßt, daß irgend ein Gefecht vorgestellt werden sollte, an welchem die Phrygier oder Perser Theil genommen, oder daß jener Kampf der Aeaciden gegen eines dieser Völker gerichtet gewesen. —

Vielfältig sind zwar die durch die Aeaciden vollbrachten rühmlichen Thaten, welche durch die Geschichten und Dichtungen der Alten bis auf uns gekommen; doch sind vorzüglich zwei große Kämpfe bekannt — der eine, in welchem die Aeaciden persönlich gegen die Barbaren für das allgemeine Wohl Griechenlands gestritten, der andere, dessen glücklicher Ausgang wenigstens ihrem unsichtbaren Beistand zugeschrieben wurde. Diese beiden Kämpfe sind der trojanische Krieg, und jener gemeinschaftliche Kampf der Griechen gegen das Heer des Xerxes.

In dem trojanischen Kriege wurden die rühmlichsten Thaten von den Aeaciden, dem Achilles, dem telamonischen Ajax und dem Neoptolemus, verrichtet. — Von dem persischen Krieg aber erzählt Herodot, daß die Griechen vor dem Seetreffen bei Salamis, welches eigentlich über die Unabhängigkeit von ganz Griechenland entschied, für gut befunden, den Ajax und Telamon um ihren Beistand anzurufen, und zu diesem Zweck ein Schiff nach Aegina schickten, den Aeakus und die Aeaciden abzuholen (was man hierunter verstanden, ihre Bildsäulen oder ihre Asche, ist allerdings nicht klar). Dieses Schiff mit den Aeaciden sey wieder zu der griechischen Flotte zurückgekehrt, gerade in dem Augenblick, als man das Zeichen zur Schlacht gegeben [1]. Die Griechen schrieben daher den glücklichen Ausgang dieses entscheidenden Treffens, in welchem sich die Aegineten vor allen andern Griechen ausgezeichnet hatten, größtentheils diesem überirdischen Beistande zu.

Es wäre darum nicht unmöglich, daß die Aegineten zur Verherrlichung der Aeaciden, ihrer Heroen, und zum Andenken der eignen Tapferkeit, welche sie in jenem Treffen bewiesen, an den beiden Giebeln dieses Tempels, welcher, wie man vorgab, den Aeakus selbst zum Stifter oder Erbauer hatte, eben jene Begebenheit hätten darstellen wollen.

Allein der an diesen Figuren bemerkbare Styl scheint mit der Zeit, in welcher das Treffen bei Salamis vorgefallen, nicht im Einklang zu stehen, d. h. er scheint weit frühern Zeiten anzugehören, wie ich, als von dem Styl dieser

[1] Daß der vom Verfasser angenommene Sinn der Erzählung des Herodot wirklich angemessen ist, erhellt theils aus dem Sprachgebrauch, m. s. Thucyd. VI, 93 (ἐπὶ χρήματα καὶ ἵππους), theils aus der Stelle des Herodot V, 80 und der dortigen Anmerkung von Wesseling. Ein späterer griechischer Schriftsteller sagt: Das Schiff habe das Haus (die Familie) der Aeaciden nach Salamis gebracht. A. d. H.

Digitized by Google

Figuren die Rede war, umſtändlicher zu zeigen mich bemühte. Auch hätte, wie mir ſcheint, die Figur der Minerva zu dieſer Abſicht nicht gepaßt, denn der Erfolg des Treffens bei Salamis wurde, dem Herodot zufolge, der Gegenwart und dem Beiſtande der Aeaciden zugeſchrieben. Dieſem Glauben zufolge mußte daher nicht ſowohl die Minerva als Aeakus mit den Aeaciden als Vorſteher des Kampfs erſcheinen.

Alle dieſe Widerſprüche in Erwägung gezogen, welche ſich der Meinung entgegenſtellen, daß dieſe Darſtellung auf das Treffen bei Salamis ſich beziehen könne, bin ich geneigt zu glauben, daß unſere Gruppe eher eine der Thaten, welche die Aeaciden vor Troja verrichteten, darſtellen könnte. Bei dieſer Annahme würde auch die Figur der Minerva, welche den Griechen in den harten Kämpfen vor Troja den vorzüglichſten Beiſtand leiſtete, ganz paſſend und an ihrer Stelle ſeyn.

Auf welches einzelne der vor Troja vorgefallenen Gefechte aber die Vorſtellung eigentlich Bezug habe, dieſes wird, da die einzelnen Figuren, wie oben bemerkt, durchaus nichts Charakteriſtiſches an ſich haben, ſchwerlich oder niemals zu errathen ſeyn.

* * *

Zuſatz des Herausgebers.

Die Meinung, daß dieſe Gruppe auf die Seeſchlacht von Salamis einen Bezug haben könne, hielt der Verfaſſer wahrſcheinlich nur darum des Widerlegens werth, weil ſie wirklich, vielleicht in Italien, behauptet worden. Gleichwie aber die Vorſtellungen in den Giebeln des Parthenon einzig auf die Minerva Bezug hatten, ſo iſt im Allgemeinen höchſt wahrſcheinlich, daß die an den Giebeln des Jupitertempels zu Aegina befindlichen Bilder keine andern Helden als die Aeaciden vorſtellen ſollten. Denn Jupiter, Aeakus und die Aeaciden zuſammen waren die Schutzgötter der Inſel, wie aus jener Anrufung der Aegina, Aeakus Mutter, in einer Ode des Pindar erhellt: „Aegina, theure Mutter, dem freien Volk erhalte die Stadt, mit Zeus und mit dem Herrſcher Aeakus und Peleus, auch dem trefflichen Telamon und mit dem Achilles“ (Pyth. VIII am Ende). Auch „der Aeaciden wohl befeſtigten Sitz“ nennt Pindar an einer andern Stelle die Inſel, von der zur entſcheidenden Seeſchlacht unſtreitig ihre Bilder geholt worden; denn keiner der Söhne des Aeakus blieb im Lande, da Peleus und

Digitized by Google

Telamon wegen des Mords von Phokus flüchtig wurden, und nirgends ist erwähnt, daß ihre Asche in die Heimath zurückgebracht worden. Bilder der Helden waren also in Aegina. Im Aeaceum (*Αἰάκειον*) wahrscheinlich nicht. Nach der Beschreibung des Pausanias (11, 29) war dieses ein bloßer Peribolus, von Marmor aufgeführt. Am Eingang waren die Bilder der einst, zur Zeit der großen Dürre, von den Griechen an Aeakus abgeordneten Männer; im Peribolus selbst befanden sich uralte Oelbäume und ein nicht sehr über die Erde erhöhter Altar, der zugleich das Grabmal des Aeakus war; dieses jedoch gehörte unter die Geheimnisse des Orts. Ohnweit aber von dem Aeaceum war das Grab des Phokus. Außer dem Grabmal des Aeakus scheint also dieser Bezirk kein anderes Heiligthum eingeschlossen zu haben. Auch wird von Pausanias kein anderer Tempel erwähnt, in welchem die Bilder sich befinden konnten. Unstreitig also waren sie in dem Tempel des Ahnherren, mit dem gemeinschaftlich sie verehrt wurden, und aus dem Tempel des panhellenischen Jupiters wurde das Haus der Aeaciden nach Salamis gebracht. Wie sie nun innerhalb des Tempels Gegenstände der Verehrung waren, so ist nicht anders zu erwarten, als daß die Vorstellung einer ihrer Thaten das Aeußere des Tempels geschmückt habe, wie die Vorstellungen der Geburt der Minerva und ihres Streits mit dem Neptun um den Besitz von Athen die Giebel des ihr geweihten Tempels verherrlichten. Daß aber diese vorgestellte That gerade eine Begebenheit des trojanischen Kriegs gewesen, ist hauptsächlich wegen der Gegenwart der Minerva wahrscheinlich, außerdem aber mit weniger Sicherheit zu behaupten, da wir nicht den ganzen Fabelkreis vom Heldenleben der Aeaciden kennen. Noch weniger gewiß ist, daß wir das vorgestellte Gefecht in den Beschreibungen des Homer zu suchen haben, da der Sagen vom trojanischen Krieg so verschiedene unter den verschiedenen Stämmen waren, und nichts weniger als ausgemacht ist, daß diese Bilder nicht in derselben Zeit, oder in einer noch frühern, als unser gegenwärtiger Homer, entstanden sind.

Wie dem sey, so ist der Mangel an historischer Charakteristik in der ganzen Vorstellung ein Punkt, der bei der Schätzung des Alters

Digitized by Google

derſelben mit in Erwägung gezogen werden muß, wie die auffallende Gleichförmigkeit in den Vorſtellungen beider Giebelfelder, verglichen mit der Abwechſelung, die in dem vordern und hintern Gipfel des Parthenon beobachtet war.

§. IX.

Ueber die Bemalung der Figuren und des Tempels.

Schon vorläufig iſt bei der Beſchreibung der Figuren erwähnt worden, daß dieſelben zum Theil bemalt geweſen. Die Spuren von Farbe, die ſich hier und da erhalten, ſind zwar nur ſchwach und durch Einwirkung der Witterung und Feuchtigkeit der Erde, in der ſie vom Einſturze des Tempels bis jetzt gelegen, halb verloſchen; doch geben die wenigen noch vorhandenen Spuren hinreichende und unwiderlegliche Beweiſe ihrer urſprünglichen Bemalung.

Die an dieſen Figuren noch hier und da bemerklichen Farben ſind bloß roth und himmelblau. Das Roth ſcheint aus einem dunkeln Zinnober oder einer dem Zinnober ähnlichen rothen Erde zu beſtehen; die himmelblaue Farbe aber die gewöhnliche blaue Smalte zu ſeyn. Von andern Farben oder Farben-Nüancen, als Gelb, Grün u. ſ. w., ließ ſich keine Spur an den Figuren entdecken, wohl aber an den Theilen der Architektur des Tempels, von welchen ich tiefer unten handeln werde. — Vielleicht auch daß einige Farben dem Einfluſſe der Witterung und der Erdſäure weniger widerſtanden als die rothe und die blaue Farbe. Auch bei dieſen bemerkt man, daß die erſtere ſich ſtärker und lebhafter als die andere erhalten.

Die Theile, an welchen Spuren von Farbe entdeckt worden, ſind folgende.

Erſtlich faſt alle an dieſen Figuren vorkommende Rüſtungen, als die Helme, an welchen ſich einige Spuren himmelblauer Farbe erhalten, während der Helmbuſch oder Haarſchweif bei allen mit zinnoberrother Farbe bemalt war.

Die Schilde ſind durchgängig von ihrer innern Seite mit einer dunkelrothen Farbe angeſtrichen, welche mehr aus einer rothen Erde als Zinnober zu beſtehen ſcheint. Dieſe rothe Farbe bedeckt jedoch, wie bemerkt, nur die innere Höhlung des Schildes und einen Theil des Randes von der innern Seite, bis etwa einen Finger breit von dem äußerſten Rande, wo eine eingeritzte Linie bemerkbar iſt, die dieſe rothe Farbe abſchneidet. An der äußern Seite oder Wölbung iſt bei den meiſten gar keine Farbe mehr wahrzunehmen; nur bei einigen Bruchſtücken von Schilden findet man deutliche Spuren jener himmelblauen Farbe auf der Oberfläche, jedoch auch nicht die ganze Außenſeite einnehmend, ſondern gleichfalls

Digitized by Google

an einer auf der Oberfläche eingegrabenen Zirkellinie sich endigend. Wenn ich früher vermuthete, daß diese rothe Farbe an der innern Seite die Fütterung der Schilde vorstellen sollte, so wäre doch auch möglich, daß die wirklichen Schilde statt der gewöhnlichen innern Bekleidung bisweilen von innen bemalt gewesen wären, wie dieses aus einer Stelle des Pausanias (6. B., 9. Cap.) zu erhellen scheint, wo er sagt: daß in einem der sogenannten Schatzhäuser in Olympia außer einem Helm und Beinschienen auch ein Schild, mit Erz überzogen und der inwendig gemalt war, von den Myaneern als ein Theil der Kriegsbeute aufgestellt war. Jedoch die Art, wie dieses gesagt ist, zeigt hinlänglich, daß dieses ungewöhnlich oder doch nicht allgemein üblich gewesen.

Außer den Schilden und Helmen finden sich noch an den beiden vorhandenen Pfeilköchern Spuren ehemaliger Bemalung oder eines farbigen Anstrichs; nämlich an dem einen, welcher dem phrygischen oder persischen Bogenschützen anzugehören scheint, eine Spur himmelblauer Farbe, an dem andern hingegen deutliche Zeichen, daß er zum Theil mit rother Farbe bemalt gewesen.

An den Harnischen oder Küraſſen konnte ich bis jetzt keine Spur von Farbe entdecken.

Die Plinten dieser Figuren waren durchgängig roth angestrichen, wie man solches bei den meisten Bruchstücken derselben noch deutlich genug wahrnehmen kann. Von gleicher Farbe waren die Sohlen an den Füßen der weiblichen Figuren; auch bringt, wie schon bemerkt, der Umstand, daß die Riemen oder Bänder, mit denen diese an die Füße befestigt waren, im Marmor nicht ausgedrückt sind, auf die Vermuthung, daß sie farbig angegeben waren, obschon sich hievon keine Anzeige erhalten. So ist es auch wahrscheinlich, daß die Gewänder der drei geradstehenden weiblichen Figuren entweder ganz oder zum Theil bemalt gewesen, obschon ich hievon nirgends eine deutliche Spur habe entdecken können als allein an der Minerva, wo an dem Saume des Gewandes über dem Knöchel des rechten Fußes eine deutliche Spur zinnoberrother Farbe zu entdecken ist. Ob sich diese Farbe über das ganze Gewand erstreckt habe, oder nur die Verbrämung desselben vorstellen sollte, läßt sich, wie bemerkt, nicht entscheiden, da sich kein weiteres Ueberbleibsel derselben erhalten.

An den nackenden Theilen dieser Figuren konnte ich nirgends eine Spur von Farbe entdecken, ausgenommen einige von der zinnoberrothen Farbe an den Schenkeln der beiden mit L und R bezeichneten Figuren; ich halte jedoch diese Spur mehr für zufällig, als daß ich sie einer gefliſſentlichen Bemalung zuschreiben möchte, man müßte denn annehmen, daß jene rothe Farbe Blut vorstellen sollte, welches aus den Wunden geflossen, die an diesen Figuren zum öftesten angebracht sind; denn aus dem, was von der Bemalung der Waffen gesagt worden, erhellt, daß solche vielfarbig, d. h. theils roth theils blau, bemalt waren, und so läßt sich nicht wohl vermuthen, daß das Nackende der Figuren zinnoberroth angestrichen gewesen.

Daß die Augen und Lippen bemalt gewesen, habe ich schon mehrmals bestimmt ausgesprochen; denn fast bei allen Köpfen findet man durchgängig diese

Digitized by Google

Stelle der Lippen und Augen rein und wohlerhalten, welches als eine Folge der aufgetragenen enkauſtiſchen Farbe ſich auch durch dasjenige erweiſet, was ich von der netzartigen Verzierung erwähnt habe, die an dem Helme eines noch übrigen Kopfes ſichtbar iſt; denn dieſe Verzierung iſt bloß wie ein Hauch auf der Oberfläche des Marmors bemerkbar und unſtreitig dadurch entſtanden, daß die nicht mit der Farbe bedeckten Zwiſchenräume allmählich durch den Einfluß der Witterung gelitten haben und rauher geworden ſind, die andern aber durch die enkauſtiſche Farbe rein und glatt erhalten wurden. Daß die Erklärung dieſer Art von Helldunkel, vermittelſt deſſen man, auch nach gänzlicher Erlöſchung der Farbe, die urſprüngliche Verzierung ſehr deutlich erkennen kann, die richtige iſt, erhellt auch daraus, daß ſolches Helldunkel bloß von der einen Seite, und zwar der Wetterſeite, ſichtbar iſt. Auf gleiche Art nun deutet ſich die ehemalige Anweſenheit der Farbe auch an den Lippen und Augäpfeln aller dieſer Figuren an. Ja es läßt ſich, beſonders an den Augen der Minerva, bei recht aufmerkſamer Beſichtigung, ſogar noch ein Hauch oder eine Spur von Farbe und der ganze Umriß des Augapfels erkennen.

Ob die Haare dieſer Figuren urſprünglich auch Farbe hatten, muß ich dahingeſtellt ſeyn laſſen, da ſich keine Spur von derſelben erhalten; da indeß andere Theile bei dieſen Figuren bemalt geweſen, ſo wäre zu verwundern, wenn man dieß bei den Haaren unterlaſſen hätte, und zwar um ſo mehr, als es bei den Alten überhaupt ſehr gewöhnlich war, bei marmornen Statuen und halb erhobenen Arbeiten, beſonders aber und durchgängig bei Werken von gebrannter Erde, die Haare roth zu färben, ſelbſt wenn die übrigen Theile des Körpers ohne Farbe blieben. — Dieſe Gewohnheit, die Haare roth zu färben, hat ſich von alten Zeiten bis jetzt in Griechenland erhalten, da es daſelbſt noch heut zu Tage allgemeine Sitte bei dem weiblichen Geſchlecht iſt, den Haaren eine rothe Farbe zu geben [1].

Nun einige wenige Worte über die Bemalung des Tempels ſelbſt, und beſonders der einzelnen Theile und architektoniſchen Glieder!

Die ſämmtlichen Verzierungen, Laubwerke u. dergl., Dinge, die man ſonſt auszuhauen pflegt, ſind hier bloß in Farbe zu ſehen. Alle Glieder des Geſimſes ſo wie das untere Gebälke waren bemalt. Vorhandene Bruchſtücke des Architravs zeigen, daß das unter den Dreiſchlitzen quer durchlaufende Band von rother Farbe, der untere hervorſtehende Theil der Dreiſchlitze aber ſammt den daran angebrachten Tropfen von himmelblauer Farbe war. Das Gebälke über dem um den Tempel herumlaufenden Säulengang war mit bemaltem Laubwerk von abwechſelnd grün und gelben Farben verziert.

[1] Das Kraut, deſſen ſich die Weiber in Griechenland zu dieſem Zweck bedienen, iſt, wie man mir ſagte, die Lawsonia inermis. Linn., doch iſt zu bemerken, daß die Haare durch dieſe Färbung nicht jene Röthe annehmen, welche bei uns in Deutſchland gewöhnlich rothe Haare zu haben pflegen; dieſe Pflanze verurſacht vielmehr bei der von Natur ſchwarzen Haarfarbe, welche in Griechenland allgemein iſt, bloß einen röthlichen Schiller, d. h. die ſchwarzen Haare ſpielen gegen das Licht geſehen, in die Purpurfarbe, welches für das Auge eine angenehme Wirkung macht und himmelweit von unſern gewöhnlichen fuchsrothen Haaren unterſchieden iſt. A. d. Vfs.

Digitized by Google

Die Füllung oder Vertiefung des Giebels, in welcher einſt die Gruppe unſerer Figuren ſtand, war von himmelblauer Farbe.

Die Zelle des Tempels war, wie aus den Bruchſtücken zu ſchließen, zinnoberroth, von innen aber waren die Mauern derſelben mit einem dünnen Kalkbewurf überzogen, welcher glatt geſchliffen und ebenfalls roth angeſtrichen war.

Auch die Dachziegel von Marmor waren an ihrer hervorſtehenden Vorderſeite mit einer Art von Blume bemalt, von der ſich gleichfalls Muſter erhalten haben.

Hier iſt übrigens noch zu bemerken, daß der Tempel ſammt den Säulen nicht aus Marmor, ſondern aus einer Art von gelbem Sandſtein erbaut war. Bloß das Dach und der Kranz des obern Geſimſes war aus Marmor; wahrſcheinlich um dadurch das Uebrige, d. h. den untern Theil des Gebäudes, gegen die ſchädliche Einwirkung der Witterung ſicherer zu ſtellen.

Es mag uns nach unſerm heutigen Geſchmack und neuern Anſichten wohl auffallend und ſonderbar vorkommen, Statuen zu erblicken, welche bei ihrer vollkommenen Ausführung in Marmor auch noch zum Theil bemalt waren, ſo wie von Tempeln zu hören, welche von innen und von außen gefärbt, und deren Verzierungen, ſtatt eingehauen zu ſeyn, vielfarbig angegeben waren. — Wir wundern uns über dieſen ſcheinbar bizarren Geſchmack, und beurtheilen ihn als eine barbariſche Sitte und ein Ueberbleibſel aus früheren roheren Zeiten.

Allein, wie mir ſcheint, geht es uns nicht anders als jenem im Evangelium, der mit dem Balken im eignen Auge dem andern den Splitter herausziehen wollte. Hätten wir vorerſt unſere Augen rein und vorurtheilsfrei und das Glück zugleich, einen dieſer griechiſchen Tempel in ſeiner urſprünglichen Vollkommenheit zu ſehen, ich wette, wir würden unſer voreiliges Urtheil gern wieder zurücknehmen, und preiſen, was wir jetzt zu verdammen uns herausgenommen [1].

[1] Niemand wird anſtehen, dieſem Urtheil des Verfaſſers vollen Beifall zu geben, das durch die ausführlicheren Erörterungen und Erläuterungen in dem ſchönen Werk des Herrn Quatremère-de-Quincy noch ſehr verſtärkt wird. Ich ergreife dieſe Gelegenheit, anzuführen, daß der hier abgedruckte Bericht bereits im Anfang dieſes Jahres (1816) abgefaßt wurde, und der Verfaſſer von dem ſchätzbaren Werk des franzöſiſchen Gelehrten keinen Gebrauch machen konnte. Weiter verfolgt mag jenes Urtheil des Verfaſſers auf wichtige Betrachtungen leiten über den nothwendigen Verfall der Kunſt durch Iſolirung und endlich völlige Trennung der ſich gegenſeitig fordernden Künſte, der Architektur, Malerei und Sculptur, die bis zu dem Grad, in welchem ſie jetzt ſtattfindet, vollends erfolgen mußte, ſobald Malerei und Bildhauerkunſt, anſtatt dem Oeffentlichen zu dienen, bloße Gegenſtände der Liebhaberei von Privatperſonen wurden. Jede jener drei Künſte muß in der jetzigen Abſtraktion die letzten Forderungen des Gefühls unbefriedigt laſſen, und es darf wohl geſagt werden, daß beſonders bei dem jetzigen untergeordneten Zuſtand der Künſte, für die kaum noch Raum in der Welt iſt, wir von der Herrlichkeit eines griechiſchen Tempels, die durch die Vereinigung und Zuſammenwirkung von Form und Farbe entſtand, keinen Begriff, noch weniger ein Urtheil haben können.

A. d. H.

Digitized by Google

Daß dieſe Bemalung der Tempel und Kunſtwerke nicht als ein bloßes Ueberbleibſel der frühern Zeiten Griechenlands anzuſehen ſey, ſondern ſelbſt in den Zeiten der höchſten Ausbildung griechiſcher Kunſt üblich war, davon iſt der Parthenon das ſprechendſte Beiſpiel. Dieſer Tempel, eines der vollkommenſten Werke der Baukunſt, wurde, wie jedermann weiß, zu den Zeiten des Perikles von dem Baumeiſter Iktinus aufgeführt, und zwar unter der beſondern Leitung des Phidias, welcher, wie man aus Aeußerungen alter Schriftſteller zu ſchließen berechtigt iſt, alle daran vorkommende Bildhauerwerke wo nicht ſelbſt verfertigte, doch nach ſeiner Angabe vollenden ließ; die darum auch den Stempel ſeiner Schule an ſich trugen. An dieſem Gebäude, welches in der größten Zeit griechiſcher, ja aller Kunſt aufgeführt wurde, bemerkt man, daß ſowohl die Theile der Architektur, als die halberhobenen Arbeiten, welche die Zelle von der Außenſeite umgaben, mehr oder weniger bemalt geweſen [1].

Daß aber dieſe Sitte oder Gewohnheit, Statuen und Werke halberhobener Arbeit ganz oder zum Theil zu bemalen, ſelbſt die Zeiten der römiſchen Kaiſer hindurch bis zum Verfalle der Kunſt ſich erhielt, hievon zeugen mehrere Kunſtwerke aus jenen Zeiten, von welchen ich nur einige Beiſpiele anführen will. So finden ſich in der Antikenſammlung zu Neapel zwei weibliche Figuren, Bildniſſe aus den Zeiten der römiſchen Kaiſer, welche die Haare roth bemalt hatten. Auch bei den vor wenigen Jahren vorgenommenen Nachgrabungen auf der Stelle der alten Volsciſchen Stadt Veji fand man, nebſt andern ſehenswürdigen Kunſtwerken, eine Statue, die, wie es ſcheint, die Julia Soemia, und zwar als Venus vorſtellen ſoll, deren Gewand gleichfalls zinnoberroth bemalt geweſen. — Auch bemerkte ich, als man von dem Caſino in der Villa Borgheſe die Baſſorelievi abgenommen, unter andern ein Bruchſtück von halberhobener Arbeit aus den ſpätern Zeiten der römiſchen Kaiſer, worauf ein Krieger mit rothbemalten Haaren und Bart zu ſehen war. —

Es ſcheint, daß überhaupt der Zinnober oder die rothe Farbe eine Lieblingsfarbe der Alten geweſen, und ſowohl zur Bemalung der Statuen als der Gebäude gedient habe. Vitruvius bezeuget dieſes auch in Hinſicht der Baukunſt, und Pauſanias erwähnt einer großen Menge ſolcher roth angeſtrichenen Statuen. Dieſe Farbe war vorzugsweiſe den Bildern des Bacchus, der Priape und der Faune eigen.

Welches bei den Alten die erſte Urſache oder Veranlaſſung geweſen, ihre Statuen und Tempel zu bemalen, hierüber iſt folgende Meinung, nämlich daß es nicht allein der Hang zum Farbigen geweſen, welcher ſie dahin geführt, ſondern daß es zum Theil aus der Nothwendigkeit entſtanden, und hauptſächlich

[1] An dieſem Werke halberhobener Arbeit, das den bei den Panathenäiſchen Feſten üblichen religiöſen Aufzug vorſtellt, iſt der Hintergrund von himmelblauer Farbe. Die Haare der Figuren und mehrere Geräthſchaften ſind vergoldet, und an einigen andern Stellen hat man Spuren grüner Farbe entdeckt. A. d. Vfs.

Digitized by Google

in den Materialien, deren ſie ſich in den früheſten Zeiten bedienten, ſeinen Grund hatte.

Wie bekannt, waren die älteſten Schnitzbilder alle oder doch größtentheils von Holz, und wurden nach dem Zeugniß des Pauſanias (9. B., 3. Cap.) mit dem allgemeinen Namen Dädala bezeichnet. So waren auch die älteſten Tempel aus Holz erbaut, wie dieß ſchon aus dem Weſen und Urſprunge der Architektur ſelbſt erhellt.

Das Holz nun iſt, wie bekannt, immer eines unreinen und fleckigen Ausſehens und gewährt ſeiner Natur nach keinen ſonderlich gefälligen Anblick. Es war alſo natürlich, daß man darauf kam, demſelben eine Farbe zu geben, welche zugleich dazu diente, es gegen den Einfluß der Witterung und der Feuchtigkeit zu bewahren. So fing man an die Schnitzbilder ſowohl als die Tempel zu bemalen und ihnen einen einfarbigen oder vielfarbigen Anſtrich zu geben [1]. Als man nun ſpäterhin anfing ſtatt des Holzes ſich härterer Materialien zu bedienen, und endlich der Marmor die Stelle des Holzes vertrat, ſo trug ſich dieſe Gewohnheit, Statuen und Tempel zu bemalen, auch auf den Marmor über, indem man ſchon einmal daran gewöhnt war, dieſe Gegenſtände farbig zu ſehen [2].

Die Art, die Tempel zu bemalen, mußte ſich natürlich in eben dem Grad vervollkommnen, in welchem der Geſchmack im Allgemeinen und in den übrigen Zweigen der Kunſt zunahm und mehr und mehr der Vollkommenheit ſich näherte, und ſo iſt vorauszuſetzen, daß dieſe Verbindung der Farbe mit der Form eben zu den Zeiten des Perikles, da der Parthenon erbaut wurde, auf ihren höchſten Punkt, nämlich zum reinſten und befriedigendſten Einklang, gebracht war.

Schluß.

Dieſes iſt, was ſich von dieſen in jeder Hinſicht ſo merkwürdigen Werken der frühern Sculptur vorderhand und bei dem Zuſtand, in dem ſich dieſelben bis jetzt befinden, ſagen läßt. Zu mehreren Bemerkungen wird die Zeit Gelegenheit geben, wenn man einmal im Stande ſeyn wird, ſolche mit voller Bequemlichkeit von allen Seiten zu beſehen und zu unterſuchen; denn da dieſen

[1] Eine gleiche Bewandtniß hat es ja auch noch mit den Bildhauerarbeiten und Altären in unſern Kirchen in Deutſchland; ſind wir nicht auch der Materie, des Holzes, wegen genöthigt, ſolche entweder anzuſtreichen oder zu vergolden? — A. d. Vfs.

[2] Daß wir auch in der modernen Zeit (vielleicht aus gleichen Urſachen) ein Gleiches gethan, d. h. ſteinerne Statuen bemalt oder vergoldet haben, davon finden ſich Beiſpiele genug in unſern gothiſchen Kirchen und Kirchhöfen. So ſind unter andern die Apoſtel im Dom zu Köln theils bemalt theils vergoldet. Ein gleiches findet man in der Marienkapelle zu Würzburg bei den an den Pfeilern angebrachten Apoſteln aus Sandſtein. A. d. Vfs.

Digitized by Google

Figuren durchgängig die Plinten oder Fußgestelle fehlen, war dieses bis jetzt nicht möglich. Manches ist daher bloß flüchtig berührt, manches andere vielleicht auch mit Stillschweigen übergangen worden, das verdient hätte bemerkt zu werden. Allein für das, was dieser Bericht seyn soll, für eine vorläufige Beschreibung dessen, was man von jenen Bildwerken zu erwarten hat, mag es genug seyn. Worte reichen ohnedieß nicht hin, richtige Begriffe von Dingen zu erwecken, die man nie gesehen hat, und die nur durch die Anschauung können vollkommen verständlich werden. Hätte man dieser Schrift gleich auch die Umrisse dieser Figuren beigeben können, so würde vieles dadurch gewonnen, und die Sache dem Leser anschaulicher geworden seyn; allein dieß war bei dem Zustande, in welchem diese Werke sich noch befinden, nicht thunlich.

Ich schließe diese Zeilen in der Erwartung, daß solche den Freunden der Kunst und des Alterthums gleich erwünscht seyn werden, indem ich überzeugt bin, daß die Erscheinung dieser Werke zu manchen neuen Ansichten die Thüre öffnen und über viele Dinge Aufschluß geben wird, über die wir bis jetzt in Zweifel und Dunkel geblieben.

Schlußanmerkung des Herausgebers.

Dem Herausgeber sey erlaubt, auch seinen Anmerkungen eine Schlußrede anzufügen, worin er noch einiges beibringen möge, das früher entweder keine schickliche Stelle finden konnte oder übersehen wurde.

Gleich anfangs forderte die Dankbarkeit, zu erwähnen, daß Winkelmann, wie er in allem andern Vorgänger war, so auch der Erste gewesen, der aus den Nachrichten des Pausanias auf das Daseyn einer eignen uralten Schule der Kunst in Aegina geschlossen hatte. Man sehe die Geschichte der Kunst IV. Band, erste Abth., S. 13 Weim. Ausgabe.

Lessing in seinen Anmerkungen zu Winkelmanns Kunstgeschichte (Schriften Th. 10, S. 252) wollte diesen Schluß mittelst eines allgemeinen, aber willkürlichen Begriffs von Kunstschulen bestreiten. „Schulen lassen sich nicht eher denken, als bis die Kunst zu einer gewissen Vollkommenheit gelangt ist, bis die Meister nach festen Grundsätzen, und zwar jeder nach seinen eignen, zu arbeiten anfangen". Und doch

Digitized by Google

ſpricht Leſſing in demſelben Zuſammenhang, einer Eintheilung der Maler-Schulen bei Plinius gemäß, von einer helladiſchen Schule, die ſich wieder in die ſicyoniſche und attiſche Schule getheilt; da man nach ſeiner Erklärung ebenſowenig von einer attiſchen oder ſicyoniſchen als einer äginetiſchen Schule reden könnte, ſondern nur etwa von einer Schule des Dädalus, in der Folge des Kanachus, des Phidias u. ſ. w., kurz von lauter Schulen einzelner Meiſter. Wem aber gegenwärtig iſt, wie und in welchem Umfang Pauſanias den Ausdruck ἐργαστήριον ἀττικόν gebraucht, der ſieht wenigſtens, daß Leſſings Begriff nicht der der alten Schriftſteller iſt. Schule kann man eine jede Folge von Künſtlern nennen, zwiſchen denen eine Ueberlieferung beſtimmter Eigenthümlichkeiten wahrzunehmen iſt, oder deren Werke eine entſchiedene Familienähnlichkeit zeigen. Daß dieſes bei den ältern äginetiſchen der Fall geweſen, haben wir aus den Zeugniſſen der Alten dargethan.

Leſſing behauptet zufolge der von ihm aufgeſtellten Erklärung, daß man „durch die Benennung des äginetiſchen Styls nur gewiſſe alte Werke unterſchieden habe, die lang vor der Stiftung aller Schulen gemacht worden"; ſolche Werke überhaupt, meint er, habe man attiſche, oder äginetiſche, oder ägyptiſche genannt, und dieſes zu erweiſen, beruft er ſich auf die oben Seite 122 angeführte Stelle des Pauſanias B. 7, C. 5, aus welcher offenbar das gerade Gegentheil erhellt. Es iſt unmöglich, daß Leſſing bei dieſer Stelle den griechiſchen Text angeſehen; er folgt der lateiniſchen Ueberſetzung, welche eben hier völlig verkehrt iſt.

Zu erinnern iſt indeß, daß dieſe Anmerkungen nicht von Leſſing ſelbſt bekannt gemacht wurden, und gewiß nur flüchtige, dem Rand der Winkelmanniſchen Kunſtgeſchichte beigeſchriebene Andeutungen für eine künftige nähere Unterſuchung ſeyn ſollten.

Die Entdeckung der in dieſem Aufſatz beſchriebenen Werke mußte auch die Aufmerkſamkeit der Gelehrten und Kunſtgeſchichtforſcher neuerdings auf dieſe äginetiſche Schule lenken. Da man aber immer und überall das Neue und Unbekannte gern auf das Alte und Bekannte zurückführen mag, ſo können wir uns nicht wundern, wenn man auch in dem Styl dieſer Figuren nur ein neues Beiſpiel für das zu finden

Digitized by Google

dachte, was man ſchon zuvor unter hetruriſchem, altgriechiſchem oder ägyptiſchem Styl wohl zu kennen meinte. Wenn aber auch der ſcharfurtheilende Verfaſſer der voranſtehenden Beſchreibung hier noch nicht durchgegriffen und das Aeginetiſche ebenfalls noch unter jenen früheren Bezeichnungen begreifen zu können meint, ſo gibt uns dagegen ſeine treffliche Beſchreibung ſelbſt die Mittel an die Hand, die äginetiſche Kunſt, gewiſſer allgemeiner Aehnlichkeiten mit der hetruriſchen und altattiſchen ungeachtet, als eine eigenthümliche und von jenen urſprünglich verſchiedene zu erkennen.

Da, wo der Vorſchlag geſchehen, die äginetiſche Sculptur als die eigenthümlich doriſche zu betrachten, hätten wir einer Aeußerung der Weimariſchen Herausgeber von Winkelmanns Kunſtgeſchichte gern Erwähnung gethan, wäre ſie uns früher in die Augen gefallen. Es ſteht nämlich in der 77ſten Anmerkung zum VI. Bande Folgendes: „Alle neueren Entdeckungen alter Denkmale, alle angeſtellten Vergleichungen haben den Forſchern bis jetzt noch immer nicht zur genauen Kenntniß von dem eigentlichen Unterſchiede der Kunſtſchulen verholfen. Daß aber, in Werken der Malerei wie der Plaſtik, ein ſolcher Unterſchied ſtattgefunden und von geübten Augen wahrzunehmen geweſen, iſt vermöge der Nachrichten und vermöge der ſtrengen Sonderung in Sitten, Gebräuchen, Sprache und Lebensart zwiſchen dem joniſchen und doriſchen Stamme keinem Zweifel unterworfen".

In demſelben Zuſammenhange mußte nebſt doriſcher Poeſie und Architektur auch doriſche Tonkunſt erwähnt werden.

Perſönlich befreundet den ſtammverwandten Aegineten war Pindar; Beweis ſein Geſang auf die Aphäa (Dictynna, Britomartis), den er ihnen dichtete (*Αἰγινήταις ἐποίησεν*, Pauſan. II, 30), und die vielen Geſänge auf Aegineten, die in den Wettkämpfen geſiegt. Eine Anſpielung auf die in Aegina blühende Bildnerkunſt iſt der Anfang der fünften Nemeiſchen Ode.

Um die Bedeutung des Ausdrucks: *τρόπος τῆς ἐργασίας* außer allen Zweifel zu ſetzen, mußte angeführt werden, daß Pauſanias an mehreren Stellen das Wort *ἐργασία* in Bezug auf die Ordnungen

Digitized by Google

der Architektur gebraucht; von der doriſchen z. B. B. V, C. 10: *Τοῦ ναοῦ δὲ Δώριος μέν ἐστιν ἡ ἐργασία*, d. h. die Architektur des Tempels iſt doriſch. So auch ebendaſ. C. 16 gleich im Anfang. Unwiderleglich erhellt wenigſtens hieraus, daß das Wort nicht auf die bloße Ausführung geht, ſondern einen im Materiellen des Gegenſtandes liegenden und beſtimmt ſich ausſprechenden Charakter andeutet, der da, wo von Sculptur die Rede iſt, in nichts anderem beſtehen kann als in der Art die Natur zu nehmen und darzuſtellen.

In Anſehung der ſonderbaren Stellung der Minerva (S. 128), welche von den Knieen an nach der Seite gerichtet iſt, während Kopf, Bruſt und der ganze Obertheil gerade vorwärts ſieht, ließ ſich noch bemerken, daß dieſer Widerſpruch der Stellung ähnliche Gründe haben könnte wie der Widerſpruch des Styls, den man zwiſchen den Köpfen der Figuren und dem übrigen Körper wahrnimmt.

Eine beſondere Merkwürdigkeit würde dieſe Minerva erhalten, wenn man ſie als Beiſpiel und demnach als Erklärung der *σχολιὰ ἔργα*, bei Strabo L. XIV, p. 532 ed. Tzschuck. annehmen dürfte. Winkelmann in der erſten Ausgabe der Kunſtgeſchichte I, S. 90 meinte, man habe unter dieſen nur ſolche Figuren verſtanden, die, verſchieden von den älteſten, völlig geraden und unbeweglichen, mancherlei Stellungen und Handlungen nachahmten. Gewiß ein ſonderbarer Ausdruck, dergleichen Werke überhaupt verdrehte zu nennen! Eine ſpätere Erklärung muß die ſeyn, die in den Text der Weimar. Ausgabe S. 20 aufgenommen worden, der Ausdruck ſoll nur das Uebertriebene andeuten, welches die erſten Verſuche, Mannichfaltigkeit der Stellungen und Handlungen in die Figuren zu bringen, nothwendig begleiten müſſen. Die Nothwendigkeit zugegeben, wäre der Ausdruck gleichwohl für das, was man in Anſehung der Götterbilder je ſich erlauben konnte, ſehr übertrieben.

Dagegen läßt ſich nicht leugnen, daß unſere ägineticſche Minerva ein *σχολιὸν ἔργον* recht eigentlich zu nennen wäre. Werke dieſer Art konnte man auch mit allem Fug den alten Holzbildern entgegen ſetzen; denn dieſe waren meiſt Götterbilder oder eigentliche Idole, die grad'

Digitized by Google

ausſahen, ohne ſich nach der einen oder andern Seite zu wenden. Von den ſtrengen Vorſchriften, denen ſogar die Weltgegenden nicht gleichgültig ſchienen, nach welchen Götterbilder gerichtet waren, konnte die Kunſt nur ſtufenweiſe, ſo, wie wir es bei unſerer Minerva ſehen, ſich abzuweichen erlauben, und auf dieſe Art und in dieſer Zwiſchenzeit entſtanden die σκολιὰ ἔργα.

Dieſe Vorſtellung zu faſſen, war allerdings nicht möglich, ehe ein ſolches Werk gekannt war. Aber auch jetzt wäre ſie unwahrſcheinlich, nach dem, was Winkelmann (S. 20 der neuen Ausgabe) aus Strabo anführt, „daß zu Epheſus viele Tempel ſowohl aus der älteſten als folgenden Zeit geweſen, und in jenen ſehr alte Statuen von Holz (ἀρχαῖα ξόανα) geſtanden, in den andern aber σκολιὰ ἔργα". Lautete der Bericht wirklich ſo allgemein, ſo müßten auch die σκολιὰ ἔργα etwas Allgemeineres bedeuten, ſie wären, den alten Holzbildern entgegengeſetzt, überhaupt künſtlichere Bilder. Der Zuſammenhang zeigt aber etwas ganz anderes, wie folgender Auszug beweiſt.

„Etwas höher über dem Meer (als die Stadt Epheſus) liegt der heilige Hain, Ortygia genannt, in dem einſt Latona unter dem Beiſtand der Amme Ortygia gebar. Ueber dieſem Hain liegt der Berg Solmiſſus. An dieſem Ort (ἐν τῷ τόπῳ) ſind mehrere Kapellen (daß hier unter ναοῖς ſolche zu verſtehen ſind, zeigt das Folgende), von denen die einen alt, die andern ſpäter entſtanden ſind; in den alten ſind alterthümliche Holzbilder, in den ſpäter entſtandenen σκολιὰ ἔργα, nämlich die Latona mit einem Scepter, und die Ortygia, in jeder Hand ein Kind tragend". — Bilder aus neuerer Zeit waren alſo überhaupt keine in dieſen Kapellen vorhanden, ſondern nur aus der allerälteſten und nächſtälteſten; zum Beweis des hohen Alterthums oder vielmehr der frühen Veraltung dieſes einzelnen Cultus, welche auch aus andern Umſtänden erhellt. Nämlich dieſe Tempelchen waren, wie Strabo ferner berichtet, der Mittelpunkt jährlicher feierlicher Zuſammenkünfte, wobei beſonders die Jünglinge herrlich lebten; aber auch das Kapitul (Collegium, ἀρχεῖον) der Kureten veranſtaltete dort Gaſtmäler und geheime Opfer (μυστικὰς θυσίας)."

Digitized by Google

Klar ist hieraus, daß nicht von Statuen überhaupt oder unbestimmter Weise, sondern von bestimmten Bildsäulen der Latona und Ortygia die Rede ist, die in alten Kapellen eines gewissen Bezirks in der Nähe von Ephesus, vermög' eines besonderen und zum Theil geheimen Cultus verehrt wurden. Durch diese Bemerkung sinkt Tyrwhitt's Vermuthung Σκόπα (Werke des Skopas) statt Σκολιά zu lesen vollends unter alle Wahrscheinlichkeit. Ob Lessings Erklärung (Schriften Th. 10, S. 236), nach welcher die alten Holzbilder Werke aus der guten ältesten Zeit der Kunst, die σκολιὰ ἔργα aber schlechte, elende Werke aus ganz neuer Zeit bedeuten sollen, sich besser mit dem Zusammenhang der Erzählung, so wie mit der sonst gewöhnlichen Bedeutung des Ausdrucks ἀρχαῖα ξόανα vertrage, wollen wir nicht untersuchen. Dagegen hoffen wir, daß diese unsere Anmerkung die Prüfung gründlicher Alterthumsforscher wohl verdienen möge.

Wir fügen nur, zu Verhütung von Mißverstand, die Erinnerung bei, daß es nicht unsere Meinung seyn kann, die äginetische Minerva und somit diese sämmtlichen Figuren in jene Zeit zurückzusetzen, wo das Verdrehte bei Götter-Statuen entstand oder gewöhnlich war. Wir haben vielmehr bereits angedeutet, daß es mit dieser Verdrehung der Minerva eine ähnliche Bewandtniß haben möge wie mit den Köpfen, Gesichtern u. s. w., die aus einer viel ältern Zeit zu seyn scheinen als die Sculptur der übrigen Theile, woraus eben erhellt, daß diese Eigenheiten hier nicht mehr ursprüngliche Zeichen des alterthümlichen Styls sind. Allein dieß schon, daß man sich noch bewogen finden konnte, diese Eigenheiten eines uralten Styls theilweise beizubehalten, deutet auf eine sehr ferne Entstehungszeit.

Was die Behandlung der Haare insbesondere betrifft, ist zu bemerken, daß diese überhaupt am längsten vernachlässiget und conventionell behandelt worden. Wenigstens nennt Plinius (XXXIV, 19, 4) den Pythagoras von Rhegium als den ersten, der die Haare genauer ausgeführt, und desselben Kunstzeit kann auf keinen Fall allzu lange vor Phidias angenommen werden. Um so weniger ist sich darüber zu

Digitized by Google

verwundern, daß selbst an dem Colossen von Monte Cavallo, den wir jetzt, nach den überzeugenden Gründen des würdigen Herausgebers der Winkelmannschen Kunstgeschichte, herzhaft als ein Opus Phidiae ansprechen dürfen, die Haare noch nicht völlig naturgemäß, geschweige frei oder zierlich behandelt sind, und nach Plinius (ebend. Sect. 3) sogar dem Myron vorgeworfen worden, capillum et pubem non emendatius fecisse, quam rudis antiquitas instituisset.

In die Zeit der äginetischen Kunst (zwischen Smilis und Kallon), da keine Namen von Künstlern genannt werden, könnte man versucht seyn jenen Bildhauer zu setzen, von dem Winkelmann a. a. O. sagt: „Ein gewisser äginetischer Bildhauer ist nicht dem Namen nach, sondern durch die Benennung des äginetischen Bildners bekannt", wozu er Plinius XXXV, 40. 41 anführt. Allein der Ausdruck: fictor Aegineta, bezeichnet wahrscheinlich überhaupt keinen Bildhauer, sondern hat die Bedeutung des griechischen πλάσης, denn der Αἰγιναία πλαστική (Pausan. 10, 17), d. h. der äginetischen Thonbildnerei, und ihrer ansehnlichen Ausbreitung haben wir schon früher Erwähnung gethan.

Fortan, da man der Eigenthümlichkeit des äginetischen Styls theils überhaupt gewisser, theils genauer von derselben unterrichtet ist, wird es in der griechischen Vasen-Kunde eine eigne Aufgabe werden, Gefässe äginetischer Plastik oder doch Nachahmungen von solchen zu erkennen und von andern zu unterscheiden. Doppelten Werth hat in dieser Beziehung das einzige, wenigstens zum Theil erhaltene Gefäß, das S. 146 Litt. G. G. beschrieben ist.

Bei Erwähnung der (sogenannten schwarzen) Ceres zu Phigalia konnte bemerkt werden, wie unabhängig die Kunst damals schon, auch in eigentlichen Gegenständen der Superstition (wie viel mehr in andern!), sich von dem Ueberlieferten gemacht hatte. Denn die Meinung, Onatas habe das Meiste nach dem Anblick in Traumgesichten gemacht, beweist von der einen Seite zwar, daß es um eine Vera Icon der Göttin zu thun war, von der andern aber, daß der Künstler keinesweges das alte Idol zum Vorbild genommen, sondern ein Werk völlig freier Schöpfung aufgestellt hatte. So wie die Wahl des Onatas zur Verfertigung des

Digitized by Google

Bildes — um jeden Preis, wie Pauſanias erzählt — ein offenbares Zeichen iſt, daß man eben ihn im Stand glaubte, das heilige Grauen uralter unförmlicher Götterbilder durch Großartigkeit des Styls und durch die Macht der Kunſt zu erregen.

Wer die Aeußerungen des Pauſanias über äginetiſche Kunſt aufmerkſam und im Zuſammenhange lieſt, kann nicht umhin wahrzunehmen, daß er derſelben mit einer gewiſſen Vorliebe gedenkt und ihr mit beſonderer Neigung zugethan iſt. Bei dem Schweigen der übrigen Schriftſteller darf uns dieſe Bemerkung dennoch kein Mißtrauen gegen die Nachrichten des Pauſanias einflößen; im Gegentheil zeigt jenes Schweigen nur in einem neuen Beiſpiel, wie ſehr an Genauigkeit und Kennerſchaft Pauſanias über die andern alten Schriftſteller hervorragt, aus denen wir unſere Kenntniſſe über alte Kunſtgeſchichte zu ziehen genöthiget ſind. Daß auch nicht bloß Pauſanias den Begriff eines äginetiſchen Styls ſich erdacht oder gebildet habe, ſo etwa, wie auch ein neuerer Forſcher mehr oder weniger willkürlich Schulen unterſcheiden kann, erhellt aus der Hauptſtelle vom äginetiſchen Styl, wo er ſagt: „von den Griechen", alſo allgemein, werde er ſo genannt, gleichwie er auch ſonſt der äginetiſchen Werke als ſolcher erwähnt, die ſo genannt werden (*τοῖς καλουμένοις Αἰγιναίοις*).

Bei dieſer Vorliebe iſt um ſo mehr zu bedauern, daß Pauſanias in ſeiner Beſchreibung von Aegina den Berg und Tempel des Panhelleniſchen Jupiters nur wie von ferne begrüßt, anſtatt uns mit wenigen Worten, wie er pflegt, über ſo manche Ungewißheiten und Zweifel hinwegzuheben.

Wer übrigens beobachtet, wie Pauſanias von ihrem Stifter an die äginetiſche Kunſt von der attiſchen unterſcheidet, ja zum Theil heraushebt, und mit welcher Angelegenheit er am Ende die Trefflichkeit des Onatas, ſelbſt in Vergleich mit dem Phidias, geltend zu machen ſucht, der wird ſich kaum des Gedankens erwehren können: Pauſanias, welchem Werke der äginetiſchen Kunſt ſelbſt ſchon als hohe Kunſtalterthümer vorſchwebten, habe über das Verhältniß zwiſchen dieſer und der attiſchen eine der unſeren gleiche Meinung gehegt, nämlich daß die äginetiſche der

Digitized by Google

attiſchen auf dem Weg zur wahren Vollkommenheit vorangegangen ſey. Denn weiter als zur mehr oder weniger begründeten Meinung iſt in ſolchen Unterſuchungen nicht zu gelangen, und auch die Wahrſcheinlichkeit darf man nicht von dem einzelnen Grund erwarten; alle, auch die kleinſten Umſtände und Beziehungen müſſen zuſammengenommen und im Geiſt lang und wohl erwogen werden, um die Annahme zu entdecken, die ſie alle aufs natürlichſte vereinigt, und ſo endlich zu einem befriedigenden Schluß zu kommen.

Digitized by Google

Erlanger Vorträge

in den Jahren 1821—1825.

(Aus dem handschriftlichen Nachlaß.)

Digitized by Google

Digitized by Google

Ueber die Natur der Philoſophie als Wiſſenſchaft.[1]

Der Gedanke oder das Beſtreben, ein Syſtem des menſchlichen Wiſſens zu finden, oder, anders und beſſer ausgedrückt, das menſchliche Wiſſen im Syſtem, im Zuſammenbeſtehen zu erblicken, ſetzt natürlich voraus, daß es urſprünglich und von ſich ſelbſt nicht im Syſtem — daß es alſo ein ἀσύστατον, ein nicht Zuſammenbeſtehendes, ſondern vielmehr ſich Widerſtreitendes iſt. Um dieſe Aſyſtaſie, dieſen Unbeſtand, dieſe Uneinigkeit, gleichſam dieſes bellum intestinum in dem menſchlichen Wiſſen zu erkennen — (denn dieſer innere Widerſtreit muß offenbar werden), mußte der menſchliche Geiſt ſich in allen möglichen Richtungen ſchon verſucht haben. Daher mußten z. B. in Griechenland a) die bloßen Phyſiker vorausgehen, die da glaubten, alles auf bloße Natururſachen zurückführen zu können, b) der Dualismus des Anaxagoras, c) die Lehre der Eleaten, welche, um allen Widerſtreit aufzuheben, die bloße Einheit ſetzten, während der Gegenſatz oder die Nicht-Einheit gleiche Rechte hat, und das wahre Syſtem eben nur dasjenige ſeyn kann, welches Einheit der Einheit und des Gegenſatzes iſt, d. h. welches zeigt, wie die Einheit mit dem Gegenſatz und der Gegenſatz mit der Einheit zugleich beſtehe, ja wie es zum Beſten des anderen nothwendig ſey — dieß alles mußte vorausgehen, ehe im Platon auch nur die wahre Idee eines Syſtems erſcheinen konnte. Alſo der Zeit nach ſind die

[1] Aus einer im Winter 1821 gehaltenen Vorleſung über das Syſtem der Philoſophie. (Beginn der Vorleſung am 4. Januar 1821.) D. H.

Digitized by Google

Syſteme vor dem Syſtem. Bedürfniß der Harmonie kommt erſt aus Disharmonie.

Endlich muß, damit das Streben nach dem Syſtem wirklich vorhanden ſey, die Einſicht hinzukommen, daß jener Widerſtreit der Anſichten nicht etwas Zufälliges, in ſubjektiver Unvollkommenheit, etwa oberflächlichem Denken oder Verkehrtheit der Einzelnen, oder gar, wie manche Seichtlinge ſich vorſtellen, in bloßen Logomachien Gegründetes ſey. Man muß ſich überzeugt haben, daß dieſer Widerſtreit einen objektiven Grund hat, daß er in der Natur der Sache ſelbſt, in den erſten Wurzeln alles Daſeyns gegründet iſt. Man muß eben darum die Hoffnung aufgegeben haben, dieſen Widerſtreit, dieſes bellum omnium contra omnes damit zu beendigen, daß irgend eine einzelne Anſicht der andern abſolut Meiſter werden, ein Syſtem das andere unterjochen könne. Dieß kann freilich ſcheinbar oft der Fall ſeyn. Nämlich obwohl alle ausſchließenden Syſteme dieß miteinander gemein haben, nicht das Syſtem, und inſofern etwas Partielles, Untergeordnetes zu ſeyn, ſo kann doch eins allerdings auf einer höhern Stufe ſtehen als das andere. Oder — denn dieß verdient genauere Darſtellung — eigentlich verhält es ſich ſo. In allen Widerſprüchen der Syſteme untereinander iſt doch zuletzt nur Ein großer Widerſpruch, Ein Urzwiſt. Wir wollen denſelben ſo ausdrücken, daß nach der einen Behauptung A = B, nach der andern = C iſt. Nun kann es aber geſchehen, daß beide Syſteme, das, welches A = B, und das, welches A = C ſetzt, auf einer ſehr untergeordneten Stufe aufgefaßt werden und ſo gegeneinander auftreten. Mittlerweile findet ſich einer, der über dieſen untergeordneten Standpunkt ſich erhebt, aber auf dem höhern nicht etwa das aufſtellt, wodurch A = B und A = C vereinigt werden, ſondern wieder nur A = B, aber auf einer höhern Stufe, in einer höhern Potenz; — ſehr häufig aber iſt, daß die Einſeitigkeit nur greller ausgebildet wird, denn wie einmal die Zerlegung angefangen, ſchreitet ſie natürlich fort und zuletzt dahin, wo nur die Individualität entſcheidet, wodurch man aber geſteht, daß keines des anderen abſolut Meiſter; — hat ſich aber A = B wirklich geſteigert (ohne übrigens im Weſentlichen verändert zu ſeyn), während A = C

Digitized by Google

sich nicht gesteigert hat, sondern geblieben ist, so wird vor der Hand A = B Meister von A = C. Aber dieß dauert nicht lang, A = C wird endlich seines Nachtheils gewahr und steigert sich ebenfalls, so daß sie sich, nur auf dem höhern Standpunkt, wieder ebenso gut entgegenstehen als vorher auf dem niederen.

Eine andere, noch zufälligere Möglichkeit ist diese: Wenn A = B und A = C sich vollkommen die Wage halten, so wird es eben darauf ankommen, wer von beiden, der 1, oder der 2 behauptet, der bessere Kämpfer ist. Allein dieß ist ein Sieg, der durchaus nichts entscheidet.

Also allerdings scheinbar und für eine Zeit kann ein System des andern Meister werden, wirklich und in die Länge nicht, und daß dieß unmöglich sey — daß an sich jedes System gleiches Recht habe, gleichen Anspruch zu gelten — dieß ist die Einsicht, welche der Idee des Systems im großen Sinn — des Systems par excellence — vorausgehen muß. Solange der Materialist noch dem Intellektualisten oder der Idealist dem Realisten sein Recht nicht zugesteht, ist an das System κατ' ἐξοχήν nicht zu denken. Ich bemerke übrigens, daß hier nur von Systemen die Rede ist, die wirkliche Momente der Entwicklung darstellen, nicht von solchen, denen etwa nur ihre Urheber diese Titel geben, und denen man zu viel Ehre anthun würde, wenn man sie auch nur eines Irrthums fähig halten wollte. Wer irren will, der muß wenigstens auf dem Wege seyn; wer aber gar nicht einmal sich auf den Weg macht, sondern völlig zu Hause sitzen bleibt, kann nicht irren. Wer sich in die See wagt, kann durch Stürme oder eigne Ungeschicklichkeit freilich vom Wege abkommen und verschlagen werden, wer aber gar nicht aus dem Hafen ausläuft, dessen ganzes Bestreben vielmehr darin besteht, nicht auszulaufen, sondern durch ein ewiges Philosophiren über Philosophie zu verhindern, daß es gar nie zur Philosophie komme, der hat freilich keine Gefahren zu befürchten.

Also die Idee des Systems überhaupt setzt den nothwendigen und unauflöslichen Widerstreit der Systeme voraus: ohne diesen würde sie gar nicht entstehen.

Oft genug ist der Philosophie diese Asystasie, dieser innere Wider-

Digitized by Google

ſtreit vorgeworfen worden. Kant in verſchiedenen Stellen ſeiner Schriften ſtellte der Metaphyſik gleichſam zur Lehre und Beſſerung als beſchämendes Beiſpiel die Mathematik vor, und nach ihm andere. „Seht hier, ſagen ſie, wie in der Geometrie z. B. alle einig ſind von jetzt an bis zu Euklides hinauf und von da bis zu Thales und zu den ägyptiſchen Prieſtern, während es in der Philoſophie heißt: quot capita, tot sensus, wie viel Köpfe, ſo viel Syſteme, und jeder Tag ein neues gebiert". Was nun dieſe über Nacht entſtehenden betrifft, ſo habe ich ſchon meine Meinung geſagt. Wenn man aber die Philoſophie darum geringſchätzt, weil es in ihr Syſteme gebe, in der Geometrie nicht, ſo ſage ich: Freilich in der Geometrie gibt es keine Syſteme, weil es kein Syſtem gibt — und in der Philoſophie muß es wohl Syſteme geben, eben weil es ein Syſtem gibt. Es iſt gerade, als ob man den ſtereometriſch regelmäßigen Kryſtall der menſchlichen Geſtalt darum vorziehen wollte, weil in jenem keine Möglichkeit zur Krankheit liegt, im menſchlichen Körper aber die Keime aller möglichen Krankheiten. Denn ſo ungefähr wie Krankheit und Geſundheit verhält ſich das einzelne Syſtem zu dem Syſtem *κατ' ἐξοχήν*. Auch im menſchlichen Organismus unterſcheiden die Aerzte einzelne Syſteme. Wer nun an einem dieſer Syſteme leidet, d. h. bei wem es beſonders hervortritt, der iſt gleichſam gebunden an dieſes Syſtem, in ſeiner Freiheit gehemmt, recht eigentlich ein Sklave deſſelben. Der Geſunde aber fühlt keines dieſer Syſteme insbeſondere, er weiß nicht, wie man zu ſagen pflegt, daß er ein Verdauungs- ꝛc. Syſtem hat; er iſt frei von allem Syſtem. Warum? Nicht darum, daß nicht dieſe Syſteme in ſeinem Organismus lägen — da wär' ihm ſchlecht damit gedient —, ſondern weil er nur im Ganzen lebt, im Totalſyſtem, in welchem alle jene einzelnen Syſteme gleichſam verſtummen und unmöglich werden (das Wort „geſund" iſt höchſt wahrſcheinlich ſoviel als ganz). Ebenſo in der Philoſophie: wer bis zum Ende durchgedrungen iſt, ſieht ſich wieder in völliger Freiheit, er iſt frei vom Syſtem — über allem Syſtem.

Wir haben alſo bis jetzt Folgendes beſtimmt. 1) Die äußere Möglichkeit des Syſtems, gleichſam die Materie, der Stoff dazu,

Digitized by Google

iſt eben der innere unauflösliche Widerſtreit im menſchlichen Wiſſen. 2) Dieſer Streit muß offenbar geworden ſeyn, er muß ſich in allen möglichen Richtungen gezeigt und ausgebildet haben. 3) Man muß einſehen, daß in dieſem Streit nichts Zufälliges, ſondern alles ein in den erſten Principien ſelbſt Gegründetes ſey. 4) Man muß die Hoffnung aufgeben, dieſen Streit jemals dadurch zu beendigen, daß ein Syſtem Meiſter werde über das andere. Wenn es aber unmöglich iſt, einſeitig eins durch das andere zu unterjochen, ſo muß man ſich 5) — und dieß iſt eine neue Beſtimmung — man muß ſich auch nicht vorſtellen, eine Einheit zu finden, in welcher ſie ſich alle gegenſeitig *vertilgen*, denn auch damit ginge ja der Begriff des Syſtems unter, ſondern die Aufgabe iſt eben, daß ſie wirklich *zuſammenbeſtehen*. Im erſten Fall (wenn ſie ſich alle gegenſeitig vertilgten) würde man ſtatt des Syſtems nur einen bodenloſen Abgrund vor ſich ſehen, in den alles verſinkt, und in dem ſich nichts mehr unterſcheiden läßt. Nicht vertilgt werden ſollen die Syſteme, ſondern zuſammenbeſtehen, wie die verſchiedenen Syſteme in einem Organismus, und durch dieſes ihr Zuſammenbeſtehen eine Anſicht erzeugen, die über allen einzelnen liegt, die geſunde Anſicht, bei der der Menſch ſich wohl fühlt, wie im geſunden menſchlichen Körper alle Differenzen der Organe und Funktionen in Ein untheilbares Leben ſich auflöſen, deſſen Empfindung Wohlſeyn iſt.

Irgend ein wirkliches Syſtem vertilgen, vernichten zu wollen, wäre gerade gegen den Zweck. Denn woraus entſteht die Einſeitigkeit der Syſteme? Antwort: wie *Sie* bereits deutlich einſehen müſſen, nicht aus dem, was man behauptet, ſondern aus dem, was man *leugnet*. Schon Leibniz ſagt irgendwo ſehr naiv: „Ich habe gefunden, daß der größte Theil der Sekten Recht haben in einem guten Theil deſſen, was ſie behaupten, aber nicht ſo ſehr in dem, was ſie leugnen“. Leibniz fühlte wohl, daß eben das Ausſchließende das Falſche iſt, und doch ſtellte er ſelbſt wieder ein offenbar einſeitiges Syſtem auf, wenn er behauptete, alles komme in der Welt auf Vorſtellkräfte zurück. Derſelbe Leibniz ſagt an einer andern Stelle ſeiner Schriften: „Je tiefer man in den Grund der Dinge eindringt, deſto mehr Wahrheit läßt ſich in

Digitized by Google

den Lehren der meiſten Sekten entdecken. Man kommt endlich auf einen perſpektiviſchen Mittelpunkt, in welchem man alles vereinigt findet. Stellt man ſich in dieſen Mittelpunkt, ſo ſieht man nur Regelmäßigkeit und Uebereinſtimmung; entfernt man ſich von dieſem, und je weiter man ſich entfernt, deſto mehr verwirrt ſich alles, ein Theil deckt den andern, die Linien verſchieben ſich". Aber er ſetzt auch hier hinzu: „Sektengeiſt iſt bisher der Fehler geweſen. Man hat ſich ſelbſt eingeſchränkt, indem man verworfen hat, was andere lehrten". Alſo auch hier wird der Fehler ins Verwerfen geſetzt. Warum iſt aber derſelbe Leibniz eben in denſelben Fehler verfallen? Antwort: Sein Syſtem ſtand allerdings auf einer hohen Stufe, und ſo war freilich auch in dieſem Syſtem ein gewiſſer, aber doch immer partiell-perſpektiviſcher Mittelpunkt, von welchem aus manche tiefer ſtehende Lehren und Behauptungen übereinſtimmend erſcheinen konnten.

Ich habe bisher von dem äußern Grund des Syſtems oder dem Beſtreben geſprochen, das menſchliche Wiſſen im Syſtem — im Zuſammenbeſtehen zu ſehen. Dieſer äußere Grund iſt der an ſich unauflösliche Widerſtreit im menſchlichen Wiſſen. Ich habe dieſen nicht dargethan, bewieſen; ich habe ihn vorausgeſetzt und vorausſetzen müſſen. Hätte ich mich darauf einlaſſen wollen, ſo hätte ich ſtatt des Syſtems ſelbſt auch die Vorbereitung dazu — die Propädeutik deſſelben — geben müſſen. Nämlich die beſte Propädeutik iſt eben, dieſen nothwendigen Widerſpruch, in den das erwachende Bewußtſeyn, die erwachende Reflexion geräth, von den erſten Wurzeln an durch alle ſeine Verzweigungen bis zur Verzweiflung zu verfolgen, wo dann der Menſch gleichſam gezwungen iſt, die Idee jenes höheren Ganzen zu faſſen, in welchem die widerſtreitenden Syſteme durch ihr Zuſammenbeſtehen jenes höhere Bewußtſeyn erzeugen, in dem er wieder frei iſt von allem Syſtem, über allem Syſtem. Dieſes Geſchäft iſt eigentlich das der bloßen Dialektik, welche keineswegs die Wiſſenſchaft ſelbſt, wohl aber die Vorbereitung zu ihr iſt.

Alſo der äußere Grund des Syſtems iſt die unſprüngliche ἀσυστασία des menſchlichen Wiſſens. Was iſt nun aber das Princip ſeiner Möglichkeit? Nämlich das Wünſchenswerthe eines ſolchen alles

Digitized by Google

Widerstreitende in Einklang bringenden Ganzen sehen wir wohl ein, aber wie ist es möglich, und unter welchen Voraussetzungen ist es allein denkbar? — Die erste Voraussetzung hierzu ist unstreitig 1) die allgemeine Idee der Fortschreitung, der Bewegung in dem System. Denn es ist allerdings unmöglich, daß widerstreitende Behauptungen, wie man zu reden pflegt, zugleich — nämlich in einem und demselben Moment der Entwicklung wahr seyen. Wohl möglich aber ist, daß für einen gewissen Punkt der Entwicklung der Satz: A ist B wahr sey, für einen andern A ist nicht B. Hier hält die Bewegung die widerstreitenden Sätze auseinander. 2) Aber zu dieser Bewegung bedarf es eines Subjekts der Bewegung und Fortschreitung, worunter das sich Bewegende und Fortschreitende selbst verstanden wird, und in Ansehung dieses Subjekts werden zwei Voraussetzungen gemacht: a) es ist nur Ein Subjekt, das durch alles geht; denn wäre ein ander Subjekt in B, und wieder ein anderes in C, so wäre B und C völlig geschieden, und es wäre kein Zusammenhang. Wie es nur ein und dasselbe Subjekt ist, das in den verschiedenen Gliedern eines Organismus lebt, so muß es nur Ein Subjekt seyn, das durch alle Momente des Systems geht — darum sind aber nicht die Glieder, durch welche es geht, auch einerlei. — Aber b) dieses Eine Subjekt muß durch alles gehen und in nichts bleiben. Denn wo es bliebe, wäre das Leben und die Entwicklung gehemmt. Durch alles durchgehen und nichts seyn, nämlich nichts so seyn, daß es nicht auch anderes seyn könnte — dieses ist die Forderung.

Was ist dieses Subjekt, das in allem ist, und in nichts bleibt? Wie sollen wir es nennen? — (Im Vorbeigehen, diese Frage ist identisch mit der sonst so gewöhnlichen, was Princip der Philosophie sey. Nämlich das Princip der Philosophie ist das, was nicht etwa nur im Anfang Princip ist und dann aufhört es zu seyn, sondern was überall und immer, was im Anfang, Mittel und End' gleicherweise Princip ist. — Ferner hat man sonst wohl auch unter Princip einen obersten Satz verstanden. Da man nämlich die Philosophie nur als eine Kette von auseinander folgenden Sätzen betrachtete, stellte man sich vor, daß es

Digitized by Google

einen oberſten Ring in dieſer Kette geben müſſe — einen erſten Satz, aus welchem ſodann ein zweiter, aus dieſem wieder ein dritter folgt u. ſ. f. So hatte Carteſius als oberſten Satz ſein: Cogito ergo sum. Fichte: Ich bin Ich. Allein in einem lebendigen Syſtem, das nicht eine Folge von Sätzen iſt, ſondern von Momenten des Fortſchreitens und der Entwicklung, kann von einem ſolchen oberſten Satze nicht die Rede ſeyn). Alſo was iſt Princip des Syſtems, was iſt jenes Eine Subjekt, das durch alles geht, und in nichts bleibt? Wie ſollen wir es nennen, was von ihm ausſagen? — Wir wollen erſt ſehen, was die Frage: was iſt es? ſelbſt bedeutet. „Etwas namhaft machen, das es iſt". Nun dieß iſt leicht. Soll ich etwa ſagen: A iſt B? Freilich! Aber es iſt auch nicht B. Allein ich verlange eine genaue Beſtimmung deſſelben, ich verlange, daß ſein Begriff mit feſten Grenzen umſchrieben, definirt werde. Wenn man eine Definition verlangt, ſo will man wiſſen, was das Subjekt definitiv iſt, und nicht bloß ſo iſt, daß es auch etwas anderes oder gar das Gegentheil davon ſeyn kann. Dieß iſt hier der Fall. Ich kann weder beſtimmt ſagen, A ſey B, noch beſtimmt, es ſey nicht B. Es iſt ſowohl B als nicht B, und es iſt weder B noch nicht B. Es iſt nicht ſo B, daß es nicht auch nicht B wäre, und es iſt nicht ſo nicht B, daß es ſchlechterdings und auf keine Weiſe B ſeyn könnte. Und dasſelbe würde der Fall ſeyn mit jeder andern Beſtimmung, mit C, mit D u. ſ. f. Was bleibt nun übrig? Soll ich etwa die ganze Reihe herſagen, ſoll ich ſagen: es iſt A, B, C, D u. ſ. f. Aber, meine Herrn, das iſt ja eben die ganze Wiſſenſchaft, das iſt ja eben ſchon das Syſtem ſelbſt. Was bleibt alſo übrig? Antwort: ich muß eben das Indefinible, das nicht zu Definirende des Subjekts ſelbſt zur Definition machen. Was heißt definiren? Dem Worte nach: in beſtimmte Grenzen einſchließen. Definiren läßt ſich daher nichts, als was von Natur in beſtimmte Grenzen eingeſchloſſen iſt. Daher die Definition einer geometriſchen Figur etwas ganz Einfaches, weil eben ihr Weſen in der Begrenzung beſteht. Hier iſt das Definiendum ſchon ein Definitum — ich definire ſie eigentlich nicht, ſie iſt ſchon definirt, und wenn ich ſage, ich gebe eine Definition, z. B. von der Ellipſe, ſo heißt dieß nur

Digitized by Google

ſo viel: ich werde mir der Definition der Ellipſe — der in ihr ſelbſt liegenden — nur bewußt. Daher Geometrie = definible Wiſſenſchaft. Allein mit dem Subjekt der Philoſophie iſt es etwas ganz anderes. Dieſes iſt ſchlechthin indefinibel. Denn 1) es iſt nichts — nicht etwas, und ſelbſt dieß wäre wenigſtens eine negative Definition; allein es iſt auch nichts nicht, d. h. es iſt alles. Es iſt nur nichts einzeln, ſtillſtehend, insbeſondere; es iſt B, C, D u. ſ. w. nur, ſofern jeder dieſer Punkte zu dem Fluß der unzertrennlichen Bewegung gehört. Es iſt nichts, das es wäre, und es iſt nichts, das es nicht wäre. Es iſt in einer unaufhaltſamen Bewegung, in keine Geſtalt einzuſchließen, das Incoercible, das Unfaßliche, das wahrhaft Unendliche. Zu dieſem muß ſich erheben, wer der vollkommen freien, ſich ſelbſt erzeugenden Wiſſenſchaft mächtig werden will. Hier muß alles Endliche, alles, was noch ein Seyendes iſt, verlaſſen werden, die letzte Anhänglichkeit ſchwinden; hier gilt es alles zu laſſen — nicht bloß, wie man zu reden pflegt, Weib und Kind, ſondern was nur Iſt, ſelbſt Gott, denn auch Gott iſt auf dieſem Standpunkt nur ein Seyendes. Hier, wo wir dieſen Begriff (Gott) zuerſt nennen, mögen wir an ihm als dem höchſten Beiſpiel jenes Frühere nachweiſen. Wir ſagten: es iſt nichts, das das abſolute Subjekt nicht wäre, und es iſt nichts, das jenes Subjekt wäre. Nämlich das abſolute Subjekt iſt nicht nicht Gott, und es iſt doch auch nicht Gott, es iſt auch das, was nicht Gott iſt. Es iſt alſo inſofern über Gott, und wenn ſelbſt einer der vorzüglichſten Myſtiker früherer Zeit gewagt hat von einer Uebergottheit zu reden, ſo wird dieß auch uns verſtattet ſeyn, und es wird ausdrücklich hier bemerkt, damit nicht etwa das Abſolute — jenes abſolute Subjekt — geradezu mit Gott verwechſelt werde. Denn dieſer Unterſchied iſt ſehr wichtig. Alſo ſelbſt Gott muß der laſſen, der ſich in den Anfangspunkt der wahrhaft freien Philoſophie ſtellen will. Hier heißt es: Wer es erhalten will, der wird es verlieren, und wer es aufgibt, der wird es finden. Nur derjenige iſt auf den Grund ſeiner ſelbſt gekommen und hat die ganze Tiefe des Lebens erkannt, der einmal alles verlaſſen hatte, und ſelbſt von allem verlaſſen war, dem alles verſank, und der mit dem Unendlichen ſich

Digitized by Google

allein gesehen: ein großer Schritt, den Platon mit dem Tode verglichen. Was Dante an der Pforte des Infernum geschrieben seyn läßt, dieß ist in einem andern Sinn auch vor den Eingang zur Philosophie zu schreiben: „Laßt alle Hoffnung fahren, die ihr eingeht". Wer wahrhaft philosophiren will, muß aller Hoffnung, alles Verlangens, aller Sehnsucht los seyn, er muß nichts wollen, nichts wissen, sich ganz bloß und arm fühlen, alles dahingeben, um alles zu gewinnen. Schwer ist dieser Schritt, schwer, gleichsam noch vom letzten Ufer zu scheiden. Dieß sehen wir daraus, daß so wenige von jeher dieß im Stand waren. Wie hoch erhebt sich Spinoza, wenn er lehrt, daß wir von allen einzelnen und endlichen Dingen uns scheiden und zum Unendlichen erheben sollen, und wie tief sinkt wieder eben derselbe, wenn er dieses Unendliche zur Substanz, d. h. zu etwas Todtem, Stillstehendem, macht, und wenn er diese Substanz als Einheit des ausgedehnten und des denkenden Wesens erklärt, gleichsam zwei Gewichte, wodurch er sie ganz niederzieht in die Sphäre der Endlichkeit! So zu unserer Zeit Fichte, der vor mir an dieser Stelle stand, der zuerst wieder kräftig zur Freiheit aufrief, dem wir es eigentlich verdanken, daß wir wieder frei, ganz von vorn philosophiren, wie tief sieht er unter sich alles Seyn, in welcher er nur eine Hemmung freier Thätigkeit sieht! Aber indem ihm alles äußere und objektive Seyn verschwunden ist, — im Augenblick, da man erwartet, ihn über alles Seyende sich erheben zu sehen, klammert er sich wieder an das eigne Ich an. Aber nicht bloß die Objekte, auch sich selbst muß der lassen, der sich in jenen freien Aether erschwingen will. Man gesteht dem Menschen zu, sein sittliches Leben durch einen großen Entschluß mitten in der Zeit wie von vorn beginnen zu können. Sollte dieß nicht auch im Geistigen geschehen können? Aber eben hierzu muß er schlechthin von vorn, von neuem geboren werden.

Ich sagte: eben das Indefinible jenes absoluten Subjekts müsse selbst zur Definition gemacht werden. Allein wenn wir genauer zusehen, so überfällt es uns, daß wir damit von jenem absoluten Subjekt doch nichts als einen verneinenden Begriff gewonnen, und so überhaupt Gefahr ist, ins Verneinen zu gerathen. Denn selbst das Wort unendlich

Digitized by Google

drückt ja doch eigentlich nur die Negation der Endlichkeit aus. Ebenso: indefinibel, incoercibel, unfaßlich. Also wissen wir doch eigentlich nur, was jenes Subjekt nicht ist, nicht aber, was es ist. Darum lassen wir aber nun doch nicht ab, sondern streben auf alle Weise den bejahenden Begriff desselben zu erlangen.

Wir wollen zusehen, wodurch wir in jene Gefahr des Verneinens gerathen. Was haben wir gethan? Wir sagten uns bestimmt und kategorisch, jenes absolute Subjekt sey das Indefinible, das Unfaßliche, das Unendliche. Aber eben damit haben wir ja gegen unseren eignen Grundsatz gehandelt, nämlich daß von jenem absoluten Subjekt nichts schlechthin, nichts so auszusagen sey, daß nicht auch das Gegentheil möglich wäre. Dieß muß nun auch seine Anwendung haben auf den Begriff des Indefinibeln. Nämlich es ist nicht so indefinibel, daß es nicht auch ein Definibles werden könnte, es ist nicht so unendlich, daß es nicht auch endlich werden könnte, nicht so unfaßlich, daß es nicht auch faßlich. Und wenn Sie nun dieß recht festhalten, so haben Sie den positiven Begriff. Nämlich um sich in eine Gestalt einschließen zu können, muß es freilich außer aller Gestalt seyn, aber nicht dieses, das außer aller Gestalt, das unfaßlich-Seyn ist das Positive an ihm, sondern, daß es sich in eine Gestalt einschließen, daß es sich faßlich machen kann, also daß es frei ist, sich in eine Gestalt einzuschließen und nicht einzuschließen. Denn auch gleich anfangs wurde ja nicht behauptet, daß es schlechthin das Form- und Gestaltlose sey, sondern nur, daß es in keiner Gestalt bleibe, von keiner gefesselt werde. Wir setzten also ausdrücklich voraus, daß es Gestalt annehme; denn nur indem es Gestalt annimmt, aber aus jeder wieder siegreich heraustritt, zeigt es sich als das an sich Unfaßliche, Unendliche. Es würde aber nicht frei seyn, aus jeder Gestalt hervorzutreten, wenn es nicht von Anfang an frei gewesen, Gestalt anzunehmen und nicht anzunehmen. Ich sage von Anfang an — denn nachdem es einmal Gestalt angenommen, so ist es vielleicht nicht fähig, unmittelbar wieder in seine ewige Freiheit durchzubrechen, sondern nur indem es durch alle Gestalten hindurch geht. Aber ursprünglich ist es doch frei, sich in eine Gestalt einzuschließen und nicht einzuschließen.

Digitized by Google

Ich möchte es aber nicht ſo ausdrücken: es iſt das, was frei iſt, Geſtalt anzunehmen. Denn ſo würde dieſe Freiheit als Eigenſchaft erſcheinen, die ein von ihr noch verſchiedenes und unabhängiges Subjekt vorausſetzt — ſondern die Freiheit iſt das Weſen des Subjekts, oder es iſt ſelbſt nichts anderes als die ewige Freiheit.

Unter dieſer iſt aber wieder nicht die bloße Unabhängigkeit von äußerer Beſtimmung zu denken, ſondern eben die Freiheit, ſich in eine Geſtalt einzuſchließen. Nämlich es iſt die ewige Freiheit, aber es iſt auch dieſe nicht ſo, daß es ſie nicht auch nicht ſeyen könnte, nämlich eben durch Uebergehen in eine andere Geſtalt — und hier ſehen wir denn, woher eigentlich jene Duplicität des Seyns und nicht-Seyns, jene natura anceps in ihm kommt, nämlich eben davon, daß es die lautere abſolute Freiheit ſelbſt iſt. Denn wäre es nur ſo die Freiheit, daß es nicht auch Nicht-Freiheit werden könnte, daß es Freiheit bleiben müßte, ſo wäre ihm die Freiheit ſelbſt zur Schranke, ſelbſt zur Nothwendigkeit geworden, es wäre nicht wirklich abſolute Freiheit.

Nun haben wir endlich den Begriff ganz und vollſtändig, und ſo, daß wir ihn nicht wieder verlieren können. Alles, was wir noch zuſetzen könnten, iſt bloße weitere Auswickelung und Erklärung, und ſo nehmen Sie es auch auf. Nämlich ſtatt weſentlicher Freiheit können wir auch ſagen: 1) es ſey das ewige, lautere Können, nicht das Können von etwas (womit ſchon ein Beſchränktes), ſondern das Können um des Könnens willen, das abſicht- und gegenſtandloſe Können: dieß iſt überall das Höchſte, und wo wir es ſehen, glauben wir einen Strahl jener urſprünglichen Freiheit zu ſehen; 2) es ſey Wille — nicht Wille eines von ihm verſchiedenen Weſens, ſondern es ſey nichts als Wille — der lautere Wille ſelbſt, auch nicht der Wille von Etwas (denn damit ſchon beſchränkt), ſondern der Wille an ſich, nicht der Wille, der wirklich will, doch auch nicht der, der nicht will, nämlich abſtößt, ſondern der Wille, ſofern er weder will noch nicht will, ſondern in völliger Gleichgültigkeit iſt (einer Gleichgültigkeit, die ſich ſelbſt wieder und die Nichtgleichgültigkeit einſchließt) — und hiſtoriſch wenigſtens iſt Ihnen vielleicht bekannt, daß eben dieſe Gleich-

Digitized by Google

gültigkeit — dieſe Indifferenz als Form des eigentlichen Abſoluten angegeben worden.

Wie nun dieſe ewige Freiheit ſich zuerſt in eine Geſtalt — in ein Seyn — eingeſchloſſen, und wie ſie durch alles hindurchgehend und in nichts bleibend endlich wieder hindurchbricht in die ewige Freiheit — als die ewig ringende, aber nie beſiegte, ſtets unüberwindliche Kraft, die jede Form, in die ſie ſich eingeſchloſſen, immer ſelbſt wieder verzehrt, alſo aus jeder wieder als Phönix aufſteht und durch Flammentod ſich verklärt — dieß iſt Inhalt der höchſten Wiſſenſchaft.

Aber wie können wir jene ewige Freiheit innewerden, wie jene Bewegung wiſſen? Das iſt jetzt die nächſte Frage.

Es iſt eine uralte Lehre, daß Gleiches nur von Gleichem erkannt werde [1]. Das Erkennende muß ſeyn wie das Erkannte und das Erkannte wie das Erkennende. So iſt auch das Auge dem Licht ähnlich nach jenem alten Spruch, welchen Goethe in die Vorrede zu ſeiner Farbenlehre aufgenommen hat:

Wär' nicht das Auge ſonnenhaft,
Wie könnten wir das Licht erblicken?
Lebt' nicht in uns des Gottes eigne Kraft,
Wie könnt' uns Göttliches entzücken?

Hier handelt es ſich insbeſondere nicht um eine hiſtoriſche Kenntniß jener Bewegung, ſondern um eine Mitwiſſenſchaft, conscientia. Hieraus folgt alſo, daß in uns ſelbſt etwas jener ewigen Freiheit Aehnliches und Gleiches — oder noch beſtimmter: jene ewige Freiheit muß ſelbſt in uns ſeyn, ſelbſt in uns das Erkennende von ſich ſeyn.

Wie iſt dieß möglich? — Ich frage: iſt denn der Begriff der ewigen Freiheit überhaupt ſo entfernt von unſerem Wiſſen? Was iſt die ewige Freiheit? Wie wir ſchon geſehen, iſt ſie a) = dem ewigen, lauteren Können. Jedes Können aber iſt ein Wiſſen, wenn auch nicht

[1] Sextus Empiricus adv. Gramm. Lib. I, c. 13. [Vgl. die Stelle ſelbſt in der Abhandlung über die Freiheit, Bd. VII, S. 337].

Digitized by Google

umgekehrt. b) Das Können in Wirkung iſt das Wollen: ehe es zur Wirkung übergeht, das ruhende Wollen. Der Wille, inwiefern er nicht will, Gleichgültigkeit, Indifferenz. Nun aber was iſt jedes Wollen? Es iſt ein Anziehen, ein ſich zum Gegenſtand Machen, d. h. ein Wiſſen, denn auch das Wiſſen iſt ein ſich zum Gegenſtand Machen, und wenn die ewige Freiheit in ihrer Gleichgültigkeit der ruhende Wille, ſo iſt ſie auch das ruhende Wiſſen = nicht wiſſendes Wiſſen. (Meine Behauptung iſt übrigens nicht, daß Wollen und Wiſſen einerlei ſeyen, ſondern nur, daß in jedem Wollen ein Wiſſen, denn das Wollen kann ohne Wiſſen nicht gedacht werden).

c) Die Begriffe von Können und Wollen ſind vereinigt in dem deutſchen Wort mögen. Ich mag nicht = Ich will nicht. „Mag auch ein Blinder dem andern den Weg weiſen" = Kann auch ꝛc. Die ewige Freiheit iſt das ewige Mögen, das Mögen nicht von etwas, das Mögen an ſich, oder, wie wir dieß auch ausdrücken können, die ewige Magie: — ich gebrauche dieſes Wort, weil es meinen Begriff ausdrückt; es iſt zwar ein fremdes Wort, wenn wir es aber für uns gebrauchen, ſo nehmen wir nur unſer Eigenthum zurück. Ob wir ſagen, das ewige Können, oder ob wir ſagen, die ewige Magie, iſt einerlei. Nur empfiehlt ſich das Wort dadurch, daß es zugleich jenes Vermögen ausdrückt, in alle Geſtalten ſich zu begeben und in keiner zu bleiben. Eben dieß gilt aber auch vom Wiſſen. Auch das ruhende Wiſſen iſt an ſich unendlich, das in jede Form ſich geben kann. Jene Magie, ſolang ſie unwirkend, iſt = ruhendem Wiſſen. Indem ſie wirkend wird, in eine Form ſich einſchließt, wird ſie wiſſend, ſie erfährt ein Wiſſen, geht ſo von Formen zu Formen, ſchreitet von Wiſſen zu Wiſſen, aber nur um zuletzt in die Seligkeit des Nichtwiſſens (welches dann ein wiſſendes Nichtwiſſen iſt) wieder durchzubrechen. Dieſe Bewegung erzeugt alſo Wiſſenſchaft (es iſt natürlich hier nicht von menſchlicher Wiſſenſchaft die Rede). Wiſſenſchaft entſteht urſprünglich nur dann, wenn ein Princip aus dem urſprünglichen Zuſtand des Nichtwiſſens heraustritt und wiſſentlich wird, und nachdem es alle Formen durchgangen, in das urſprüngliche Nichtwiſſen zurückkehrt. Was der abſolute Anfang iſt, kann ſich

Digitized by Google

nicht wiſſen; übergehend ins Wiſſen hört es auf der Anfang zu ſeyn und muß darum fortſchreiten, bis es ſich als Anfang wieder findet. Der als ſich ſelbſt wiſſender Anfang wiederhergeſtellte Anfang iſt das Ende alles Wiſſens.

In der urſprünglichen Magie liegt aber mehr als bloßes Wiſſen, nämlich objektive Hervorbringung. Um daher jenes Wiſſen, das zugleich ein objektives Hervorbringen und Erzeugen iſt, von dem bloßen Wiſſen zu unterſcheiden, das nur eine ideale Wiederholung des urſprünglichen Wiſſens iſt, mußte man in der Sprache einen eignen Ausdruck ſuchen, nämlich Weisheit. Weisheit iſt noch mehr als Wiſſen, es iſt das wirkende Wiſſen, es iſt das Wiſſen in That und Leben, oder ſofern es zugleich praktiſch. Daher können auch wir jene ewige Freiheit die Weisheit nennen, die Weisheit par excellence in dem hohen Sinne, in welchem dieſes Wort beſonders von den Morgenländern und namentlich im A. T. gebraucht wird. Das hebräiſche Wort, das Weisheit bedeutet, zeigt eigentlich ſeinem Urſprung nach Herrſchaft, Macht, Stärke an. Nur in der Weisheit iſt die Macht und die Stärke, denn ſie iſt das, was in allem, aber eben darum auch über allem iſt. Aber nur in der Einheit iſt Stärke, in der Zertrennung Schwäche. Von dieſer Weisheit fragt ein altmorgenländiſches Gedicht[1]: „Wo will man Weisheit finden, und wo iſt die Stätte des Verſtandes? Niemand weiß, wo ſie lieget, ſie wird nicht funden im Land der Lebendigen. Der Abgrund ſpricht: ſie iſt in mir nicht, und das Meer ſpricht: ſie iſt nicht bei mir". Der Sinn iſt: die Weisheit iſt in nichts Einzelnem, ſie weilt nicht im Lande der Lebendigen, denn ſie bleibt überhaupt nicht, ſie fährt durch alles, wie der Wind, deſſen Sauſen man wohl hört, aber niemand kann ſagen, wo ſeine Stätte iſt. Daß dieß der Sinn iſt, erhellt aus der Fortſetzung der Rede, wo es heißt: „Sie iſt verhohlen vor den Augen aller Menſchen, die Verdammniß und der Tod ſprechen: Wir haben mit unſeren Ohren ihr Gerücht gehört", d. h. ſie iſt an uns vorübergegangen, wir haben von ihr nur gehört in transitu, im

[1] Hiob 28.

Digitized by Google

Vorbeigehen. „Selbst Gott weiß nur den Weg zu ihr", nämlich sie ist ihrer Natur nach nichts Stillstehendes, und auch bei Gott kann sie nicht als ein Stillstehendes seyn. „Gott weiß nur den Weg zu ihr, denn er sieht die Enden der Erde", d. h. alles menschlichen Lebens, und die Weisheit ist nicht im Anfang, nicht im Mittel, nicht im Ende allein, — sie ist im Anfang, Mittel und Ende.

Also hier ist die Weisheit = ewiger Freiheit.

Nun aber im Menschen ist nicht mehr diese Weisheit, in ihm ist kein objektives Hervorbringen, sondern bloß ideales Nachbilden; er ist nicht der magische Beweger aller Dinge; in ihm ist nur noch Wissen. Aber in diesem Wissen sucht er die ewige Freiheit oder Weisheit. Wie könnte er sie aber suchen, wenn sie nicht sich selbst in ihm suchte? Denn das Erkannte muß seyn wie das Erkennende. Wie aber könnte die ewige Freiheit sich in seinem subjektiven Wissen suchen, wenn sie sich noch objektiv suchen könnte? Denn ihre ganze Bewegung ist allerdings ein Suchen ihrer selbst. Wenn sie sich also im Menschen, im subjektiven Wissen sucht, so kommt dieß nur daher, daß sie in ihrem objektiven Suchen gehemmt worden ist. Eben dieß ist der Fall. Wir haben sie beschrieben als die in nichts bleibt. Nun sehen wir freilich, daß sie in nichts bleibt, jede Form wieder zerstört, aber was sie an die Stelle der zerstörten setzt, ist nur wieder dieselbe Form. Also darin ist kein Fortschritt, vielmehr Hemmung zu erkennen. Unwillig treibt sie jede Form bis zur Selbstzerstörung (z. B. die Pflanze bis zur Samenbildung), immer hoffend, daß etwas Neues entstehe. Woher dieser Stillstand, läßt sich nicht erklären, aber der Anblick der Welt überzeugt uns von demselben. Der regelmäßige Lauf der Gestirne, der stets wiederkehrende Cirkel der allgemeinen Erscheinungen deutet auf ihn. Die Sonne geht auf, um unter-, sie geht unter, um wieder aufzugehen. Das Wasser läuft ins Meer, um wieder aus ihm zu kommen. Ein Geschlecht kommt, das andere geht, alles arbeitet, um sich aufzureiben und zu zerstören, und es kommt doch nichts Neues. Objektiv also ist die Fortschreitung gehemmt. Nur im Wissen ist noch der offene Punkt, hier kann sich die Weisheit noch suchen und finden. Darum

Digitized by Google

liegt ſie dem Menſchen an, ſie in ſein Inneres aufzunehmen. Zwar das Wirkende, das objektiv Hervorbringende iſt aus dieſem Wiſſen verſchwunden, die Magie iſt daraus hinweg. Was in jener objektive Bewegung, That und Leben war, iſt im Menſchen nur noch Wiſſen, aber dieſes Wiſſen iſt doch dem Weſen nach daſſelbe: es iſt die ewige Freiheit, die in ihm noch als Wiſſen iſt; es iſt dieſelbe Magie, die alles hervorbringt, die aller Kunſt Meiſter iſt, aber die jetzt in dem Menſchen beſchränkt iſt auf das Wiſſen, auf die bloß ideelle Wiederholung des Proceſſes.

Wie können wir jenes abſolute Subjekt, die ewige Freiheit wiſſen; dieſer Frage liegt die noch allgemeinere zu Grunde: Wie kann ſie überhaupt gewußt werden? Nämlich:

1) Es iſt ein Widerſpruch darin, daß die ewige Freiheit erkannt werden ſoll. Sie iſt abſolutes Subjekt = Urſtand; wie kann ſie denn Gegenſtand werden? Unmöglich kann ſie es werden als abſolutes Subjekt, denn als ſolches ſteht ſie zu nichts in gegenſtändlichem Verhältniß; es iſt das abſolut Urſtändliche, dem nichts etwas anhaben kann, inſofern das eigentlich Tranſcendente. Statt abſolutes Subjekt iſt es auch das reine Wiſſen zu nennen, und es kann alſo als ſolches nicht das Gewußte ſeyn. Dieß iſt an allen den Begriffen zu zeigen, mit denen wir den des abſoluten Subjekts oder der ewigen Freiheit verglichen haben. Z. B. wir ſagten, es ſey ewiges, lauteres Können. Aber das lautere Können entzieht ſich allem, es iſt ungegenſtändlich, abſolute Innerlichkeit. Das Gleiche iſt der Fall mit dem lauteren Wollen und mit dem Mögen.

Wenn nun jene ewige Freiheit als abſolutes Subjekt nicht gegenſtändlich iſt, ſo kommt es darauf an, daß ſie Objekt, gegenſtändlich werde. Dieß aber iſt wohl möglich. Denn da ſie **abſolute** Freiheit, d. h. Freiheit, auch nicht Freiheit (nicht Subjekt) zu ſeyn, ſo kann ſie als Subjekt heraustreten. Als Objekt iſt ſie dann freilich zu wiſſen, wir ſehen ſie in allen ihren Geſtalten, aber nicht als die ewige Freiheit, nicht als Subjekt, nicht wie ſie an ſich iſt.

Digitized by Google

Es ſcheint alſo, daß ſie überall und auf keine Weiſe zu erkennen ſey. Als abſolutes Subjekt iſt ſie über aller Erkenntniß, als Objekt iſt ſie nicht in ihrem An-ſich. Nur auf Eine Art könnte dennoch das abſolute Subjekt *als* ſolches erkannt werden. Nämlich dann, wenn es aus dem Objekt wiederhergeſtellt würde zum Subjekt. Denn dann iſt es nicht mehr *bloß* Subjekt, und doch auch nicht ſo Objekt, daß es darüber als Subjekt verloren wäre, ſondern es iſt als Objekt Subjekt und als Subjekt Objekt, ohne darum zwei zu ſeyn, *als* das Erkannte das Erkennende und *als* das Erkennende das Erkannte. Dann erkennt die ewige Freiheit ſich, wie ſie erkannt war.

Da nur in jener Umwandlung aus Objekt in Subjekt die Möglichkeit eines *Selbſterkennens* der ewigen Freiheit liegt, ſo iſt alſo auch das abſolute Subjekt ſich nicht erkennend a) im *Anfang* — denn da iſt es das bloße reine Wiſſen (ruhendes Wiſſen = nicht wiſſendes Wiſſen); ebenſo iſt es nicht *ſich* erkennend b) im *Mittel* oder im Uebergang, da erkennt es ſich, aber als ein anderes, nicht *als* die ewige Freiheit, c) nur im Ende iſt es ſich erkennend *als ſich*.

Sie ſoll ſich freilich erkennen, es iſt darauf abgeſehen: was wäre für ſie auch anderes zu erkennen *als ſich ſelbſt*, *da nichts außer ihr*? Alſo ſie *ſoll* Subjekt und Objekt von ſich ſeyn, aber die zwei Pole ſind durch die ganze Bewegung auseinander gehalten, eben dieß macht erſt die Bewegung, die beiden Enden dürfen nicht zuſammenfallen, denn ſowie ſie zuſammentreffen, hört die Bewegung auf. Man kann ſich dieß durch eine Magnetnadel deutlich machen: wenn die beiden Pole in der Magnetnadel zuſammenkommen könnten, würde das Leben derſelben aufhören.

Alſo die *ganze* Bewegung iſt nur Bewegung zur Selbſterkenntniß. Der Imperativ, der Impuls der ganzen Bewegung, iſt das *Γνῶθι Σεαυτόν*, Erkenne dich ſelbſt, deſſen Ausübung *allgemein* als Weisheit angeſehen wird. Erkenne, was du biſt, und *ſey*, als was du dich erkannt haſt, dieß iſt die höchſte Regel der Weisheit.

So alſo iſt die ewige Freiheit in der Indifferenz die *ruhende* Weisheit, in der Bewegung die ſich ſuchende, nirgends ruhende, im Ende

Digitized by Google

die verwirklichte. Wenn alſo in der ganzen Bewegung die ſich ſuchende Weisheit iſt, ſo iſt die ganze Bewegung Streben nach Weisheit, es iſt die — objektive — Philoſophie.

Nun könnte man ſagen: hier (im Ende) iſt die ewige Freiheit alſo als abſolutes Subjekt erkennbar. Ja, aber nur für ſich ſelbſt. Die ewige Freiheit kann daher überhaupt nur ſich ſelbſt erkennen; es gibt überhaupt keine Erkenntniß von ihr, als in welcher daſſelbe daſſelbe erkennt. Alſo für den Menſchen ſcheint es keine Erkenntniß der ewigen Freiheit zu geben. Nun fordern wir aber doch eine ſolche, und zwar unmittelbare Erkenntniß. Die einzige Möglichkeit einer ſolchen wäre, wenn jenes Selbſterkennen der ewigen Freiheit unſer Bewußtſeyn, alſo umgekehrt unſer Bewußtſeyn ein Selbſterkennen der ewigen Freiheit wäre. Oder, da dieſes Selbſterkennen auf der Umwendung aus dem Objektiven ins Subjektive beruht, wenn jene Umwendung in uns geſchähe, d. h. wenn wir ſelbſt die aus dem Objekt ins Subjekt wiederhergeſtellte ewige Freiheit wären.

Vor dieſem Gedanken dürfen wir nicht erſchrecken. Denn a) im Menſchen allein iſt wieder jene abgründliche Freiheit, er iſt mitten in der Zeit nicht in der Zeit, ihm iſt verſtattet wieder Anfang zu ſeyn, er iſt alſo der wiederhergeſtellte Anfang. b) Eine dunkle Erinnerung, einmal der Anfang, die Macht, das abſolute Centrum von allem geweſen zu ſeyn, rührt ſich offenbar in dem Menſchen. Er wäre es nämlich zweimal, 1) inwiefern er dieſelbe ewige Freiheit iſt, die im Anfang war, nur die wiedergebrachte, er wäre alſo das abſolute Centrum als jener Anfang, und er wäre es 2) als die wiedergebrachte Freiheit.

Allein wenn auch der Menſch nur die zu ſich gekommene Freiheit iſt — wie er ſie wirklich iſt, denn der Menſch iſt ſeinem Innern nach nichts anderes als Ichheit, Bewußtſeyn, alles Bewußtſeyn ſetzt aber ein zu ſich ſelbſt Gekommenſeyn voraus — wenn nun aber auch der Menſch dieſer wiedergebrachte Anfang iſt, ſo weiß er ſich nicht als ſolchen. Denn wüßte er ſich als ſolchen, wüßte er ſich als die zu ſich gekommene Freiheit, ſo bedürfte es gar der Frage nicht, wie wir jene ewige Freiheit erkennen, wir würden ſie unmittelbar erkennen, wir

Digitized by Google

wären eben nur jenes Wissen der ewigen Freiheit um sich selbst. Da wir nun dieses Wissen der ewigen Freiheit zwar sind, aber es nicht wissen, so müssen wir in das Wissen dieses Wissens erst wieder geführt werden durch die Wissenschaft. Allein die Wissenschaft hat dazu auch keinen andern Weg, kann es nicht leisten, als *indem sie von der ewigen Freiheit ausgeht*; von dieser kann sie aber nicht ausgehen, ohne von ihr zu wissen. Hier ist also ein offenbarer Cirkel. Wir müßten das Resultat der Wissenschaft schon haben, um die Wissenschaft nur anfangen zu können. Hier sind wir an dem Punkt, wo die Schwierigkeit offenbar ist, die bisher nur dunkel vorschwebte. Was bleibt also übrig? Sollen wir uns etwa mit dem *Ahnden* helfen? Aber ahnden ist ein unvollkommenes Wissen. Ahnden bezieht sich eigentlich nur aufs Zukünftige. Nun kann man zwar nicht widersprechen, daß wir mit dem ersten Schritt in der Philosophie auch das Ende ahnden, es gibt keine Wissenschaft ohne Divination. Es ist aber nicht gleich, ob ich im Anfang das *Ende* divinire, oder aber den Anfang selbst ahnde, denn letzteres ist ein Widerspruch. Dasselbe ist mit dem *Glauben* der Fall. Ich halte den Glauben in Ehren, aber gleich an das *Princip* glauben, ist lächerlich. — Oder sollen wir etwa mit einer *Hypothese* anfangen, die erst zur Gewißheit wird im Ende? Dieß läßt sich hören, aber es genügt nicht. Jedenfalls wäre immer hier *ich* das Setzende der Wissenschaft und des Princips. Aber in der Philosophie gilt es, sich zu erheben über alles Wissen, das bloß *von mir* ausgeht. Was ist nun aber zu thun? Wovon sollen wir ausgehen? — Hier muß denn ausgesprochen werden, was die meisten hindert auch nur in die Philosophie hineinzukommen: es ist die Vorstellung, daß sie hier mit einer demonstrativen Wissenschaft zu thun haben, die gleich zuerst von einem Gewußten ausgeht, um von diesem zu anderem Gewußten, von diesen wieder zu anderem u. s. f. zu gelangen. Aber Philosopie ist nicht demonstrative Wissenschaft, Philosophie ist, um es mit Einem Wort auszusprechen, *freie Geistesthat*; ihr erster Schritt ist nicht ein Wissen, sondern vielmehr ausdrücklich ein Nichtwissen, ein Aufgeben alles *Wissens* für den Menschen. So lang *Er* noch wissen will, wird ihm

Digitized by Google

jenes abſolute Subjekt zum Objekt werden, und er wird es eben darum nicht an ſich erkennen. Indem er ſagt: ich, als ich, kann nicht wiſſen, ich — will nicht wiſſen, indem Er ſich des Wiſſens begibt, macht er Raum für das, was das Wiſſen iſt, nämlich für das abſolute Subjekt, von dem gezeigt iſt, daß es eben das Wiſſen ſelbſt iſt. In dieſem Akt, da er ſich ſelbſt beſcheidet, nicht zu wiſſen, ſetzt er eben das abſolute Subjekt als das Wiſſen ein. In dem Akt dieſes Einſetzens werde ich nun freilich ſeiner inne als des Ueberſchwänglichen. Dieſes Innewerden könnte man wohl auch ein Wiſſen nennen. Aber es muß gleich dazu geſetzt werden: es iſt ein Wiſſen, das in Anſehung meiner vielmehr ein Nichtwiſſen iſt. Jenes abſolute Subjekt iſt nur da, ſofern ich es nicht zum Gegenſtande mache, d. h. nicht weiß, mich des Wiſſens begebe; ſowie aber dieſes Nichtwiſſen ſich wieder aufrichten will zum Wiſſen, verſchwindet es wieder, denn es kann nicht Objekt ſeyn.

Man hat dieſes ganz eigenthümliche Verhältniß ſonſt wohl auszudrücken geſucht durch das Wort intellektuelle Anſchauung. Anſchauung nannte man es, weil man annahm, daß im Anſchauen oder (da dieß Wort gemein geworden) im Schauen das Subjekt ſich verliert, außer ſich geſetzt iſt: intellektuelle Anſchauung, um auszudrücken, daß das Subjekt hier nicht in das ſinnliche Anſchauen, in ein wirkliches Objekt verloren ſey, ſondern verloren, ſich ſelbſt aufgebend in dem, was gar nicht Objekt ſeyn kann. Allein eben weil dieſer Ausdruck erſt der Erklärung bedarf, ſo iſt es beſſer, ihn ganz bei Seite zu ſetzen. Eher könnte man für jenes Verhältniß die Bezeichnung Ekſtaſe gebrauchen. Nämlich unſer Ich wird außer ſich, d. h. außer ſeiner Stelle, geſetzt. Seine Stelle iſt die, Subjekt zu ſeyn. Nun kann es aber gegen das abſolute Subjekt nicht Subjekt ſeyn, denn dieſes kann ſich nicht als Objekt verhalten. Alſo es muß den Ort verlaſſen, es muß außer ſich geſetzt werden, als ein gar nicht mehr Daſeyendes. Nur in dieſer Selbſtaufgegebenheit kann ihm das abſolute Subjekt aufgehen in der Selbſtaufgegebenheit, wie wir ſie auch in dem Erſtaunen erblicken. Dieſes iſt etwa der ſanftere Ausdruck, deſſen ſich der milde Platon bedient, wenn er ſagt: „Vor allem iſt dieß der Affekt des

Digitized by Google

Philoſophen — das Erſtaunen, τὸ θαυμάζειν, und hinzuſetzt: denn es gibt keinen andern Anfang der Philoſophie als das Erſtaunen[1]. Herrlicher Ausdruck, den Sie ſich tief in Ihre Seele ſchreiben ſollen, beſonders da es ſo viele dumpfſinnige Menſchen gibt, die dem Anfänger in der Philoſophie immer zurufen, in ſich ſelbſt hineinzugehen — in ſeine tiefſten Tiefen, wie ſie ſagen, was aber nur ſo viel heißt: immer tiefer in ſeine eigne Beſchränktheit. Nicht das in ſich hinein, das außer ſich Geſetztwerden iſt dem Menſchen Noth. Eben durch das in ſich ſelbſt Hineingehen iſt er zuerſt um das gekommen, was er ſeyn ſollte. Nämlich Er war die ewige Freiheit, die ſich ſelbſt verloren hatte, die durch die ganze Natur ſich wieder ſuchte — er war dieſe wieder zu ſich ſelbſt gebrachte Freiheit, und ſollte alſo auch dieſe bleiben; aber indem er ſich nur wieder in ihr ſelbſt beſchauen, ſie ergründen, ſie ſich anziehen, alſo ſich zum Subjekt machen wollte, ſo blieb er freilich Subjekt, aber die ewige Freiheit blieb ihm nun auch bloßes Objekt. Wie kann er es anders anfangen, um wieder zu werden, was er war — die Weisheit, nämlich die Selbſterkenntniß der ewigen Freiheit — als indem er ſich ſelbſt wieder jenes Orts entſetzt, ſich ſelbſt außer ſich ſetzt?

Ich bemerke hierbei, *Ἔκστασις* iſt eine vox anceps, die im beſſeren und ſchlimmeren Sinn genommen werden kann. Nämlich jede Entfernung oder Entſetzung von einer Stelle iſt Ekſtaſe. Es kommt nur darauf an, ob etwas entfernt wird von einer ihm zukommenden, gebührenden Stelle, oder von der ihm nicht gebührenden Stelle. Im letzteren Fall iſt es eine heilſame Ekſtaſe, die zur Beſinnung führt, während die andere zur Sinnloſigkeit führt.

Wie kann aber der Menſch zu dieſer Ekſtaſe gebracht werden, welches ſo viel heißt als: wie wird der Menſch zur Beſinnung gebracht? Ich will dieß im Allgemeinen hier zeigen (nicht die ganze Geneſis).

Alſo indem der Menſch jene urſprüngliche Freiheit ſich zum Objekt macht, es mit ihr zum Wiſſen bringen will, entſteht nothwendig folgen-

[1] Theaet. p. 76. (S. die Schrift gegen Jacobi, S 191; im vorhergehenden Band S. 124. D. H.).

Digitized by Google

der Widerſpruch: er will die ewige Freiheit als Freiheit wiſſen und empfinden, aber indem er ſie zum Gegenſtand macht, wird ſie ihm unter der Hand zur Nichtfreiheit, und doch ſucht und will er ſie als Freiheit. Er will ſich ihrer als Freiheit bewußt werden, und macht ſie doch in eben dieſem Anziehen zu nichte. Es entſteht daher im Innern des Menſchen ein Umtrieb, eine rotatoriſche Bewegung, indem der Menſch beſtändig nach der Freiheit ſucht, dieſe aber ihn flieht. Dieſer innere Umtrieb iſt der Zuſtand des zerreißendſten Zweifels, der ewigen Unruhe. Nicht bloß die Freiheit hört auf, auch jener, der ſie wiſſen will, iſt im Zuſtand der höchſten Unfreiheit — in beſtändiger Spannung gegen die Freiheit, die er ewig ſucht, und die ihm beſtändig entflieht. Dieſe auch auf Seite des Menſchen ſtattfindende Spannung (Spannungsloſigkeit = Freiheit) erreicht endlich ihren höchſten Punkt, eine ἀκμή, welche eine Entladung zur Folge haben muß, wodurch das, was ſich zum Wiſſenden der ewigen Freiheit in ihr ſelbſt machen wollte, hinausgeworfen — in die Peripherie geſetzt — zum ſchlechterdings Nichtwiſſenden gemacht wird. Hier erſt iſt ihm wieder wohl. Dieſe Kriſis iſt aber nur Anfang, Bedingung des eigentlichen Proceſſes, der jetzt beſchrieben werden ſoll. Durch die Entſcheidung nämlich ſind nun zwei geſetzt, auf der einen Seite unſer Bewußtſeyn im Zuſtand des abſoluten Nichtwiſſens, auf der andern das abſolute Subjekt, welches nun als ewige Freiheit dem Bewußtſeyn aufgeht und ſich verkündet als das, was das andere nicht weiß. Dieſe beiden ſind nun zwar außereinander, aber ſie bleiben nicht in der Trennung. Sie verließen nur die falſche Einheit, in der ſie befangen waren, um die wahre, rechte und freie zu gewinnen; aber eben weil ſie aus einer und derſelben Einheit ausgeſchieden werden, ſo verhalten ſie ſich fortwährend als gleichſam ſympathiſirende Organe, wo in dem einen keine Veränderung vorgehen kann, die ſich nicht im andern reflektirt. Eine Veränderung aber iſt nothwendig, denn das abſolute Subjekt kann in dieſer Enge (der abſoluten Innerlichkeit) nicht bleiben, es begibt ſich gleich wieder in Bewegung. Dieſe Bewegung hat, wie jede Bewegung, drei große Momente. 1) Der erſte Moment nämlich iſt der, wo das abſolute Subjekt in der abſoluten Innerlichkeit ſich

Digitized by Google

findet = A. Dieſem entſpricht in dem Wiſſen der Moment, wo es abſolute Aeußerlichkeit, d. h. Nichtwiſſen, iſt = B. Nun aber kann das abſolute Subjekt in dieſem abſoluten An-ſich nicht verharren, es geht nothwendig über in die Aeußerlichkeit, oder A wird Objekt = B. Alſo 2) zweiter Moment, A wird B. Im erſten Moment blieb dem Wiſſen nichts übrig als abſolut nicht wiſſendes zu ſeyn; im zweiten, wo A = B wird, geht das ſchlechthin Nichtwiſſende ſelbſt in Wiſſen = A über; das als abſolutes Nichtwiſſen, als B, als Aeußerliches geſetzte Wiſſen erhebt ſich wieder zum Innerlichen — Wiſſenden — = A. Der Uebergang aus Subjekt in Objekt reflektirt ſich durch das Uebergehen aus Objekt in Subjekt. Daher braucht man den Ausdruck Reflexion. Wie ſich der Gegenſtand im Waſſer abſpiegelt, gerade ſo ſteht das abſolute Subjekt im umgekehrten Verhältniß zum Bewußtſeyn. Das abſolute Subjekt läßt nur übrig abſolutes Nichtwiſſen. Wird aber A B ſo wird in dem gleichen Verhältniß B A, d. h. Wiſſen.

Im Moment ſeiner Aeußerlichkeit bleibt aber das abſolute Subjekt nicht ſtehen, es wird c) in einem dritten Moment wieder A aus B, es wird wieder aufgerichtet in Subjekt; nur iſt es jetzt das aus B wiederhergeſtellte A. In dem Verhältniß wird das mit ihm im Rapport ſtehende Wiſſen ſein Verhältniß auch ändern; indem das abſolute Subjekt wiederhergeſtellt wird, muß das Wiſſen abſterben zum Nichtwiſſen, B, das A geworden, wieder B, d. h. Nichtwiſſen, werden, aber als aus Wiſſen zurückgebracht, iſt es nicht mehr ſchlechthin Nichtwiſſen, ſondern es iſt wiſſendes Nichtwiſſen; es iſt Nichtwiſſen, aber nicht äußerlich, wie im Anfang, ſondern innerliches, es hat ſich die ewige Freiheit, von der es in jener Kriſis ausgeſtoßen war, wieder zum Innern, innerlich gemacht, oder: es hat ſich die ewige Freiheit wieder erinnert — jetzt weiß es ſie, und zwar unmittelbar, nämlich als das ſelbſt Innere von ihr. Daher die uralte Lehre, daß alle Philoſophie nur in Erinnerung beſtehe. (Um wieder zu ſich als urſprüngliches Innere der ewigen Freiheit — denn es entſtand ja in ihr — zu kommen, mußte es erſt außer ſich geſetzt werden).

Digitized by Google

Man kann jenes Verhältniß des Wiſſens zum abſoluten Subjekt durch zwei Linien anſchaulich machen. Man denke ſich zwei Linien.

$$A \xrightarrow{B} B = A$$
$$B \xrightarrow{A} A = B$$

In dieſen Linien iſt in der einen das abſolute Subjekt (A) der Anfang, in der andern das Wiſſen im Nichtwiſſen = B. Beide ſind Correlate. Das abſolute Subjekt geht nun in einem Punkt ſeiner Bewegung über ins Objekt (B); in demſelben Moment reflektirt ſich das B der oberen Linie in der unteren als A, oder das Nichtwiſſen geht über in das Wiſſen (A). Nun wird aber im dritten Moment das abſolute Subjekt der oberen Linie (A), das im zweiten Moment in das Objekt (B) übergegangen war, wieder aus demſelben in das Subjekt zurückgebracht, oder mit andern Worten: B wird wieder A, und in demſelben Moment reflektirt ſich das B = A der oberen Linie wieder in der unteren, und es erſcheint da A = B oder das Wiſſen vereinigt mit dem Nichtwiſſen.

So viel im Allgemeinen. Es iſt dieß der Grundriß einer eigentlichen Theorie der Philoſophie.

Nun noch einzelne Erläuterungen und Corrollarien.

Der Proceß beruht auf einem *Auseinanderhalten* des abſoluten Subjekts und unſeres Wiſſens, wobei aber doch ein beſtändiger Rapport zwiſchen beiden, ſo daß mit jeder Bewegung des abſoluten Subjekts ſich auch das Verhältniß des Wiſſens ändert. Es kann nach dieſer Anſicht nicht mehr die Frage ſeyn, wie ich mich der *Realität dieſes Wiſſens* verſichere. Denn a) in jener Selbſtaufgegebenheit, jener Ekſtaſis, da ich, als ich, mich erkenne als völliges Nichtwiſſen, wird mir unmittelbar jenes abſolute Subjekt zur höchſten Realität. Ich *ſetze* das abſolute Subjekt durch mein Nichtwiſſen (in jener Ekſtaſis). Es iſt mir nicht *Objekt*, das ich wiſſend weiß, ſondern abſolutes Subjekt, das ich nichtwiſſend weiß und eben durch mein Nichtwiſſen ſetze. Dieſer Rapport zwiſchen meinem Wiſſen und dem abſoluten Subjekt, kraft deſſen in dem abſoluten Subjekt ebenſo viel Realität als in meinem Wiſſen nicht-Realität, iſt allerdings nur dadurch möglich, daß beide urſprünglich

Digitized by Google

eins, daß die ewige Freiheit urſprünglich in unſerm Bewußtſeyn oder unſer Bewußtſeyn iſt, ja daß jene ewige Freiheit gar keine Stätte hat, wo ſie zu ſich kommen kann, als in unſerm Bewußtſeyn. b) Was von dieſem erſten Setzen des abſoluten Subjekts gilt, nämlich daß das abſolute Subjekt als ſolches mich nichtwiſſend, und umgekehrt ich als nichtwiſſend das abſolute Subjekt ſetze, gilt auch von jedem einzelnen Wiſſen in dieſer Fortſchreitung. Nämlich α) das Wiſſen iſt in einer beſtändigen Veränderung, es iſt ſtets ein anderes und doch daſſelbe, aber β) nicht mein Wiſſen geſtaltet ſich um, ſondern es wird geſtaltet; ſeine jedesmalige Geſtalt iſt nur der Reflex (das Umgekehrte, daher Reflexion!) von der in der ewigen Freiheit, und γ) ich appercipire jene Geſtalt unmittelbar durch den Reflex in mir, d. h. durch die Veränderung in meinem Wiſſen. δ) Alſo geht auch alles Wiſſen nur innerlich auf. Wir ſind nicht bloß die müßigen Zuſchauer, ſondern ſelbſt in einer beſtändigen Umwandlung bis zur Geſtalt der vollkommenen Erkenntniß; es iſt kein oberflächlicher, es iſt ein tiefgehender Proceß, der die Züge ſeiner Bewegung in unſer eignes Innere eingräbt. Und ſo muß es auch ſeyn. Nichts kann bloß äußerlich an den Menſchen gebracht werden. Durch innerliche Scheidung und Befreiung muß das Licht der Wiſſenſchaft uns aufgehen.

In der Philoſophie läßt ſich nichts als reiner fertiger Satz hingeben; nur allmählich läßt ſich der vollſtändige Begriff erzeugen. Ich gehe jetzt nochmals auf den ſchon beſchriebenen Proceß zurück, und knüpfe wieder an die oben erwähnte Kriſis an, in Folge deren das abſolute Subjekt und das Bewußtſeyn auseinander treten. Urſprünglich nämlich iſt das menſchliche Bewußtſeyn das Innere, zu Grund Liegende, Tragende oder Subjekt der zu ſich ſelbſt kommenden ewigen Freiheit, aber das ſtille, d. h. nichtwiſſende, nicht thätige, nicht hervortretende Innere. Das Zuſichkommen der ewigen Freiheit beruht darauf, daß es aus dem Objekt ins Subjekt wieder umgewandelt wird, aus B in A. B iſt alſo das zu Grunde Liegende, gleichſam das Untergelegte dieſes A. Nun iſt

Digitized by Google

B einzelne Form oder Geſtalt — die des Menſchen. Alſo der Menſch oder das menſchliche Bewußtſeyn iſt das ſtille Innere der zu ſich gekommenen ewigen Freiheit, das einzelne menſchliche Bewußtſeyn nur die Grundlage des abſoluten oder allgemeinen Bewußtſeyns. Dabei jedoch bleibt es nicht ſtehen. Denn ſonſt weiß zwar die ewige Freiheit ſich ſelbſt, aber nicht der Menſch weiß ſie. Es kann daher nicht fehlen, daß der Menſch jene ewige Freiheit, die er iſt (der er Subjekt iſt), ſich anziehe, ſie für ſich wolle. Das particulare Princip, das einzelne menſchliche Bewußtſeyn, welches nur die Grundlage des abſoluten oder allgemeinen Bewußtſeyns iſt, der Menſch alſo möchte gern das Univerſalbewußtſeyn als ſein individuelles. Aber damit hebt er das allgemeine Bewußtſeyn ſelbſt auf. Denn dieß beruhte ja eben darauf, daß jenes B in A, das ſtille, verborgene, unmerkliche Innere des A war. Alſo indem er jenes lautere Bewußtſeyn anziehen will, zerſtört er es. Hier alſo der Widerſpruch, daß der Menſch das, was er will, durch ſein Wollen zunichtemacht. Aus dieſem Widerſpruch entſteht jene innere umtreibende Bewegung, indem das Suchende das, was es ſucht, gleichſam in einer beſtändigen Flucht vor ſich her treibt. Daher zuletzt jene Kriſis, in welcher jene Einheit, die wir durch B umgewandelt in A ausdrücken — das Bewußtſeyn der ewigen Freiheit (= das Urbewußtſeyn) zerriſſen wird. Durch die Kriſis ſind wir wieder in den Anfang geſtellt, A iſt wieder reines, abſolutes Subjekt, ſo ſehr Subjekt, daß es nicht einmal um ſich ſelbſt weiß; das einzig Neue, das ſtehen bleibt, gleichſam als Ruine des vorhergehenden Proceſſes iſt das herausgeſetzte und zum Nichtwiſſen gebrachte B. Dieſes iſt durch das Herausſetzen frei geworden, es iſt der erſte Augenblick ſeiner Beſinnung, es genießt das erſtemal die Freiheit und Seligkeit des Nichtwiſſens. Es iſt nun — um den poſitiven Ausdruck anzugeben — das, was wir das freie Denken nennen können. Denken iſt Aufgeben von Wiſſen; Wiſſen iſt gebunden, Denken in völliger Freiheit, und ſchon das Wort deutet darauf, daß alles freie Denken das Reſultat einer aufgehobenen Spannung, eines Auseinanderhaltens, einer Kriſis iſt. Nämlich entweder kommt es her α) von dehnen, oder β)

Digitized by Google

von dem hebräiſchen Wort דין, oder γ) von δῖνος, das einer wirbelnden Bewegung Entkommene. Immer deutet es auf den Urſprung aus einem Streit. Daſſelbe Reſultat ergibt ſich, wenn wir auf einen alten Gebrauch des Worts „denken" zurückgehen, wie er noch z. B. in der Redensart vorkommt: „Vornehme Leute denken lange", d. h. ihre Erinnerung währt lange. Auch hier iſt das Denken als das Herausgeſetzte, zuvor Wiſſende bezeichnet.

Die jetzt auseinander Getretenen ſind doch nur das auseinander getretene Urbewußtſeyn ſelbſt. In ihrem Eins- und Zuſammenſeyn war das Urbewußtſeyn, in ihrem Auseinandergehen iſt es auch noch, aber als ein Zerriſſenes, das ſich wiederherzuſtellen ſucht, das auch potentiell im Keim nämlich, als ein Wiederherſtellbares darin liegt. Dieſes Urbewußtſeyn ſelbſt in ſeiner Potentialität, in ſeiner bloßen Wiederherſtellbarkeit iſt die Vernunft, oder noch beſtimmter: das Urbewußtſeyn, das in jenem Außereinander ſich wiederherzuſtellen ſtrebt, das wir nur als eine Anregung, als eine Meldung, als einen Zug in uns empfinden, iſt die Vernunft. Hieraus erhellt die potentielle, die bloß leidende Natur der Vernunft, aber eben daraus auch, daß die Vernunft nicht das thätige Princip in der Wiſſenſchaft ſeyn kann.

Da in beiden nur das Urbewußtſeyn auseinander getreten iſt, ſo iſt nicht bloß das freie, nicht wiſſende Denken, ſondern auch das ihm entgegenſtehende abſolute Subjekt iſt alſo nur ein Ausgeſchiedenes jenes Urbewußtſeyns, und nur als ſolches, als Correlatum meines nichtwiſſenden, gegenſtandloſen Wiſſens, kann es überhaupt geſetzt ſeyn, und inwiefern dieſes nichtwiſſende Wiſſen freies Denken, ſo kann ich ſagen: es iſt durch mein freies Denken geſetzt, es iſt mein Gedanke, aber nicht in dem Sinn, wie auch eine Chimäre mein Gedanke iſt, ſondern weil es urſprünglich mit dem, was jetzt das Denken iſt, eins und beiſammen war. Deßwegen wird es eben im Denken ausgeſchieden von dem Urbewußtſeyn, das auch mein Bewußtſeyn war. Ich kann ſagen: es iſt mein Begriff — dieß heißt aber nicht ſo viel: a) es iſt Gegenſtand meines Begriffs, ſondern es iſt der Begriff ſelbſt; b) es iſt nicht, wie man zu reden pflegt, bloßer Begriff, ſondern es iſt die

Digitized by Google

ewige Freiheit ſelbſt, die nur darum mein Begriff heißt, weil ſie im Urbewußtſeyn, das auch mein Bewußtſeyn war, urſprünglich begriffen iſt; denn jeder Begriff iſt nur ein Ausgeſchiedenes aus meinem Bewußtſeyn, und heißt eben darum Begriff, weil es in ihm begriffen war. Auch iſt es nicht etwa ſo vorzuſtellen, als ob das Denken voranginge und das abſolute Subjekt ſetzte, ſondern in einem und demſelben Akt — in derſelben Entſcheidung — treten beide hervor; beide werden miteinander geboren und treten zugleich hervor aus der Ureinheit. Das freie, alles Wiſſens ſich erwehrende Denken ſieht ſich nun gegenüber dem abſoluten Subjekt. Es iſt ein großer Moment, die eigentliche Geburtsſtunde der Philoſophie.

Jene Ureinheit aber ſucht beſtändig ſich herzuſtellen. Denn auch jene Scheidung iſt ein gewaltſamer Zuſtand — und zwar iſt das Verhältniß der beiden Entgegenſtehenden dieſes, daß das als abſolutes Subjekt, als A, Geſetzte ſich herzuſtellen ſucht in B = A, d. h. in das ſich ſelbſt Wiſſende. Es kann in dieſer Abſtraktion nicht bleiben, denn es hat ſein Inneres, ſeine Erfüllung verloren; es iſt das reine Wiſſen ſelbſt, aber das nicht weiß, es iſt das leere Weſen des Bewußtſeyns, das Erfüllung ſucht; aber ſeine Erfüllung iſt eben in B. Auch A will ſich erinnern ſeines Wiſſens, d. h. B, welches eben ſein Subjekt, ſein Wiſſen war, ſich wieder innerlich machen. Nun wird aber A, dieſes abſolute Subjekt, in ſeiner Abſtraktion nur erhalten durch B, durch die Gewalt des nichtwiſſenden, ſich alles Wiſſens begebenden Wiſſens. Seiner Natur nach hält es gleichſam keinen Augenblick Stand, weil es natura anceps iſt, Freiheit, die es iſt, und auch nicht iſt, alſo ſogleich ſich entſcheiden muß. Alſo es iſt, kann ich ſagen, mein Begriff, aber es iſt ein Begriff, der ſtärker iſt als ich, ein lebendiger, ein treibender Begriff, es iſt das ſeiner Natur nach Beweglichſte, ja die Beweglichkeit ſelbſt. Dagegen verhält ſich nun das nichtwiſſende Wiſſen zu ihm als die anhaltende, retardirende Kraft dieſer Bewegung. Denn eben weil es nur durch die Gewalt des nichtwiſſenden Wiſſens erhalten iſt in jener Abſtraktion, eben darum kann es ſich nicht bewegen, wie man zu ſagen pflegt, ohne Wiſſen und Willen dieſes Wiſſens, das ſich

Digitized by Google

der Freiheit des Nichtwiſſens nicht begeben will, und auf dieſe Weiſe iſt mein Wiſſen freier, ruhig beſchauender, die Bewegung Schritt vor Schritt begleitender Zeuge. — So darf ich denn freilich nicht mehr fragen, wie ich jene Bewegung wiſſe. Denn die Bewegung ſelbſt und mein Wiſſen dieſer Bewegung, jeder Moment der Bewegung und mein Wiſſen dieſes Moments ſind jeden Augenblick eins, und dieſes anhaltende, retardirende, reflektirende Wiſſen iſt eigentlich das Wiſſen des Philoſophen, iſt das, was er in dem Proceß eigentlich ſein nennen kann. Denn die Bewegung ſelbſt iſt völlig unabhängig von ihm, und — was ſehr wichtig iſt — nicht er bewegt ſich in ſeinem Wiſſen und erzeugt dadurch Wiſſen (ein ſo erzeugtes Wiſſen iſt ſubjektiv, ein bloßes Begriffswiſſen, ohne Realität), ſondern im Gegentheil ſein Wiſſen iſt das an ſich Unbewegliche, nicht bloß Nichtwiſſen, ſondern gegen das Wiſſen ſich Setzende, der Bewegung Widerſtrebende, ſie Aufhaltende, was ſie nöthigt in jedem Moment Stand zu halten, zu verweilen und keinen zu überſpringen. In dieſem Retardiren zeigt ſich alſo auch die eigentliche Kraft des Philoſophen; derjenige iſt Meiſter dieſer Kunſt, der ſtets beſonnen bleibt, der im Stand iſt, die Bewegung anzuhalten, ſie zu nöthigen, daß ſie verweile, der der Bewegung alſo gleichſam keinen Schritt verſtattet, als der nothwendig iſt, und ihr auch jederzeit nur den Schritt verſtattet, der nothwendig iſt, keinen größern und kleinern. Darin alſo die philoſophiſche Kunſt; ſowie ja überhaupt der wahre Künſtler überall mehr an der anhaltenden und retardirenden als an der producirenden, treibenden, beſchleunigenden Kraft erkannt wird.

Man kann ſagen: der Philoſoph oder jenes Wiſſen befinde ſich mit dem Treibenden, gleichſam unaufhaltſam nach Wiſſen Verlangenden in beſtändiger Unterhandlung; er muß ihm jeden Schritt ſchwer machen, ſich gleichſam um jeden Schritt mit ihm ſtreiten. Dieſer innere Verkehr, dieß beſtändige Geſpräch, in dem zwei Principien ſind, eines, das das Wiſſen ſelbſt, das Wiſſen als Weſen iſt, aber nicht weiß, das andere, das wiſſend iſt, aber nicht das Weſen, nicht das Wiſſen ſelbſt — nur nichtwiſſendes Wiſſen — eines, das ſich erinnern will, und das andere, das ihm zur Erinnerung hilft. Dieſe innere Unterredungskunſt iſt es,

Digitized by Google

von welcher die äußere, die bloß davon Dialektik heißt, nur das Nachbild, und wo ſie zur bloßen Form geworden, der leere Schein und Schatten iſt [1]. Dieſes Verhältniß hat gleichſam in ſeiner Perſon dargeſtellt jener, nicht wie man in Hyperbeln zu reden pflegt, ſondern wahrhaft göttliche Mann, deſſen innere Größe und Herrlichkeit zu begreifen ſchon allein den Weg zur wahren Philoſophie zeigen könnte. — Sokrates, ohne alle Frage der Lichtpunkt, die hellſte Erſcheinung des ganzen Alterthums, in welchem die Vorſehung zeigen wollte, was die urſprüngliche Vortrefflichkeit der Natur vermöge, Sokrates, der, wenn er ſagte, er wiſſe nur, daß er nicht wiſſe, dadurch ſein Verhältniß bezeichnen wollte zu jenem eigentlich Wiſſen Erzeugenden, das er überall und wo er konnte zu erregen ſuchte. Er ſelbſt ſagte, er gebäre nicht mehr — wie es auch jenem nichtwiſſenden Wiſſen nicht gebührt, das gleichſam das Abgeſtorbene iſt, die gebärenden Kräfte liegen nur in der ewigen Freiheit — er gebäre nicht mehr, wohl aber helfe er zu gebären und leite die Geburt, ſich mit ſeiner Mutter, der Hebamme, vergleichend. Wie eine verſtändige Hebamme die Geburt nicht übereilt, ſondern die Gebärende ermahnt, auszuhalten und auszuharren im Geburtsſchmerz, bis die rechte Stunde zur Geburt gekommen iſt, ſo verhielt ſich auch er, nicht als der beſchleunigende, ſondern als der durch beſtändigen Widerſpruch aufhaltende Leiter der Bewegung oder Geburt.

Indem nun, um die Bewegung noch mit wenigen Worten zu beſchreiben, indem die Ureinheit, B = A wiederhergeſtellt wird, kann ſich das mit ihm in Rapport ſtehende B nicht mehr verhalten a) als ſchlechthin Nichtwiſſendes (denn es iſt nicht mehr bloß Subjekt); b) nicht mehr als Wiſſendes, denn es hat kein Objekt mehr. Es iſt alſo überhaupt kein Raum für B, und da es doch nicht vernichtet werden kann, ſo bleibt ihm nichts übrig als ſelbſt aufzugehen in dem B = A, d. h. ſich ſelbſt zu erkennen als das in A verwandelte B, und ſo ſich dem A wieder innerlich oder erinnerlich zu machen. Es iſt alſo jetzt a) wieder was zuerſt, das ſtille Innere der ewigen Freiheit (denn es braucht die ewige Freiheit nicht mehr anzuziehen), und doch zugleich das Wiſſende

[1] Vgl. die Weltalter, im vorhergehenden Band, S. 201. D. H.

Digitized by Google

von ihr, weil es eben aus der Bewegung das ganze vollständige Wissen mit zurückbringt — denn es hat die ewige Freiheit in allen ihren Momenten gesehen, und es ist b) das sich selbst wissende, denn es hat sich in allen seinen Tiefen kennen gelernt. Aber eben dieß sollte erreicht werden, daß es sich selbst wisse als das Innere der ewigen Freiheit. Vorher war es das Innere der ewigen Freiheit, aber nichtwissend. —

Das Ziel also ist das unmittelbare Wissen der ewigen Freiheit. Aber um dieses Ziel zu erreichen, müssen auch hier, wie in der ursprünglichen Bewegung, die Pole auseinander gehalten werden.

Zur Begründung der Philosophie als Wissenschaft gehört auch, daß ihre Nothwendigkeit dargethan werde. Dieß ist nun aber im Grunde schon durch das Bisherige geleistet. Die Nothwendigkeit der Philosophie geht unmittelbar hervor aus jenem unvermeidlichen inneren Streit, von dem die Rede war. Ich sage unvermeidlichen. Denn das menschliche Bewußtseyn kann einmal nicht dabei stehen bleiben, das stille Innere, das bloß Tragende der ewigen Bewegung, der Bewegung der ewigen Freiheit selbst zu seyn. Nicht eben gezwungen, aber doch nothwendig und unausbleiblich wird der Mensch sich die ewige Freiheit, die er ist, anziehen, sie für sich wollen, um eigenmächtig mit ihr zu wirken. Denn es ist nicht zu denken, als wäre dieß bloß im Anfange der Dinge geschehen. Jedes einzelne menschliche Bewußtseyn ist wieder ein Zusichkommen der ewigen Freiheit. Aber in jedem menschlichen Bewußtseyn geschieht wieder dieselbe Anziehung.

So würde also, könnte man sagen, jeder Mensch von Natur sich in jener innern umtreibenden Bewegung befinden? — Aber ist denn dem nicht auch so, und müssen wir nicht gestehen, daß der größte Theil der Menschen in einem besinnungslosen Zustande dahin wandelt? Wenn auch die Spannung, zu welcher innere Thätigkeit gehört, nicht als solche erscheint, so ist sie doch da in ihrem Resultat, der Besinnungslosigkeit; und wenn man jene Spannung in den meisten Menschen nicht mehr wahrnimmt, so ist es nur darum, weil sie nicht einmal bis zu diesem Punkt innerer Thätigkeit gelangen, sondern frühzeitig zerstreut, von ihrem Innern abgezogen in eine für sie wohlthätige Betäubung versetzt

Digitized by Google

werden. So geschieht es, daß ein innerer Kampf in den meisten nicht zum Ausbruch, oder wenigstens nicht zu jenem Grade von Spannung gelangt, der Entscheidung nothwendig macht. Daß der Grund und Anlaß zu jenem innern Widerstreit in der menschlichen Natur liege, erhellt daraus, daß fast in jedem Zeitalter Ununterrichtete und Ungelehrte aufstehen, in denen eben jener innere Kampf von selbst und freiwillig entsteht, und die dann trotz des Widerspruchs der Schulgelehrten auf ihre eigne Hand philosophiren und eine bald mehr bald weniger glückliche Krisis bestehen. Wo aber jener innere Streit ursprünglich erregt ist, ohne durch jene Krisis und Scheidung in besonnenes Wissen sich aufzulösen, da erzeugt er nothwendig das, was wir Irrthümer nennen, und alle Irrthümer sind nur Erzeugnisse jener innern, in wildem Kampf sich untereinander bekämpfenden geistigen Kräfte.

Der Irrthum ist nichts Gleichgültiges, nicht bloßer Mangel, sondern eine Verkehrtheit der Erkenntniß (er gehört in die Kategorie von Bösem, Krankheit). Wäre aller Irrthum nur schlechterdings falsch, nämlich von aller Wahrheit entblößt, so wäre er ungefährlich. Von dieser ungefährlichen Art sind freilich manche Behauptungen, denen man zu viel Ehre erweisen würde, wollte man sie für Irrthümer erklären. Denn auch der Irrthum hat etwas Ehrwürdiges, es ist stets etwas von der Wahrheit in ihm, aber eben diese Entstellung, diese Verkehrung der Wahrheit, diese in dem schrecklichsten Irrthum noch erkennbaren oder wenigstens dunkel gefühlten Züge der ursprünglichen Wahrheit sind das Entsetzliche des Irrthums. Die sanfteste Kraft — die in den Bildungen organischer Wesen wirkende —, wenn sie gehemmt wird, erzeugt das Monstrose, das uns schrecklich ist nicht wegen seiner Unähnlichkeit, sondern eben wegen seiner Aehnlichkeit mit dem wahren Gebild, weil noch immer die menschliche Gestalt erkennbar ist. Auch jene innere Rotation entsteht durch eine Hemmung, eine Anziehung, aber die bewegende Kraft hört nicht auf, denn sie strömt aus ewiger Quelle.

Man könnte sagen: der Irrthum entsteht durch das bloße wissen Wollen. Man darf also nur nicht wissen wollen, so ist man vor dem Irrthum gesichert. Dieß ist allerdings das Hausmittel, dessen sich

Digitized by Google

die meiſten bedienen. Allein 1) wiſſen *wollen* hängt nicht von dem Menſchen ab, er *will* wiſſen, eh' er weiß, daß er wiſſen will. Denn ſchon jedes einzelne Bewußtſeyn entſteht im Menſchen aus einer Anziehung, ein ſich zum Gegenſtand Machen deſſen, was er iſt. Der Menſch befindet ſich alſo ſchon von Natur in einem Wiſſen, — eben in jenem Wiſſen, in das er ſich verſetzt, indem er gegen die ewige Freiheit, die er ſeyn ſollte, ſich zum wiſſenden Subjekt macht. Da nun dieſes Wiſſen entſtanden iſt dadurch, daß er die ewige Freiheit zum Objekt machte, ſie gleichſam von ihrer Stelle rückte, ſo hat dieß natürlich nur *Entſtellung* des Wiſſens zur Folge, und ein *Gemiſch* von Wahrem und Falſchem mußte in ſeiner Erkenntniß entſtehen. In dieſem gemiſchten, unreinen Wiſſen leben wir von Natur — daher auch das „natürliche" Wiſſen. Menſchen, welche ohne erſt gereinigt zu ſeyn und gleichſam ganz bedeckt von der Unreinheit dieſes Wiſſens ſich der Philoſophie nahen, müſſen nothwendig in noch größere Verwirrung gerathen, als in der ſie ſich ohnedieß befinden. Natürlich kann ihr ganzes Dichten und Trachten nur dahin gehen, eben jenes verkehrte Wiſſen zu behaupten, und ſich für dieſes wie für ihr Leben zu wehren: — ganz recht, denn ihr Leben iſt nur in dieſem Wiſſen. Daher ſie, was ſie in dieſem Wiſſen finden, als allgemein-gültige ewige Wahrheiten aufſtellen. Z. B.: „das Natürliche iſt außer dem Uebernatürlichen". Freilich iſt es jetzt ſo, und ſchmerzlich empfinden wir dieſe Trennung, und eben von dieſem Schmerz verlangten wir durch höheres Wiſſen befreit zu werden. Aber weil jene ganz von der Gegenwart, von dem Stillſtehenden befangen, ſehen ſie weder, daß es einen Punkt gab, wo das Natürliche im Uebernatürlichen war (jene ewige Freiheit, aus der alles herkommt, iſt über alle Natur), und einen Punkt, wo es wieder darin iſt, wie es denn im Menſchen wieder darin ſeyn ſollte. Jene wunderbare Verknüpfung von Freiheit und Nothwendigkeit im Menſchen ſagt ihnen nichts: beide ſind ſich unendlich fern und unendlich nah; die ſich ſelbſt entfremdete Freiheit iſt Natur, die wieder in ſich zurückgenommene Natur iſt Freiheit. Es bedarf bloß der Wiederumwendung. Der Menſch iſt eben dadurch in Irrthum gefallen, daß er das Natürliche in ſich vom Uebernatürlichen

Digitized by Google

ſchied. Die alſo für jenen Dualismus kämpfen, ſtreiten im Grunde eben für jene Schuld des Menſchen, und wollen das, was bloß Schuld des Menſchen iſt, auf die Natur, den Gegenſtand ſelbſt werfen.

Beſſer als dieſe Verſuche, mit jenem ungeläuterten und gemiſchten Wiſſen es zur Wiſſenſchaft bringen zu wollen, iſt allerdings noch die übrigens troſtloſe Lehre, daß wir überhaupt nichts zu wiſſen vermögen; ſie ſehen, daß mit dieſem Wiſſen nichts zu wiſſen iſt, und wollen es doch nicht aufgeben, jene Kriſis nicht zu beſtehen. Kant nennt ſeine Philoſophie eine kritiſche, und hätte ſie es wirklich bis zu jener Kriſis gebracht, möchte ſie wohl den Namen führen. Allein ſie iſt doch nur ein Anfang zur eigentlichen Kriſis, denn wenn Kant z. B. ſagt, daß wir mit den Formen unſeres endlichen Verſtandes das Ueberſinnliche, Göttliche nicht zu erkennen vermögen, ſo hat er darin ganz recht und hat nichts geſagt, als was ſich eigentlich von ſelbſt verſteht. Allein er ſetzt dabei immer voraus, daß es mit dieſen Formen erkannt werden müßte, wenn es erkennbar wäre.

Dieſem natürlichen Wiſſen ſoll alſo der Menſch abſterben. In der Philoſophie iſt nicht der Menſch der Wiſſende, ſondern er iſt das dem eigentlich Wiſſenerzeugenden widerſtrebende, durch beſtändigen Widerſpruch es anhaltende — reflektirende —, aber eben darum für ſich gewinnende freie Denken. Jenes Wiſſenerzeugende aber vermag alles, denn es iſt der Geiſt, der durch alles geht, die ewige Magie, die Weisheit, die aller Kunſt Meiſter iſt. In ihr iſt, wie ein ſpäteres morgenländiſches Buch ſich ausdrückt[1], der Geiſt, der verſtändig iſt, einig und doch mannichfaltig zugleich (dieß eine ſehr wichtige Beſtimmung) und gehet durch alle Geiſter, wie verſtändig, ſcharf und lauter ſie ſeyen — alſo auch durch den höchſten Geiſt; denn die Gottheit ſelbſt, obwohl die Lauterkeit ſelbſt, iſt nicht lauterer als ſie — ſie geht durch alle Geiſter, denn ſie iſt das Allerbehendeſte oder, wie es in dem griechiſchen Grundtext heißt: *πάσης γὰρ κινήσεως κινητικώτερον σοφία, διήκει δὲ καὶ χωρεῖ διὰ πάντων κ. τ. λ.*, beweglicher

[1] Sapient. c. 7.

Digitized by Google

als alles Bewegliche, was mit dem übereinſtimmt, was ich ſchon ſagte: ſie iſt die Beweglichkeit ſelbſt und darum beweglicher als jede einzelne Bewegung; ſie iſt einig und kann — vermag — macht (auch das deutſche Wort machen kommt von mögen her) — und macht doch alles, ſie bleibt, das ſie iſt, und erneuert doch alles, d. h. ſchafft ſtets Neues, bringt ſtets Neues aus Neuem hervor: dieß beſtändig eins- und doch immer ein-anderes-Seyn iſt das Eigenthümliche des Wiſſens; Wiſſen iſt weder in dem, das immer eins bleibt, nicht aus ſich hinausgeht, noch in dem, das ſchlechthin auseinander fällt, im Einheits-, im Zuſammenhangloſen; Wiſſen iſt Cohärenz, eins und doch vieles, ſtets ein anderes und doch immer eins.

Dieſe Weisheit iſt nicht fern von dem Menſchen, denn ſie iſt nur das Ausgeſchiedene des Urbewußtſeyns, das urſprünglich auch ſein Bewußtſeyn war. Der Menſch ſollte das ſtille Innere der zu ſich gekommenen ewigen Freiheit ſeyn, die eben durch dieſes zu-ſich-Kommen die verwirklichte Weisheit war. Wenn dieſes zu-ſich-ſelbſt-Kommen nicht geſtört wurde, ſo war die im Menſchen zu ſich ſelbſt gebrachte, alſo ſich ſelbſt wiſſende Freiheit auch die ihrer ſelbſt mächtige, und auch die jetzt nicht ihrer ſelbſt mächtige — die wir in der Natur ſehen — wurde zur beſonnenen, und die ſich ſelbſt wiſſende ewige Freiheit — und durch ſie der Menſch — war die beſonnene Macht oder Magie aller Dinge. Aber der Menſch ſtörte jenes zu-ſich-ſelbſt-Kommen, indem er die ewige Freiheit für ſich wollte. Doch konnte er nur die ſich anziehen, die er war, d. h. die in ihm zu ſich ſelbſt gekommen war, nicht jene, welche eben dieſer untergeordnet und dadurch auch frei werden ſollte. Dieſe alſo blieb äußerlich ſtehen, wo ſie noch immer ihre Wunder hervorbringt, zwecklos inſofern als ſie das Hervorgebrachte immer wieder aufreibt und zerſtört, nur um wieder daſſelbe hervorzubringen — in einer gleichſam eiteln Geſchäftigkeit, die aber nicht ihr Wille iſt, die ſie gegen ihren Willen treibt.

Die ewige Freiheit aber, die er war, verdrängte er von ihrer Stelle; eben dadurch, daß er ſie anziehen wollte, alſo ſich zum Subjekt gegen ſie machte, ſchloß er ſie aus (dieß der oft erwähnte Widerſpruch);

Digitized by Google

darum wird die Weisheit in jenem alten morgenländiſchen Buch beſtändig vorgeſtellt als die ausgeſchloſſene — „ſie klagt auf den Gaſſen“ [1], und wer ſie ſucht, findet ſie leicht, er findet ſie „vor ſeiner Thür' auf ihn warten“ [2]. Beſtändig fordert ſie den Menſchen auf, jene innere Spannung aufzugeben, ſich ſelbſt und dadurch auch ſie wieder, ſoweit es ſeyn kann, in Freiheit zu ſetzen, welches eben in jener Kriſis geſchieht, die wir als den Anfang der Philoſophie, d. h. der Liebe zur Weisheit, bezeichneten.

Auch jene ihm äußerliche, in der Natur ſtehen gebliebene Freiheit iſt mit der im Menſchen gefeſſelten einverſtanden, auf deren Befreiung auch ſie wartet. Sie zeigt ſich einverſtanden mit jener inneren, indem ſie dem Menſchen das äußere Leben ebenſo erſchwert wie jene das innere. Den Unerfahrenen zieht ſie durch ihren unwillkürlichen Reiz an — ihren unwillkürlichen, denn ſie möchte ihn gern verhüllen, aber ſie warnt ihn ſelbſt ſich ihr zu geben, und lehrt ihn bald ſchmerzliche Erfahrung, lehrt ihn mit Schaudern von dieſem Abgrund zurücktreten. Sie verbirgt ihm nicht, hat es gleichſam keinen Hehl vor ihm, ſagt es ihm ſelbſt, daß ſie ihn nur täuſche. Und da ſie als dieſe ſtillſtehende recht eigentlich das Werk des Menſchen iſt, zeigt ſie auf alle Weiſe, daß ſie ihm keinen Dank dafür weiß.

Alles alſo fordert den Menſchen zu jenem Aufgeben ſeines Wiſſens, zu jener Scheidung auf, durch die er zuerſt ſich in völliger Freiheit erblickt, aber auch ihm gegenüber die vorige Freiheit in ihrer uranfänglichen Lauterkeit.

Hiemit beſchließe ich die Unterſuchung über die Natur der Philoſophie als Wiſſenſchaft. Es iſt immer ſchon ein bleibender Gewinn, zu wiſſen, was wahre Philoſophie ſey, und wie ſie ſich zu dem Menſchen und zu den andern Beſtrebungen des Menſchen verhalte. Der Begriff der Weisheit iſt ſelbſt für den nicht unfruchtbar, der auf eigentliche

[1] Prov. 1, 20.
[2] Sapient. 6, 15.

Digitized by Google

Philoſophie verzichten wollte. Nicht bloß in dem, was die Schule ſo nennt, zeigt ſich die Liebe zur Weisheit. Die Weisheit iſt in allem; der ſie ſucht, dem kommt ſie aus allem entgegen. In allen möglichen Gegenſtänden, in allen Wiſſenſchaften iſt ſie verborgen, und dieſe Liebe, dieſes Suchen der Weisheit veredelt jedes Studium. Wer ſie findet, der beſitzt einen eigentlichen Schatz in ihr, ſie veredelt das Gemeinſte, und macht ihm hinwiederum das Edelſte und Höchſte gemein, daß er damit umgeht als mit täglichem Brod. Aber nur den reinen Seelen gibt ſie ſich. Denn nur dem Reinen offenbart ſich das Reine.

Digitized by Google

Ueber den Werth und die Bedeutung der Bibelgeſellſchaften[1].

M. H. Wenn wir die Erfolge, welche Ihnen ſo eben vorgelegt worden ſind, im Ganzen mit Freuden betrachten können, ſo darf ſich, in Erwägung der wahren Natur und Bedeutung dieſes Vereins, die Hoffnung damit verbinden, daß, weit entfernt, das Schickſal ähnlicher Unternehmungen zu theilen, die im Anfang, der Neuheit oder anderer zufälliger Anregungen wegen, allgemeine Theilnahme, bald aber nur noch eine laue, unkräftige Unterſtützung finden, dieſer Verein, auch in unſerem Land und in unſerer Stadt, wie in der ganzen übrigen Welt, im Verhältniß ſeiner Dauer immer weiter ſich ausbreiten und kräftiger aufblühen werde.

Wir dürfen dieß hoffen, ſagte ich, nicht in Folge augenblicklichen Anſcheins, wohl aber in Erwägung der wahren Natur und Bedeutung dieſes Vereins, über welche ich mir darum einige Worte auszuſprechen erlaube, nicht im Namen des Ausſchuſſes, ſondern lediglich für mich ſelbſt in meinem Namen und nach meiner Anſicht, um, ſoweit es nämlich in meiner Kraft ſteht, das Vertrauen nicht unerwiedert zu laſſen, das mich vor drei Jahren zum Vorſtand dieſes Vereins erwählte, auch nicht in der Abſicht, alles zu erſchöpfen, ſondern nur Eine Seite des Gegenſtandes, und zwar diejenige zu beleuchten, von welcher er vielleicht am eheſten Mißverſtand zu gewärtigen hat. Denn verbergen dürfen wir uns nicht, daß dieſe die Verbreitung der Bibel ſich zum Zweck ſetzenden

[1] Dieſe Rede hielt der Verfaſſer als Vorſtand des Bibelvereins in Erlangen, der Vortrag des Rechenſchaftsberichts ging ihr voraus. D. H.

Digitized by Google

Vereine, ſelbſt unter ſonſt frei denkenden und wohlgeſinnten Männern, manchen, wenn auch nicht eben immer ausgeſprochenen, Vorurtheilen begegnen.

Wem iſt es nicht aus der Reformationsgeſchichte bekannt, mit welchem Jubel vor bald dreihundert Jahren die Erſcheinung einer volksgemäßen, kräftigen, geiſtvollen Ueberſetzung der heiligen Schrift begrüßt wurde! Galt dieſer Jubel damals etwa der gelungenen Leiſtung, dem neu erworbenen Hülfsmittel eines gelehrten Verſtändniſſes der Schrift, oder der allerdings großen Bereicherung, welche die Literatur durch eine ſo herrliche Ueberſetzung erhielt? Nein; dieß alles für ſich konnte keinen Anlaß geben, die Erſcheinung dieſes Werks als ein der Menſchheit widerfahrenes Heil, wie den entſchiedenſten Sieg des Lichts über die Finſterniß und chriſtlicher Freiheit über hierarchiſchen Druck zu feiern. Die wahre Urſache der allgemeinen Freudenbezeugung war, daß es *nun* erſt möglich wurde, die Bibel allgemein zu verbreiten, dem Volk, dem ſie bis dahin entzogen waren, die heiligen Bücher zurückzugeben — nach dem übereinſtimmenden Urtheil von Freunden und Feinden das kühnſte Unterfangen, ja die eigentliche That der Reformation, ohne welche dieſe niemals hätte Beſtand gewinnen können.

Aber der wahre Sinn und darum auch die Frucht der großen, über ihre Zeit hinausgehenden That wird meiſt erſt in einer ſpäteren Zeit offenbar. So hier. Denn ſo wenig im erſten Gefühl wiedergewonnener Freiheit man damals die Schranken ſich vorſtellen konnte, mit denen dieſe bald wieder umſchloſſen und umfangen werden ſollte: ſo wenig konnte man damals ſich denken, daß in irgend einer Zeit oder in irgend einem Theil der evangeliſchen Kirche die als Gemeingut des Volks erklärte Schrift ihm wieder, nahezu wie vor der Reformation, entfremdet, von ihm als ein — dem beſonderen Stande der gelehrten Ausleger und der eigentlichen Theologen vorbehaltenes Buch faſt mit der Gleichgültigkeit betrachtet werden könnte wie etwa die Juſtinianiſchen Geſetzbücher, von denen das Volk, obgleich zum Theil nach ihnen regiert, keine Kenntniß hat, deren Studium und Auslegung es ruhig den Rechtsgelehrten von Beruf überläßt.

Digitized by Google

Und eben dieſes ſcheint mir nun die große Bedeutung der mit beiſpielloſer Schnelligkeit über die Welt verbreiteten Bibelgeſellſchaft, daß ſie die Schrift wieder aus den Händen des beſonderen Standes, dem ſie anheimgefallen ſchien, dem Gemeinbeſitz des Volkes, d. h. aller wie immer übrigens durch Bildung und Unterricht verſchiedener Stände zurückgibt — ein Gedanke von ſo großer Folge, daß ich keinen Anſtand nehme zu ſagen: mit ihm ſey die eingeſchlummerte Reformation wieder aufgelebt, mit ihm auf ihr Princip, durch das allein ſie die Welt bewegen konnte, wieder zurückgebracht worden.

Von den nothwendigen Folgen einer allgemeinen und unbedingten Bibelverbreitung zu reden, iſt nun freilich weder hier noch vielleicht überhaupt ſchon die Zeit; aber das muß jeder einſehen, daß es die möglich verkehrteſte und beſchränkteſte Anſicht ſeyn würde, wenn jemand die Bibelgeſellſchaften als einen Verſuch anſehen wollte, das, wie man rühmt, mündig gewordene Volk wieder unter das ſo genannte geiſtliche Joch oder unter die Bevormundung eines Standes zurückzubringen, auf den manche, gern auch wohl in Bezug auf das Bibelverſchenken, den Spruch anwenden möchten:

Metuo Danaos et dona ferentes.

Wenn aber je zu unſerer Zeit und irgendwo das Volk über ungebührliche Abhängigkeit von geiſtlichen Oberen ſich zu beklagen gehabt hätte, ſo konnte ihm eine größere Befreiung als durch die laute und allgemeine Aufforderung zum Selbſtgebrauch der heiligen Schrift gewiß nicht zu Theil werden, und geſetzt ſelbſt, daß der erſte Impuls, die Verbreitung derſelben zum Gegenſtand geſelliger Vereine zu machen, von wohldenkenden Männern geiſtlichen Standes ausgegangen ſeyn ſollte, ſo wird doch jeder, der Welt und Menſchen und unſere Zeit insbeſondere kennt, mit mir darin einſtimmen, daß die vereinten und angeſtrengten Bemühungen aller Mitglieder dieſes Standes nicht vermocht haben würden, jenem Gedanken eine ſo raſche, erfolgreiche Ausführung, den Bibelvereinen eine ſo allgemeine, ans Wunderbare grenzende Verbreitung zu geben, wenn nicht eine allgemeine Begeiſterung für das, worin allein die

Digitized by Google

evangelische Kirche sich als eins empfindet, verbunden mit einem ebenso allgemeinen Gefühl von der Enge und dem Formelwesen aller einzelnen und voneinander abgesonderten kirchlichen Vereinigungen, deren gegenseitiger Widerspruch das erstemal seit langer Zeit in der Bibelgesellschaft erlosch, in den übrigen Klassen der menschlichen Gesellschaft jenem Gedanken entgegengekommen wäre. Nur ein solches durchgängiges Gefühl erklärt, daß vom Augenblick der Entstehung an nicht Mitglieder des geistlichen Standes, sondern Weltleute, Staatsmänner, Seehelden, Heerführer, und unter allen diesen — offenkundige Freunde der Menschheit und aller die Freiheit des Volks begünstigenden Einrichtungen in den Bibelgesellschaften Großbritanniens die bei weitem überwiegendste Zahl seiner eifrigsten Theilnehmer bilden.

Wer aber könnte vollends unter uns Deutschen diese Gesellschaften durch vorausgesetzte Absichten eines Standes verdächtigen wollen, aus dessen Mitte vorzugsweise, wie allgemein bekannt, laute Stimmen der Mißbilligung sich erhoben, als man anfing den von manchen Mitgliedern desselben früher empfohlenen und befolgten Grundsatz, dem Volk Schriften zur eignen Belehrung und Selbstaufklärung in die Hände zu geben, endlich auch auf die heilige Schrift anzuwenden. Denn zwar ist mit Sicherheit anzunehmen, daß dieß nur Stimmen einzelner waren, zurückgewiesen von der bei weitem größeren Zahl ächt evangelischer Lehrer, die vollkommen einsehen, daß die protestantische Kirche in dem Augenblick, da sie das freie und allgemeine Bibellesen — auch nur stillschweigend aufgäbe, durchaus nichts mehr seyn würde, daß es im Resultat ganz auf dasselbe hinauskommt, aus welchem Grunde man dem Volk den Gebrauch der heiligen Schrift entzieht oder beschränkt, daß aber diese Beschränkung völlig empörend seyn würde, wenn sie — nicht zum Schutz einer wenigstens auf die Ueberlieferung von Jahrhunderten gegründeten, sondern einer gestern entstandenen und nur angemaßten Auktorität beliebt würde, wenn sie das Volk vielleicht nur verhindern sollte, jene positiven, über das was jeder sich selbst predigen kann hinausgehenden Erkenntnisse zurückzuforden, die man ihm, künstlich und unter der Hand, allmählich entzogen hätte. Aber das erhellt unwidersprechlich aus den

Digitized by Google

Gründen ſelbſt, mit welchen die Ausbreitung der unabgekürzten und unverfälſchten heiligen Schrift beſtritten worden, daß die Bibelgeſellſchaft keine zum Vortheil oder zur Bequemlichkeit und Erleichterung des geiſtlichen Standes in ſeinem Beruf gemachte Erfindung iſt. Denn vielmehr legt dieſe Verbreitung den berufenen Auslegern der Schrift eine wo möglich noch höhere Verbindlichkeit auf, ſich ſelbſt mit dem tiefſten Sinne derſelben zu durchdringen; und alle die Gefahren, die ſich von dieſer unbedingten Hingabe der Bibel an das Volk beſorgen laſſen, wie das Entſtehen ſchwärmeriſcher Sekten und von der Gemeinſchaft der Kirche ſich abſondernder Geſellſchaften, ſind in der That nur ebenſo viele Aufforderungen an ſie, durch eindringenden, den Inhalt der Schrift nicht umgehenden oder verflachenden, ſondern erſchöpfenden Vortrag den weniger unterrichteten, aber nach wahrer Erkenntniß darum nicht minder begierigen Theil des Volks vor ſelbſtgewählten Wegen zu bewahren; zugleich dient eben dieß zum Beweis, daß nichts kräftiger als die Allgemeinmachung der Bibel das Volk gegen jede ungebürliche Bevormundung, gegen jede Willkür des Verſchweigens und die ſelbſtbeliebigen Deutungen ſicher ſtellt; daß die Bibelgeſellſchaften in dem Verhältniß, als ihr Wirken mit Erfolg begleitet iſt, nicht weniger zu höherer Begeiſtung des Lehrerſtandes als zur Verbeſſerung und Erhebung des Volks wirken müſſen, daß endlich die Verbreitung der Bibel das zuverläſſigſte Mittel iſt, zu verhindern, daß jener ehrwürdige Stand jemals das werde, was man ihn oft, ebenſo gehäſſig als unhiſtoriſch, nennen hört, eine Kaſte, als welche er, wie die Prieſterkaſte Indiens, ſich eben nur durch den ausſchließenden Beſitz und Gebrauch heiliger Bücher behaupten könnte.

Wenn daher die Sache der Bibelgeſellſchaft, weit entfernt aus den beſondern Abſichten eines einzelnen Standes hervorgegangen zu ſeyn, vielmehr vom reinſten Intereſſe für die Geſammtheit eingegeben, eine ſchlechthin allgemeine iſt; wenn außerdem, um dieß alles nur kurz zu berühren, bibelleſende Völker ſchon darum, weil ſie dieß ſind, und weil jenes Buch, wie man ſagt, ſo viel Unverſtändliches enthält, mehr als andere zum Denken aufgefordert und zu denken gewohnt ſind; wenn es darum vielleicht nur als natürlich erſcheint, daß vorzugsweiſe eben dieſe

Digitized by Google

Völker jene natürliche Scharfſinnigkeit, die des geſteigertſten Kunſtfleißes, und jenen geſunden Verſtand, der freier Verfaſſungen fähig macht, in ſich entwickelt haben, wie es denn vielleicht ebenſowenig zufällig iſt, daß die Literatur bibelleſender Völker bis jetzt allein Dichter kennt, deren Werke durch Lauterkeit und Naturgehalt an die ſtillen aber tiefen Waſſer der Alten erinnern (denn Frankreich, das hochbegabte Italien ſelbſt kennt im Grunde nur eine conventionelle Poeſie): wenn ſich dieß alles ſo verhält, ſo geſtehe ich, nicht zu begreifen, wie Perſonen, die einem denkenden Volk Vorzüge vor einem gedankenlos dahinlebenden zugeſtehen, oder die für das Glück und die Freiheit der Völker im Allgemeinen ſich begeiſtern, oder die lebhaften Theil nehmen an den Erzeugniſſen einer freien, lebendigen Literatur; ich begreife nicht, ſage ich, wie ſolche aus oft ſo einſeitigen und engherzigen Geſichtspunkten dieſe Bibelgeſellſchaften anſehen können, deren einziger Fehler oder vielmehr Mangel der iſt, daß ſie das Volk nicht ebenſo zum eifrigen Leſen und Forſchen in der Schrift als zum Annehmen derſelben bewegen können; deren nothwendige, jenes Mangels ohngeachtet unausbleibliche Folgen aber von ſo weltgeſchichtlicher Natur ſind, daß kein menſchlicher Scharfſinn ihre letzten Wirkungen zu berechnen im Stande iſt.

Möge dieſe Darlegung meiner Anſicht von dem Werth und der Bedeutung der Bibelgeſellſchaft zunächſt die Aufrichtigkeit des Dankes bezeugen, den ich für das in mich geſetzte ehrenvolle Vertrauen abzuſtatten mich gedrungen fühle. Nicht umſonſt aber würde ich dieſes Vertrauens genoſſen zu haben glauben, wenn die wenigen Worte etwas beitragen könnten zu einer richtigeren Anſicht dieſer Vereine, zu immer willigerem und eifrigerem Mitwirken der Wohlgeſinnten zu den Zwecken deſſelben.

Digitized by Google

Spicilegium observationum

in novissimam Arnobii editionem.

1818.

(Aus dem handschriftlichen Nachlaß.)

Digitized by Google

Digitized by Google

Einleitung.

Da meine Arbeit kritiſch ſeyn wird, und die Verbeſſerung des Textes einzelner Stellen beabſichtet, ſo glaube ich in dieſer Einleitung vorzüglich diejenigen literar-hiſtoriſchen Notizen mittheilen zu müſſen, welche bei der kritiſchen Bearbeitung dieſes Autors vorausgeſetzt werden.

Zuerſt alſo, wie natürlich, von den handſchriftlichen Mitteln der Kritik des Arnobius.

Hier ereignet ſich denn der bei klaſſiſchen Autoren ſeltene, bei Kirchenſcribenten faſt einzige Fall, daß das Werk des Arnobius nur in einer einzigen Handſchrift vorhanden iſt, derjenigen, die ſich ſeit Jahrhunderten in der k. Bibliothek zu Paris befindet.

Zwar es werden noch andere erwähnt, nämlich folgende. Die erſte ſoll im Beſitz des aus der Reformationsgeſchichte bekannten Flacius Illyricus geweſen ſeyn, allein ſie iſt verſchollen, und die aus ihr bekannt gewordenen Lesarten, von denen ſpäter noch einmal die Rede ſeyn wird, begründen die Vermuthung, daß ſie eine bloße und zwar ſehr junge Abſchrift der Pariſer Handſchrift geweſen. Einer zweiten erwähnt ein gewiſſer Roswide in einem Briefe an Juſtus Lipſius, der ſich in der Burmannſchen Sammlung befindet. Er nennt dieſe Handſchrift Manuscriptus Limeburgensis noster, und führt bei einer ſchwierigen Stelle die Lesart derſelben an, allein auch ſie iſt verſchwunden, ohne eine weitere Spur ihres Daſeyns zurückzulaſſen, und war höchſt wahrſcheinlich auch nur eine Copie der Pariſer Handſchrift. Die dritte Handſchrift iſt die, aus welcher Arnobius zuerſt abgedruckt worden, und von welcher nun ausführlicher die Rede ſeyn muß.

Digitized by Google

Die erſte Ausgabe des Arnobius erſchien zu Rom, verhältnißmäßig ſpät, erſt 1542 (43) nach dem Datum der Zueignung, beſorgt durch Fauſtus Sabäus, gebürtig aus Brescia, damals Cuſtos der Vaticaniſchen Bibliothek. Ueber die Handſchrift, deren er ſich bedient, erfährt man von ihm in der Zueignung an Franz I. Folgendes:

Schon längſt werde ihm zugeſetzt und von allen Seiten vorgeworfen, daß er den Arnobius für ſich behalte (mihi vindicarem) — eine Aeußerung, die Erwähnung verdient, weil ſie anzuzeigen ſcheint, daß man damals wirklich von keinem Exemplar des Arnobius außer dieſer Handſchrift wußte. — Er dagegen habe immer angeführt, wie Arnobius (die Handſchrift nämlich) über und über ſo voll Fehler ſey, daß er ſich gelehrten Leuten kaum unter die Augen getraue. Endlich aber habe er (Sabäus) zwei äußerſt gelehrte und ſcharfſichtige Männer, Hieronymus Ferrarius und Franc. Priscianenſis, gefunden (der eine von beiden war ein Buchdrucker, vielleicht auch beide), welche die Sorge der Verbeſſerung und des Druckes übernommen, und denen das Werk ſo trefflich gelungen ſey, daß Arnobius nicht nur von den vielen und enormen Makeln geſäubert, ſondern zugleich in einem eleganten Aeußern und mit ſchönen Typen gedruckt erſcheine.

Noch in einer Nachrede ſagt er: Scatuisse Arnobium tot fere mendis, quot insunt literae. Nimmt man alles zuſammen, den ſonſt bekannten Charakter des Sabäus und den aufſchneideriſchen Ton der ganzen Zueignung, ſo kann man zum voraus vermuthen, daß dieſe Aeußerungen großentheils Uebertreibungen ſeyn mögen, berechnet auf eine Erhöhung des Verdienſtes, das er und ſeine Gehülfen ſich um Arnobius erworben, beſonders aber auf Beſchönigung der Freiheiten, die ſie ſich mit dem Text genommen hatten, und der Nachläſſigkeiten, deren ſie ſich bewußt ſeyn mochten.

Indeß ſind dieſe Aeußerungen von Belang in Bezug auf die Frage, welche Handſchrift Sabäus gehabt; denn es iſt ſeit Ludwig Carrio, der in ſeinen Emendationibus zuerſt dieſe Meinung äußerte, allgemein angenommen, die Handſchrift des Sabäus ſey keine andere geweſen, als die ſich ſpäter im Beſitz der Könige von Frankreich befand und noch

Digitized by Google

jetzt der k. franzöſiſchen Bibliothek angehört. Nicht nur die Uebereinſtimmung einzelner Lesarten beweist dieß, ſondern auch Verſetzungen ganzer Abſchnitte, die ſich in der Pariſer Handſchrift gerade ebenſo wie in der Ausgabe des Sabäus finden.

Allgemein nimmt man an, die jetzige Pariſer Handſchrift ſey erſt ein Eigenthum der Vaticana geweſen und dann durch ein Geſchenk der Päpſte, oder auf was immer für eine andere Weiſe, in den Bücherſchatz der Könige von Frankreich gekommen.

Nun ſpricht aber Sabäus, wie ſchon angeführt, von der Handſchrift, gerade als ob ſie in *ſeinem* Beſitz wäre und ihm ganz allein die Verfügung über ſie zuſtände. Ueber die Art aber, wie er zu ihr gekommen, drückt er ſich in der ſchon erwähnten Zueignung ſo aus: Qualem docti viri e manibus meis vix extorsere, sponte et lubens majestati tuae dedico et dono. Jure enim belli meus est Arnobius, quem e media barbarie non sine dispendio et discrimine eripuerim. Dieſe Stelle läßt ſich nicht anders verſtehen, als daß er mit Aufwand und Gefahr ſeine Handſchrift des Arnobius wie erobert und mitten aus der Barbarei, d. h. nach der damaligen, vielleicht noch jetzigen, römiſchen Anſicht, aus den Ländern dieſſeits der Alpen, etwa den Niederlanden oder Deutſchland, mit Kriegsrecht an ſich gebracht, alſo wahrſcheinlich, begünſtigt durch die Unruhen der damaligen Zeit nicht eben auf die rechtmäßigſte Weiſe an ſich gebracht und nach Rom gerettet habe. Der bekannte franzöſiſche Literator Daunou (in einer Recenſion der neueſten Ausgabe des Arnobius (Journal des Savants, Oct. 1817) will zwar dieſe Erklärung nicht gelten laſſen, vielleicht erinnerte er ſich gerade, wie viele Handſchriften aus faſt allen Ländern Europas auf kriegsrechtliche Weiſe, jure belli, kurz zuvor nach Paris gekommen waren. Daunou meint, nach dem figürlichen Styl der ganzen Zueignung könne ſich das e media barbarie gar wohl auf die enormen Fehler und Makel beziehen, von denen er ſeiner Angabe nach den Text hätte ſäubern müſſen, aber das jure belli iſt damit nicht erklärt, und worauf das non sine dispendio et discrimine gehen ſoll, läßt ſich ebenſowenig ſagen. Denn nach den übrigen bekannten Verhältniſſen des Sabäus, wenn er nicht

Digitized by Google

etwa, wie es auch mitunter geſchieht, ſich ärmer anſtellte, als er war, hat er wohl ſchwerlich die Koſten der Herausgabe oder die Gefahr des Bankerotts bei derſelben gelaufen, und wenn ihm auch die Arbeit etwas Kopfzerbrechen koſtete, war ſie wenigſtens nicht halsbrechend, was offenbar in discrimine liegt. Vergleicht man aber die von demſelben Sabäus noch vorhandenen Epigramme, in denen er viel von populis trucibus et feris und ebenfalls von media barbarie ſpricht, aus der er alte Handſchriften an ſich gebracht habe, ausgeſandt auf deren Erſpähung und Erwerbung von Leo X. und ſeinen Nachfolgern, ſo verliert die mildernde Auslegung Daunous vollends jede Wahrſcheinlichkeit, und man kann das „jure belli meus est“ nicht wohl anders erklären, als daß die Handſchrift dem Sabäus perſönlich gehörte und von ihm mit eigner Gefahr erworben war. Die Offenherzigkeit, mit welcher er ſich über die Erwerbungsart ausdrückt, wird man nach der damaligen römiſchen Anſicht vielleicht nicht eben auffallend finden. Bemerkenswerth iſt das im 16. Jahrhundert plötzlich erwachte Verlangen, alte Handſchriftenſchätze in Rom zuſammenzubringen. Konnte man nach Erfindung der Buchdruckerkunſt und dem Umſchwung, den die Reformation im Verein mit der neuerweckten klaſſiſchen Literatur bewirkt hatte, nicht mehr Herr über den menſchlichen Geiſt ſeyn, ſo vielleicht doch des ausſchließlichen Beſitzes der vorzüglichſten noch nicht bekannten Werke des Alterthums ſich verſichern, über welche der höchſten geiſtigen Gewalt gleichſam von Gott und Rechtswegen die Verfügung zuſtand. Nach dieſer Geſinnung konnte ſich Sabäus wohl auch öffentlich berühmen, ſeinen Arnobius jure belli zu beſitzen und nicht ohne Lebensgefahr den Barbaren entriſſen zu haben. Auf jeden Fall mußte er wohl etwas der Art vorgeben, denn ſeiner eignen Ausſage nach ausgeſandt mit Aufträgen der Päbſte, um diesſeits der Alpen, wo Fleiß und redliches Zuſammenhalten früher ſchon reiche Handſchriften und Bücherſchätze zuſammengebracht hatte, nach denen die Römer nicht erſt zur Zeit des dreißigjährigen Kriegs lüſtern wurden, für die Bibliothek des Vaticans zu erwerben, hätte er eine ſo einzige Handſchrift wohl kaum für ſich behalten dürfen, wenn er nicht etwas der Art für ſich hätte anführen können. Freilich konnte ſie auch ihm,

Digitized by Google

der ſich in den vielen an Franz I. gerichteten Epigrammen als einen ziemlichen Hungerleider darſtellt, belaſſen worden ſeyn, um ſich durch den Erlös der Ausgabe und den Verkauf der Handſchrift für ſeine Gefahren und den etwa gehabten Aufwand zu entſchädigen.

Man könnte gegen dieſe Annahme anführen, daß der nächſte römiſche Herausgeber des Arnobius in ſeiner Zueignung an Gregor XIII. ſagt: quadragesimus agitur annus, ex quo pius hic scriptor e bibliotheca Sanctitatis Tuae Vaticana in lucem primum prodiit, allein es iſt zu bemerken, 1) daß e bibliotheca Vaticana etc. im weitern Sinn genommen ſeyn kann, da es nicht heißt e Msto. oder e cimeliis bibliothecae Tuae Vaticanae editus est, ſondern nur e bibliotheca S. T. prodiit in dem Sinn, in welchem Sabäus ſeine Zueignung, und nach ihm ſo viele Cuſtoden und Scriptoren der Vaticana ihre Zueignungen, Vorreden und Briefe e bibliotheca Palatina datiren; 2) daß Paul III. in dem dem Sabäus ertheilten Privilegium gegen Nachdruck nicht die geringſte Erwähnung davon macht, daß der Abdruck aus einer Handſchrift der Vaticana geſchehen, das Ganze vielmehr als ein rein perſönliches Unternehmen des Sabäus vorgeſtellt wird, wie denn auch dieſer in ſeiner Zueignung ſchwerlich hätte unterlaſſen dürfen, der Handſchrift als einer vaticaniſchen zu erwähnen, wenn ſie dieſem Bücherſchatz wirklich angehört hätte.

Ich glaube daher, daß die gewöhnliche Meinung über die Handſchrift des Sabäus nur darin irrt, daß ſie ſich vorſtellt, die Handſchrift ſey ein Eigenthum der Vaticana geweſen, daß ſie übrigens Recht hat in der Annahme, die Handſchrift ſey dieſelbe geweſen, welche jetzt in Paris befindlich iſt. Wie irgend einer der Päbſte eben in der Zeit, wo ſie mit ſo großem Eifer Handſchriften und Bücher aus allen Weltgegenden zu ſammeln ſuchten, dazu gekommen ſeyn ſollte, dieſe ſeltene, ja einzige Handſchrift eines Kirchenſchriftſtellers an den König von Frankreich zu verſchenken oder zu verkaufen, iſt an ſich ſchwer zu begreifen, und weit natürlicher iſt zu denken, daß Sabäus, der ſich beſtändig mit Franz I. zu thun gemacht, nachdem er die Ausgabe ihm zugeeignet, ihm auch noch die Handſchrift verhandelt habe. Wenn er von dieſer Abſicht in

Digitized by Google

der Zueignung nichts erwähnt, ſo ſcheint dieß ganz natürlich; ein ſolcher Handel wird ja nicht leicht öffentlich geſchloſſen. So viel iſt gewiß, daß nach der Herausgabe des Sabäus keine Spur einer Handſchrift des Arnobius in der Vaticana zu finden iſt. Vierzig Jahre hernach gibt Fulvius Urſinus einen neuen Arnobius mit vielen am Rand ſtehenden Verbeſſerungen, aber ohne von ferne einer Handſchrift zu erwähnen, er gibt alle Verbeſſerungen nur als Vermuthungen, eigne oder fremde, und wie Daunou erwähnt, gehört die Pariſer Handſchrift wenigſtens ſeit 1543, alſo ohngefähr ſeit dem Jahr, in welchem die Ausgabe des Sabäus erſchien, ſchon der Bibliothek des Königs von Frankreich.

Wenn nun dadurch, daß das Pariſer Manuſcript nicht nur gegenwärtig die einzige Urſchrift des Arnobius iſt, ſondern auch, ſoweit wir zurückſehen können, die einzige vorhandene Handſchrift war, der Werth dieſes Manuſcripts verhältnißmäßig erhöht wird, ſo würde man zugleich ſich irren, wenn man die Beſchaffenheit deſſelben nach den Angaben des Sabäus beurtheilen wollte. Alles zeigt vielmehr, daß er ſelbſt und die Buchdrucker, die ihm bei der Arbeit Hülfe leiſteten, nicht die Leute waren, den Werth einer Handſchrift zu verſtehen, ſie gehörig zu leſen, und auch die wirkliche Entſtellung oder Verunſtaltung zur Auffindung der wahren Lesart zu benutzen. Ihre geringe Uebung im Leſen von Handſchriften verräth ſich durch die vielen falſchen Abtheilungen der Wörter und unrichtigen Interpunktionen, die noch jetzt manche Stellen unverſtändlich machen. Noch die beſondere Probe ihrer Kenntniſſe ſo wie ihrer Beurtheilungskraft kann ich anführen. Aus dem Zeitalter des Arnobius exiſtirt ein Geſpräch Octavius, das ſonſt auch in Schulen geleſen wurde; aus dieſem Octavius macht die Handſchrift einen liber octavus des Arnobius, und der römiſche Cuſtode läßt dieß der Handſchrift ohne weiteres nachdrucken. Mir hat nach längerer Bekanntſchaft ſcheinen wollen, daß in vielen Fällen die Handſchrift klüger ſey nicht nur als Sabäus, ſondern auch wohl als manche der ſpäteren Herausgeber, die ſich zum Theil völlig eigenmächtige Veränderungen erlaubten, auch wo die Handſchrift noch deutliche Spuren der ächten, natürlichen Lesart enthält. Nach den neueſten Angaben (des ſchon erwähnten Daunou) iſt die Handſchrift unwiderſprechlich

Digitized by Google

aus dem 9. Jahrhundert, übrigens vollkommen wohl erhalten, einige wenige Buchſtaben ausgenommen, die neuere Hände ſehr ungeſchickter Weiſe verbeſſert, überfahren oder auch ganz ausgelöſcht haben; ſie beſteht aus 191 Blättern, die 29, welche den Octavius etc. enthalten, mitgerechnet; die Schrift iſt von Anfang bis zu Ende ſehr rein, ſehr ſchön und ſich gleich; die Abkürzungen ſind nicht allzu zahlreich, und wo ſie ſich finden, nicht ſchwer zu entziffern. Dieſes alſo iſt die Handſchrift, welche nach dem Vorgeben des Sabäus, scatuisse etc., die meiſten bisher als faſt unleſerlich geſchildert. Wenn Daunou hier insbeſondere der Abkürzungen erwähnt, ſo bezieht ſich dieß darauf, daß unbeſtreitbar richtige Verbeſſerungen gemacht worden ſind, deren Urſprung man ſich aus Abkürzungen zu erklären hat, entweder daß die Abkürzung für ein vollſtändiges Wort genommen, oder daß umgekehrt ein vollſtändig geſchriebenes Wort für die Abkürzung eines andern gehalten worden. Fehler der Art ſind im Text des Arnobius ſo allgemein, daß man beinahe vermuthen möchte, ſchon das Original des Arnobius ſelbſt habe ſolche Abbreviaturen enthalten. Denn daß gerade die Handſchrift, deren Sabäus ſich bedient hat, deren eine ſo große Zahl enthält, widerſpricht Daunou.

Hätte Sabäus, anſtatt die angebliche Menge enormer Fehler verbeſſern zu wollen, anſtatt ſogar in Stellen, die ihm und ſeinen Gehülfen unverſtändlich waren, ganz andere Worte anſtatt der handſchriftlichen zu ſetzen, einen entweder vollkommen treuen oder doch bis auf die augenſcheinlichſten und handgreiflichſten Fehler völlig genauen Abdruck der Handſchrift veranſtaltet, ſo würde dieſe Editio princeps wie die Handſchrift ſelbſt gelten und gebraucht werden können. So wie die Sache jetzt ſteht, iſt dieß nur mit Einſchränkung möglich. Denn übrigens müſſen wir doch in vielen Fällen einſtweilen zu dieſer Ausgabe gewiſſermaßen wie zur erſten Quelle unſere Zuflucht nehmen, weil bis jetzt noch keine vollſtändige und genaue Vergleichung dieſer einzigen Handſchrift vorhanden iſt.

Die zwei erſten Ausgaben, welche nach der erſten römiſchen erſchienen, ſind ohne alle Rückſicht auf die Handſchrift veranſtaltet.

Unter den Buchdruckereien des 16. Jahrhunderts zeichnete ſich die

Digitized by Google

Frobenische in Basel aus; diese hatte damals an Sigmund Gelen einen trefflichen und ganz andern Gehülfen als Sabäus an seinen beiden Buchdruckern. Im Lesen von Handschriften und durch sein Geschäft besonders in der Entzifferungskunst geübt, sah oder ahndete er gleich, ohne die Handschrift selbst vergleichen zu können, in vielen Fällen ganz richtig die Verstöße des römischen Herausgebers; viele Verbesserungen, die er sich geradezu erlaubte, sind später durch die Handschrift oder durch den Beifall nachfolgender Herausgeber bestätigt und noch jetzt in den meisten Ausgaben aufgenommen. Da er aber auch in der Ueberzeugung von der Ungeschicklichkeit des römischen Herausgebers vieles zu eigenmächtig änderte, oft auch nur, was ihm dem reineren lateinischen Ausdruck nicht gemäß schien, geradezu verbesserte, und noch dazu alle Veränderungen in den Text setzte, zog er sich den Unwillen nachfolgender Herausgeber, besonders der Italiener zu, die ihn übrigens trefflich benutzten.

Diese Ausgabe (des Gelenius) war der ersten römischen gleichsam auf dem Fuß gefolgt; vierzig Jahre später, also 1583, erschien eine Romana editio posterior et emendatior, die von Fulvius Ursinus besorgt wurde.

Er spricht in der Vorrede dem Sabäus die Fabel nach von den beinah' unzählbaren Fehlern, die dieser beseitigt haben wollte, zeigt eine Empfindlichkeit gegen die Deutschen und sucht besonders die erste Erkenntniß, daß der angebliche liber octavus des Arnobius der Octavius etc. des Minucius Felix sey, einem römischen Prälaten zu vindiciren, gleich als wär' es eine große Entdeckung, ein Gespräch von einem Buch in fortlaufender Rede zu unterscheiden. Keine Handschrift hat er verglichen, am Rande stehen Verbesserungen ohne Angabe, von wem sie herrühren, viele des Gelenius, andere des in der Vorrede angeführten Peter Chiaconus, eines Spaniers von großer Gelehrsamkeit und ausgezeichnetem Geist, die andern von ihm selbst. Wie man nun übrigens von dem Verdienst dieser Ausgabe denken möge, und wem auch das Beste derselben angehöre, so viel ist gewiß, daß ein Theil der am Rande dieser Ausgabe stehenden Conjekturen zu den sinnreichsten Verbesserungen gehören, die der Text des Arnobius erhalten hat.

Digitized by Google

Die erſte Schrift über Arnobius, in welcher wieder von der Handſchrift Gebrauch gemacht worden, iſt, nächſt den 1583 herausgekommenen Emendationibus des Ludwig Carrio, die ſich jedoch nur über wenige Stellen des Arnobius erſtrecken, der 1598 zu Leyden erſchienene Criticus Arnobianus von Johann Meurſius, der außer manchen allerdings glücklichen und ſcharfſinnigen, oft aber auch Uebereilung anzeigenden Conjekturen des damals noch ſehr jugendlichen Verfaſſers in einem Anhang Excerpte von Lesarten der Pariſer Handſchrift enthält, welche er von dem berühmten Joſeph Scaliger erhalten hatte. Dieſer nämlich ſoll die Pariſer Handſchrift mit ſeinem Exemplar (wahrſcheinlich der Ausgabe des Sabäus) durch alle Bücher hindurch verglichen haben. Wie genau dieſe Vergleichung war, können wir nicht beurtheilen, ja wir wiſſen nicht einmal, wie vollſtändig Meurſius die Excerpte des Scaliger mitgetheilt; dennoch iſt dieß bis jetzt der einzige authentiſche Auszug von Lesarten der Pariſer Handſchrift.

Denn diejenigen Lesarten, welche Stewechius (der nächſte nach Fulvius Urſinus) am Rande ſeiner Ausgabe von 1604 anführt und die ihm von Franc. Modius mitgetheilt waren, ſtammen nicht unmittelbar aus der Pariſer, ſondern aus jener oben erwähnten Handſchrift, die erſt im Beſitz des Flacius Illyricus, hernach des Peträus war, und welche von denen, die eine Vergleichung der Lesarten angeſtellt, für eine bloße Abſchrift des Pariſer Codex erklärt wird. Nicht daß die Lesarten bei beiden Excerptoren dieſelben wären, denn ſie beziehen ſich öfters auf verſchiedene Stellen; deſto auffallender aber iſt die Uebereinſtimmung bei denſelben Stellen, z. B. gleich bei dem Titel, der in beiden Handſchriften nicht Disputationum adversus gentes, ſondern adversus nationes lautet.

Die nächſte Ausgabe, die ſich wieder der Collation von Handſchriften rühmt, iſt die 1610 unter dem Titel erſchienene: Arnobii L. VII. Gebh. Elmenhorst. *collatis diversis codd.* recensuit. Aber die Vorrede zeigt ſchon, daß unter dieſen diversis codd. die erſte römiſche Ausgabe obenan ſteht; wo ihn dieſe verlaſſen, ſagt er, habe er zu Excerpten aus Handſchriften und zu den Verbeſſerungen gelehrter Männer ſeine Zuflucht

Digitized by Google

genommen. Welches dieſe Handſchriften geweſen, wird weder hier noch bei den am Ende ſtehenden Collectaneis varr. lect. geſagt; vergleicht man dieſe mit den Excerpten bei Meurſius, ſo ſcheint Elmenhorſt allerdings ausführlichere gehabt und nicht aus ſeinen beiden Vorgängern geſchöpft zu haben, ja er übergeht manche von Scaliger excerpirte Lesarten, einige ſind aus Ludwig Carrio genommen. Da er aber ſeine eigentliche Quelle nicht angibt, und auch übrigens ſeine Excerpte, ſoweit ſie Auszüge aus Handſchriften ſeyn ſollen, nicht viel reicher als die des Meurſius ſind, ſo iſt auch mit dieſen Collektaneen wenig geholfen. — Erwägt man nun die Freiheiten, die ſich Sabäus mit dem Text der einzigen Handſchrift genommen, den er überall verändert und modificirt hat, ohne dieß nur zu erwähnen, bedenkt man, wie der Text des Sabäus ſich ſo ganz an die Stelle des Urtextes geſetzt hat, daß auch aus den beſten Ausgaben unverwerfliche Lesarten der Urſchrift verdrängt ſind, überzeugt man ſich endlich von der Flüchtigkeit und Ungenauigkeit auch der ſpäter angeſtellten Vergleichungen, welche Daunou mit vier anſehnlichen Beiſpielen allein aus dem erſten Buch belegt hat, ſo ſieht man wohl, wie weit wir noch entfernt ſind den Text der Handſchrift vollſtändig und genau zu kennen, und wie nothwendig und wünſchenswerth eine ſorgfältige und vollſtändige Vergleichung derſelben auch jetzt noch ſeyn würde.

Denn auch durch die zwei neueren, ſonſt übrigens empfehlenswerthen Ausgaben iſt in dieſer Hinſicht nichts geſchehen.

Die erſte iſt die Leydener von 1651, auf deren Titel ſteht: cum (ex) recensione Viri celeberrimi. Dieſen berühmten Mann hält man insgemein für Salmaſius, von dem auf jeden Fall gewiß iſt, daß er mit einem vollſtändigen Commentar über Arnobius umgegangen iſt; von wem ſie aber auch ſeyn möge, ſie iſt des Salmaſius nicht unwürdig, und der Ausdruck recensio iſt an ſeiner Stelle, denn die Ausgabe enthält einen durchgängig und gleichförmig behandelten und reformirten Text, zu welchem außer den einleuchtendſten Verbeſſerungen früherer Bearbeiter eigne Conjekturen aufgenommen ſind, die ſich oft durch große Leichtigkeit und Einfachheit auszeichnen, immer aber ſinnreich ſind. Uebrigens iſt über dieſe Veränderungen nirgends mit einem Wort

Digitized by Google

Rechenſchaft gegeben; alles, was die Ausgabe weiter enthält, ſind ſämmtliche frühere Anmerkungen und Commentarien von Theodor Canterus an bis auf Elmenhorſt und Deſiderius Heraldus, den berühmten franzöſiſchen Rechtsgelehrten, der zu Paris 1605 den Arnobius mit nicht verwerflichen Anmerkungen und Verbeſſerungen herausgegeben hatte, auch auf dem Titel ſeiner Ausgabe ſagt, ſie ſey quibusdam in locis e MS. regio aucta et emendata. Dieſer Stellen müſſen aber in der That ſehr wenige ſeyn, und ſo war denn dieſe Quelle von Lesarten der Handſchrift kaum der Anführung werth.

Die andere Ausgabe, die ich noch erwähnen will, iſt die neueſte erſt im Jahr 1816 herausgekommene des Chorherrn (und Profeſſors) Johann Conrad v. Orelli in Zürich [1]. Es iſt ſchon an ſich erfreulich, daß eine ſolche Ausgabe in unſerer Zeit zu Stande gekommen, und die Aufmerkſamkeit ſich auch wieder nach dieſen Fundgruben hinzuwenden ſcheint, aus denen die großen Philologen des 17. Jahrhunderts ſo reichlich ſchöpften. Die Ausgabe oder vielmehr der Commentar derſelben hat das Verdienſt, mit ziemlicher Vollſtändigkeit alles Frühere, beſonders in Hinſicht der Interpretation, zuſammengeſtellt und verarbeitet zu haben. Mehr vermißt man tieferes Eindringen in die geſchichtlichen und antiquariſchen Forſchungen, zu denen Arnobius ſo viel Veranlaſſung und Aufforderung enthält (was der Herausgeber zum Theil durch einen Appendix gut zu machen geſucht hat). Wenn aber dieſe Ausgabe in kritiſcher Hinſicht etwas nach den früheren Arbeiten Nennenswerthes leiſten wollte, ſo mußte ſie ſchlechterdings auf eine neue und durchaus genaue Vergleichung der Pariſer Handſchrift ſich gründen, die in unſerer Zeit leicht zu erlangen war, die Lesart der Handſchrift mußte überall gleich unter dem Text bemerkt ſeyn; ſelbſt offenbare Fehler und bloße Eigenheiten der Schreibung einzelner Wörter nicht ausgenommen; denn der rechte Gebrauch einer Handſchrift iſt nur zu machen, wenn man ihren ganzen Charakter kennt. Ueberhaupt aber iſt die kritiſche Seite dieſer Ausgabe die ſchwächſte, die Recenſion des Textes folgt keinem beſtimmten Princip, indem ſie oft Verbeſſerungen aufnimmt, oft ebenſo einleuchtende

[1] Dieſe Ausgabe iſt den nachfolgenden Bemerkungen zu Grunde gelegt. D. H.

Digitized by Google

oder beſſere erſt in den Anmerkungen nachbringt; noch richtiger geſagt, man kann dieß eigentlich gar keine Recenſion nennen. Vielleicht aber gibt dieſer Abdruck einen Anſtoß zu jener ſo wünſchenswerthen Vergleichung, beſonders da auch der mehrmals erwähnte franzöſiſche Kritiker ſeinen Tadel in dieſer Beziehung über ſie ausgeſprochen.

Nach ſo vielen Vorarbeiten ſollte man glauben, daß der Text des Arnobius zwar durch Vergleichung der Handſchrift ſehr weſentlich, durch bloße Verbeſſerungen ex ingenio aber, dergleichen mir allein verſtattet ſind, wenig oder nichts gewinnen könne. Und doch ſcheint mir noch eine ziemliche Nachleſe zu halten.

Auf Arnobius wurde ich durch meine mythologiſchen Forſchungen geführt. Es waren zunächſt wenige Stellen, die mir für dieſe wichtig waren, aber in eben dieſen ſchien die Lesart zweifelhaft, und dieſe feſtſtellen oder nach Umſtänden verbeſſern zu wollen, ſchien mir gewagt und gleichſam unerlaubt, wenn ich mich nicht zuvor mit dem ganzen Schriftſteller, ſeiner Darſtellungsweiſe, ſeinem Genius, beſonders aber auch mit der Art und Beſchaffenheit der in ſeinem Text vorkommenden Entſtellungen bekannt gemacht hätte. So geſchah es, zumal dieſe Beſchäftigung zugleich eine Zeit ausfüllte, in welcher meine Geſundheitsumſtände mir keine größere oder anders beſchaffene Anſtrengung erlaubten, daß ich die ſieben Bücher des Arnobius in Einem Zug mit Benutzung aller mir zu Gebot ſtehenden Hülfsmittel durchlas und für manche Stellen Berichtigungen fand, die mir der Bekanntmachung nicht unwerth ſchienen.

Nach der Veranlaſſung, die ich zu dieſer Arbeit gehabt, wäre zu erwarten, daß meine Bemerkungen vorzugsweiſe Stellen betreffen, die für die Erforſchung der Götterlehre, der Myſterien und des ganzen Cultus der Alten wichtig ſind. Auf dieſe klaſſiſchen Stellen war allerdings meine Aufmerkſamkeit zuerſt gerichtet. Da man ſich aber, wie bemerkt, ein Recht auf kritiſche Verbeſſerung einzelner Stellen nicht wohl ohne kritiſche Bearbeitung des ganzen Autors oder doch eines größeren Theils deſſelben erwerben kann, ſo mußte die Mehrzahl meiner Verbeſſerungen Stellen betreffen, deren Lesart zweifelhaft bleiben konnte

Digitized by Google

unbeſchadet der geſchichtlichen Unterſuchungen, für welche dieß urſprünglich unternommen worden. Auch ſo aber konnte ich mich dieſe Arbeit nicht reuen laſſen, gewendet auf einen Autor, der zwar neuerlich faſt ganz vernachläſſigt worden, an dem aber, außer den vielen ſchon angeführten zum Theil berühmten Gelehrten, jene Heroen der Philologie, ein Joſeph Scaliger, ein Grotius, ein Daniel und Nikolaus Heinſius, ein Grävius, Gronovius, Juſtus Lipſius und noch mehrere andere ihren kritiſchen Scharfſinn nicht verſchwendet achteten, einen Schriftſteller, der zwar nie den Schulen empfohlen werden dürfte, der aber vielleicht nur um ſo eher, wie ſo mancher andere, der jetzt vernachläſſigt liegt, für eine akademiſche Bearbeitung ſich eignet, auf einen Autor endlich, der ſchon früher der chriſtliche Varro genannt worden, deſſen Werk unabhängig von den ihm anhangenden Flecken der Sprache und der Denkart für die tiefere Geſchichte des Paganismus nicht nur, ſondern ſelbſt der lateiniſchen Sprache, aus der mancher alter Zierrath bei Arnobius erhalten iſt, und die ſelbſt in ihrer allmählichen Zerſetzung und Entartung noch eigenthümliche Erſcheinungen darbietet, von unſchätzbarem Werth iſt. Denn ſo entfernt ich von der Meinung bin, welche annimmt, die Mythologie ſelbſt und im Ganzen aus der Zerſtörung eines früheren Syſtems erklären zu können, von welchem uns in ihr nur Trümmer übrig geblieben, ſo wahr iſt es doch, daß wir genöthigt ſind, unſere Kenntniß des alten Götterglaubens aus Bruchſtücken zuſammenzuſetzen, und daß nicht leicht eines derſelben entbehrlich oder überflüſſig erſcheinen kann, wenn es darauf ankommt, jenes Gebäude in unſern Gedanken wieder zuſammenzuſetzen. Bruchſtücke ſolcher Art finden ſich zum Theil auch bei Arnobius [1].

[1] Ich gedachte einſt meine Anmerkungen zu Arnobius dem hochverehrten F. A. Wolf mit dem Epigramm zuzueignen:

Illum me, Criticis quem quondam illudere nosti,
Ipsum nunc Criticis inseruit Nemesis.

Der berühmte Mann, dem man, vielleicht nicht ohne alle Schuld von ſeiner Seite, die letzten Lebenstage verbittern, aber den man nicht erſetzen konnte, ſtarb darüber. (Später hinzugefügte Bemerkung.)

Digitized by Google

L. I.

c. 2. *in uteris sumtos]* Sine dubio mutandum, nec tamen *sutos*. Forte: *fotos* a fovere.

c. 15. *et in integrum se semper offensionum recordatione restituant]* Vide, an legendum sit: in *integram* se *offensionem;* vel certe *offensionum* ad *integrum* referendum, hoc sensu: et semper se in integrum offensionum restituant, quasi modo acceptas reddant recordatione.

c. 17. *in alterius doloris cruces — bacchari]* MS. habet *crucis,* unde efficitur *crucibus.* Nam bacchari in aliquid est: invehere, saevire in aliquid, quod h. l. sensum non habet. Bacchari in aliqua re est: effuse ea delectari.

c. 19. *Christianum nomen odisse et dispendiis omnibus suos labefactare cultores]* Vide, quam insulsus sit editor (Orellius) et quem citavit, *suos* ad Christum referens, cujus nomen subintelligit, cum manifesto referendum sit ad Deos gentilium: „suos (ipsorum scil.) cultores".

c. 21. *palmitis]* Legendum: *palmitibus;* nec sine dubio nomen recte se habet.

c. 23. *et heroas —]* Sensus sic parum congruens efficitur. Cod. MS. habet *errores.* Lege igitur: „Puerile — — vix illis conveniens, quos jam dudum experientia (hoc ironice dictum est) doctorum (doctiorum?) daemonas appellat, *et error est,* non nosse coelestia — versari" (subintelligendum: et *quos* sc. daemonas, error est,

Digitized by Google

h. e. erroribus suis convenienter opinantur, non nosse coelestia). — *Et* ante „errores“ facile absorptum antecedente *appellat.*

c. 24. *vos velle]* Cod. *nos velle.* Forte: *novelle,* neuerdings, pro nove, ut novellus pro novus amat Arnobius.

c. 28. *a quo ipsam deitatem — recognoscunt]* Manifesto hic mendum subest. Corrigo: „a quo — sortiti, *se* sentiunt et in rerum natura *esse* recognoscunt“. *Sortiti* pro *sortitos* durum videtur, quamvis exempla non defutura essent; sed altera pars orationis, nisi *esse* addas, ne sensum quidem admitteret. Secundum illam meam correcturam sensus hic est: a quo ipsi deitatem (h. e. essentiam ipsis propriam) sortiti, h. e. cujus beneficio solius cum deitatem nacti sint, se sentiunt (sc. Deos, sive existentes. *Se* sentire = existere), et in rerum natura (se) esse recognoscunt. Possumus tamen hoc *esse* carere hoc modo: *Se* sentiunt et (tanquam) in rerum natura (existentes se) recognoscunt. Cfr. *coepisse se nosse,* Lib. II, c. 36.

c. 36. *et obliti paulo ante — alteri nolunt]* Nescio, quomodo hunc locum interpretetur novissimus editor (Orell.), nam quod annotat, plane nihili est. Et omnino conferendae aliae editiones. Interim conjicio, legendum: „et obliti, paulo ante *cujus* sortis fuerint et qua conditione (h. e. obliti, se ipsos paulo ante Christum etiam natos et in uteris matrum gestatos fuisse), id, quod sibi — — nolunt“. Aut pro *conditione* simpliciter legendum *conditionis* (nam hoc ad eundem sensum, quo sors, pertinere, patet e loco cap. seq., ubi etiam utrumque conjungitur). Tum *cujus* locum suum tueri potest; nam hoc subjungere amat Arnobius: vid. c. 47: *exilitatis cujus.*

c. 38. *cur luna semper in motu indemnis creditur]* Codex habet: *semper in motu idemne quis.* Lege: „semper in motu (h. e. in quovis puncto motus sui) inaequalis (nunquam sibi similis) creditur (forte cernitur?)“.

P. S. In *ne quis* manifesto latet: *inaequalis.* Sed quid *idem?* An plane nihili reputandum? Nolim, etsi fortasse possem. Si

Digitized by Google

legis: *inaequalis creditur*, hoc requirit adverbium, quod latet in *idem*. Quale adverbium? Quod exprimit, alteris vicibus inaequalem esse. Lego igitur: *identidem*, von Zeit zu Zeit, oder auch: in gemeſſenen Zeiträumen. Cicero de Nat. D.: „Quid Chalcidico Euripo in motu identidem reciprocando putas fieri posse constantius“? Von Ebbe und Fluth.

ibid. *visurine nos simus*] *Nos* aut Nominativus est (emphat.) aut Accusativus. Agit enim de *identitate*, ut dicunt, conscientiae et personalitatis. Sensus: nostri conscii erimus. Sed quoniam cod. MS. videtur habere: *victuri*, conjicio: „victurine *nobis* simus“, sensu eodem; nam, ut dicit cap. 53, non ipso se homini quidquam potest carius inveniri. Ita *sibi* sentire sensu eodem Lib. III, 35.

c. 46. *semel iterum — monstravit*] Non addendum *se* cum Fulv. Urs. et Meurs. — Zeugma est, hoc modo supplendum: qui ne illi se falsos (betrogen) vanis imaginationibus existimarent, semel iterum, saepius familiari collocutione, *se* monstrando *effecit* (pro quo simpliciter dictum: monstravit).

c. 51. *id enim quod potueris — Transcribere — potestatis*] Lego: „id enim quod potueris feceris [in hoc nihil mirandum], *at* (pro et) quod praestare debuerit vis *tua* [id, eo modo sive ita], *ut operis* [tui scil.; h. e. creaturae] esset *una* et ipsius qui operaretur [h. e. creatoris] *qualitas*, transcribere posse in hominem jus tuum — potestatis“. — Sensus idem, ac si dixisset: sed transcribendo jus tuum in hominem efficere, ut una eademque vis sit creati (hominis) et creatoris, hoc omnem modum excedit. — *Operis* pro *poteris* conjecit Fulv. Urs., sed quem sensum novissimus editor sibi imaginatus sit, equidem haud assequor. Nisi vero haec conjectura Fulv. Urs. placuerit, propius accedendo ad lectionem receptam et, ut videtur, codicis MS. legendum: „id enim quod potueris feceris, et quod praestare debuerit vis tua [ita scil. feceris s. praestiteris; hoc repetendum, nisi plane omittere velis quod sequitur *ut*], *ut potentis* (s. possentis, ejus, qui potentiam habet: oppositum *operanti*, qui tantum ut instrumentum se habet) esset

Digitized by Google

una et ejus, qui operaretur (exsequeretur) qualitas [virtus]. Transcribere [vero] posse“ etc. [ita scil., ut alius sit, cujus potentia sit, et alius, cujus operatio, h. e. homo].

c. 52 fin. *recognoscere]* Legendum non quidem *e re*, ut Meurs., sed tamen *re* cognoscere.

c. 53. *et merito. Exutus at* etc.*]* *Et merito* relatum ad priora languidum. Refer *et merito* ad seqq. hoc sensu: Et merito (factum est, ut) exutus a (sive e) corpore, quod in exigua sui circumferebat parte, postquam videri se passus est, cujus esset aut magnitudinis sciri (transpositio est non abhorrens a stylo Arnobiano pro: videri se passus est aut cujus esset magnitudinis sciri), novitate rerum exterrita universa mundi sunt elementa turbata — —. Hic sensus firmatur argumentatione sequenti: Quid enim restabat etc.

c. 56. Totum hoc caput novas curas sollicitat, maxime haec: *aut apprehendere locum possetis*, et ultima periodus. Interim haec propono: „Atque utinam — potuissent (sed non poterant; non hoc bene consultum fuisset. Nam) magis vos incredulos faceret (pro fecisset, ut modo c. 54 commodarent pro commodassent; ubi vide Heraldum) vis tanta virtutum, aut apprehendere locum *(fucum,* quod Stewechius conjectat, non placet, nam fucus fieri poterat etiam constrictiore narratione; fucus singulis narrationibus illini potest, de toto vix dicitur: deinde videtur vocem: *apprehendere* sensu vocis gallico pro *metuere* accepisse, quod idem accidisse videtur editori novissimo (Orell.), sed *apprehendere* locum est: *occasionem arripere* sive sumere (ita dare locum pro dare opportunitatem II, 12) aut causam inde sumere sive argumentum, Beweis (quo sensu *locum* dici omnes sciunt — ergo:) apprehendere locum fortasse possetis (pro poteratis aut potuissetis — h. e. argumentum inde capere), quo videretur esse simillimum veri (quo veri simillimum efficeretis), et incrementa rebus (esse) apposita etc. (hoc *esse* regitur sive dependet a „veri simillimum esse“). Sensus: Quo ampliores essent eae narrationes, eo ampliorem dubitandi occasionem nactos vos crederetis.

Digitized by Google

Ultimam denique periodum sic interpretor: Sed nunquam (profecto) fuerit (h. e. accidet), his bene ut, Christus qui fuerit, literarum testimoniis colligatur (transpositio pro: ut Christus qui fuerit, bene his literarum testimoniis colligatur; jam enim ecclesiae autoritatem anteponere videtur libris scriptis), cujus (sc. Christi, qui ceterum scriptis testimoniis haud opus habebat) in id solum (solum eum in finem) dimissa (emissa) sunt causâ, ut si esse constiterit ea vera, quae dicimus (doctrinas nostras), confessione omnium (historiae etiam) Deus fuisse monstretur. Nisi „cujus causâ" plane irreptum ex glossemate: *hujus causâ* putes, quo *in id* explicare quis voluerat; et scriptum est: quae in id solum dimissa (s. emissa) sunt.

c. 60. extr. *servatis]* De hoc dubito; nisi referas ad Christum, qui *servavit*, h. e. retinuit, summi regis imperium. Hoc verum. Cfr. in seq.: sine homine (h. e. corpore) simulato.

c. 62. *praesaga]* Omnino *praesagia* cum Heraldo et cod. MS. restituere debebat novissimus editor.

c. 63. *vel potestate inversa]* Probo scripturam, si sensus est: vel potestate *ademtâ* (sc. hostibus manum inferentibus); hunc enim sensum esse patet ex seqq. Forte tamen: *conversa.*

ibid. „Sed quia fieri ratio ea, quae fuerant destinata, poscebat, et hîc, in ipso mundo (scil. *ea fieri*), nec modo quam gestum est alio (sc. *ea geri*, — hic finita protasis, hic igitur interpunctio major ponenda): inaestimabilis — lenitas, injurias — ducens, manus — passa est durissimisque latronibus — —". Ita interpungendum.

ibid. *cum enim de animarum — comminuit]* Locus in desperatis positus. Indubium est *de animarum periculis*, phrasis Arnobio solennis; quod solum male habet interpretes, est defectus verbi, quod regeret *multa*, manifesto in casu recto positum. Supplere *diceret*, durissimum. Cum Oudendorpio legere: *insinuaret*, facile quidem, sed contra omnem fidem. Amat enim vel trium substantivorum copulationem Arnobius. Unde et *insinuator* recte se

Digitized by Google

habet. Posses anacoluthon statuere; scil. Arnobius dum *multa* ponebat, finire periodum volebat verbo, sive *insinuaret*, sive *ediceret*, sive quocunque alio, cum repente, abreptus ut solet, hanc phrasin alii inflectens et ex absolutâ incisam faciens *insinuator* poneret, oblitus se jam *multa* posuisse. Equidem talia anacolutha vel in optimae notae scriptoribus inveniri facile credo, quanto facilius in Arnobio; sed nonnisi ubi simul hyperbaton est et membra orationis majore intervallo a se diremta, quod h. l. non est. Posses *multa* adverbialiter positum credere, ut *multa Deos veneratus, multa gerens*, al. Sed *multa* hoc sensu cum substantivo ut copuletur, fieri non potest. Manifesto igitur mendum est in hoc ipso *multa*. Lege: *multus*, quod explicabimus reliqua phrasi restituta. Posito hoc fieri non potest, quin *mala de illarum* recte se habeat; ita enim praepositiones postponere adjectivis amat Arnobius; certum deinde, *malâ* poscere substantivum, ad quod referatur, et quod latere non potest nisi in *contra*. Hoc manifesto e compendio scriptionis ortum. Hoc substantivum erat 1) feminini generis, 2) insolentior vox, nam nisi hoc posito fieri non poterat, ut in hanc voculam transiret sensu plane cassam; 3) cum ipsa vox *contra* recte se habere putanda sit supposito compendio scriptionis, probabile est, substantivum, quod quaerimus, compositum fuisse ex *cum* et alio quodam nomine simplici; probabile porro 4) hoc nomen a litera *n* incepisse, unde igitur efficitur *connatura*. Monstrum verbi profers! Concedo, sed talia monstra amat Arnobius, cui simplex *natura* paulo (ut est) infirmius videbatur, ideoque ausus est dicere *connatura*, audentiâ Lucretianâ, quod sicut natura est omne, quod cum homine nascitur, ita omne significat, quod homini est connatum (vox Tertullianea); amat Arnobius composita, ut *occoepit* pro *coepit*, praecipue vero composita cum *cum*, ut *condignus, confieri* et illud monstrum verbi etiam *ἅπαξ λεγομένου coëmendare*, II, 18, nec non *coimbibere*, V, 30. Totus igitur locus ita se habet:

„Cum enim de animarum periculis, multus malâ de illarum

Digitized by Google

connaturâ insinuator, magister atque auctor, ad officiorum convenientium fines, suas leges et instituta direxit, non superbiae fastum comminuit?“

Ubi notandum est, a) post *periculis* comma ponendum et „multus“ subintelligendum esse (cf. ad V, 2 et IV, 36); b) *insinuator, auctor atque magister* ad priora referenda esse; c) Zeugma quasi s. syllepsin, figuram in Arnobii stylo frequentissimam, etiam hic locum habere, quum dici quidem possit: multum esse de aliqua re, sed non: insinuatorem s. magistrum de aliqua re. Resolvenda phrasis hoc modo: Cum enim de animarum periculis et malâ earum connaturâ multus esset et harum insinuator etc.; aut: Cum enim et animarum pericula earumque malam connaturam insinuaret („insinuata veritate“ dixerat Lib. I, c. 38), proponeret, traderet, et de his multus esset; d) *ad officiorum convenientium fines* etiam alio loco, quem nunc citare nescio, inveni, ibique *actionum suarum decreta* positum, unde liquet, etiam h. l. *suas leges et instituta* esse leges non modo ab ipso latas s. aliis scriptas (tum enim sine dubio dicebat leges *suas)*, sed quas sibi ipsi scripsit, a se ipso observatas significare; quo pacto contextus satis salvus est atque concinnus. Sed haec sufficiant.

L. II.

c. 1 extr. *Ut non in — amoverit]* Non video, cur praestet haec verba huc transferre a loco, quem sine dubio in cod. MS. tenent, nempe post *irrogavit*. Nam initium capitis seq. manifesto melius conjungitur illi periodo, quae finitur voce *optaret*. *Ut* pro *etiamsi* positum novissimo editori (Orell.) vix quisquam crediderit. Sed ego legerim *aut* pro *ut* et verba interrogatim posuerim.

c. 6. [2] *Quid ergo vos soli sapientiae conditi* etc.*]* Nolim *conditae* cum Orellio, quod regeretur a *vi*, sed haec vox per *atque* satis discriminata est, et satis clarum, *vi* nonnisi ad *intelligentiae* pertinere. Certe ita explicarem: vos soli (homines qui estis) sapientiae conditae, h. e. finitae, perspectae. Sed lege: *sapientiâ*

Digitized by Google

conditi, a condio: ihr allein gewürzt mit Weisheit, ut Cicero orationem lepore et festivitate conditam dixit, sermonem bene coctum et conditum. Simile Lib. III, c. 15: *rationis alicujus sapore contactus;* cf. etiam II, 8: *meraco sapientiae tincti et saturi potu.*

c. 7 init. *atque oris acceperint formam]* Hic cur enallagen numeri statuat Heraldus et novissimus editor (Orell.), equidem non video; *lineamenta* enim nominativus est, et construendum: lineamenta haec corporis atque oris — acceperint formam, h. e. formata fuerint.

c. 10. *numero exire]* Sic post Gronov. novissimus editor. Omnes omnino edd. relinquunt cod. lectionem: *numeros scivit Pythagoras* [at editio Rom. sive Sabaei habet *scire]*. Lege potius: *Scitne.* Vide de sensu (philosophico) vocis *scire* ipsum Arnobium Lib. II, c. 51; coll. Lib. I, 17. In reliquis interpunctio corrigenda sic: „Pythagoras numeros scitne? Incorporales formas Plato? Individuorum (h. e. atomorum) Democritus concursiones?“

ibid. *nostra in credulitate]* Impeditior oratio, sed qualem amat Arnobius. Nil mutandum. Sensus: ut nostram (h. e. in nobis) derideatis fidem, quam (sc. fidem; ita ut *quam* tantummodo ad fidem pertineat, non vero etiam ad nostram) vos habere conspicitis nostra in credulitate communem, h. e. fidem, quam nostra credulitas vobis non aliam monstrat, nisi quam vos nobiscum communem habeatis.

c. 12. *metuentibus]* Scil. Christum.

c. 14. *et doloribus afficiat sensuum]* Omnino restituere e cod. MS. debebat nov. ed. *et doloris affici sensu.*

c. 15. *quod a novis quibusdam dicitur viris]* Omnino videndum, quid in cod. MS. sit.

c. 16 init. *At dum* etc.*]* Haec verba respondent ad ironiam, qua caput antecedens finitum est; nova est divinitatem animorum asserentium instantia.

ibid. *institutum]* Nisi cod. MS. aliter legat, i. q. praecepta opinio.

Digitized by Google

c. 18. *coëmendata]* Omnino.

c. 20. *non fervoris nimius in calore]* Forte: *fervoribus nimius in calore* (h. e. quum calent et tepent omnia, aestate).

ibid. *inflexibus]* Dum cod. lectio sciatur, nil deridendum.

c. 21. Neque luxatum neque mutilum capitis initium. Post *vacuum* comma ponendum, et *Platonica (licet) aut Pythagorea progenie* legendum. *Licet* h. l. id quod: concedamus (scil. eum esse ex optimarum et ingeniosissimarum naturarum prosapia). Sed editoris (Orell.) *scilicet* plane nihili est.

c. 22. *portionem tam laetam]* Cod.: *portione jam laeta.* Forte: *discretam*, coll. c. 28.

c. 23. *formaturas varias respectans]* Praestat: *formaturâ varia res spectans*, quod habet Lugd. Bat., aut: *formaturae variae.*

ibid. *sed quae sint]* *Et* locum habere potest, referendum ad *et*, quod sequitur: *Tam* quae sint, nesciens, *quam* cui usui destinentur, ignorans.

c. 24 init. *admota]* — referunt ad: *rationibus numeri*, sine dubio hoc sensu: ad rationes numerorum pertinentia. Dure quidem; sed quid Meursii *amota* sibi velit, equidem nescio. Lege: *admoto.* Nam (p. 352, ed. Bip.) puerculus iste demum adsciscitur (*δεῦρο πρόσελθε*) colloquio cum Menone jam inito.

c. 25. *ex crateribus vivis]* „Quid hic cum Apocalypsi“? Non meminit scil. (Orell.) crateris Platon. in Timaeo.

ibid. *nullo melior — eximatur]* Ante *nullo* distinctio major, punctum aut ? ponendum. Nam quae sequitur propositio, habet subjectum sibi proprium. Sensus: nullo melior, ut apparuit (h. e. ut modo vidimus), pecore, obtusior ligno, saxo (is, sive talis aliquis), qui nesciat homines (h. e. nullum cum hominibus commercium habeat) et in mutis semper solitudinibus degat, demoretur (h. e. demorabitur) iners, valeat in aëre quamvis (sic ed. princ. et MS. — *valere* hoc sensu praegnanti pro *validissimus sit, in aëre*, quia scil. semper in aëre, h. e. in solitudinibus, ut modo dictum erat, degat; quod si minus latinum reputes, lege: *valescat*

Digitized by Google

in aëre quamvis. — Valeat in *aere*, h. e. nummis, quod adoptavit Orellius, omnium absurdissimum. Quid enim aes et nummi homini plane solitario, et qui ne pretium quidem aeris et nummorum sciat?), annis vivat innumeris (quippe aëris usu perpetuo valescat) et nunquam nodis corporeis eximatur (h. e. aeternum vivat). — Sensum hunc verum esse, apparet e seqq.: „Sed, cum etc.“ Magis sine dubio latinum: *valescat aëre*, sed amat harum praepositionum pleonasmum Arnobius.

c. 27. *Si modo esse perpetuum cogitat et in finibus propriae immortalitatis haerere]* Non opus inserere *se* cum Orellio. Sensus: si modo cogitat (praesumit, sibi praesagit), esse perpetuum (aliquid) et in finibus propriae (h. e. *ipsi* propriae, naturae suae debitae, non aliunde, ex. gr. e Dei gratia aut decreto allatae) immortalitatis haerere.

c. 28 init. Argumentum ex eo ducitur, quod animae, si reminiscentiam vitae, ante corpus actae, corpore perdant, etiam perdere deberent memoriam eorum, quae, corpore inclusae, saepe vel octoginta annis vel pluribus ante fecerunt, quod tamen non ita se habeat.

ibid. *audiamus a vobis]* Gelenii correctio, sed MS. habet: *ne videamur a vobis.* Conjicio: *ne invideamur a vobis.* Invideor pro: mihi invidetur, est apud Horatium de arte poet. 56. Sensus: ne nobis invideatis (negetis, ut: vinum Africae invidit natura, dicit Plinius), communicare scil., quemadmodum dicitis etc. Quod si durius videretur, legi potest: *ne invideatur* (sc. nobis) *a vobis.* Prius *ne* est finale, posterius prohibitivum.

ibid. *Quod enim* etc.] Subintelligendum e priori: corpus. „Corpus enim, quod rebus (h. e. animabus) in se ingressis priorum repetentiam detrahit, et (etiam) intra se (corpus scil.) gesta — deperdere“.

ibid. *artes suas antiquas]* Omnino cum Meursio addendum erat *aeque* (ac artes, scil. novas et in hac vita edoctas) pro *atque*, quod in cod. est.

c. 29. *accidere]* Id quod minuere; sed ante „accidere“ inserendum *non.*

Digitized by Google

ibid. *impunitatis — libertate munita]* Memorabilis barbarismus pro simplici *impunitate*. *Munita* referendum ad *libido*.

ibid. extr. *nec — vexari]* I. q. nec altera (harum immortalitatum, sc. humana) in (hac, h. e. existente hac) alterius conditionis (sc. immortalitatis) aequalitate possit vexari.

c. 31 init. *Medietas* etc.*]* Haec propria Arnobii sententia.

c. 32. *id, quod dabitur]* Immortalitas scilicet.

c. 35. *si nos istud — arduum]* Mirus in statuenda ellipsi Orellius. Quin apodosis adest in verbis: *ubi — lapsa*.

ibid. *mutabiles]* Praefero *nutabiles*, si MS. ita habet.

c. 36. *Quo igitur pacto immortalitatis largitio est donum Dei, certe prolatis]* Vix sensum admittit haec lectio Gelenii. MS.: *immortalitatem largitus est donum Dei certam prolatis;* unde conjicio legendum: „Quo igitur pacto (h. e. eodem igitur pacto, quo) immortalitas largita est (sensu pass., qui cum probis auctoribus non infrequens sit, quidne Arnobio, has anomalias adeo amanti?) dono (sive donum, h. e. tanquam donum) Dei certa (h. e. non absoluta, sed communicata, data) prolatis (h. e. iis — vid. cap. antec. — quos aut ipse protulit aut proferri jussit). Lectio codicis sine dubio orta metu illius anomaliae. Propius tamen accedere ad textum Msti possumus hoc modo: „Quo igitur pacto immortalitatem largitum est donum (pro: donatio) Dei certam prolatis". Pleonasmus in Arnobio facile ferendus, vid. cap. 29: *impunitatis libertate* et infra ad cap. 40. Ceterum non asserit, Deum his vere largitum esse immortalitatem, sed argumentatur ex suppositis, non concessis.

ibid. *salutari vinctione donari] Salutari*, h. e., quae eos salvos praestet, a morte liberet. De *vinctione* ambigo. Edd. priores, forte MS.: *missione*. Forte: *mixtione*, alludendo ad craterem illum Platonicum, in quo miscentur et Deorum et hominum animae. Locus Timaei evolvendus. *Vinctionis* repetitione vere molesta diceretur. *Donari* dictum est, non: donari posse. Igitur omnino de prima harum naturarum origine sermo est. Sensus: quod recte

Digitized by Google

vinctum, *ut* a nemine dissolvi posse, nisi ab eo, qui vinxit, *ita* a nemine alio salutari mixtione donari. Hunc sensum partic. *et — et* saepe tribuendum, supra jam, ni fallor, monuimus. Sed hoc non opus est. Neque enim Arnobius ponit, animas jam in hac vita salutari mixtione donatas esse, quas solubiles ponit, sed vita functas demum credit piorum Deique reverentium hominum illa *salutari* (h. e. vitam salvante) mixtione donari, sive, ut alibi (c. 62) dicit, his solis *perpetuitatis spiritum subrogari.*

c. 38 extr. *contentio]* Recte se habet, sed non est passive cum Heraldo sumendum (quod contineatur in eo hoc animal), sed active, ut dicitur contentio virium — Anſtrengung. Hoc bene quadrat cum superioribus.

c. 39. *alterius altera* (Nominat.) *potestatis, natalium* (quia omnes liberi) *conditione mutatâ.* Sic legendum.

ibid. *immemores veritatis effectae]* Mirum, quî ad *veritatis* hoc (sc. effectae) referat Ed. nov.; referendum ad *animas.*

ibid. *ullum esse]*, sc. Deum, non quod fabulatur novissimus editor.

c. 40. *suppellectilem — egestati]* Conferendae aliae editiones, nam nostra in textu habet *contraherent*, in notis *conficerent.* Forte: *suppellectile variâ diurnam contraherent* (minuerent) *egestatem.*

ibid. *et ab hominum formis — abjunctae]* h. e. fame confectae humanas formas linquerent. — *Dissociarentur abjunctae*, pleonasmus notandus.

ibid. *et miserorum e sanguine supputandi se angerent insomnia]* Sensus: et se angerent insomniâ supputandi (foeneris, e praeced. subintelligendum) miserorum e sanguine (pro: insomniâ supputando foenere sibi conciliatâ); sed MS. habet *supputandis augerent insomnia*, h. e. insomnia (plural.) sibi augerent iis, quae supputanda habent et exprimenda miserorum e sanguine, foeneribus — nam et hoc e prior. subintelligendum posse non dubito. Nisi forte substantivum ad *supputandis* pertinens latet in *millibus.* Num hoc simpliciter poni possit, ut apud nos: Durch Berechnung

Digitized by Google

der Tausende, die sie den Armen abpreßten, nescio. Ed. Lugd. *nominibus* — Kapitale, debitis sibi pecuniis.

c. 41. *conficiendis quaererent corporibus fucos]* Nescio, cur non *conspiciendis* retentum, quod e *conspiendis* in MS. effecit Gelenius. Sensus: corporibus, quae conspici volebant, fucos quaerebant. Quaeritur, utrum fucus tantummodo de stibio et aliis pigmentis, an de quovis ornatu. Si hoc, tum etiam verba illa locum suum post *compararent* tenere possent.

ibid. *nec in formis — caesariem]* Bene explicat Orellius.

c. 42. *ad oris stuprum paratae]* Ita e Gelenio et Fulv. Ursino, sed nimis remotum a lectione cod. *ad oris sacri comparatae*, unde Canterus: *ad oris sacrificium paratae.* Scilicet qui linguam sibi excindi mallet, quam, quod animi cultu et veneratione persequatur, calumniari, verum falsum dicere, aut, quae martyrum constantia fuisse fertur, plumbum prius fusum ore exciperet, quam religionem abnegaret, is *sacrificium oris* facere recte diceretur; non vero qui turpissimum quaestum ore faceret. Igitur lege: *ad oris sacrilegium paratae.* Nam ut adulter in Dig. sacrilegus nuptiarum, ita infamis ore sacrilegus ore, ipsa vero haec infamia sacrilegium oris recte dici poterat. Ex SACRIG̃UM (breviarie scripto) facile oriebatur lectio cod. Msti.

c. 44 in. Omnino *missione* pro *jussione* e MS. erat restituendum.

c. 46. *mansiones]* Omnino reponendum erat *mensiones.*

c. 60. *in Deo rerum capite et cognitione defixus]* Ante *et* forte excidit (ut Orellius vult) *mente*, ita scriptum: MĒTEET; aut delendum *et;* aut quia codex habet *Dei* legendum: *in Dei, rerum capitis, cognitione defixus.*

c. 61. *Res vestra — —]* *Res* addid. Lugd. Bat. Lege: „Vestra (res a prior. intelligendum) in ancipiti sita est, salus dico (hoc additum sit, an in Msto legatur, divinare non possum; saltem abesse potest) animarum vestrarum".

c. 65. *Nolo, inquit, et voluntatem non habeo]* Omnino

Digitized by Google

retinenda vetus lectio *Volo*, vid. Rom. 7, 15. 19. Lectio difficilior praeferenda.

c. 67. *In penetralibus coliginis perpetuos fovetis focos]* pertinet adhuc ad ritus publicos, de ritibus privatis dicere incipit proximo: *Sacras facitis mensas* etc. *(Penetrales* dii penates, vid. Cic. de nat. D. Lib. II, c. 27, ibique init.). Suspicor igitur: *diis penetralibus ignis perpetuos facitis focos.* Ignis focos non magis otiosum est quam: in penetralibus coliginis.

c. 69. *Tages Thuscus* etc.*]* Distingue: „Tages — luminis, quisquam hominum sciebat, aut esse — curabat, in fulminum casibus aut extorum quid significaretur in venis?

L. III.

c. 1. *Neque enim stare* etc.*]* Lege: „immorari; neque enim *re* (h. e. vere — *re* est in cod.) *stare* sine assertoribus non potest religio Christiana" (h. e. non ipsius gratia necessarium est eam asserere).

c. 3. *tacita et se sentit* etc.*]* Lege: *tacite ea se* etc.

c. 3. *Et hoc quidem]* Hoc sibi cavet, ne pro concesso sumatur, quod dixit. — *si modo:* wenn anders.

c. 5 init. *Sed ut vultis — hi dii sint, nominibus appellentur his etiam quibus eos populares* (h. e. tanquam populares, ad unum eundemque ordinem — Stand — pertinentes, aut: tanquam si populus essent, vilis multitudo, quod praefero; hoc enim ipsum, quod numerari possunt, vile judicat et probro Diis, ut c. 3. dicit: „praeter ipsum regem et principem esse alia etiamnum *capita* [hoc quoque verbum alludit ad censum], quae digesta et separata per numerum velut quemdam populum plebejae multitudinis faciant") *censeri popularis vulgaritas ducit. Unde tamen vobis quem* (ita lege pro *qui*, quod in cod. est, et *quae*, quod in edd.) *nominibus his censum complent* (pro: unde tamen vobis est census, quem his nominibus complent, h. e. unde habetis catalogum [Deorum; ita scilicet census usurpatur de catalogo civium — Regiſter, Verzeichniß], quem videatis istis nominibus compleri, ita ut certi sitis,

Digitized by Google

nullum deesse, omnia nomina vobis cognita et in censum relata), *an* (subintellige: potius) *sunt aliqui, vobis incogniti nomine, in usum aliquando notitiamque perlati (sunt* referendum ad *perlati).* Ita interpungendum, si sequaris correcturam Barthii. At codex habet: *in cognitione,* unde simplicius ita textus constituendus: *an sunt aliqui vobis in cognitionem, in usum aliquando notitiamque perlati.* Hanc igitur lectionem veram non esse, mihi haud persuasit novissimus editor. Etsi fatear illud, si modo recte interpungas, distinctius dictum.

c. 6. *pectoris vivi]* est phrasis Lucretiana.

c. 8. *appellationem ejus et significantiam* (codex: *significationem*) *promi]* Mihi haud clarum. Conjicio: „appellationem ejus *ea* s. *ista* (sc. sexus) *significatione* — idem quod distinctione — promi (s. poni)."

ibidem. *Nam necesse est — insignita esse generum distinctione]* Sensus: nam necesse est, *corpora,* si sunt mares et feminae, esse (sc. Deos), scil. corpora, quae sola sunt aut esse possunt insignita generis distinctione.

c. 9. *et si per has leges experiuntur se* (invicem scil., mas feminam et femina marem, ut dicitur: puella virum non experta, aut de Zenobia auct. hist. Aug.: Virum non scivit) *sexus* (genit. ref. ad *leges*). Ergo nil opus emendatione Heraldi.

ibid. *aut improvidam — — — naturam]* Legi potest, codici propius: „aut improvidentia in illis sua ludere voluisse naturam".

c. 10. *ab Jaccho mammosam]* Lucretianum, h. e. mammosam factam graviditate ab Jaccho (concepto) contracta.

c. 12. *hoc enim putatur — firmari]* Lege: „hoc enim putatur (non concedit hoc Arnobius, sed praesumi tantum dicit) in eorum literis dici et veluti re certa (h. e. quasi hoc certum sit, nempe illud dici in istis libris) *earum* (sc. literarum aut *hac* vel simile quid pro *atque)* auctoritate firmari" (sc. iterum s. per consequentiam putatur).

Digitized by Google

ibid. *quae aut nihil ad nos* etc.] Hoc *quae* non ad *fabulas*, sed ad ipsas *literas* referendum. Nam qui sensum Arnobii ejusque rationem probe assecutus est, facile praesumere potest, eum declinare et detrectare V. T. libros, e quibus ethnici omnino multa tela, retorquenda in ipsum, sumere poterant; — *ex aliqua portione*, i. e. quodam respectu s. in quibusdam suis partibus (hoc profecto de fabulis non dixerit, eas tantum *ex aliqua portione* nihil habere commune cum Christianorum sententiis) — *aut si sunt* (a nobis ipsis nempe) *creditae* (sic ed. princeps, sine dubio e cod.) *sociae* (nobis communes) — ad allegoricas explicationes confugiendum est (hic sensus eorum, quae sequuntur). Caute et velut per cineres dolosos incedit Arnobius, nihil pronunciando, ne quidquam prodat hostibus.

ibid. *extremis*] Lege: *externis*.

c. 13. *lienes*] praefero *renes*.

c. 15. *Aegyptiorum ridetis aenigmata — accipiant*] Lege: „Aegyptiorum ridetis aenigmata, quod mutorum animantium formas divinis inserere sint ausi, easdemque quod species (formas animantium; cf. VII, 24) multo ture accipiant (colant)". Hoc ni velis, est hypallage casus pro: quod mutorum animantium *formis* divinas inseruerint causas. Exemplo c. 18: multijuga lingua sonos pro: multijugos lingua sonos. Ad *sensum* argumenti capiendum cfr. cap. seq. duas extremas periodos: *Quanto — commune*.

c. 16. *elephantorum his*] scil. hominibus, aut quos modo nominaverat Romulo etc.

c. 20. *Ceteri enim Dii non sunt*] Fulv. Ursinus *divini*, recte ad sensum, quem misere deturpat novissimus editor. *Dii* subjectum est — non sunt scil. divini, h. e. rerum futurarum praescii.

c. 21. *in sidereis montibus*] Siderei montes sunt Olympi πολυδειράδος cacumina, ad sidera se tollentia (Il. I, 499).

ibid. *Ipse alio impletur — divinus*] Nam et hoc absurdum est, divinum dici Deum, quasi afflatu numinis alius egentem, qui ipse Deus sit.

Digitized by Google

c. 22. *perceptionibus]* omnino ex ed. princ. reponendum erat *praeceptionibus*, ut dicitur: praecepta artis.

c. 24. *commota mortalium]* sine dubio mendum typogr. pro *commoda*.

c. 28 init. *indutus]* retinendum erat: *imbutus;* cfr. ad II, 6.

c. 30. *praeposteritate]* h. e. praepostere lecti, ἦρα praeposito τῷ α, ἀήρ.

c. 31. *Mentis filia]* retinendum, sed *Mens* h. l. id quod Metis.

ibid. *nulla victoriae]* σύντροφον Minervae victoriam dicit Dion. Hal. L. I, p. 26. Sylb. Ipsam etiam Victoriae nomen habuisse quandoque e Pausania patet. Sed zeugma hic est; *victoriae* regitur a substantivo *inventrix* — hoc sensu: *nulla* victoriae (datrix, sive largitrix), oleae inventrix Jovis elata de cerebro. Infra c. 34: frugum inventrix Ceres.

c. 33. *non sentientis vocabulum potestatis]* Conjicio: *se sentientis*, quod Arnobio solemne (cf. I, 28). Sensus: non vocabulum, h. e. nomen potestatis se sentientis.

c. 34 init. *neque quod]* Conjicere posses *quos*, sed non necessarium est. Construe: neque garrientes id, quod libido induxerit.

c. 35. *multi disjunctionis differentia]* Ita optime Meursius. Sensum non assecutus novissimus editor (Orellius), qui vult *junctionis* pro *disjunctionis*, nec vidit, illud *dis* requiri, ut satisfiat illi, quod est in codice, *multitudinis junctionis;* scriptum enim erat MULTIDISI . . . et octo priores literas pro abbreviatione vocis *multitudinis* legit scriptor codicis.

c. 37 fin. *unanimis esset]* Male intruditur hoc *esset*, quod abest a cod., nec *una esset* legendum cum Lugd. Bat. *Unanimis vox* subjectum est, commune cum *assensio* praedicatum habens: „Unanimis vox omnium et cunctorum assensio in ejusdem sententiae finem pergeret et conveniret".

c. 40. *Genium Jovialem]* Ego Camillum dixerim, ministrum Jovi peculiarem, et qui inter Cabiros refertur, h. e. inter penates.

ibid. *Varro, qui sunt introrsus — — deos esse censet, quos*

Digitized by Google

loquimur (de quibus nunc sermo est), *nec eorum numerum nec nomina sciri* (ergo quos Varro a penetralibus coeli nominatos Penates credidit — idem de l. l. p. 121. ed. Bip.: „Populus dicit: Dii Penates, Dii Consentes“). *Hos Consentes et Complices Etrusci ajunt et nominant — — nominibus ignotis et miserationis* (Fulv. Urs. *memorationis*, quod defendi posset, si cod. MS. adstipularetur) *parcissimae* (l.: *paratissimae*; quae voces etiam alibi commutatae inter se; volueris forte pro *et miserationis: at*, sed amat disparatiora etiam simpliciter copulare Arnobius); *sed eos* (*sed* h. l. id quod scilicet, et ita firmat lectionem: *paratissimae. Sed* ita quasi elliptice ponitur; supplendum: miserationis paratissimae, *quod* mirum quibusdam videbitur, *sed* sciendum, *eos* etc. *Sed* saepe etiam sine ellipsi pro scilicet ponitur, vid. VI, 21: Dionysius ille, *sed* junior, h. e. scilicet junior. De hac vi partic. *sed*, quam graecismum dixeris, vid. noviss. ed. (Orellium) in Corr. et Add. T. II, p. 461) *summi Jovis consiliarios et principes existimari.* De sensu voc. *consiliarii et principes* vid. Varro ap. Augustinum [1].

c. 41. *modo Digitos Samothracios]* Apparet igitur, Nigidium (Figulum, clarum auctorem, Ciceroni aequalem et Ciceronis in peste Catilinaria adjutorem, quem doctissimum Romanum post Varronem judicat, Pythagoreum — fragmenta ejus collegit Jo. Rutgers. in variar. lectt. Lib. III), Lares eosdem cum Samothraciis Diis et Curetibus et v. v. habuisse, quod fieri non poterat nisi Laribus illis sumtis non tam pro Manibus, quam pro geniis familiaribus [Lemuribus], quales et ii sunt, quos nostrates Coboldos appellant [2].

L. IV.

c. 1. *videndum, utrumne istud — an — spectans]* ac pro *an* legit Meurs. cumque eo Orellius contra loquendi usum Arnobii, qui

[1] Ueber die Gottheiten von Samothrake, im vorherg. Band, S. 421, vgl. mit 2te Abth., Bd. 3, S. 462. D. H.

[2] a. a. O. S. 407. D. H.

Digitized by Google

haec duo semper jungit sensu disjunctivo, ut mox cap. 3. init. (cf. cap. 18): „*utrumne* istud serio — an fictionibus ludentes — luxu“. Sensus loci hujus et illius idem. Brachylogia est, supplendus locus: „utrumne istud sit ludicrum et puerile (h. e. utrumne hoc faciatis tantum joci causa, ut fictionibus ludentes cassis ingeniorum lasciviatis luxu), an *serio hoc* facientes vestrorum numinum delusionem spectans“. Consequens pro antecedente positum.

c. 5. *ubi finis et initium — non potest]* Sensus sine dubio hic: „Quod dextrum et laevum, quod superum et imum, quod anticum et posticum appellamus, terminos quosdam indicat eosque certos, h. e. sive finem sive initium determinat: ubi ergo finis et initium locum haud habent (determinata non sunt), ut in eo, quod teres est atque ex omni parte rotunditatis solidae connexione conclusum, etiam *portio* sui nominis (h. e. aliquid, quod sine ipso fine s. initio esse nequit) et initium (quid hoc? initium initii? Lege: *indicium)* esse non potest. — Ceterum *portio* h. l. non *pars* est (ut III, 12), sed Verhältniß, ut *ad portionem situs* ap. Plinium, nach Verhältniß der Lage. *Esse aliqua portio sui nominis* etc. igitur idem est ac: esse aliquid non potest, quod est portio, h. e. quod certam relationem habet ad nomen finis et initii, h. e. ad finem et initium, et quod ejus praesentiam indicat.

c. 13. *nam cum a doctoribus omnes nostris insinuatum* etc.*]* Transit Arnobius ad alium locum, scilicet de pluralitate ejusdem numinis, ex. gr. Jovis; quae finxerant antiqui, pertractaturus. *In declinationibus Deorum* igitur dictum est pro „in declinationibus nominum propriorum, quae diis imponuntur.“ Quod hic inserit, ex fine libri translatum, omnino jejunum est et vix tolerandum.

c. 19 fin. *et usque ad illos ipsos principali procreatione finita]* Sensum alium non video quam hunc: „et ita, ut, ubi perventum ad ipsos fuerit (ipsis emissis), omnis principalis procreatio finita sit“, h. e. non amplius locum habeat, ut in gignendo fit.

c. 24. *Numquid parricidii causa vinctum esse Saturnum et*

Digitized by Google

suis diebus (h. e. quovis Saturni die) *tantum vinculorum ponderibus relevari]* Cod. MS. habet: *et ablui diebus tantis*, quod verbum cur omnes praeter Salmasium rejecerint, non video. Salmasius tamen „ablui" dici credit pro „dissolvi", quod nec fieri potest nec necessarium est. Pro *tantis* idem legit *statis*, Lipsius *suis*, h. e. ipsius Saturni, Saturnalibus diebus. Ego lego: „Numquid — vinctum esse Saturnum et ablui (h. e. squalore carceris et vinculorum liberari) *diebus tantis* (insolentior dictio pro diebus certis tantum, non pluribus — tam paucis. Tantum navium Caesar pro: tam paucis navibus. — Terent. Heaut. Act. 1, Sc. 1, v. 20: At enim te, quantum (h. e. quam parum) hic operis fiat, poenitet) — vinculorum ponderibus relevari" (*τῷ* *et* non opus est). Quod nisi velis, *tantum* legendum et *diebus tantum* explicandum pro: certis diebus tantum, ut: in diem (h. e. in diem certum) emere, aut: natura flores in diem (h. e. stato die) gignit (phrasis Pliniana).

ibid. *Num quid pulsum a nobis* etc.*]* Omnino repetendum *dicitur*, nec tamen hoc cum *a nobis* copulandum, sed *pulsum a nobis* est pro: quem nos pulsum dixerimus.

c. 32 in. *Non est quidem credibile — aut eas inseruisse — adsciscere]* Sensum nullum video, nisi post *aut* inseras *non*, etsi hoc etiam insolentius dictum pro: non est credibile, homines minus brutos — — potius eas inseruisse carminibus fabulas, quae — — collocatae, *quam ipsos sibi* — — adsciscere. Sed conferendae rel. edd.

c. 35. *Nonne ad usum quaestus sui abutuntur Diis vestris — — divinis]* Si, ut affirmat nov. ed., in cod. MS. est: *abutuntur*, difficilior profecto lectio tenenda est, et mendum, quod adest, in alio verbo quaerendum. Conjicio: *abutuntur* (sensu passivo) *Dii vestri* (ad usum quaestus sui, h. e. ipsius, sc. multitudinis, quam modo dixerat) *et* — — *attrahit* (eadem multitudo).

c. 36 fin. *et cum omnibus, quos solidet germanitas, necessitudine copulatos] Copulatos* cum in MS. sit, omnino tenendum. *Solidare* est hic in unum idemque corpus redigere et quasi compingere

Digitized by Google

distantia ceteroquin et ab se invicem diversa. Tota autem phrasis elliptica fit omissione ejusdem, quod repeti debebat, substantivi. Plena dictio: „et cum omnibus, quos solidet germanitatis necessitudine, hac ipsa necessitudine copulatos".

c. 37 fin. *et ab ejus comptu et permixtione sunt absoluti]* Neque *contentu*, nec *contenta*, nec *conceptu* legas, sed: *commotu* (vox apud Varronem obvia) pro: commotione (hoc proprie dicitur, ira commoveri), quam vocem (commotionem videl.) evitavit ob seq. *permixtione* et *ὁμοιοτέλευτον*. Scriptum erat COMOTU, unde, O pro P sumto, e COMOTU fiebat COMPTU.

L. V.

c. 1. *Quid illa quae historiae* etc.] Legendum: *Quid? Illa, quae — — lascivia?*

ibid. *ut rerum simulacra gestarum* etc.] Notandum hoc.

c. 2. *An numquid Jupiter solus — — vanescat] An numquid* est i. q. *num forte*, ut saepe apud Arnobium. — *ut imminentia*, omnino hic repetendum *fulmina* (vid. supra ad IV, 36.), nam *fulmina* procurari semper dicuntur, non vero ea, quae fulminibus portenduntur, ut vult Heraldus. Verum quidem, Arnobium hunc sensum procurationi fulminum tribuere in seqq., sed primo dubitari potest, an recte hunc ritum interpretatus sit, secundo nihilo minus fulmina procurari dicuntur, nempe cura haec praecedit fulmina, eaque et eorum vim et significationem alio deflectit. Haec prima periodus ceterum parum commode scripta. Poterat melius dicere: An forte Jupiter solus hujus rei scientiam noverat, ut (h. e. quo modo) imminentia fulmina procurare debeat alicujus scientiae disciplina (Nominativus est). Scilicet ab ipso decidunt. Pergit. *An* (manifesto est pro: *an potius*, et illud *numquid* est pro eo, quod alibi ponit: *utrumne*) *cum ipse jaculetur hos ignes, aliorum sit operis, scire* (Conjunct. *sit* ita resolvendus est: An potius, cum ipse jaculetur hos ignes, magis convenerit, aliorum esse operis, scire), *quibus modis — temperare. Etenim*

Digitized by Google

revera stultissimum est credere, ipsum remedia scire, quibus averti possint. (Omnino hoc non ridiculum, ut cum Heraldo observat novissimus ed., eundem, qui fulminibus portendat mala, scire etiam remedia ea averrucandi. Lego igitur cum Barthio *scire*, h. e. *sarcire*, s. potius *sciscere*, vid. c. seq. init. *remedia scisse* et ibid. versus finem *Diespiter sciscat.* — In fine codex habet: *sacrorum vanescat.* Lege aut: *sacro revanescat*, aut: *sacro ritu vanescat.* Hoc praeferendum. *Sacrorum* ortum ex SACROR̃V. Molesta quidem repetitio vocis *ritus*, sed vid. vix ante vocem *scientia* eodem modo et molestia repetitum. Hoc praefero etiam alii conjecturae: *sacro rituum* (ut in fine cap. seq. *ambiguitatis illius incerta*).

c. 4. *circumscripsit]* terminavit (*nondum sententia terminata*, cap. antec.), — beſtimmen, certis limitibus circumscribere.

ibid. *et medicinam, quam obtuleras* (h. e. prae se tuleras, paratus eras proponere, s. pro: obtulisses), *ponere* (h. e. non proponere, ab ea desistere). Falsa novissimi ed. explicatio. Hoc nisi fieri potest, legendum omnino cum Meursio et Heraldo *occulueras* (animo texeras, nondum publicaveras, sed publicaturus tamen eras) *ponere* (h. e. non publicare; sed tum non *promere*, ut Meurs.).

ibid. *cur ab rege relatio sit facta caepitii]* Vix recte se habet. Forte: *relaxatio* aut simile quid. *Sit facta* pro: effecta. Cur Rex (Numa) scil. efficere potuerit, ut pro humana cervice Jupiter caepitio contentus esset.

ibid. *ut nec Numam monstretur voluisse scire]* Nonne et h. l. *sciscere*, h. e. explorare? Hoc est: Numa Jovem fefellit, sciscere se ex eo, quid faciendum, cum interim dolos pararet et aliud interponendo Jovem ipsum averteret a consilio suo. Sensus tamen idem.

c. 5. *regionis ejus ab indigenis]* pro: indigenis ejus regionis.

ibid. *et ex utroque sexu]* Non androgynum dicere vult, etsi alibi Agdistis hermaphroditus audit, sed repetendum *libido*, ex utroque sexu capienda, quod convenit cum sequentibus, ubi clarum, Agdistin uno sexu *privatum* alteri se prostituisse. Possis

Digitized by Google

sic quoque defendere: ex utraque (scil. libidine s. parte) sexus (ei insana libido fuit). Hanc explicationem veram esse, probat etiam, quod c. 6. dicitur: *eo, quo fuerat, se privat sexu.*

c. 6. *sumit Phorbas]* Bochartus in Hieroz.: formis lactis hirquini, h. e. caseis.

ibid. *et Acdestis blandus adulto comes* etc.*]* Lege: „et Agdistis blandus adulto (Attidi) comes (fuerat), et quâ (scil. parte) solum poterat (sc. sexu virili privatus) minus rectis assentationibus (Gunſtbezeugungen) *vinctum* (leg. pro *vinctus* — necessarium tamen non est; sensus idem — amoris vocabulum) saltuosa ducens per nemora etc.“ Constructio haec est: blandus adulto comes Agdistis, et qui eum, minus rectis assentationibus pellectum (ejus scil. pellex erat, vid. locum mox seq. et in cap. seq. *infami conjunctione*), duceret. Sensum hunc firmat etiam ironia cap. 13, praecipue fin.: *Nesciremus adhuc* etc. Sed nolo his immorari.

c. 7. *mammas sibi demetit Galli filia pellicis]* Neque Midae regis filia, neque filia incerti cujusdam Galli, ut vult nov. ed., sed filia ipsius Agdistis, qui et Gallus (virilitate privatus) et pellex erat (vid. antec.).

ibid. *fistulam]* Ego quoque praefero. Non enim dicitur fistulâ genitalia amputasse, sed rapit eam jam ipse plenus furore et ad sonum fistulae, ut et Galli solebant, sibi amputat sexum.

ibid. *pausatae circum arboris robur]* Lege: *pulsatae*, scil. saltatione, planctu (quod ex praecedente repetendum), ululatibus totoque barbaro concentu commotae, concussae, tremebundae; ut terra pulsatur pedibus etc. Scriptum PV̄SATAE aut P̄SATAE, quod pro *pausatae* lectum. — P. S.: Nisi forte sit: praesenti numine, vid. c. 17: „Cur ad ultimum pinus ipsa — sedibus“.

ibid. *Sacerdotum intestibus]* Retinendum omnino *antistibus*, quo Archigallos significat. Illud enim si dicere volebat, dicebat: sacerdotibus intestibus.

c. 8. *Ergone Deûm mater diluvii causa* etc.*]* Omnia clara, si legi liceret: *Ergo, ni* (pro nisi) Deûm mater diluvii causa (scil.

Digitized by Google

fuit), nulla fuit in parte naturae. Hoc si nolis, sensus est: Ergone Deûm mater, quia diluvium eam praecedere debebat, hujus causa (h. e. dum diluvium nondum existebat) nullâ fuit in parte naturae.

c. 9. *An respectus pietatis et honesti Capitoliorum defuit praesidi]* Sic Salmas. pro eo, quod in cod. est: *depuit.* Languidum profecto nec contextui aptum. Nam hoc (defuisse Jovi naturalem illum horrorem, quo non homines solum, sed et animalium nonnulla arcerentur a matribus) jam in prioribus posuerat, nec demum quaerendum erat. *An* potius habet, ut semper fere, vim adversativam. Contextus hic est: Igitur ille Jupiter ita destitutus erat illo sensu et horrore, quem adeo animalibus non omnibus negavit natura. — „An (habuit quidem illum sensum, sed) respectus pietatis et honesti Capitoliorum *deperiit* (ita lego; vox, ni fallor, Lucretiana et eo aptior, quod alludit ad alium sensum, quo quis dicitur *deperire aliquem,* h. e. perdite amare) praesidi, nec quid etc.“ (Hoc nec simpliciter copulativum est, neque igitur in priore membro dici poterat: *defuisse* illum sensum Jovi, sed *deperiisse* poterat optime).

c. 11 fin. *tum rebus adhibuisse perituris]* Lego: *tam,* referendo ad *perituris;* tam perituris, tam certae perniciei datis.

c. 12 fin. *Dicunt eam cuncti patres]* An *sancti?* (Cfr. III, 10 init. Offensus erat librarius, hos patres sanctos dici, ut patres ecclesiae, et ex conjectura emendavit: *cuncti*), aut simile quid.

c. 14. *disjecta, cum fluoribus]* Heraldus: *desecta,* sed legendum: *dissecta.* Vid. supra discidium. *Cum fluoribus* non ad *dissecta* pertinet, sed ad *collegit.*

ibid. *abscondenda]* pro simplici: condenda, more Arnobii, qui amat composita.

ibid. *sic soli]* h. e. terrae. Pro *sic* lege *scilicet* (Herald.).

c. 15 in. *Sed historia haec]* Responsio Ethnicorum.

ibid. *Nostra quidem nil interest* etc.] Singularis constructio. Sensus: Nobis quidem, quorum (scil. Christianorum) causa

Digitized by Google

contenditis exterminatos esse Deos, perinde est et parum refert, utrumne (ista historia) sit constans etc.

ibid. *Nobis enim satis est —]* Iterum difficilior constructio: Nobis enim, quibus hodie manifestare propositum est: numina ista — causas — nobis, inquam, satis est, et esse illam (historiam sive narrationem) in rebus (h. e. existere). Non igitur de facto ipso sed de narratione loquitur; *in rebus* idem quod alibi in rerum numero. Igitur nihil mutandum.

c. 16 in. *esse vera]* Nil mutandum. Regitur a *credi.*

ibid. *dedistis nomen castus]* Unde adhuc nostrum kasteyen, sed quod non est panis, sed potius carnis abstinentia.

c. 19. *Cujus rei testimonium argumentumque fortunae] cujus* ad utrumque referendum *rei* et *fortunae.*

c. 20 init. *Ea,* quod addidit Salmas., non opus est; praeterire et praetervehi sine copula idem dicentia, ut saepe.

ibid. *in Cererem]* Cod.: *inicere,* unde Jos. Scaliger: *inire,* sed illud praefero; *icere*, ortum e similitudine literarum initialium in nomine *Cere*-ris.

c. 23. *tum deinde secreta rimantem ferventi smila]* Quicunque locum paulo diligentius inspexerit, videbit: 1) falso legi: *secreta,* legendum *secreto* (hoc patet e sequente *summotis arbitris,* neque enim quod sequitur aliud est nisi Arnobiana repetitio; 2) substantivum, quod regatur a *rimantem,* cum in *secreta* non sit, quaerendum esse in sequentibus, quae iccirco 3) male leguntur *ferventi smila*, 4) *ferventi* nihil aliud esse, nisi vocem male huc translatam e mox sequenti *ferventique adhuc matri.* Legendum omnino *vervec* . . (vervecis sive vervecin . .; vervex enim vox media est neque exsectum arietem denotat; cf. *verveceus Jupiter* c. 21); 5) turbato adjectivo facile turbatum fuisse etiam substantivum, latens omnino in eo, e quo *smila* exsculpsit Gelenius. In cod. Rom. (quis hic? Sabaei, nunc Reg. Paris. aut ipsa Sabaei editio?) est: *ferventi nullas*, quae vox turbato adjectivo facile oriri poterat pro: *coleos* s., ut sine dubio scriptum erat (ut v. v.

Digitized by Google

colina pro *culina*) *culeos*, i. q. postea proles. Lego igitur: *secreto rimantem vervecis coleos.* — Si quam proxime accedere velis ad lect. Ed. Rom. legere posses: *ferventi* (h. e. quas iratae det) *nuculas*, quasi quaedam ornamenta; jocose simul dictum cum allusione ad illos, quos c. 21 dixerat *bene grandes testiculos;* quis ignorat illud τρώγοις ἂν ἐρεβίνθους; apud Aristoph. Si tamen quis me ipsum jocari et nugales dicat illas nuculas, non vehementer repugnabo. Nam neque hoc, neque quod supra posui (*coleos*) rectum puto; sed confero locum parall. c. 21: „Arietem nobilem bene — deligit, exsecat hos ipse et lanato exuit ex *folliculi* tegmine". Quod verbum si ita tibi scriptum imaginaris FLI-CVLOS, facile fieri poterat, ut illud, quod ab initio est, FLI pro FTI legeretur, quod librarius, cupide arrepto, quod mox sequitur *ferventi*, legebat: *Ferventi.* Ex CVLOS autem non magna difficultate factum: *nullos* (C et V pro N sumsit et NLOS pro compendio scriptionis pro NVLLOS vel N — AS. Sed sine dubio scriptum erat FLICVLS. Igitur nonnisi una litera mutata: L in T.

ibid. *tam irreligiosis] Tam* male addidit Stewechius.

c. 24. *pannychismi graves]* Omnino indicio primae editionis, quae habet: *phanniciis migrave*, legendum: *pannychismi migravere*, quod non significat, ut vult nov. ed., reliquere Atticam transeuntes ad alias gentes, sed simpliciter ab Attica gente propagati sunt.

c. 25. *terrigenae]* supplendum e seq. *fuerant.*

c. 26. *vel artibus habeatis quibus* etc.] Memorabilis trajectio pro: vel quibus artibus habeatis (sciatis, possitis) salutem dare personis etc. tam confossis.

ibid. *et antiquarum elogia literarum]* Si illud *et* recte se habet memorabilis est consecutio: et — denique.

c. 27. *spectu]* Ed. princ. *specu.* Sed cur non *aspectu*? Nisi forte illa vox: *spectus* etiam alibi, quam in Festo, obvia.

c. 30. *qui sub specie cultionis plus in eo]* *eo* defendi posset, hoc sensu: dum hoc facitis. Sed fortasse merum mendum typographicum est et legendum omnino *eos.* In seqq. *confessis*

Digitized by Google

nonnisi passive sumi potest. *Combibissetis,* in animum induceretis; sed tunc omnino legendum *coimbibissetis* (simplex vox *imbibere* habet istam significationem). Codex tamen habet *contestis,* e quo alii efficiunt *contextis,* quod et mihi praeferendum videtur, vox in hoc contextu Arnobio familiaris.

c. 32. *propudiosas Veneris complexiones]* Meurs. *Cereris;* absque fide. Nov. ed. dictum putat pro: venereis complexionibus. Languidum et abundans. Lege: *propudiosae Veneris* (h. e. propudiosi amoris) *complexiones.*

c. 33. *decursum est in has partes]* Ita Salmasius. Cod. MS.: *indecorum est in has partes.* Legerim potius: *detortum* (ut Quinctilianus 8, 3 „sermonem in obscoenum intellectum detorquere" dicit). — *Lectiones* in antec. pro: lectis s. iis, quae leguntur, h. e. verbis; cfr. c. 36, ubi *lectiones* manifesto est pro: verbis.

ibid. *exquirimus primum, allegorico* etc.*]* Omnino *primum* sic positum abundat. Sed distingue: *exquirimus, primum,* h. e. prima intentione autorum, *allegorico genere scripta haec esse* etc.; *vel — vel* turbat quodammodo. At brachylogia est. Sensus: exquirimus, unde sit vobis cognitum, vel primum (h. e., ut dicit cap. seq., ab ipsis historicis) allegorico genere scripta haec esse, vel (posito hoc) eodem modo (quo vos; hoc maxime sensu, non alio) intelligi oportere.

c. 34. *ut se tulerunt]* vix genuinum puto. Forte: *ut tulerunt,* h. e. prout ferunt.

c. 35. *Quod si pro his omnibus, quid oporteat* (ita legendum) *— — singula in singulis* (hoc *in* dubium habeo) *potestis supponere* (cf. quod praecedit, *subjicere*) *nec alterum* (cod. *alterutrum*) *rerum vocare contextum* (de hoc valde dubito, neque de voce *alterum* certus sum, neque de *vocare.* Conjicio: *nec adulteratum* (h. e., ut cap. seq. dicitur: *nothis atque adulteris lectionibus* obtectum) *rerum* (oppos. ad lectiones) *revocare contextum.*

ibid. fin. *allegoriis honestis]* Pro: quae honesta faciunt turpia. Futilis nov. ed. in Add. et Corr. ad hunc locum.

Digitized by Google

c. 38. *quoniam esse quod creditur — — — videtur]* Hoc equidem non intelligo. Conferendae aliae editiones. Sensus sine dubio hic: quoniam esse quod creditur (scil. allegoricum) quasi parte ex historiae non videtur (h. e. nullam partem historiae habet, historiae quasi plane expers est, ita ut non partim allegorice, partim historice intelligi queat). — Quod sequitur, est responsio paganorum: „Allegorico genere omnia scripta sunt", quod refutat, quia tamen res gestae referantur. Sed fatendum, hanc refutationem parum claram, quia consequentias ducit, antequam id, quod ponit, res gestas his narrationibus contineri, firmaverat. Hoc facit demum initio cap. sequentis.

c. 41 init. *Antea mos fuerat — dignitate]* Si novissimum ed. sequi volueris, esset hic figura inversionis, et sensus statuendus hic: Antea mos fuerat, quemadmodum allegoricas dictiones, scil. quae sensum aliquem obscoenum haberent, honestissimis sensibus obumbrare, ita e contrario res turpes honestorum convestirier dignitate. Sed praeterquam quod illa verba: quae sensum obscoenum haberent, abesse non poterant et nonnisi mero arbitrio subintelliguntur, Arnobius hoc ipso concederet adversariis, quod negare vult, posse etiam res sive sensus in se honestos turpium dictionum allegoriâ velari; a quo certe alienissimus est Arnobius. Aut igitur legendum: „Antea mos fuerat allegoricae dictionis (aut allegorica in dictione), honestissimis sensibus obumbrare res turpes, et foedas prolatu — — dignitate", ut jam quodammodo Salmasius. Aut legendum: „inhonestissimis", h. e. iis sensibus, qui quam maxime inhonesti erant. Notanda significatio vocis *obumbrare,* quod idem dicit ac: quasi umbram injicere aut induere. Nisi hypallagen statuas pro: allegoricis dictionibus inhonestissimos sensus obumbrare. Dici tandem possit, sensum hunc esse: Antea mos fuerat, allegoricas dictiones nonnisi honestissimis sensibus adhibere. Sed hoc languere, nemo est, qui non videat. Igitur praefero Salmasii conjecturam, ita tamen interpungendo: „Antea mos erat, allegorica in dictione (aut simpliciter: allegorica dictione,

Digitized by Google

h. e. ope allegoricae dictionis) honestissimis sensibus obumbrari, res turpes et foedas prolatu honestorum convestiri dignitate". Hoc magis Arnobianum. *Res turpes et foedas* — totum ad utrumque verbum pertinet; dictum transpositum pro: mos erat, honestissimis sensibus obumbrari, honestorum convestiri dignitate res turpes et foedas; cfr. ad L. I, c. 63.

ibid. mox ab in. *ut quod olim pravitas foedorum verecundia contegebatur, nunc verniliter turpiterque dicatur dignorum elocutione mutata]* Ita locum in notis dat novissimus ed. nunquam sibi constans e Salmasio, ut ait (qui conferendus), et addi in fine (post v. *dignorum*) vult: *gravitas*, quod respondeat voci: *pravitas*. Sed ne sic quidem sensum emergere video. Quidnam istud *quod* statim ab initio? Legendum saltem: *quum*. Aut potius sensus plane manifestus hic est: „ut, quae olim pravitas (nisi legas: quod olim pravitatis) foedae rei (hoc retinendum esset, nisi MS. haberet: *foederum* Legendum igitur *foedorum*) verecundiâ contegebatur, (ea ipsa pravitas s. illud ipsum pravitatis) nunc verniliter turpiterque dicatur (aperte pronuncietur scilicet) dignorum elocutione mutatâ (inserviens scil. nunc dignarum rerum elocutioni). Pravitas in re posita olim, verecundiâ foedorum, verbis tegebatur; ea ipsa autem pravitas jam apertis verbis pronunciatur, scil. quia res dignas locutionibus obscoenis relatas creditis. Sed videndum, an Salmasius hunc ipsum sensum verbis tribuerit.

Annotatio altera de duobus his locis cap. 41.

Prior locus sic explicetur, ut *allegoricas dictiones* sit quasi Nominativus. „Antea mos (ita constitutum) fuerat, ut allegoricae dictiones honestissimis sensibus obumbrarent (res turpes et foedas prolatu), eaedemque (res turpes) honestorum convestirentur dignitate". — In eo loco, qui mox sequitur, legendum puto: „ut quod olim *graviter* foedorum verecundiâ contegebatur" (oppos. τῷ verniliter turpiterque). Nec moratur, quod vix ante dicitur: res *graves*. Ita: *per turpitudinem*, et mox: *turpiter*.

ibid. mox postea: *voluisses — indicaris]* Tertia persona

Digitized by Google

omnino retinenda. Repetenda a priori *promere; voluisset*, scil. ille, qui — promere poterat.

ibid. *periculum habuit ullum]* Infelix novissimus ed., qui cum Meurs. sic legit, quod, si in cod. aut prioribus edd. esset, corrigendum erat in *nullum*.

c. 43. *pro rebus subditis]* Hoc vix sanum puto. Forte: „omnes argutiarum modos pro rebus subditis“ (h. e. pro rebus substituitis).

c. 44. *garo gerrem]* H. e. secundum contextum, culpam culpae. Non igitur fieri potest, ut garum sit res pretiosa et exquisita; sed tamen ita de garo loquuntur Plinius et alii. Dicendum certe erat: garo gerrem, et gerri garum. Sed nil mutandum; forte enim Arnobius sibi ipse hic non bene constat.

ibid. *et tanquam vos audirent — defixum]* Sensum non video nisi hunc: ita credi oportuit (Deos) et haberi — defixum (metum istum).

L. VI.

c. 6. *constituerit Aegyptus]* Omnino retinendum.

c. 7. *vel in parte qua rei curiosa fuerit obscuritate]* *Rei* referendum ad *curiosa obscuritate*.

c. 8. extr. *quod obscurum non videtur]* H. e. quod obscurum, quia est, non videtur.

c. 11. extr. *Animantis asseritis]* Lego: *Animati*, h. e. irati (scil. qui, ut modo dictum, gladios intentant etc.).

c. 12. *cum pileo Vulcanus et malleo — —]* Malim: „cum pileo Vulcanus et malleum manu librans dextera“.

ibid. *expeditione]* Omnino legendum: *expeditioni*.

c. 13. *sive istic, quo fluxit* etc.] Infelicissima conjectura Meursii pro: *iste*, quod habent reliquae omnes. Dictum pro: sive quocunque fluxit iste — — —

ibid. *primas]* H. e. palmam.

ibid. *infelix regio]* Legerem *religio*, nisi antecederet: „sive per urbes Grajas, sive iste, quo fluxit amor etc.“

Digitized by Google

ibid. *nuncupare]* Hoc profecto non volebat.

ibid. *in membrorum similitudine fabricata]* Conferendae ceterae editiones. Sensus esse nequit, nisi hic: habitus (relationes ad se invicem, s. formas) eis (informibus materiis) per (h. e. a) se datos esse in ea, quam fabricaverit (dicendum vero erat, quam ipsis indiderit), membrorum (humanorum) similitudine. Conjicio, legendum: *in membrorum similitudine fabricatos* (habitus, s. *fabricatis*, h. e. ipsis materiis).

ibid. fin. *in rebus adoraretur humanis]* Exspectaris: *divinis* pro *humanis*; *in rebus humanis* igitur i. e. quod: in societate humana.

c. 15. *jubeatque vos idem]* An *isdem, iisdem?*

ibid. *Fortasse dicetis]* Ut nos diceremus: Ihr ſeyd vielleicht ſo gut zu ſagen — qua causâ (scil. id accusaretis).

ibid. *retineant]* pro: retinebunt. Aut subintelligendum *oportet.*

c. 16. *et cum pateat, luceat]* Conferendae ceterae edd. Non intelligo. Explicandum forte e c. 20: reserata sint semper atque aperta delubra".

ibid. *situ]:* num recte de talibus dicatur, videndum. Si non, lege *situm, speciem* cum Salmasio.

ibid. *ossa in spem tracta]* Neque *sepem* legerim cum novissimo editore, neque explicaverim cum eodem: quae sperant se mandere posse. Conjicio: *in specum,* h. e. in cavernam, quam formant interiora *τῶν ἀγαλμάτων.* Post *conducere* distinctio major ponenda; tracta enim conducere, h. e. tracta trahere, conducta conducere, male diceretur. Igitur *tracta* non in appositione dictum est, sed absolute, et subintelligendum: esse. *Sepem* de nido intellexisse videtur Bar-thius; ejus conjectura acuta, sed absque auctoritate.

ibid. *in mollitiem scilicet]* Sed MS. habet *sollicite.* Lege: *sollicitis* (tracta esse), — quamquam et *sollicite* ferri potest; non construendum cum *in mollitiem*, sed cum *tracta.* Trajectio non infrequens Arnobio.

ibid. *impudentium]* malim: *imprudentium.*

Digitized by Google

c. 17. *Si inviti]* Lege cum MS. *Inviti — faciunt? Ecqui —* (non: *et qui* — ita postea pro: et quid: *ecquid*).

c. 23. *et obserata pandentes tenebrarum obscuritate Canacheni]* Retinendum omnino: *remedorum* pro *remediorum*, et intelligendum neque de praedonibus (quos jam memoraverat) neque de furibus portas effringentibus, sed de hominibus, qui credebantur obscuris (h. e. magicis) artibus obserata reserare posse. *Canacheni* etiam retinendum, etsi Saraceni jam sub Marco Antonino ab Ammiano Marcellino memorantur. Nomen sine dubio orientale. Conferendum quod Edm. Castellus habet s. v. تنح, et cetera Lexica Arabica et Persica evolvenda. — Nomina, quibus Cingani passim appellantur (in Polon., in Bohem.), haud nimis distant a voce Canacheni.

L. VII.

c. 2. *Ex vobis audire consuevimus* etc.] Construe: „Ex vobis audire consuevimus, Deos esse quam plurimos, et (consuevimus eos item a vobis) *nominatim* (sic pro *nominum* lego, nisi legas: *numerum* (eorum scil.) sive *numeratim*) in serie computari".

ibid. *sui nominis]* h. e. nominis: Deus, quod habent.

c. 4. *naturalis initii consortia]* h. e. quae nos communia cum ipsis habemus naturalis vitae initia.

c. 7. *neque si sunt ulli]* ita codex habere affirmat e Stewechio noviss. ed. Hoc si verum, legendum: *neque si sint ulli* (Dii nempe). Vid. supra II, 39: „(Deum) ullum esse".

c. 17. *quae si vobis praecipiant* etc.] Nonne propius codici et magis ad sensum legendum: *quam si vobis praecipiant dii auram* (vid. antecedentia, alludendo ad nidorem; *aura* vox propria, vid. c. 28 bis) *vestram in voluptatem* (sic jam F. Urs.) *vertere, prandia inde sumere,* (nunc demum transit ad solidius, nempe ipsam comestionem rerum illarum abominabilium).

c. 19. Notandum hic: Dei superi = ominum dexteritate pollentes; inferi = laevi. Cfr. L. IV, c. 5.

Digitized by Google

c. 27. *quid accedit?]* male e Gelenio pro *accidit*, quod est in MS.

ibid. *sic et Deos sequitur* etc.] = sic sequitur, ut debeatis expromere (ut exponendum vobis sit), et Deos habere aliquam causam, cur ea etc.

ibid. *familiariter]* eo sensu, quo dicitur: Hoc mihi familiare est.

c. 28 fin. *et cogitatione]* Nonne: *agitatione?*

c. 30. *venerabiles muscos]* Dubito an recte Salmasius. Neque enim nunc de *εὐωδίαις*, sed de mero prunis injecto (vid. mox seq.). Neque *muscus* ipse odor esse videtur, sed id quod odorem exhalet. *Carbonibus extinctis* infuso scil. mero. Sab.: *miscus.* Cod. secundum Stewech.: *misciis.* Praetulerim, etsi non satisfaciat, *cnisas*, scilicet haec vox stridorem et crepitum prunarum exprimeret, qui oritur injecto vino aut aqua. An *fumulos* aut simile quid? — Elmenh.: *viscus;* sed hoc nihili est. At lege: *venerabile viscum* (materia ductilis et viscosa, scil. e vino cineri admixto. Cfr. locum Martialis ap. Lexicogr. Itemque locum Apuleji). *Excitare* ironice, nam dicitur excitari flamma, ignis, hic: extinctis carbonibus viscum.

c. 42 [45]. *quo mentiri se posset]* Dici quidem potest: mentiri anguem, mentiri hominem, sed *mentiri se* eodem sensu nescio, annon dici possit. Si tamen fieri possit, ante *quisnam* inserendum *nec.* Ita jam F. Urs., nisi quod intrudit: *possent.*

c. 43 [46] init. *Possumus enim scire — hiatus aliquis]* Delenda verba, manifesto e seqq. huc translata.

c. 50. *more subjectam]* Lege: *naturam subjectam*, aut potius *materiem*, quod jam Stewechius. Materies h. l. sensu philosophico pro eo, quod subjectum est alicui rei: Stoff. Estque totum ironice dictum.

Digitized by Google

Abhandlungen

philologischen und mythologischen Inhalts

aus der zweiten Hälfte der 20ger und dem Anfang der 30ger Jahre.

(Zum Theil aus dem handschriftlichen Nachlaß.)

Digitized by Google

Digitized by Google

Ueber eine Stelle des Lucretius [1].

Buch V, V. 312. 313.

Reſtaurationen antiker Texte werden verſucht entweder aus Pietät gegen die Reſte des Alterthums, die man gern ſoviel möglich in ihrer Urgeſtalt, gereinigt von Zuthaten und Entſtellungen dazwiſchengetretener Barbarei, genießen möchte, oder in materieller Abſicht, um aus ihnen mit Sicherheit Thatſachen zu ſchöpfen, ſeyen dieſe nun im engern Sinn geſchichtliche, oder mythologiſche, oder wiſſenſchaftliche. In ſolcher Abſicht nun hatte mich unter den Lateinern beſonders Lucretius de rerum natura von früher Jugend auf lebhaft beſchäftigt, es war nicht bloß dieſe urſprüngliche Friſche der Sprache, gegen welche mit weniger Ausnahme die ſpätere, allerdings gebildetere, eines großen Theils übrigens gefeierter Schriftſteller bis auf eine gewiſſe Zeit mir wie verwelkt erſchien — es war begreiflich zugleich die Sache, die mich anzog, und der fleißige Gebrauch eines Leipziger Nachdrucks der Ausgabe von Thomas Creech ließ mich wohl erkennen, daß, um den trefflichen Dichter fleckenlos darzuſtellen und durchgängig zu verſtehen, kritiſche und ſprachliche Beurtheilungskraft nicht hinreiche, daß auch das wiſſenſchaftliche Intereſſe an der Sache und ein philoſophiſches Verſtändniß derſelben hinzutreten müſſe. Die damaligen Bemühungen um Lucrez, auch wo ich ſie wohl als gelungen anſehen durfte, geriethen indeß unter den Arbeiten ſpäterer

[1] Dieſe Abhandlung iſt zwar, ſo wie ſie hier ſteht, ein ſpäteres Produkt (ſie wurde in Berlin in einer Klaſſenſitzung vorgeleſen), aber ihrem Inhalt nach reicht ſie weit hinter das Jahr 1830 zurück. D. H.

Digitized by Google

Jahre mehr und mehr in Vergeſſenheit. Doch iſt mir beſonders eine Stelle erinnerlich geblieben, an der ich glaube, einige Grundſätze darlegen zu können *über ein wiſſenſchaftlicheres Verfahren bei Behandlung antiker Texte*, über eine mehr — wie ich ſie nennen möchte — ſchaffende und produktive als bloß mechaniſche, atomiſtiſch zuſammenſetzende Kritik. Da die Stelle faſt in allen voneinander unabhängigen Ausgaben verſchieden lautet, von einem recipirten Text nicht die Rede ſeyn kann, ſo will ich ſie nach der ſoviel ich weiß jüngſten Recenſion geben; es ſind die Verſe 312. 313 im V. Buch, die in der bekannten Ausgabe von Wakefield, angeblich genau den Handſchriften ſich anſchließend, ſo lauten:

Denique non monumenta virûm dilapsa videmus?
Quaerere proporro sibi cunque senescere credas.

Freilich würde dem zweiten dieſer Verſe, um den es ſich *eigentlich* handelt, einen Sinn abzugewinnen, ſelbſt der geübte Ausleger einiges Beſinnen nöthig haben. Wie ihn der Vorgenannte auslegen will, ſoll ſpäter erwähnt werden.

Um nun dieſe Stelle als Beiſpiel der vorhin bezeichneten Methode zu benutzen, erlaube ich mir einige allgemeine Regeln aufzuſtellen. Ich bin weit entfernt zu denken, daß der geniale Kritiker pedantiſch nach dieſen Regeln verfahren werde; aber ich behaupte, daß jede gelungene Reſtauration einer Analyſe nach dieſen Regeln fähig ſeyn werde.

Vor allem nöthig iſt auszumitteln, was der zweifelhafte Text nach dem Zuſammenhang mit dem Vorhergehenden und Nachfolgenden enthalten könne oder nach Umſtänden enthalten müſſe. In dem vorliegenden Fall iſt dieſe Ausmittelung nicht ſchwer, aber ſchon darum nöthig, weil es wahrſcheinlich nur die Unterlaſſung dieſer Vorfrage iſt, wodurch Lambinus veranlaßt wurde den *zweiten*, Bentley aber ſogar beide Verſe für unächt zu halten, die kürzeſte Art freilich, ſich mit ſchwierigen Stellen abzufinden. Richtiger aufgefaßt zeigt der Zuſammenhang, daß ſie nicht entbehrlich ſind.

Lucretius behandelt hier, wo es ihm darum zu thun iſt, die ſicht-

Digitized by Google

baren Mängel der Welt aufzuzeigen, das allgemeine Thema von der Vergänglichkeit oder vielmehr Zergänglichkeit der Dinge. Dieß zeigen die vorausgehenden Verſe:

Denique non lapides quoque vinci cernis ab aevo,
Non altas turreis ruere, et putrescere saxa,
Non delubra deûm simulacraque fessa fatisci,
Nec sanctum numen fati protollere fineis
Posse, neque adversus naturae foedera niti?

Dieſem folgt dann, gleichſam das Bisherige in einen allgemeinen Ausdruck zuſammenfaſſend, der ſchon erwähnte:

Denique non monumenta virûm dilapsa videmus?

Dieß kann nicht etwa, nachdem vorher ſchon delubra deûm erwähnt ſind, menſchliche Grabmäler (damit würde der Dichter von dem Größeren zum Geringeren herabſinken), ſondern nur überhaupt von Menſchen errichtete Monumente bedeuten, nur Menſchenwerke auch waren im Vorhergehenden erwähnt: altae turres, delubra deorum, welche ſelbſt das in ihnen wohnend und gegenwärtig geglaubte Numen der Götter vor dem Zerfall nicht ſchützen könne. Ganz ebenſo, wo er die Gewalt der Blitze zu erklären ſich anſchickt (VI, 238), ſagt er:

Quo pacto — possint discludere *turreis*,
Disturbare domos, avellere tigna trabesque
Et monumenta virûm demoliri.

Hier zu dem Speciellen, wie Grabdenkmäler herabzugehen, wäre ganz unpaßlich geweſen.

Bis hieher alſo war bloß von Menſchenwerken die Rede. Im Folgenden nun aber zeigt das unſtreitig ächte proporro beſtändigem Lucreziſchem Sprachgebrauch gemäß an, daß der Dichter zwar in demſelben Thema fort-, aber zu einer andern Inſtanz übergeht. Was kann aber, ſoll die Rede des Dichters nicht ſinken, nach Menſchenwerken anders erwähnt werden als Werke der Natur, die ein ganz anderes Vorurtheil der Dauerhaftigkeit für ſich haben als menſchliche? Der Inhalt dieſes Verſes kann alſo kein anderer ſeyn, als daß ſelbſt, was die

Digitized by Google

Natur gebaut und zuſammengefügt, dem Untergang zueile, wie dieß auch das unmittelbar Folgende zeigt:

Non ruere (scilicet videmus) avolsos silices a montibus altis?

Tilgte man die beiden Verſe, ſo hätte Lucrez, der ſonſt Steigerungen liebt, Menſchen- und Naturwerke zuſammengeworfen, gegen ſeine Gewohnheit die verſchiedenen Inſtanzen nicht auseinander gehalten.

Hat man nun auf dieſe Weiſe ſich des Inhalts verſichert, ſo mag man zu den Worten fortgehen, ſich in Gedanken gleichſam drei Linien ziehen, in die erſte die gewiſſen und unzweifelhaft ächten Worte ſetzen, in die zweite die, welche zwar keinen Sinn geben, aber ſo charakteriſtiſch ſind, daß man ſie für relativ ächte, d. h. für ſolche anſprechen muß, in denen die Spur der ächten Lesart enthalten iſt. In die dritte mag man die ſetzen, wo der Text völlig unklar und verwiſcht iſt.

Dieß geſchehen, verſuche man nicht, den Text unmittelbar aus den Handſchriften zuſammenzuleſen oder -zuſtoppeln, ſondern ſo, wie man anderwärts bei wiſſenſchaftlichem Verfahren gewohnt iſt, vom Gewiſſen zum Ungewiſſen fortzuſchreiten, gehe man auch hier zu Werke; denn es müßte ſeltſam ſeyn, wenn nicht ſogar im ſchlimmſten Fall Ein unzweifelhaft ächtes Wort auf ein zweites, beide zuſammen auf ein drittes ſchließen ließen; und erſt jetzt ſehe man ſich nach den Handſchriften um; denn findet ſich das Geforderte oder wenigſtens ein Aehnliches, aus dem jenes mit leichter Mühe herauszubringen iſt, ſo gewährt das Zuſammentreffen eine Gewißheit, wie ſie das oft ſehr zufällige Zeugniß der Handſchriften allein nicht gewähren kann.

Dieſe Regeln auf den vorliegenden Vers angewendet, findet ſich, daß in ihm nur zwei unzweifelhaft ächte Worte, und da das eine (proporro) für den gegenwärtigen Zweck ein indifferentes iſt, eigentlich nur Eines (senescere) ſich findet. Das iſt ſehr wenig, indeß läßt ſich doch vielleicht *etwas* daraus ſchließen.

Das Wort ſteht im Infinitiv, der abhängt von videmus im vorhergehenden Vers. Hieraus folgt wenigſtens, daß zwiſchen jenem videmus und dieſem senescere, d. h. daß im erſten Theil unſeres Verſes, kein verbum finitum ſtehen konnte, welches den Zuſammenhang der

Digitized by Google

Conſtruktion unterbrochen hätte, z. B. labuntur montes, obgleich es der Sache nach gepaßt hätte. Eher wäre zu leichterer Ueberleitung der Conſtruktion auf einen zweiten oder vielmehr erſten Infinitiv zu ſchließen, der, um unmittelbar an das videmus anzuſchließen, und Nachdrucks halber vor proporro ſtand, wie man bei ähnlicher Conſtruktion etwa auch in Proſa gerathen finden wird zu ſagen: Menſchenwerke ſehen wir zuſammenfallen, weichen, ferner was die Natur aufgebaut hat. In den Handſchriften aber findet ſich, und zwar in allen, ein Infinitiv vor proporro. Deſſen ſind wir alſo im Allgemeinen gewiß, weniger, was für ein Infinitiv hier geſtanden. Nach den meiſten Handſchriften ſtand quaerere. Was ſoll dieſes Wort? Es verlangt außer einem Subjekt einen Accusativus objecti. Wo fände ſich der? Wir wiſſen nicht, quid quaerat, quidve quaeratur, denn beides müßten wir haben. Als Subjekt des Suchens die monumenta virûm im vorhergehenden Vers anzunehmen, wäre eine armſelige und doch dabei harte Metapher. Und warum ſie erſt ſuchen laſſen, was ſie ſchon ſind — dilapsa? Und als Objekt das senescere nehmen — welche Barbarei der zwei Infinitive quaerere senescere! Nicht ein verbum transitivum, ein intransitivum wie senescere bedürfen wir. Die Ausgabe von Venedig (bei der Ungenauigkeit des bisherigen kritiſchen Apparats kann ich nicht wiſſen, ob die Aldiniſche oder die älteſte) hat caedere; auch dieß unbrauchbar, aber das Sinnloſe läßt ſchließen, daß es aus einer Handſchrift genommen, und es bedarf bloß der Correktur (einer Verbeſſerung nicht der Lesart, ſondern der Schreibweiſe), um den geſuchten Infinitiv zu haben. Cedere, nachgeben, weichen, iſt das paſſende Wort, das auch längſt in den Ausgaben ſteht, nur Wakefield hat das quaerere hergeſtellt.

Jetzt hätten wir alſo zwei Infinitive; das Nächſte ſchiene zu fragen, quid cedat, quid senescat, alſo die Subſtantiva zu ſuchen, d. h. uns aufs Rathen zu legen. Aber ſicherer iſt, in der Linie des rein grammatiſchen Fortſchritts zu bleiben.

Die beiden Infinitive, von demſelben Verbum regiert, könnten zur Noth aſyndetiſch nebeneinander ſtehen, der Regel nach müßten ſie durch eine Conjunktion, ein et, atque oder ein bloßes que verbunden ſeyn.

Digitized by Google

Wir ſehen uns nach den Handſchriften um; da findet ſich in allen vor senescere das ſeltſame cunque. Wir kennen dieſes Wort ſonſt nur als Anhängſel, etwa in der bekannten Stelle des Horaz (I, 32, 15):

— — mihi cunque salve
Rite vocanti,

wo Bentley ſagt: Neque tamen quisquam, quod sciam, vel ex omni Latinitate simile exemplum proferre potuit, neque quicquam de tam singulari loco habent Grammatici veteres. Dort ſoll es für quandocunque ſtehen, hier nach Wakefield für quomodocunque genommen werden. Im beſten Fall wär' es ein Flickwort. Ihm hier ein ubi oder ein unde oder ein quae zu finden, geht auch nicht; man kann nicht leſen: cedere proporro quaecunque, denn das will der Dichter nicht ſagen; an dieſer Stelle darf kein allgemeines Wort ſtehen, es muß gleich ein Naturobjekt bezeichnet ſeyn. Unſtreitig alſo hat das que hier copulative Bedeutung. Cumque würde einen Ablativus fordern, für den im Vers kein Raum wäre. Lucreziſch aber wäre eine Tmeſis, die bekanntlich dadurch entſteht, daß bei Verbis compositis zwiſchen die Präpoſition und das Verbum etwas eingeſchaltet wird, wodurch jene zum ſelbſtändigen Wort wird, z. B.

— stant flumina conque gelantur,

oder bei Lucrez — conque gregantur (VI, 455)

— conque putrescunt (III, 344).
— conque globata (II, 153).

Dieſes iſt freilich vorerſt nur Vermuthung, aber die den Vortheil hat, bloße Correktur zu ſeyn, und wenn ſich der entſprechende Theil des Verbi dazu findet, zur Gewißheit zu werden. Daher wir uns jetzt weiter nicht aufhalten, ſondern gleich nach dem zugehörigen Wort umſehen. Als dieſes könnte gleich senescere genommen werden; ſo hat Preigerus, der einzige, der bis jetzt an eine Tmeſis gedacht, die Sache verſtanden. Consenescere aber iſt zwar ein gutes, wenn man will, ſelbſt poetiſches Wort. Aber Lucretius hat es nicht; ihm hieß es wahr-

Digitized by Google

ſcheinlich nur vollends alt werden. Das will aber der Dichter nicht, er will nur ſagen, daß die Dinge überhaupt alt werden. Da aber das Verbum nur nachfolgen kann, ſo bleibt nichts übrig, als es im letzten Worte zu ſuchen.

Reicht aber die Tmeſis ſo weit? Allerdings. Im VI. Buch, 396 ſteht zufolge der Verbeſſerung des Lambinus:

An con brachia suefaciunt.

Grund dazu gibt die Wiener Handſchrift, die zu den beſten gehört, und die con hat (während die Venediſche Ausgabe cum hat); in den meiſten Handſchriften ſteht allerdings: An tum brachia consuescunt, wo aber tum ein ſchwaches überflüſſiges Wort, consuescunt ungewöhnlicher Weiſe tranſitiv gebraucht iſt. Faſt in allen Stellen, wo die Tmeſis angewendet iſt, ſchwankt die Lesart, weil jene den Abſchreibern nicht mehr verſtändlich war. Aber Wakefield erhebt über das con brachia suefaciunt ein beluſtigendes Geſchrei: et demiror maximum stuporem doctorum, patienter putidum ac temerarium Lambini commentum propagantium: An con brachia suefaciunt. Quisquamne poetarum tam crudeliter dilaceratus est, tam lamentabiliter depravatus, mutilatus, truncatus, deperditus denique; ac Carus noster? Dagegen bei IV, 67, wo in allen Ausgaben ſeit Giſanius: et con formae servare figuram zu leſen iſt, führt derſelbe Wakefield dieß an mit dem Beiſatz: Quod, ut est perquam ingeniosum et sane Lucretianissimum, ita veritatis etiam affine videri potest. — Wie nun dort zwiſchen Präpoſition und Verbum Subſtantiva ſtehen, ſo kann hier ohne Anſtand die Tmeſis durch senescere bewirkt ſeyn.

Das letzte Wort nun aber in allen Handſchriften iſt credas. Aus allen Ausgaben verbannt, hat es Wakefield wieder in Schutz genommen, denn er freut ſich ſchwerverſtändlichen Stellen einen Sinn zu finden. Das Einfache iſt nicht nach ſeinem Geſchmack. Bei ihm lautet der Vers, wie erwähnt:

Quaerere proporro sibi quomque senescere credas.

Digitized by Google

Die Auslegung iſt: credas propemodum, eos (tumulos defunctorum; ſo erklärt er, wie bemerkt, monumenta virûm) dato quasi studio ad senectutem properanter contendere, quocunque tandem modo. Deutlicher in des guten Herrn von Knebels Ueberſetzung, der den ohnedieß bei uns Ueberſchätzten vollends ungebührlich bewundert:

Sehen wir nicht Denkmale der Herrſcher und Helden zerfallen,
Daß ſie ſich endlich ſelbſt, wie es ſcheint, die Vergeſſenheit ſuchen?

(Warum nicht lieber vollends: nach Vergeſſenheit ſehnen). Der gelehrte engliſche Herr ſagt ſelbſt: argutulus est poeta; aber dieſe argutia fällt nur ihm ſelbſt zur Laſt. Es iſt übrigens ſchon bemerkt, daß das Subjekt aus dem vorhergehenden Vers nicht wiederholt werden kann, und was dem Vers, wie er jetzt iſt, fehlt, ſind die Subjekte, es fehlt an der Hauptſache, den nöthigen Subſtantiven.

An der Stelle von credas kann nur ein Ausdruck ſtehen, der ſagt, quid senescat. „Conque aber fordert ein Verbum oder den Theil eines Verbi!" Richtig, aber es gibt Participien genug, die völlig Subſtantiv-Bedeutung angenommen, wie tectum, delictum. Das letzte Wort wird alſo ein ſolches Participium ſeyn. Hier könnte man ſich denn Verſchiedenes einfallen laſſen, es wäre ebenſowohl zu vermuthen: conque senescere juncta, als: conque senescere pacta; aber hier muß nun wieder der Uebereinſtimmung der Handſchriften für credas Rechnung getragen werden. Sowie dieß bemerkt iſt, zeigt ſich das Rechte, das letzte Wort kann nur creta ſeyn (conque senescere creta). Dafür zeugt auch das gleich folgende Beiſpiel, denn die avolsi silices a montibus altis waren mit dem Berg zuſammengewachſene. Concreta aber iſt ein dem Lucrez überhaupt gebräuchliches, ja beliebtes Wort.

Hören wir nun den Vers, wie er ſich geſtaltet hat: Cedere proporro conque senescere creta, ſo entdeckt ſich, daß er metriſch unvollſtändig iſt, das Fehlende aber, weil von conque an nichts einzuſchalten iſt, nur noch nach proporro ſtehen konnte. Was allein läßt ſich nun an dieſer Stelle denken? Ein Subſtantiv ebenſo zu cedere gehörig, wie concreta zu senescere, vorausgeſetzt, daß concreta nicht auf beide

Digitized by Google

ſich beziehen könne. Dagegen ſpricht jedoch Folgendes. 1) Bei cedere wird an eine ungetheilte Maſſe gedacht; concreta hat bei Lucrez nicht die ſpätere Bedeutung des Einzelnen überhaupt, ſondern nur des Zuſammengewachſenen. Der vom Berg ſich ablöſende Fels (im folgenden Vers) iſt nach der Ablöſung dem Lucrez kein concretum mehr; senescere fordert etwas, das ſich auflöſen, theilen, auseinandergehen kann. Alſo würde concreta zu cedere nicht ebenſo wie zu senescere paſſen. 2) Die Conjunktion ſteht bei dem Subſtantiv; videmus cedere et senescere concreta wäre ganz anders als videmus cedere et concreta senescere. Hier iſt ein eignes Subſtantiv für cedere nothwendig.

Wenden wir uns nun zu den Handſchriften, ſo findet ſich an der Stelle sibi; nur die Ausgabe des Pius von Bologna — vielleicht aus einer Handſchrift — brachte subito. Daraus bildete man das cun von cunque hinwegwerfend die ſeit Marullus in den meiſten Ausgaben ſtehende Lesart: cedere proporro, subitoque senescere casu (Letzteres für credas), eine Conjektur, noch dazu ohne rechten Sinn; subito senescere casu widerſpricht ſich. Sibi aber gibt auch keinen Sinn außer etwa in Wakefields Erklärung, und auch da nur als Flickwort. Alſo ſcheint auch uns bloßes Rathen übrig zu bleiben? Doch nicht ſo ganz. Denn ſtatt des leicht zu überſpringenden Zauns der Handſchriften tritt hier eine viel beſtimmtere Schranke ein, das Metrum. Dieſes läßt nur entweder Eine Länge oder zwei Kürzen zu. Dem Versmaß wäre völlig genügt mit cedere proporro res, aber hier darf nichts ſo Allgemeines und Abſtraktes ſtehen, und außer jenem findet ſich kein anderer einſylbiger Accuſativ, der irgendwie hieher paßte. Alſo es iſt jetzt nicht mehr Vermuthung, es iſt gewiß, daß an der Stelle zwei Kürzen geſtanden haben. Plurale aber aus zwei kurzen Sylben beſtehend gewähren nur Neutra der zweiten Deklination, z. B. loca, aber nicht die Oerter weichen, ſondern die Körper aus ihren Oertern. Von Participien bieten ſich zwei an, sata — es geſchieht wohl auch, daß Saatfelder von einer abſchüſſigen Fläche herabrutſchen, aber dieß wäre nun zu ſpeciell; das zweite sita, und wüßte ich eine einzige Stelle bei Lucrez, wo das Participium situs nicht bloß gelegen überhaupt, ſondern gelagert oder gar

Digitized by Google

festgelagert bedeutete, so könnte sich dieß empfehlen. Gewiß also stand hier ein Substantiv. Eine vollständige Induktion aber würde zeigen, daß nur ein einziges der lateinischen Sprache alle Bedingungen dieser Stelle erfüllt. Demnach würde der ganze Vers so lauten:

Cedere proporro sola, conque senescere creta.

Sola ist das einzig mögliche, also gewisse, es ist außerdem ein Lucrezisches Wort, wie II, 592:

— multis succensa locis ardent sola terrae.

Der Zusatz terrae war in unserer Stelle überflüssig. Denn sola bezeichnet hier im Gegensatz mit dem, was sich von obenher ablöst, wovon im folgenden Vers die Rede ist, und wozu das conque senescere concreta den Uebergang macht, die Ebene, das Untere, oder was unter unsern Füßen ist. Lucretius will sagen: ganze Stücke vom Untern des Erdbodens sinken ein, das Obere löst sich ab. Hieraus erhellt auch, daß bei cedere nicht an Bergstürze zu denken ist, sondern an plötzliche Einsenkungen oder Vertiefungen des Erdbodens, die in Ländern, welche Wasser oder Feuer unterwühlt, häufig genug vorkommen.

Digitized by Google

Ueber eine Stelle Platons [1].

(de Legg. IV, pag. 716.)

Der Gegenstand, den ich mir heute zum Vortrag gewählt habe, scheint ebensowohl philosophische als sprachkundliche Erläuterung zu verlangen. Es ist ein von Platon erwähnter alterthümlicher Spruch, einer von den παλαιοῖς λόγοις, die Platon hier und da beizubringen liebt, und von denen ich nicht entscheiden will, ob sie, wie man gewöhnlich annimmt, von den Orphikern, oder den Pythagoreern, oder überhaupt von einem derjenigen Philosophen sich herschreiben, welche Aristoteles die Theologen zu nennen pflegt: denn deutlich genug unterscheidet sich in der Geschichte der griechischen Philosophie vor Aristoteles eine doppelte Linie von Denkern, der einen, welche außer den Thatsachen der Natur und des allgemeinen menschlichen Verstandesgebrauchs auch die religiösen Thatsachen, die mythologischen Ueberlieferungen in Betracht ziehen, der andern, die man als reine Vernunftforscher mit einem modernen Namen die Rationalisten in der Philosophie nennen könnte, wie ich denn neuerlich auch bei Brandis in seinem Handbuch der Geschichte der griechisch-

[1] Diese Abhandlung wurde in der gegenwärtigen Gestalt zwar erst in späterer Zeit, in einer Klassensitzung der Berliner Akademie, vorgetragen, sie stammt aber schon aus dem Ende der 20ger Jahre, was ein noch vorhandenes älteres Concept, so wie die Anwendung zeigt, welche von der hier gegebenen Erklärung der platonischen Stelle im philosophischen System gemacht ist (vgl. 2te Abth., Bd. 2, S. 83, Anm. und Bd. 3, S. 275). D. H.

Digitized by Google

römiſchen Philoſophie eine ähnliche Unterſcheidung bemerkt zu haben glaube.

Ich erinnere noch, daß Platon, wenn er aus der attiſchen Myſterienlehre entlehnter Sprüche oder Redensarten ſich bedient, ſie als ſolche bezeichnet; den *παλαιοῖς λόγοις*, die er erwähnt, iſt alſo eine andere Quelle zuzuſchreiben.

Derjenige, über den ich gegenwärtig mich äußern oder vielmehr die Aufſchlüſſe und Belehrungen der verehrten Mitglieder erhalten möchte, ſteht im IV. Buch von den Geſetzen p. 716 und lautet griechiſch ſo:

Ὁ μὲν δὴ θεός (ὥσπερ καὶ ὁ παλαιὸς λόγος) ἀρχήν τε καὶ τελευτὴν καὶ μέσα τῶν ὄντων ἁπάντων ἔχων, εὐθεῖαν (oder wie man jetzt lieſt *εὐθείᾳ*) *περαίνει κατὰ φύσιν περιπορευόμενος.*

Als Grundſatz für die Auslegung und Erklärung eines ſolchen in ſententiöſer Kürze ausgeſprochenen Worts, das Platon zu erwähnen nicht unwerth erachtet, hat man wohl anzunehmen, daß es überhaupt ſinn- und bedeutungsvoll ſey, daß es nichts Müßiges enthalte, und der herausgebrachte Sinn zugleich alle Theile des kleinen Ganzen zu einem harmoniſchen Einklang verbinden müſſe.

Der Zuſammenhang, in welchem Platon des Wortes erwähnt, ſcheint auf den erſten Blick nur ſehr indirekt etwas über den Sinn anzudeuten, welchen er ſelbſt in dem Wort gefunden. Der alte Spruch ſcheint faſt nur ein Juwel, das Platon zu erhalten und mit dem er ſeine Rede an einer bedeutenden Stelle zu ſchmücken die Abſicht hatte.

Bekanntlich iſt in dem IV. Buch der Geſetze der ſogenannte Athener, unter dem manche den Platon ſelbſt, Aeltere den Sokrates ſelbſt wiewohl unnöthiger Weiſe ſich gedacht haben, eben im Begriff, das Bild der Staatseinrichtung zu entwerfen, die er einer fingirten Colonie von Kretenſern zu geben oder vorzuſchreiben geneigt wäre. Hier, nachdem der wichtige Grundſatz ausgeſprochen iſt: in welchem Gemeinweſen immer das Geſetz überherrſcht werde und daher ohne Anſehn ſey, werde jenem der Untergang bereit ſeyn; wo im Gegentheil das Geſetz über die

Digitized by Google

Herrſchenden herrſche und dieſe Sklaven des Geſetzes ſeyen, da werde Heil und werden alle Güter, welche die Götter Staaten verleihen können, ihm zu Theil werden — nachdem alſo dieſer Grundſatz von dem Athener ausgeſprochen und von Kleinias belobt iſt, unterbricht jener die bisherige Vortragsweiſe und fragt, ob es den Mitunterrednern nicht paſſend ſcheine, daß er die bereits als angekommen und dort gegenwärtig anzunehmenden Colonen ſelbſt anrede und auf dieſe Weiſe ſeine Ausführung vollende.

Nachdem auch dieß gebilligt, fängt die Rede mit Erwähnung des alten Spruches an: *Ἄνδρες, ὁ μὲν δὴ θεός, ὥσπερ καὶ ὁ παλαιὸς λόγος κ. τ. λ.* Dem Spruch läßt der Athener zunächſt dieſe Worte folgen: „Dieſem aber (dem Gott) folgt ſtets nach die Gerechtigkeit (*δίκη*) als Beſtraferin aller vom göttlichen Geſetz Abweichenden. Dieſer nach ziehet jeder, der glückſelig ſeyn wird, ohne von ihr zu laſſen, mit gelaſſener würdiger Faſſung (*ταπεινὸς καὶ κεκοσμημένος.*) Wenn aber einer entweder auf Vermögen oder auf Ehrenſtellen oder auf Schönheit ſtolz, von Uebermuth geſchwellt, und in Folge von Jugend und Unwiſſenheit ſo von Frechheit erfüllt iſt, daß er weder eines Herrſchers noch eines Führers (*ἡγεμόνος*) zu bedürfen, ſondern wohl ſich ſelbſt fähig glaubt, andere anzuführen, ein ſolcher wird von dem Gott ganz bloß und verlaſſen (*ἔρημος θεοῦ*); in dieſer Verlaſſenheit andere ähnliche zu ſich nehmend, dadurch muthiger gemacht, bringt er alles in Verwirrung und ſcheint wirklich vielen etwas zu ſeyn; nach nicht langer Zeit aber, der Dike die gerechte Strafe bezahlend, richtet er ſich ſelbſt, ſein Haus und ſeine Stadt gänzlich zu Grunde". Was nun hiernach der Vernünftige thun oder ſich vorſetzen werde, fragt jetzt der Athener, und Kleinias antwortet: „Offenbar ſoll er vorzugsweiſe darauf bedacht ſeyn, wie er einer von denen ſeyn möge, die dem Gott nachfolgen". Welche Handlungsweiſe aber, fährt der Athener fort, wird die dem Gott genehme und ihm nachfolgende ſeyn? „Die eine, antwortet er, und die einen uralten Grund hat, nämlich, daß Gleiches, wenn es gemäßigt iſt, dem Gleichen, Ungemäßigtes aber weder dem ihm Gleichen noch dem ihm Ungleichen, dem Gemäßigten, freund iſt. Gott alſo wird uns in beſonderem Sinn das Maß aller Dinge ſeyn, weit mehr als,

Digitized by Google

wie man zu ſagen pflegt, irgend ein Menſch. Wer alſo dieſem, in welchem das Maß aller Dinge iſt, befreundet ſeyn will, muß, ſoviel er kann, ſtreben auch ein ſolcher (nämlich ein Gemäßigter) zu werden, denn alsdann iſt er ihm gleich, wie im Gegentheil der nicht-Beſonnene und -Gemäßigte ihm ungleich, verſchieden und eben dadurch ein ungerechter ſeyn wird".

So weit alſo möchte ſich, daß ich mich ſo ausdrücke, der Wirkungskreis des vorausgeſchickten Spruchs erſtrecken. Denn jetzt geht die Rede darauf über zu zeigen, wie geziemend jedem Guten die Verehrung der Götter und der Umgang mit ihnen durch Gebet und Opfer ſey; weiterhin wird Aehnliches geſagt von der den Eltern im Leben und nach dem Tode gebührenden Verehrung.

Es wird ſich in der Folge zeigen, inwieweit dieſer Verlauf der Rede ſich benutzen läßt, über den philoſophiſchen Sinn des vorausgehenden *παλαιὸς λόγος* Licht zu geben; vor der Hand haben wir uns mit dem unmittelbaren ſprachlichen Sinn deſſelben zu beſchäftigen, der, wie bei ſo kurzer Rede zu erwarten iſt, auch ſeine Schwierigkeiten darbieten wird.

Vor allem nun wäre auszumachen, was der Hauptſatz bedeutet: *ὁ θεὸς ἀρχήν τε καὶ τελευτὴν καὶ μέσα τῶν ὄντων ἁπάντων ἔχων* — der Gott, der Anfang, Ende und Mittel aller Dinge hat — *εὐθεῖαν περαίνει;* es ſind die letzten Worte, welche allein dunkel ſind, zugleich aber ſind ſie die wichtigſten.

Wenn man die Worte, wie bisher, ſo verſteht, daß *εὐθεῖαν* für *κατ᾽ εὐθεῖαν*, scil. *ὁδόν*, demnach adverbialiſch genommen wird, iſt es für den Sinn gleichgültig, ob wie in den älteren Ausgaben, *εὐθεῖαν*, oder, wie jetzt durch Hrn. Profeſſor Bekker aus Handſchriften aufgenommen iſt, *εὐθείᾳ* geleſen wird. Marſil. Ficinus, der *εὐθεῖαν* hat, überſetzt: Deus — recta peragit, der neueſte lateiniſche Ueberſetzer Platons (Aſt), der *εὐθείᾳ* aufnimmt, recta perficit; Ueberſetzungen, die, wenn man das Original nicht zur Hand nimmt, den falſchen Sinn geben, Gott vollbringt Rechtes oder das Rechte. Was ſoll nun aber, *εὐθείαν* oder *εὐθείᾳ* adverbialiſch genommen, *περαίνει* bedeuten? Wie das deutſche vollbringen, zu Stande bringen, hat auch das

Digitized by Google

griechiſche Wort ſtets den Accuſativ des zu Vollbringenden mit ſich, wie περαίνειν τὸν λόγον, die Rede, τὴν κατηγορίαν, die Anklage vollenden. Allein könnte es nur ſtehen, wenn der Accuſativ unmittelbar vorausgegangen, wie wenn einer im Geſpräch ſagte: μέλλω περαίνειν τὸν λόγον, und der andere ihm erwiederte: πέραινε. Das bekannte Orakel, das dem Kröſus antwortet, lautet bei Xenophon (Cyrop. VII, 2):

Σαυτὸν γιγνώσκων εὐδαίμων Κροῖσε περάσεις.

Aber auch hier iſt der Accuſativ vorausgegangen in der Frage: τί ἂν ποιῶν τὸν λοιπὸν βίον εὐδαιμονέστατα διατελέσαιμι. Ob aber περαίνω oder περάω im Griechiſchen ſo abſolut geſetzt werden kann, wie im Deutſchen, wenn man von einem Verſtorbenen ſagt: er hat geendet, oder vollendet, dieſe beiden Worte geſetzt werden, zweifle ich ſo lange, bis ich Beiſpiele davon ſehe.

Sollte man etwa eine Ellipſe zu Hülfe nehmen, dergleichen ſonſt wohl vorkommen möchte, daß der vollſtändige Sinn der Rede wäre: θεὸς εὐθεῖαν περαίνει, ὅτι oder ἅττα περαίνει?

Da indeß die recipirte Lesart in εὐθεῖαν einen Accuſativus darbietet, da, welches numeriſche Uebergewicht der Handſchriften für das vorgezogene εὐθείᾳ ſprechen mag, die ſo nahe liegende adverbialiſche Deutung des εὐθεῖαν die Abſchreiber ganz von ſelbſt auf das gebräuchlichere εὐθείᾳ hinleiten mußte, ſo glaube ich nicht unrecht zu thun, wenn ich die frühere Lesart in Schutz nehme, aber die Worte überſetze: Der Gott, indem er Anfang, Ende und Mittel aller Dinge hat, vollendet den geraden Weg, oder bringt die geradlinige Bewegung zu Stande. — Dieß iſt nun freilich ein philoſophiſch dunkler Satz, deſſen näheres Verſtändniß unſtreitig in dem nachfolgenden Participialſatz: κατὰ φύσιν περιπορευόμενος zu ſuchen iſt; geſetzt eben dieſe Worte wären früh entſtellt worden, ſo könnte man ſich um ſo weniger wundern, daß zu der bequemeren Erklärung von εὐθεῖαν Zuflucht genommen, und endlich lieber gleich εὐθείᾳ geſchrieben worden.

Wir gehen alſo zu den letzten Worten fort, indem wir gern zugeben, daß, ſolang dieſe nicht ins Licht geſetzt ſind, unſere Erklärung der erſten ungewiß und in die Luft geſtellt ſcheint.

Digitized by Google

In den letzten Worten κατὰ φύσιν περιπορευόμενος nun ſcheint mir das κατὰ φύσιν ſchlechterdings nur auf die Gottheit bezogen werden zu können, wie auch das secundum naturam circumiens des Marſil. Ficinus, und das secundum naturam omnia lustrans von Aſt nur dieſen Sinn ausdrückt. Ein Philologe von Namen, den ich auf die Platoniſche Stelle aufmerkſam machte, überſetzte nachher gelegenheitlich (in der Anmerkung zu einem andern Schriftſteller) die Worte κατὰ φύσιν περιπορευόμενος: indem er (der Gott) in der Schöpfung umherwandelt. Aber ich frage 1) was ſoll dieß heißen, daß Gott in der Natur umherwandelt — was überhaupt, und was insbeſondere hier? Ich geſtehe, daß ich damit weder überhaupt einen Sinn, noch einen zu dem Spruch paſſenden oder dieſen aufklärenden verbinden könnte. 2) Müßte, wenn die Natur gemeint wäre, meines Erachtens wenigſtens κατὰ τὴν φύσιν geſetzt ſeyn. Das κατὰ φύσιν, der Natur gemäß, iſt wie das lateiniſche secundum naturam z. B. vivere, ſo gewöhnlich, daß man hier unmöglich eine andere Bedeutung annehmen kann. 3) Auch die Verbindung, in welche die beiden Partikeln κατά und περί hiebei kommen würden, ſchiene mir ungriechiſch. Wenigſtens kommt bei Ariſtoteles in einer Stelle der Οἰκονομικῶν nicht κατά ſondern einfach τὰ ἱερὰ περιπορεύεσθαι (fana Deorum lustrans) vor.

Wenn nun aber κατὰ φύσιν nur ſeine (die göttliche) Natur bedeuten kann, ſo ſtößt das ſo verſtandene das περιπορευόμενος zurück; denn das κατὰ φύσιν deutet vielmehr auf eine natürliche und daher unwillkürliche als auf eine willkürliche Bewegung, das περιπορεύεσθαι aber gerade auf die freieſte, wie ſie beim bloßen Umherwandeln oder Herumgehen ſtattfindet, das durch bloße Luſt und Laune ſich beſtimmen läßt, wie ſo weit die oben angeführte Ueberſetzung omnia circumlustrans ganz angemeſſen iſt, obſchon das willkürlich eingeſchobene omnia hinlänglich zeigt, wie kahl und nichtsſagend das bloße περιπορευόμενος ſeyn würde, das, um einen beſtimmten Sinn zu gewähren, durchaus einen Accuſativ nach ſich haben müßte.

Wird nun vollends das περιπορευόμενος in bloßer Appoſition

Digitized by Google

zu dem Vorhergehenden gedacht, wie es denn nach dem bisherigen Verstand der Stelle nicht anders gedacht werden kann, wie schickt sich alsdann dieser wie ein Lustwandelnder umhergehende Gott zu dem εὐθείᾳ περαίνων, von dem zugleich gesagt ist, daß er Anfang, Mittel und Ende alles Seyenden hat?

Ein Gefühl, daß die beiden Verba, das im ersten Glied gebrauchte περαίνειν und das im zweiten περιπορεύεσθαι nicht wohl sich vertragen, sich ausschließen, und also in Einen Satz oder Gedanken nicht zusammenzuziehen sind, verräth sich auch in der Uebersetzung von Mr. Gron, welche seiner Zeit die Approbation von Ruhnkenius und Valkenaer erhalten hat. Der verständige Franzose übersetzt die Stelle so: Dieu, suivant une ancienne tradition, tenant en la main le commencement, le milieu et la fin de tous les êtres, marche toujours sur une ligne droite conformément à sa nature. Das περιπορευόμενος ist also hier ganz eliminirt und das κατὰ φύσιν zu περαίνει gezogen. Das Letzte wäre allerdings auch noch eine Möglichkeit; ein philosophischer Sinn ließe sich auch noch mit dem Satz verbinden, daß Gottes Natur der geradlinigen Bewegung gemäß sey, wie Kepler bemerkt: Antiqui curvum creaturis, rectam lineam Deo aequipararunt; oder wie im A. T. gesagt wird: Die Wege des Herrn sind gerad ausgehend. Aber was sollte alsdann das allein stehen gebliebene περιπορευόμενος? Müßte man das so allein gelassene nicht vollends über Bord werfen?

Das κατὰ φύσιν kann also nicht zum ersten Glied, sondern nur zu περιπορευόμενος gezogen werden, und da führen dann die bisherigen Bemerkungen von selbst darauf, daß die Worte (κατὰ φύσιν περιπορευόμενος) nicht in Apposition, sondern eher in Opposition zu den früheren zu fassen sind, und da ferner in diesen, wie man sie auch übersetze, immer von einem geraden Weg oder einer geradlinigen Bewegung die Rede ist, so liegt die Vermuthung wenigstens sehr nahe, daß statt περιπορευόμενος — περιφερόμενος zu lesen seyn möchte, das eigentliche, von den Pythagoreern auch in metaphysischer Beziehung gebrauchte Wort für umdrehende, rotirende Bewegung. Ich bemerke, daß diese Vermuthung freilich überflüssig seyn würde, wenn jemand,

Digitized by Google

was ich aber nicht für möglich halte, ſich zu behaupten getraute, περιπορεύεσθαι könne wohl daſſelbe wie περιφέρεσθαι bedeuten [1].

So geleſen (nämlich κατὰ φύσιν περιφερόμενος) würden die letzten Worte den erſten für ſich unverſtändlichen, zur wirklichen Ergänzung und damit zugleich zur Erklärung gereichen, indem der ganze Spruch nun ſo lauten würde:

„Der Gott, der Anfang, Ende und Mittel alles Seyenden hat, vollbringt den geraden Weg, während er ſeiner Natur nach umläuft, (oder wie ſich ebenfalls überſetzen läßt, umlaufen würde)".

Hier ſtünde der nothwendigen Bewegung im zweiten Glied die geradausgehende, d. h. freie, im erſten entgegen. Man könnte dabei (die beiden Glieder nämlich ſo in Oppoſition genommen, nur in dem erſten Glied ein Wort vermiſſen, durch das der Gegenſatz der freien Bewegung gegen die, welche κατὰ φύσιν geſchieht, beſtimmter ausgedrückt wäre.

Allein ich leugne, daß der Gegenſatz im erſten Gliede nicht deutlich genug bezeichnet ſey. Denn 1) iſt das Wort περαίνειν ein Verbum eminentis actionis, wie ſchon aus ſeinen Nebenbedeutungen erhellt. Der Grieche hätte eine beſondere Bezeichnung des Actus dabei ſo überflüſſig gefunden, als wir es finden zu ſagen: actu agere. Der Grieche verſteht mit wenigem, und ich will nicht einmal geltend machen, daß wir hier einen Spruch vor uns haben, deſſen Alter leicht noch über das der Herakleitiſchen hinausreichen könnte, zu denen wir, um ſie für uns verſtändlich zu machen, ſo manche Beſtimmungen hinzuſetzen müſſen, die für uns nöthig ſind, für das einfache, noch nicht an ſo vieles Hin- und Herdenken gewöhnte Alterthum entbehrlich waren. Nur iſt es bei den meiſten Herakleitiſchen Sätzen oft ſehr zweifelhaft, welche Beſtimmungen hinzuzudenken ſind, während hier die hinzuzudenkende Beſtimmung der freien Bewegung aus dem Geſammtinhalt des erſten Gliedes ſich von ſelbſt ergibt. Denn es wurde 2) bei dem obigen Einwand überſehen, daß es nicht einfach ὁ θεός heißt, ſondern ὁ θεὸς ἀρχήν

[1] Böckh meinte, in einem ſo alterthümlichen Spruch gehe es wohl an περιπορεύεσθαι = περιφέρεσθαι zu nehmen, was ich denn utiliter acceptirte. (Nach dem Vortrag beigeſetzte Note des Verfaſſers.)

Digitized by Google

τε καὶ τελευτὴν καὶ μέσα τῶν ὄντων ἁπάντων ἔχων, dieſer Beiſatz, den wir bis jetzt übergangen, verlangt jetzt nähere Betrachtung. Denn es iſt keineswegs genau, wenn Marſil. Ficinus überſetzt: Deus principium finem, et media rerum continens, oder Profeſſor Aſt: Deus initium et finem et medium rerum omnium complectens; beide Ueberſetzungen würden zulaſſen, den Satz auch von einem bloß weſentlichen, potentiellen in-ſich-Haben zu verſtehen; im Griechiſchen ſteht aber nicht συνέχων, auch nicht ἐν ἑαυτῷ ἔχων, es heißt ſchlechtweg ἔχων, und dieſes iſt, hier beſonders, in dem alterthümlichen Spruch, nach der urſprünglichen ſinnlichen Bedeutung von einem wirklichen Haben, d. h. einem im Beſitz, gleichſam in der Hand, demnach zugleich als Gegenſtand Haben zu verſtehen, wie der ſchon erwähnte Franzoſe mit richtigem Gefühl überſetzt: Dieu tenant en sa main le commencement, la fin et le milieu de tous les êtres. Dieſes ἔχων zeigt alſo, wie der Gott hier gedacht iſt. Dieß vorausgeſetzt, ſo iſt der Gott, der Anfang, Mittel und Ende d. h. die Momente der Bewegung, und zwar, wohl zu bemerken, voraus, nicht etwa erſt im Ende hat — in dem Sinne hat oder beſitzt, daß er mit ihnen machen kann, was er will (denn dieß heißt hier ἔχειν), dieſer Gott iſt nothwendig der ſelbſtbewußte, der freie Gott, wie dagegen dem Gott in der bloßen φύσις, d. h. Unbewußtheit, gedacht, der Anfang, Mittel und Ende nicht auf dieſe Art in ſeiner Gewalt hat, daß er ſie auseinanderhalten, ſie auseinanderbringen, d. h. einander ungleich machen könnte, auch nur eine rotatoriſche Bewegung zukäme. Denn die nicht fortſchreitende ſondern umdrehende Bewegung entſteht eben aus dem Unvermögen, die Momente der Bewegung auseinanderzubringen, die bloß potentiell vorhandenen Unterſchiede als aktuelle zu ſetzen. In welchem näheren Verhältniß dann übrigens der Urheber des Spruchs die zwei Beſtimmungen des Gottes, der ſeiner Natur nach nur umlaufend, aber ſeiner Wirklichkeit nach der geradausgehende iſt, gedacht habe, wäre ganz überflüſſig erforſchen zu wollen, da er ſelbſt eben nur den Gegenſatz ausgeſprochen.

Dieſen Gegenſatz aber, um zu dieſer Bemerkung jetzt fortzugehen,

Digitized by Google

in dem vorangehenden Spruch zu ſuchen, und alſo im zweiten Glied περιφερόμενος anzunehmen, nöthigt uns nun auch die nachfolgende Rede, in welcher ebenſo Beſinnungsloſigkeit und beſonnenes, dem Gott ähnliches Handeln einander entgegengeſetzt werden, wie hier umdrehende und gerade fortſchreitende Bewegung.

Die moraliſche und ſelbſt metaphyſiche Anwendung dieſes Gegenſatzes, der ſchon in den erſten Phänomenen oder Daſeynsformen der Natur, in der Bewegung der ſich umdrehenden Weltkörper und der Bewegung des in gerader Linie ſich fortpflanzenden Lichts dem Menſchen ſich darſtellt, geht durch das ganze Alterthum, und zwar auf die Weiſe, daß das Krumme, ſich Umwendende (τὸ περιφερές, wie die Pythagoreer die Δυάς nannten,) als das minder Gute und Unſelige, das Gerade als das Beſſere und Gottgemäße erſcheint. Was in moraliſcher Beziehung krumme und gerade Wege ſagen wollen, weiß man auch bei uns. Aber ſelbſt in wiſſenſchaftlichen Unterſcheidungen iſt ja dieſer Gegenſatz zu erkennen. Denn wenn Ariſtoteles von der eleatiſchen Philoſophie ſagt, daß ſie dem Kenner nur Schwindel errege und keine Hülfe, nämlich keine Erklärung gewähre, ſo will er damit ausdrücken, daß ſie nicht von der Stelle komme, ſondern nur auf demſelben Punkt ſich herumdrehe.

In jeder Bewegung, die nicht der des Gottes ähnlich, d. h. die nicht mit einem Vorauswiſſen von Anfang, Mittel und Ende verbunden iſt, ſieht die nachfolgende Rede des Atheners nur Unwiſſenheit (ἄγνοια) und Beſinnungsloſigkeit (ἀνοησία). Der Uebermüthige, der des Führers entbehren zu können glaubt und Gottes ganz los (θεοῦ ἔρημος) iſt, bringt alles untereinander (ἅμα πάντα ταράττων), daß alles drunter und drüber (ἄνω κάτω) geht, wie in einer rotatoriſchen Bewegung. Dagegen wer ſelig leben will, dieſer folgt dem Gott nach ταπεινὸς καὶ κεκοσμημένος, Worte, die ebenfalls einen Gegenſatz zu dem Wüſten und Wilden einer drunter und drüber gehenden Bewegung ausdrücken; derſelbe nimmt den Gott zum Führer oder Vorgänger (ἡγεμών), wie in der bekannten ſogenannten ſamothrakiſchen Inſchrift der Verſtorbene rühmt, der Gott ſey ihm Führer geworden (λαχὼν θεὸν ἡγεμονῆα),

Digitized by Google

und wie in dem Pindariſchen Fragment, der ſchlagendſten Parallelſtelle unſeres Spruchs, geſagt iſt: Wem Gott den Anfang gezeigt in jeglichem Werk, dem ſey der gerade Weg, Tugend-Gewinnung und ſchöneres Ende gewiß,

Θεοῦ δὲ δείξαντος ἀρχὰν ἕκαστον ἐν πρᾶγος
Εὐθεῖα δὴ κέλευθος, ἀρετὰν ἑλεῖν,
Τελευταί τε καλλίονες —

(Das Verbum fehlt, und das *ἀρετὰν ἑλεῖν* nehme ich nicht als Supinum zu *κέλευθος*, ſondern ſelbſtändig als Tugend-Gewinnen).

Hier haben wir alſo den von dem Gott eben durch ſeinen eignen Vorgang gezeigten Anfang, den geraden Weg und das ſchönere, mit dem Anfang gegebene Ende.

Gewiß, wer die Quelle von Pindars Gedanken anzugeben wüßte, könnte auch wohl unſrem *παλαιὸς λόγος* ſeinen Urſprung nachweiſen.

Durch die vorgetragene Erklärung, ſcheint es mir, ſind alle Theile des kleinen Ganzen unter ſich und mit der nachfolgenden Rede in Beziehung geſetzt.

Wie ein ſinnreicher Künſtler in dem kleinen Raum eines geſchnittenen Steins eine ganze Begebenheit darſtellen kann, ſo iſt, wenn man will, in dem kurzen und einfachen Spruch eine ganze Philoſophie enthalten.

Nach der gegebenen Erklärung iſt in ihm jedes Wort begriffen und als zweckmäßig erkannt; man ſieht, warum und in welchem Sinn von dem Gott geſagt iſt, daß er Anfang, Ende und Mittel alles Seyenden beſitze, und wozu die geradausgehende Bewegung erwähnt iſt, da im zweiten Glied ihr die rotatoriſche, die umdrehende Bewegung entgegengeſetzt iſt.

Dennoch bin ich auf die gegebene Erklärung und die vorgetragene Vermuthung ganz willig zu verzichten, wenn meine verehrten Herren Collegen geneigt ſeyn und es der Mühe werth halten ſollten, derſelben Gründe oder eine andere haltbarere und beſſer begründete Erklärung entgegenzuſetzen.

Digitized by Google

Ueber eine Stelle im homeriſchen Hymnus an Demeter [1].

V. 266—268.

Je wichtiger der Hymnus an Demeter, deſto mehr liegt daran, daß der Text rein und fleckenlos. Nur Eine Stelle hat bis jetzt allen Verſuchen widerſtanden. Es ſind die bekannten und vielfach behandelten drei Verſe, welche in der Handſchrift ſo lauten:

Ὥρησιν δ' ἄρα τῷ γε, περιπλομένων ἐνιαυτῶν,
Παῖδες Ἐλευσινίων πόλεμον καὶ φύλοπιν αἰνήν
Αἰὲν ἐν ἀλλήλοισι συναυξήσουσ' ἤματα πάντα.

Statt des fehlerhaften *συναυξήσουσ'* wird zwar jetzt allgemein die Lesart *συνάξουσ'* angenommen: — *πόλεμον — ἐν ἀλλήλοισι συνάξουσ'* (*παῖδες Ἐλευσινίων*); wie Il. XIV, 448: *Τρῶες καὶ Δαναοὶ σύναγον κρατερὴν ὑσμίνην.* Allein außerdem daß *ἀλλήλοισι συν . .* keinen angenehmen Zuſammenſtoß bilden, widerſtrebt der Sinn dieſer Worte dem Zuſammenhang der ganzen Stelle. Die Stelle gehört nämlich zu der Rede der Demeter, womit ſie die Voreiligkeit der Metaneira ſtraft, und dieſer verkündet, daß der Sohn, den ſie (die Göttin) — bei Tag mit Ambroſia ſalbend, bei

[1] Im Auszug mitgetheilt im dritten Jahresbericht der k. bayeriſchen Akademie der Wiſſenſchaften. D. H.

Digitized by Google

Nacht in Gluthen bergend (238—240) — „unalternd ſtets und unſterblich“ zu machen die Abſicht gehabt habe, nunmehr dem Verhängniß verfallen ſey; dem fügt ſie nun den Troſt bei, himmliſcher Ruhm werde gleichwohl den begleiten, welcher einmal als Kind auf ihrem Schooße geruht und in ihren Armen geſchlummert habe. Hier aber fällt nun die Rede gänzlich aus dem Zuſammenhange, wenn die Göttin (nach der Ueberſetzung in Creuzers Symbolik und Mythologie IV, 258) fortfährt:

Drum mit den Jahreszeiten, nach rollender Jahre Vollendung
Werden ihm Krieg und entſetzliche Schlacht die eleuſiſchen Kinder
Untereinander erregen auf immerwährende Zeiten.

Weil ihm (dem Demophon, v. 235) unſterblicher Ruhm beſchieden ſey, darum ſollen, wenn er zu Jahren gekommen ſey, die Eleuſinier unaufhörlichen Krieg untereinander führen. Wäre geweiſſagt, die Eleuſinier werden unter Anführung ihres künftigen Herrſchers immerwährend ſiegreich gegen alle Feinde ſeyn, ſo wäre ein Zuſammenhang in der Rede; aber nie aufhörender Bürgerkrieg (das Gräßlichſte) dem Herrſcher vorausgeſagt, dem unſterblicher Ruhm verheißen iſt, wäre eine traurige Weiſſagung. Voß hilft nach, indem er ein „aber“ einſchaltet:

Ihm in dem Zeitmaß aber, nach rollender Jahre Vollendung;

dieß iſt jedoch willkürlich, dieſer Uebergang liegt nicht im Text. Ferner: ἄρα hat nicht adverſative Bedeutung und hebt die ohnedieß ſchwache in δέ vollends auf; ἄρα hat vielmehr explicative Bedeutung = nämlich (häufig bei Homer: wie Il. IV, 398: *Μαίον' ἄρα προέηκε*, ebenſo Il. I, 308: *Ἀτρεΐδης δ' ἄρα* — hierauf aber.)

Die Schwierigkeit (die geringſte iſt, daß man von einem Bürgerkrieg nichts weiß) — ſuchte man auf verſchiedene Art zu heben. Ilgen hat die Stelle eingeklammert, als Randgloſſe. Deſperationsmittel. Hermann ergriff ein anderes Deſperationsmittel, er nahm eine Lücke von etlichen Verſen NB. nach *ἤματα πάντα* an, worin vom Tode des Demophon die Rede ſey. Damit iſt nichts geholfen, als daß kein ewiger Krieg, was in dem *ἤματα πάντα* nicht liegt. Creuzer wollte den

Digitized by Google

Krieg als einen allegorischen erklären: ihm (dem Demophon zu Ehren) sollen in der Folge mit den Jahreszeiten Festspiele gefeiert werden, die einen allegorischen, mystischen Kampf — den Kampf des Geistes mit dem Fleische, der Vernunft mit der Materie darstellen sollen! Allein wären auch die Beweise aus Porphyr und andern Neuplatonikern bündiger als sie sind, so wäre doch hier ein solcher mystischer Sinn ganz fremd und unterbrechend. Auch ist Creuzers Auslegung durch das *ἐν ἀλλήλοισι*, untereinander, widerlegt.

Ein Gedanke ist übrig, auf welchen noch niemand gekommen. Nämlich eigentlich wäre das Gegentheil von dem zu erwarten, was der Text ausdrückt, so wie er bisher lautet; man erwartet die Verkündigung eines fortwährenden Friedens (= Glück einer Herrschaft); eine Art von messianischer Weissagung, wie bei den Propheten: „Denn es wird kein Volk wider das andere ein Schwert aufheben, und werden fort nicht mehr kriegen lernen" (Jes. 2, 4. Mich. 4, 3.). — „Denn aller Krieg mit Ungestüm (*πόλεμος καὶ φύλοπις αἰνή*) und blutiges Kleid wird verbrannt und mit Feuer verzehret werden" (Jes. 9, 5). — Im Text freilich, wie er jetzt ist, steht davon nichts. Da aber einmal der Text verbessert werden muß, warum ihn nicht vielmehr in umgekehrtem Sinn verbessern? — Demnach würde ich die Stelle so fassen:

Wenn ihm nämlich (*τῷ γε*, nicht *τοῦ γε*, und nicht zu beziehen auf *συνάξουσ'*, sondern auf *περιπλομένων*) mit den wiederkehrenden Zeiten (*ὥρῃσιν*, wie so oft bei Homer, z. B. Odyss. II, 107: *ἀλλ' ὅτε τέτρατον ἦλθεν ἔτος, καὶ ἐπήλυθον ὧραι* — und die bestimmten Zeiten wiederkehrten, die eben das vierte Jahr vollbrachten. Ebenso Hesiod. Theogon. v. 58: *ἀλλ' ὅτε δὴ ῥ' ἐνιαυτὸς ἔην, περὶ δ' ἔτραπον ὧραι*) die Jahre verflossen seyn werden — (die Jahre sind ihm vollendet [Dativus commodi] heißt: er ist herangewachsen zur Herrschaft; gerade so: *περιπλομένων ἐνιαυτῶν* Hesiod vom heranwachsenden Zeus) werden die Kinder der Eleusinier Krieg und Schlachtgetümmel unter sich aufheben, ruhen lassen. — Dieser Sinn ist zu erhalten durch eine, wie mir scheint, ganz einfache Verbesserung, wornach die ganze Stelle so lautet:

Digitized by Google

Ὧρησιν δ'ἄρα τῷ γε περιπλομένων ἐνιαυτῶν
Παῖδες Ἐλευσινίων πόλεμον καὶ φύλοπιν αἰνήν
Αἰὲν ἐν ἀλλήλοισιν ΑΝΕΞΟΥΣ' ἤματα πάντα:

Ἀνέξουσ' von *ἀνέχω*, cohibere, wie das Häufige: *ἀλλ' ἄνεχ' ἵππους* bei Homer; *ἀνοχὴ πολέμου* ſetzt ein *ἀνέχειν πόλεμον* voraus. Das Wort kann proſaiſch erſcheinen, aber überhaupt nähert ſich beſonders dieſer Hymnus in vielen Stellen der Einfachheit der Proſa. Behaupten will ich jedoch nur, der Sinn müſſe dieſer ſeyn. Mißfällt das *ἀνέξουσ'*, ſo muß ich anderen überlaſſen, das Beſſere zu finden. — Warum der Sinn gerade ſo ausgedrückt worden, warum nicht geradezu: ſie werden Frieden halten, iſt begreiflich. Denn Friede, Ruhe ſind negative Begriffe, inſofern unpoetiſch; indem aber Krieg und Schlacht, das Poſitive, geſetzt und verneint werden, wird der Ausdruck poetiſch.

Ich bemerke noch, daß zu der ganzen Stelle verglichen werden könnte Heſiods *Ἔργα καὶ ἡμέρ.* 118. 119, wo von dem zweiten ſilbernen Menſchengeſchlecht geſagt iſt:

ὕβριν γὰρ ἀτάσθαλον οὐκ ἐδύναντο
Ἀλλήλων ἀπέχειν —

„nicht abhalten voneinander (unterlaſſen gegen einander) konnten ſie frevelnden Trotz". Man könnte daher auch dort ſtatt des vorgeſchlagenen *ἀνέξουσ'* an *ἀπέξουσ'* denken, wenn nicht die Präpoſition *ἀπό* auch dort wie hier den Genitivus Personae forderte, alſo *ἀλλήλων* ſtatt *ἐν ἀλλήλοισιν*. Ließe ſich dieß rechtfertigen, ſo würde die Heſiodiſche Stelle freilich ſehr für *ἀπέξουσ'* ſprechen.

Digitized by Google

Ueber die arabischen Namen des Dionysos [1].

Die Veranlassung zu den nachfolgenden Bemerkungen gibt mir die Stelle des Herodot (III, 8), in welcher er von den Arabiern sagt: „Sie halten allein den Dionysos und die Urania für Götter. Den Dionysos nennen sie Urotal, die Urania aber Alilat". Ich glaube diese Stelle sogleich mit einer zweiten (I, 131) in Verbindung bringen zu müssen, wo Herodot zwar von den Persern spricht, aber gelegenheitlich derselben wieder der Verehrung erwähnt, welche die Arabier der Urania erweisen. Von den Persern sagt er: „Bildsäulen, Tempel und Altäre sind ihnen ungebräuchlich. Ja sie strafen die, welche solche errichten, und zwar, wie ich glaube, weil sie nicht wie die Hellenen die Götter unter menschlicher Gestalt sich vorstellen. Dem Zeus (d. h. ihrem höchsten Gott) pflegen sie auf den höchsten Berggipfeln zu opfern, indem sie den gesammten Himmelsumlauf (die gesammte himmlische Bewegung, τὸν πάντα κύκλον τοῦ οὐρανοῦ) Zeus nennen. Sie bringen ihre Opfer der Sonne, dem Mond, dem Feuer, dem Wasser und den Winden. Wenigstens opferten sie anfänglich nur diesen. Dazu aber lernten sie von den Assyriern und den Arabiern auch der Urania opfern, die sie (die Perser) Mitra nennen. Die Assyrier nennen sie Mylitta, und die Arabier Alitta".

Ohne jetzt auf tiefere Untersuchungen mich einzulassen, zu welchen diese beiden Stellen reichliche Veranlassung gäben, ist es bloß meine

[1] Abgedruckt im zweiten Jahresbericht der k. bayerischen Akademie der Wissenschaften. D. H.

Digitized by Google

Absicht, mich mit der Erklärung der Namen zu beschäftigen, welche in diesen Stellen erwähnt werden. Da diese Namen solche sind, welche die Arabier ihren zwei allein verehrten Gottheiten beilegten, so kann wenigstens die Sprache nicht zweifelhaft seyn, aus der sie genommen sind. Namen arabischer Gottheiten werden auch der arabischen Sprache angehören; ihre Etymologie ist also in dieser Sprache zu suchen.

Ich beschäftige mich zuerst mit dem Namen Alilat. Es war lange Zeit gewöhnlich, in allen Gottheiten nur Sonne und Mond zu sehen. Unstreitig hat diese beliebte Sonnen- und Mond-Hypothese Veranlassung gegeben, daß, soviel mir bekannt, zuerst Joseph Scaliger den Namen Alilat aus dem arabischen هلال erklären wollte. Allein das arabische Hilal bedeutet nicht den Mond schlechthin, sondern nur den Neumond, wie auch das Verbum هَلَّ (apparuit, splendere coepit) eben vom Neumond gebraucht wird. Wäre ferner die Alilat nur wieder der Mond, so müßte in der von den Persern handelnden Stelle auch die Mitra, welche für einerlei mit der arabischen weiblichen Gottheit ausgegeben wird, nur der Mond seyn, wie es denn freilich Erklärer gegeben hat, die in der Mitra auch nur den Mond sehen wollten. Allein welcher Sinn oder Zusammenhang wäre alsdann in der Stelle des Herodot, der von den Persern sagt: „sie haben zuerst nur den gesammten Himmel als höchsten Gott, dann Sonne und Mond verehret"; hierauf aber fortfährt: „Dazu (mithin später und als etwas neu Hinzugekommenes) haben sie aber auch die Mitra verehren lernen (ἐπεμεμαθήκασι)". Offenbar ist sowohl die Mitra, als eben darum auch die mit ihr verglichene Alilat der Arabier eine bereits mythologische Gottheit. Andere Erklärungen, die versucht wurden, übergehe ich, kann aber nicht umhin, meine Verwunderung zu äußern, daß die natürlichste und von selbst sich darbietende übersehen worden, vielleicht nur der falsch accentuirten Aussprache wegen. Spricht man Al-ilat, so ist klar, daß Al nichts anderes als der arabische Artikel ist; ilat aber ist das Femininum vom arabischen Ilah, Elah, Gott. Arabisch würde der Name Alilahat lauten, die Göttin (die Göttin schlechthin, weil die Arabier außer ihr keine andere kannten). Im Griechischen, das keine Aspiration in der

Digitized by Google

Mitte des Wortes kennt, konnte Al-ilahat nicht anders ausgedrückt werden als durch *ἀλιλάτ* — Durch dieſe Erklärung erhält das Wort noch eine andere Merkwürdigkeit, indem man ſieht, daß Herodot das ה punctatum dieſes Feminini wirklich als T hörte.

Soviel von dem arabiſchen Namen der Urania. Ich gehe nun zu dem Namen des Dionyſos über. Nach der ſeit Weſſeling angenommenen Lesart lautet er: *Οὐροτάλ*. Schweighäuſer hat *Ὀροτάλ*, was in einigen Ausgaben früher ſich fand und auch eine Handſchrift hat. Weſſeling, der in den beiden Gottheiten auch nur Sonne und Mond ſehen will, ſagt: in *Οὐροτάλ* manifesto Hebraeorum et Arabum אור, lumen, lux; allein Weſſeling irrt ſich, wenn er glaubt, im Arabiſchen habe das Wort אור die Bedeutung lux wie im Hebräiſchen. Die zweite Sylbe tal hat Reiske erklärt durch Umbra; der ganze Name alſo wäre Lux et Umbra; Reiske meint, der Name enthalte die ganze Theologie der Araber und des Orients gleichſam in nuce. „Lux illorum in disciplina boni origo, umbra mali“. Weſſeling bemerkt aber ſchon: ex bono et malo eidem Numini cognomen impingere, incongrui quidquam habet. Auch iſt jene Lehre von Licht und Finſterniß den Arabiern ganz fremd. Bochart findet ein ohngefähr gleichlautendes arabiſches Wort, das pinguis bedeutet; das, meint er, paſſe auf Bacchus ſehr gut! Von ſolchen Nebenvorſtellungen haben aber die Völker ihre Götternamen nicht gebildet. Weit eher läßt ſich Pocockes Erklärung hören; er meint, man ſollte Ulotal oder Olotal leſen; dann wäre der Name das gewöhnliche أَلله, تعلي, Deus excelsus, supremus. Ich hätte gegen dieſe Erklärung nichts einzuwenden, wenn mir die Bezeichnung für eine ſo beſtimmte Perſönlichkeit als Dionyſos nicht zu allgemein ſchiene.

Vor allem nun glaube ich, iſt die richtige Lesart feſtzuſtellen. Vor Weſſeling nämlich ſtand in den meiſten Ausgaben nicht *Οὐροτάλ*, ſondern *Οὐροτάλτ*. Weſſeling wenigſtens ſagt: vulgo *Οὐροτάλτ*. Dieſe Lesart hat außer der Mehrzahl der Ausgaben auch noch die Mehrzahl der Handſchriften für ſich. Weſſeling meint, das taw ſey von dem folgenden *τήν* (*δὲ Οὐρανίην*) herüber gekommen. Aber weit wahr-

Digitized by Google

ſcheinlicher iſt, daß es von dem gleich folgenden τ in τήν verſchlungen worden. Eine Bodleyaniſche Ausgabe, die Pococke am Rand der hieher bezüglichen Stelle ſeines Specimen hist. arab. anführt, hat ſogar Οὐροτάλατ, und ich geſtehe, daß ich ſehr geneigt bin, dieß für die richtige Lesart zu halten. Indeß bin ich ſchon mit Οὐροτάλτ zufrieden.

Nach hergeſtellter Vollſtändigkeit des Namens glaube ich nun, es ſey nicht ſchwer in dem αλατ der Bodleyaniſchen Handſchrift, oder, geleitet durch dieſe, in dem zuſammengezogenen αλτ wieder das Femininum von Allah, Gott — Allat, die Göttin — zu erkennen. Wie im Mascul. Allah, ſtatt Al-Ilah, ſo kann auch im Femininum der Artikel mit dem Hauptwort zuſammengezogen werden. Dieſes Femininum kann griechiſch nicht anders als allat (bei ſchneller Ausſprache alt) lauten. Urotalt oder Urotalat iſt alſo ein zuſammengeſetztes Wort. Angenommen, daß der letzte Theil richtig erklärt iſt, ſo kann der erſte Theil, Urot, gemäß der Conſtruktionsweiſe der arabiſchen Sprache, mit alat nur in statu constructo ſtehen. Letzteres alſo kann nur im Genitiv gedacht werden. Wie könnten wir nun die Lücke vor . . . Deae beſſer ausfüllen als mit progenies, filius? — Wie läßt ſich dieß aber arabiſch denken? — Ich will nicht wie Pococke darauf antragen, daß man οὐλοτάλτ leſe; in dieſem Fall wäre der Sinn, progenies, soboles Deae, ganz klar; ولد von وَلَدَ, peperit, heißt partus, soboles. Ich meine aber, wer die häufige Verwechslung von R und L, ſelbſt in Eigennamen, kennt, und wie alle Völker, die Griechen beſonders, ausländiſche Namen ſich bequemer, mundgerechter machen, wird zugeben, daß auch Urot-Allat als Ulod-Allat erklärt werden dürfe.

Dieſe Erklärung gewährt den Vortheil, daß alsdann in der Bezeichnung zugleich das Verhältniß von Mutter und Sohn, in welchem ſich die Arabier ihre zwei einzig verehrten Gottheiten, die Urania und den Dionyſos, gedacht haben, ausgedrückt iſt, ein Verhältniß, das ſodann fernere, für den Begriff dieſer Gottheiten folgenreiche Schlüſſe erlaubt. Nur hört Urotalt ebenſo wie früher Alilat auf, Nomen proprium zu ſeyn, wofür beide Namen bis jetzt angeſehen wurden. Man könnte vielleicht einwenden, warum nicht auch hier das gewöhnliche Ibn

Digitized by Google

ſtatt des ſeltenen Wuld oder Wulod (das im Griechiſchen nicht wohl anders als οὐλόδ lauten konnte) geſetzt iſt. Es ließe ſich antworten: eben weil Ibn gemein und in menſchlichen Namen gewöhnlich iſt, wird es bei einer Gottheit nicht angewendet. Ich bemerke jedoch, daß auch für menſchliche Namen im Arabiſchen der Gebrauch dieſes Wortes wenigſtens nicht ganz ungewöhnlich iſt. Niebuhr in ſeiner arabiſchen Reiſebeſchreibung führt mehrere Familiennamen maronitiſcher Prinzen an, die mit Ulod ebenſo zuſammengeſetzt ſind wie die gewöhnlichen mit Ibn, und wie Herr Jakſon bemerkt im Journ. asiat. T. V, p. 115 und folg.: le terme Wold est invariablement employé dans les noms propres des Chelews, comme Ibn dans les noms propres des Arabes. Die Chelews ſind ein Stamm der weſtlichen Araber, arabiſch redende Einwohner der Barbarei.

Sollte es nun gelungen ſeyn, den Namen οὐροτάλτ auf dieſe Art richtig zu erklären, ſo gehe ich zu dem Namen fort, den Herodot der arabiſchen Urania in der andern Stelle gibt, wo von den Perſern die Rede iſt. Dieſer lautet Alitta. Vorausgeſetzt nun, daß die Göttin als Mutter des Dionyſos gedacht werde, erhält die Erklärung, welche ſchon Selden von Alitta gegeben, eine große Wahrſcheinlichkeit. Alitta wäre nach derſelben وَالِدَة, die Gebärerin.

Es iſt für die Geſchichte der Dionyſos-Idee eine große Merkwürdigkeit, daß ſie Herodot zuerſt bei den Arabiern findet, bei einem Volk, welches jenem älteſten Monotheismus, der nur Ein Princip, nämlich das große Princip der Natur (des Himmels und der Erde) verehrte, noch am nächſten, nur zwei Gottheiten ſtatt der Einen erkannte, die Urania, den weiblich gewordenen Uranos, und den Dionyſos als den im Verhältniß zu ihr geiſtigen Gott. Unſtreitig iſt dieſer Dualismus (wo ſich der Polytheismus noch auf zwei Gottheiten, eine weibliche und eine männliche beſchränkt) das eigentliche Zwiſchenglied zwiſchen jenem älteſten Monotheismus (den ich freilich nur in einem relativen Sinn ſo nennen kann) und dem ſpäteren entſchiedenen Polytheismus. — Wenn Voß den Herodot, der in dem ägyptiſchen Oſiris den griechiſchen Dionyſos erkennt, als einen von ägyptiſchen Pfaffen

Digitized by Google

beſchwatzten, hinters Licht geführten Fabler behandelt, ſo hätte er billig auch von arabiſchen Pfaffen ſprechen ſollen, die den Gott, den ſie Ulodalat nannten, dem Herodot als Dionyſos einredeten. Aber von arabiſchen Pfaffen läßt ſich freilich weniger plauſibel als von ägyptiſchen reden.

Nachdem es nun aber eine unzweifelhafte Thatſache iſt, daß der Dionyſos zuerſt den Arabiern bekannt war, ſo entſteht natürlich die Frage, ob nicht auch andere Namen deſſelben Gottes arabiſch ſeyn mögen. Von einem dieſer Namen iſt dieß ſogar hiſtoriſch bezeugt. Heſychios unter dem Worte *Δουσάρης* ſagt: dieß ſey der Name des Dionyſos bei den Arabern.

Eben dieß ſagt Stephanus Byzantinus. Schon Pococke hat den Namen aus dem Arabiſchen abzuleiten geſucht. Er hält ihn für einen zuſammengeſetzten und erklärt die erſte Sylbe aus dem arabiſchen ذو (das aber in der Vulgärſprache wie Du lautet) Dominus; in *σαρης* will er den Namen einer arabiſchen Stadt Schri ſehen. Was den erſten Theil der Erklärung betrifft, ſo iſt ſie zu natürlich und das arabiſche Du wird zu häufig in Zuſammenſetzungen gebraucht, als daß man an ihrer Richtigkeit zweifeln könnte. Ueber den zweiten Theil der Erklärung kann man zweifelhafter ſeyn. Das arabiſche Du wird nicht bloß mit Gegenſtänden des phyſiſchen Beſitzes, z. B. einem Lande, einer Stadt u. ſ. w., ſondern, ebenſo wie das hebräiſche בעל, auch mit geiſtigen und moraliſchen Gegenſtänden verbunden; z. B., Dominus consilii heißt einer, der Rath weiß, daher ein Rath (im perſönlichen Sinn), ein Rathsherr. Ich glaube alſo vorſchlagen zu dürfen, den Namen zu erklären als ذو الزرع (ſprich: Du-Ssari), Herr, d. h. Beſitzer, und daher auch Geber des Saatkorns, des Samens. Bekanntlich wird Dionyſos überall neben Demeter als Einſetzer des Ackerbaus angeſehen. Von Oſiris, dem ägyptiſchen Dionyſos, bezeugen es die Attribute, die ihm in Bildern beigelegt werden, ebenſo wie die bekannten Verſe des Tibull:

Primus aratra manu sollerti fecit Osiris, etc.

Von den übrigen Namen des Dionyſos iſt es zwar nicht hiſtoriſch

Digitized by Google

bezeugt, daß ſie unter den arabiſchen Völkern ſelbſt gebräuchlich waren. Da aber einmal unwiderſprechlich Arabien das Geburtsland des Dionyſos iſt, ſo darf man wenigſtens für möglich halten, daß auch andere Namen, insbeſondere ſolche, für die es in andern Sprachen, und namentlich in der griechiſchen, keine mögliche oder wenigſtens keine befriedigende Etymologie gibt, — daß auch dieſe arabiſchen Urſprungs ſeyen. Schon Pococke hat dieß mit mehreren verſucht. Es iſt wohl kein Zweifel, daß der Name Bacchos, ebenſo wie der ſpätere Iacchos, durch den Laut irgend eines Feſtrufs entſtanden ſey. Ein ſolcher, der mit dem Namen *Βάκχος* übereinkäme, findet ſich aber im Griechiſchen nicht, wohl aber, wie Pococke gezeigt hat, im Arabiſchen, da بج, Bach, eben ſo viel iſt als Euge, Io, ſo daß in dem Ruf Io-Bacche beides, der arabiſche und der griechiſche Laut, beiſammen wäre.

Den Namen Dionyſos erklärt ebenfalls Pococke ſchon aus dem bereits erwähnten Du, und aus dem Namen der Stadt Nyſa, als Dominus Nysae, denn im arabiſchen Nyſa ſollte der Gott geboren ſeyn. Schon Diodor von Sicilien leitet den Namen Dionyſos von der Stadt Nyſa her. Herr Dr. Paulus hat ſich in einer Recenſion der Heidelberger Jahrbücher viele (großentheils überflüſſige) Mühe gegeben, Etymologien aus dem Hebräiſchen, deren Urheber es an Kenntniß ſelbſt der erſten Regeln der hebräiſchen Grammatik fehlte, zu widerlegen. In dieſer Recenſion macht er den Vorſchlag: Dionyſos aus dem arabiſchen Di (Dominus) — Di lautet aber das Wort nie im Nominativ — und aus dem arabiſchen anison, ſanft, zahm, menſchlich, zu erklären. Herr Dr. Paulus trägt zwar die Vermuthung nur ſcherzweiſe vor; vielleicht hat es jedoch der gelehrte Mann im Scherz beſſer als ſonſt wohl zuweilen im Ernſt getroffen; ich geſtehe, daß ein Zuſammenhang des Namens mit אנוש, Menſch, mir ſchon immer wahrſcheinlich war; der Herr oder Gott des Menſchen (des wahrhaft menſchlichen Lebens, nach dem *θηριωδῶς ζῆν* der frühern Zeit) iſt der wahre Charakter des wohlthätigen Gottes.

Ein anderer, von griechiſchen Schriftſtellern, aber nicht als griechiſcher, ſondern als thrakiſcher erwähnter Name des Gottes iſt Bassareus.

Digitized by Google

Creuzer meint, der Name komme von der Bassara, dem bunten Gewand asiatischer Bacchuspriester und des Gottes selbst her. Sylvestre de Sacy, in den Anmerkungen zu Sainte-Croix Histoire des mystères du Pagan., meint: umgekehrt wäre natürlicher, den Namen des Gewandes von dem Gott herzuleiten, der es trug. Er selbst wundert sich, daß man nicht an die idumäische Stadt Bostra gedacht habe. Wenn aber Bassareus nichts weiter bedeutete als den Gott von Bostra, so war er für die Natur des Gottes ganz unbedeutend und eigentlich ein völlig inhaltloser. Verlangte man also eine bezeichnendere Etymologie, so würde ich an das arabische Verbum بشّر erinnern, das, mit dem Accusativ der Person construirt, so viel heißt als laeto nuncio exhilaravit; davon בְּשׂוֹרִי, fröhliche Botschaft, was im Arabischen überhaupt für Evangelium gesetzt wird, so wie ein von demselben Wort gebildetes Substantivum in den Stellen der Propheten gebraucht wird, wo von den Boten, die Friede verkündigen, Gutes predigen, „Heil verkünden", die Rede ist. Als eine Art von Evangelium, als eine fröhliche Botschaft wurde aber auch die Einsetzung des Dionysos — er selbst wurde als ein Σωτήρ, als ein Heiland, gedacht, der vom früheren thierähnlichen, stumpfen, sinnlosen Leben die Menschen erlöst. Daß der Zustand vor oder ohne Dionysos als ein schlimmer, trauriger, der mit Dionysos gekommene als ein besserer, sittlicherer gedacht wurde, erhellt auch aus den Worten, die der Eingeweihte in den Mysterien sprach: ἔφυγον κακόν, εὗρον ἄμεινον, ich bin dem Bösen entflohen, ich habe das Gute gefunden.

Doch, wie gesagt, die letzten Erklärungen, die sich auf Namen beziehen, welche nicht historisch als arabische bekannt sind, gebe ich bloß als Möglichkeiten oder Vermuthungen, auf die ich keinen weiteren Werth lege, als den man ihnen freiwillig zugestehen will [1].

[1] Man vergl. zu dieser Abhandlung die Philosophie der Mythologie, 2te Abth., Bd. 2, S. 255—257. D. H.

Digitized by Google

Ueber das Alter kyklopiſcher Bauwerke in Griechenland [1].

Bekanntlich hat J. H. Voß viele Mühe ſich gegeben, um manche Vorſtellungen, die man in helleniſche Urzeiten zurück- und ſchon im Homeriſchen Zeitalter voraus geſetzt hatte, tiefer herab zu ſetzen und als Erfindungen oder Erzeugniſſe einer ſpäteren Zeit darzuſtellen. Wie weit ihm dieſes anderwärts gelungen, iſt hier um ſo weniger der Ort zu unterſuchen, als es dabei vor allem darauf ankommen möchte, ob man den Fortgang der helleniſchen Bildung überhaupt als einen bloß mechaniſchen ſich vorſtellt, wobei nämlich das Spätere zu dem Früheren nur zufällig hinzukommt, oder als einen organiſchen, wobei von Anfang bis zu Ende alles mit einer gewiſſen Nothwendigkeit aus einem erſten Keim ſich entwickelt, in welchem eben darum auch das ſpäter Hervortretende ſchon enthalten ſeyn mußte. Da Voß auf dieſen Unterſchied nicht geachtet hat, und überall nur ein atomiſtiſches Nacheinanderentſtehen vorausſetzt, ein organiſcher Entwicklungsgang der oben bezeichneten Art aber von der andern Seite ebenſowenig allgemein anerkannt iſt, ſo kann bis zur Entſcheidung jener Vorfrage der von Voß angeregte Streit füglich auf ſich beruhen.

Nach Voß indeß haben Schüler und Nachtreter deſſelben ſein Verfahren auch auf andere Gegenſtände der Alterthumsforſchung angewendet, die einer ſpeciellern Entſcheidung fähig ſind; namentlich hat ein ſolcher Voßiſcher Schüler ſchon vor einigen Jahren die Behauptung aufgeſtellt, die ſogenannten kyklopiſchen Bauwerke ſeyen durchaus nachhomeriſch, der homeriſchen Zeit völlig unbekannt. Nicht als ob

[1] Abgedruckt im dritten Jahresbericht der k. bayeriſchen Akademie der Wiſſenſchaften. D. H.

Digitized by Google

man den großentheils nur seichten Gründen eines solchen Kritikers, der, wie es scheint, noch nicht allzulange die Schulbänke verlassen hatte, ein Gewicht beilegte, sondern weil diese Erörterung eine Gelegenheit geben wird, über einen an sich interessanten Gegenstand der Alterthumsforschung einiges bis jetzt nicht Bemerkte hervorzuheben, bitte ich, der Klasse heute über das Alter der kyklopischen Bauwerke in Griechenland einiges vorlegen zu dürfen.

Eine nothwendige und unumgängliche Vorfrage aber scheint diese: wer die Kyklopen sind, die als Baumeister jener mit Erstaunen erwähnten Werke genannt werden? Diese Werke sind, wie bekannt, theils unterirdische: Labyrinthe, Grottenwerke, ähnlich den indischen in Felsen ausgehöhlten Tempeln; theils oberirdische, in kolossalen Massen, entweder aus unbehauenen ungeheuren Steinen ohne Cement aufgethürmte, oder aus unregelmäßigen Polygonen zusammengefügte Bauten.

In der Theogonie des Hesiodos sind die Kyklopen bekanntlich Söhne des Uranos, welche aber der Vater gleich nach der Geburt wieder in die Tiefen der Gaia einschließt, daß sie das Licht nicht sehen. Erst ein nachfolgender Gott, Zeus, befreit sie, und erhält dagegen von ihnen den Blitz und den Donner, mit denen er die Titanen bezwingt. Die Kyklopen gehören also durch ihre Geburt einer früheren, ja der ältesten Zeit an; da aber diese frühere Zeit sie nicht zum Daseyn kommen läßt, so erhalten sie die doppelte Stellung, gegen die frühere, in Opposition mit ihr, gegen die spätere, ihr behülflich und dienstlich zu seyn, aber im bloßen Verhältniß untergeordneter Werkzeuge, indem sie dem jetzt herrschenden Gott im Kampf gegen die Mächte der früheren Zeit beistehen. So in der Theogonie des Hesiodos. In der Odyssee dagegen sind die Kyklopen ein menschenähnliches, aber noch Göttern vergleichbares Geschlecht, das jedoch über die Götter der späteren, milderen Zeit sich hinaussetzt, und so als einer früheren angehörig sich verkündet. Aber eben dieses Geschlecht, dem übermenschliche Stärke beiwohnt, hat in der Odyssee bereits weitausgehöhlte Felsen oder Felsengrotten zu seinem Wohnort, nicht bloß natürliche, wie es scheint, sondern wohl zum Theil schon durch Kunst erweiterte und bearbeitete.

Digitized by Google

Das Epitheton γλαφυρός, das in der Odyssee (2, 20 und anderwärts) von der Höhle des Polyphemos gebraucht wird, bedeutet zwar nicht nothwendig künstlich Ausgehöhltes, wie in γλαφυρὴ ναῦς, und mag zuweilen auch von bloß natürlich Ausgehöhltem gebraucht werden; aber die Beschreibung der Höhle des Polyphemos und ihrer verschiedenen Abtheilungen deutet doch auf menschliche Nachhülfe.

So hätten wir denn, was meines Wissens bis jetzt nicht bemerkt ist, in der Odyssee schon Grotten und Felsenhöhlen als kyklopische Werke, und wenigstens von Kyklopen-Werken in diesem Sinn war bereits in der homerischen Zeit die Rede. Die nähere Charakteristik dieses kyklopischen Menschengeschlechts ist in dem neunten Gesang der Odyssee von V. 105 bis 115 gegeben; eine Stelle, welche Voß folgendermaßen übersetzt:

Also steurten wir fürder hinweg, schwermüthiges Herzens.
Und an das Land der Kyklopen, der ungesetzlichen Frevler,
Kamen wir, welche, nur den unsterblichen Göttern vertrauend,
Nirgend baun mit Händen, zu Pflanzungen oder zu Feldfrucht;
Ohne des Pflanzers Sorg' und der Ackerer steigt das Gewächs auf,
Alles, Weizen und Gerst', und edele Reben, belastet
Mit großtraubigem Wein, und Kronions Regen ernährt ihn.
Dort ist weder Gesetz noch Rathsversammlung des Volkes;
Sondern all' umwohnen die Felsenhöh'n der Gebirge,
Rings in gewölbeten Grotten; und jeglicher richtet nach Willkür
Weiber und Kinder allein; und niemand achtet des andern.

Auch hier, wie anderwärts, hat Voß durch seine übertriebenen Ausdrücke zum Theil einen falschen Sinn in die Worte gebracht. Unter ungesetzlichen Frevlern, das für ὑπερφίαλοι ἀθέμιστοι gesetzt wird, könnte man auch Menschen sich vorstellen, die vorhandenen Gesetzen frevelhaft Hohn sprechen; ἀθέμιστοι sind aber solche, die noch gar nicht unter Gesetzen, die außer aller bürgerlichen Gesellschaft und Verbindung leben, wie der nachfolgende Vers hinlänglich erläutert: „Dort ist weder Gesetz noch Rathsversammlung des

Digitized by Google

Volkes", *Τοῖσιν δ' οὔτ' ἀγοραὶ βουληφόροι οὔτε θέμιστες. Ἀθέμιστοι* heißen ſie, weil ſie noch keinem Geſetz unterworfen ſind, ſondern, wie es ſpäter heißt, jeder nach Willkür Weiber und Kinder allein richtet, und niemand des anderen achtet, d. h. jeder in ſeinem Hauſe waltet, ohne durch ein gemeinſchaftliches Geſetz einem andern verpflichtet oder nur überhaupt verbunden zu ſeyn. Das Wort *ὑπερφίαλοι* aber bedeutet ebenfalls nicht gerade Frevler, ſondern nur Uebermüthige, wie auch die Freier der Penelope genannt werden, ja Odyſſ. 21, 289 ſich ſelbſt dieſes Prädicat geben. Alſo überhaupt ſind die homeriſchen Kyklopen ein wildes Geſchlecht, durch bloß materielle Ueberkraft ausgezeichnet, *ὑπέροβιον ἦτορ ἔχοντες*, wie ſie in der Theogonie (v. 139) genannt werden, ohne Verfaſſung und bürgerliches Geſetz wie ohne Ackerbau lebend, zwar kundig der Früchte des Feldes, doch ohne ſie zu pflegen, und nach Patriarchenart über die Ihrigen herrſchend und unbeſchränkt waltend. Wir ſehen in ihnen mit Einem Wort ein eben auf dem erſten Uebergang zu Ackerbau und bürgerlicher Geſellſchaft begriffenes Menſchengeſchlecht, gleichſam einen Zwiſchenzuſtand zwiſchen dem völlig wilden und blind herumſchweifenden, dem Ackerbau und feſten Wohnſitzen völlig fremden Leben des älteſten Geſchlechts, und einem ſchon zu feſten Wohnſitzen und zum Gebrauch der Feldfrüchte ſich hinneigenden Zuſtand.

Eine ähnliche Stellung iſt den Kyklopen durch ihr Verhältniß zu den Göttern gegeben. Die glückſeligen Phäaken, von denen im Anfang des ſechsten Buches der Odyſſee erzählt iſt, daß ſie einſt nahe den übergewaltigen Kyklopen gewohnt haben, die als mächtiger an Stärke ſtets ſie angefallen und endlich zur Auswanderung genöthigt haben, dieſe Phäaken rühmen von ſich (Od. 7, 201):

Immer von Alters her erſcheinen uns ſichtbare Götter,
Wenn wir fromm ſie ehren mit heiligen Feſthekatomben,
Sitzen an unſerem Mahl, und eſſen mit uns wie ein andrer.
Oftmals auch, wenn einſam ein Wanderer ihnen begegnet,
Offenbaren ſie ſich, denn wir ſind ihnen ſo nahe
Als die Kyklopen oder das wilde Geſchlecht der Giganten.

Digitized by Google

Hier werden also die Kyklopen als den Göttern noch nahe dargestellt, wie auch die Giganten seyen. Nicht ihrer Gesinnung wegen (dieß zeigt die Erwähnung der Giganten), sondern weil sie noch einer höheren Zeit, einer andern Ordnung der Dinge als der gegenwärtigen des schon schwächeren Menschengeschlechts angehören. Aus diesem Grunde heißen sie auch ἀντίθεοι, wie jene Männer, mit denen Nestor noch gelebt und in Gemeinschaft gekämpft zu haben sich rühmt, und von denen er erzählt, daß keiner der Menschen, wie sie jetzt leben, mit einem derselben zu kämpfen vermocht hätte. Das gesittigte, durch Gesetze gebeugte und gezähmte Menschengeschlecht ist dem Homer so neu, daß noch Nestor sich rühmt, ein ganz anderes Menschengeschlecht gesehen zu haben [1]. Weil in den Kyklopen, wie in den Giganten, noch die erste wilde Naturkraft ungebeugt und ungebrochen lebt, darum sind sie, im Verhältniß zu dem späteren Menschengeschlechte, noch den Göttern vergleichbar. Aber obschon jener wilden Zeit angehörig, leben sie doch in der späteren und müssen die Macht der späteren, mit Zeus entstandenen Götter erkennen, wie denn die andern Kyklopen dem von Odysseus geblendeten Polyphemos zurufen [2]: wenn Niemand — kein Mensch — ihn beleidigt habe, so sey ihm nicht zu helfen, denn Krankheit von Zeus, dem erhabenen, vermöge kein Mittel zu wenden. Aber nur mit Widerstreben erkennen sie diese Uebermacht, wie Poseidon selbst, der Vater des Polyphemos, seinen Unmuth über dieselbe ausläßt; ja sie rühmen sich, dieser Götter nicht zu achten, wie Polyphemos dem Odysseus entgegnet [3]:

Thöricht bist du, o Fremdling, wenn anders von ferne du herkommst,
Daß du die Götter zu scheu'n mich ermahnst und die Rache der Götter.
Nichts ja gilt den Kyklopen der Donnerer Zeus Kronion,
Noch die seligen Götter, denn weit vortrefflicher sind wir.

So nämlich scheinen sie sich, weil Zeus der Gott einer, nach ihrer Meinung, schon schwächer gewordenen und gleichsam herabgekommenen Zeit ist.

[1] Il. 1, 260 ff.
[2] Od. 9, 409 ff.
[3] Od. 9, 273 ff.

Digitized by Google

Beginnt nun für das helleniſche Bewußtſeyn erſt mit Zeus die eigentlich geſchichtliche Zeit, ſo wird es auch von dieſer Seite nicht unbegründet erſcheinen, wenn ich ausſpreche: die Kyklopen ſind eine Perſonification der noch in die geſchichtliche Zeit hineinragenden vorgeſchichtlichen, welche nämlich Homer überall noch in ſehr geringer Entfernung von ſich ſieht.

Nachdem nun ſo die Bedeutung der Kyklopen ſelbſt als eines relativ vorgeſchichtlichen Geſchlechts feſtgeſtellt iſt, könnte wohl nicht mehr daran gezweifelt werden, daß in den Vorſtellungen der Hellenen auch kyklopiſche Werke als vorgeſchichtliche gedacht wurden, und zwar beſtimmt als ſolche, die in den Uebergang zur geſchichtlichen Zeit gehörten. Dieſer Uebergang iſt mythologiſch der Uebergang von Kronos zu Zeus, hiſtoriſch der Uebergang von dem Vorhelleniſchen zum eigentlich Helleniſchen. Ungeſucht ſtimmt hiemit überein, daß jenes vorhelleniſche Geſchlecht der Pelasger, von welchen eben, wie Herodot[1] ſagt, die Hellenen (nämlich als ſolche) ſich losriſſen, auch Tyrrhener und Tyrſener in Griechenland wie in Etrurien genannt wird, offenbar von den Mauern, Burgen und Befeſtigungen, die ihm zugeſchrieben wurden (τύρρις, lat. turris, und τύρσις oder τύρσος, Burg, Thurm, nämlich Mauerthurm, alſo Zinne, überhaupt Befeſtigungswerk). Dieſe Mauern und Zinnen ſehen wir ja auch in der Mauerkrone der Kybele, welche die den Uebergang von Kronos zu Zeus vermittelnde weibliche Gottheit iſt. So ſehr war mit dem Begriff des Kronos oder des noch nicht überwundenen Kroniſchen dieſe Vorſtellung verbunden, daß Pindar in der bekannten Stelle ſelbſt den unſichtbar gewordenen, entſchwundenen Kronos in einer Burg ſich zu denken ſcheint, wohin auch die Frommen nach dem Tode wandeln. Eben hieher gehört, was Diodorus Siculus anführt: bis auf ſeine Zeit (μέχρι τοῦ νῦν χρόνου) werden in Sikelien und den gegen Abend liegenden Ländern (wohin auch die Kyklopen verſetzt wurden) viele der erhöhten und mit Burgen und Mauern befeſtigten Orte κρόνια genannt[2]. Eine Schlacht

[1] I, 56. 57. cf. Dion. Halic. I, 25. 26.
[2] L. III, c. 61.

Digitized by Google

zwiſchen den Karthagern und Dionyſios, worin nach einem unmittelbar vorhergegangnen Sieg die Sikeler eine große Niederlage erleiden [1], hatte bei einem ſolchen Kronion ſtatt. Auch in Elis übrigens wird unter den befeſtigten Städten ein Kronion genannt [2], und Dionyſios von Halic. erwähnt (I, 34) eines *Κρόνιος ὄχθος* in Italien. Doch all' dieſes bis jetzt Angeführte iſt nur überzeugend für die, welche überhaupt in dem griechiſchen Alterthum Zuſammenhang ſehen. Aber Voßiſche Schüler verlangen, daß kyklopiſche Werke in der homeriſchen Zeit genannt ſeyen; wörtlich wollen ſie dieſe vor ſich ſehen.

Verſuchen wir nun auch dieſes nachzuweiſen. Heſiodos freilich iſt ſelbſt nachhomeriſch. In dem Sinn, wie unſer College Thierſch dieß in Sprache und Wortformen nachgewieſen (Abh. in den Denkſchriften von 1809) werden wir dieß zugeben. Aber welchen Unterſchied der Zeit man auch zwiſchen Homeros und Heſiodos Gedichten ſtatuiren möge, ſelbſt ein Voßiſcher Zögling wird nicht behaupten wollen, die kyklopiſchen Bauwerke ſeyen gerade in der Zeit zwiſchen Homeros und Heſiodos entſtanden.

Nun führt Heſiodos, der die Kyklopen als Uranos-Söhne in ſeine Götter-Genealogie einführt, von ihnen als bezeichnend an [3]: Stärke und Kraft, und *μηχανὰς ἐπ' ἔργοις.*

Ἰσχύς τ' ἠδὲ βίη καὶ μηχαναὶ ἦσαν ἐπ' ἔργοις.

Das Wort *μηχαναὶ* iſt in dieſer Stelle von allen Auslegern durch Ränke, liſtige Anſchläge, erklärt; demgemäß müßten dann unter den *ἔργοις* Handlungen, Thaten verſtanden werden, und zwar müßten es nach homeriſchem Sprachgebrauch Kriegsthaten ſeyn. Allein als kriegeriſch werden die Kyklopen ſonſt eben nicht vorgeſtellt; ihre einzige That in ſolchem Sinn iſt der Beiſtand, den ſie Zeus gegen die Titanen leiſten. Aber das Auszeichnende der Kyklopen in dieſem Kampf iſt nicht Liſt oder Feinheit; nicht durch Ränke oder liſtige Anſchläge, ſondern vielmehr durch blinde Stärke, maſſive Gewalt, ſind ſie dabei wirkſam. *Ἔργον* im homeriſchen und ander-

[1] L. XV, c. 16.
[2] L. XV, c. 77.
[3] v. 146.

Digitized by Google

weitigen Sprachgebrauch bedeutet aber nicht bloß die That, sondern auch das Gemachte, das Hervorgebrachte selbst, eben so wie unser deutsches „Werk" oder „Arbeit", wie das so oft vorkommende ἔργα Ἡφαίστου, Werke des Hephästos, beweist, oder die Stelle des Pausanias, wo die Mauer von Tiryns beschrieben wird[1]: τὸ δὴ τεῖχος κυκλώπων μέν ἐστιν ἔργον. Versteht man nun aber unter ἔργοις die Werke der Kyklopen in diesem Sinn, wie man denn nicht umhin kann, das Wort so zu verstehen, so enthält der Vers:

Ἰσχύς τ' ἠδὲ βίη καὶ μηχαναὶ ἦσαν ἐπ' ἔργοις

eine so wahre und deutliche Beschreibung der kyklopischen Bauwerke, daß, wer nur einmal darauf aufmerksam geworden, wohl nicht mehr daran zweifeln kann, es sey bei Hesiodos von denselben wirklich die Rede. Die μηχαναί, die ihnen zugeschrieben werden, sind alsdann wirkliche artis commenta, mechanische, technische Geschicklichkeiten, dergleichen dieses frühere Menschengeschlecht allerdings besitzen mußte, wenn z. B. die eben erwähnte Beschreibung des Pausanias richtig ist, welche sagt: die Mauer (von Tiryns) ist aus rohen Steinen gemacht, wobei jeder Stein eine solche Größe hat, daß auch der kleinste davon mit Hülfe eines Jochs Zugthiere nicht von der Stelle gerückt werden könnte.

Der richtig verstandene Vers des Hesiodos enthält nach dieser Erklärung gleichsam eine Vorausandeutung oder Vorherverkündigung der späteren Funktion der Kyklopen, wo sie als Baumeister jener kolossalen Werke in die menschliche Geschichte eingreifen. Die scheinbare Differenz zwischen den Kyklopen des Hesiodos und Homeros würde sich nämlich überhaupt auf folgende Art wohl ausgleichen. Indem Hesiodos zwar ihre erste Erzeugung in die Uranoszeit zurücksetzt, übrigens aber sie nicht eher ans Licht und zur Wirkung kommen läßt als mit Zeus, und zwar nicht mit dem, der die Weltherrschaft schon erlangt hat, sondern der sich ihres Beistandes zur Erlangung derselben bedient, giebt ihnen Hesiodos im Grunde dieselbe Stellung zwischen der geschichtlichen und vorgeschichtlichen Zeit, die ihnen durch die Charakteristik bei Homer angewiesen ist.

[1] L. II, c. 2, 25, §. 8.

Digitized by Google

Eben darum aber, weil ſie beſtimmt ſind, mit Zeus in die geſchichtliche Zeit überzugehen, ſchreibt ihnen Heſiodos, der ſie in der angeführten Stelle nur als erſt künftige, in einer künftigen Zeit hervortreten ſollende Perſönlichkeiten erwähnt, auch ſchon Eigenſchaften und Fertigkeiten für ihre künftigen Arbeiten zu. „Sie hatten (ſagt er wörtlich) Stärke und Kraft und Geſchicklichkeiten (*μηχαναί*) oder kunſtreiche Fertigkeiten für Werke oder zu Werken (verſteht ſich, wegen des vorhergegangnen *μηχαναί*, zu mechaniſchen oder künſtlichen Werken), nicht zu Werken in der Gegenwart, in der Zeit, in welcher ſie Heſiodos erwähnt, in der Uranoszeit, ſondern für Werke in einer künftigen Zeit, denn den von Uranos Verborgenen und unwirkſam Erhaltenen können als ſolchen keine *ἔργα* zugeſchrieben werden. Die von Heſiodos gemeinten Werke müſſen alſo zukünftige ſeyn, und *ἐπ' ἔργοις* muß ſo, nämlich zu Werken, überſetzt werden, wie es denn dem Sprachgebrauch gemäß auch ſo überſetzt werden kann. Il. IX, 482 heißt ein ſpätgeborner Sohn *τηλύγετος πολλοῖσιν ἐπὶ κτεάτεσσι*, ſpät erzeugt zu vielen Reichthümern, d. h. um einſt große Reichthümer zu erben; wie auch ſonſt häufig, ſelbſt bei proſaiſchen Schriftſtellern *ἐπί* mit dem Dativ eine Beziehung auf Zukünftiges ausdrückt.

Demgemäß hätten wir alſo eine deutliche Anſpielung auf kyklopiſche Werke dem Zeitalter des Heſiodos vindicirt. Aber man ſagt: wenigſtens Homer ſelbſt wiſſe nichts von ihnen, erwähne ſie nicht. Wie ungereimt nun dieß iſt, wird aus folgendem ganz Einfachen erhellen. Keine griechiſche Stadt iſt durch kyklopiſche Mauern ſo berühmt als Tiryns; dieſe Mauern ſtanden noch zu Pauſanias Zeit, als die Stadt ſelbſt längſt in Trümmer geſunken war. Nun heißt Tiryns bei Homer[1] *τίρυνς τειχιόεσσα*, die mauerdichte Tiryns (wie *οὐρανὸς ἀστερόεις*, der ſternendichte Himmel). Daß dieſes Beiwort die Eigenthümlichkeit kyklopiſcher Mauern ausdrückt, wird man wohl zugeben. Homer bildet auch andere Epitheta von *τεῖχος*; aber *τειχιόεσσα* heißt außer Tiryns nur noch Gortyn auf Kreta[2]. Jedenfalls zeigt das Beiwort, daß

[1] Il. 2, 559.
[2] Il. 2, 646.

Digitized by Google

Tiryns schon zu Homers Zeit eine mauernberühmte Stadt war, denn Homer wählt seine Beiwörter nicht nach Willkür oder Zufall. Was werden nun die Klüglinge thun, die Herren, welche die kyklopischen Mauern unter die homerische Zeit herabsetzen? Werden sie annehmen, die Stadt habe zweimal und beidemal ausgezeichnet mächtige und dicke Mauern erhalten, einmal vor Homer, und dann noch einmal nach dessen Zeit — die kyklopischen? Gut wäre, wenn sie zugleich erklärten, wann und bei welcher Gelegenheit jene ersten, dem Homer bekannten Mauern zerstört worden. — Es ist also, ganz einfach, falsch, daß Homer keine kyklopischen Mauern gekannt habe; wahr aber ist, daß er sie eben nicht besonders und ausdrücklich hervorhebt, noch sie kyklopisch nennt. Jener Umstand läßt sich indeß aus der Eigenthümlichkeit der homerischen Poesie ganz wohl begreifen. In einem abgelebten Zeitalter, wie das des Pausanias, mochte ein solcher Archäolog wohl in das Bedauern ausbrechen, daß die Hellenen ihre einheimischen Dinge weniger bewundern als die ausländischen, wie die berühmtesten Geschichtschreiber die Pyramiden der Aegypter aufs genaueste schildern, aber von dem Schatzhaus des Minyas und den Mauern von Tiryns nur ganz kurze Erwähnung gethan haben, die beide doch keine geringeren Wunder seyen als jene.[1] Aber die homerische Poesie ist ganz der Gegenwart und der neuen Zeit zugewendet, die sich vor ihren Augen so eben aufgethan zu haben scheint. Alles glänzt in ihr gleichsam von Neuheit. Den Dichter zieht auch dieses neue Leben ganz besonders an; mit Lust gedenkt er jener schönen, wohlangelegten, volkwimmelnden und heiteren Städte, die er nicht müde wird, zwar nur im Vorbeigehn, gleichsam auf den Wellen seines Gesanges vorüberfahrend, mit den reizendsten Beiwörtern zu begrüßen (wie oft kommt nur das ἐὐκτίμενον πτολίεθρον vor, das von Ilios wie von Athenä gebraucht wird; oder das Epitheton ἐρατεινή, die anmuthsvolle, liebliche; z. B. von Ilios, Maionia, Emathia, Scheria und andern Städten, εὐναιετάωσα, von wohlbevölkerten Städten)[2].

[1] L. IX, c. 36, §. 5.

[2] Vgl. Philosophie der Offenbarung (Mysterienlehre), 2te Abth., Bd. 3, S. 428, vgl. mit 2te Abth., Bd. 2, S. 648. D. H.

Digitized by Google

Bei jenen alten, düſtern, mit kyklopiſchem Bauwerk umgebenen und feſt ummauerten Städten zu verweilen, iſt aber nicht in ſeiner Art; dieſe Mauern ſind für ihn bloß Alterthümer, und eben, daß er ſie nicht unmittelbar erwähnt, beweiſet, daß ſie für ſeine Zeit, die ganz andere Dinge und Werke ſah, wahre Alterthümer waren.

Doch hören wir nun die Gründe, mit welchen dieſe Neſtlinge der Voßiſchen Schule die nachhomeriſche Entſtehung der kyklopiſchen Werke haben beweiſen wollen. Gewähren ſie nicht eben Belehrung, ſo werden ſie doch zu einigem Ergötzen dienen, und nebenbei zeigen, was alles Schüler- und Knabenhaftes in unſerer Zeit ſich vordrängt.

1) „Solche Baue verlangen wegen der mannigfachen Bedingungen, die ſie vorausſetzen, eine vorgeſchrittene Cultur, welche im geraden Gegenſatz mit den rohen Anfängen des pelasgiſchen Lebens ſteht".

Man muß annehmen (und noch deutlicher zeigt es ein folgendes Argument), dieſer gelehrten Jugend fehle jede Vorſtellung von kyklopiſchen Bauwerken. Ihr ſcheinen ſie höchſt kunſtreiche Bauten zu ſeyn, während ſie zwar eine in den Augen des ſpäteren Menſchengeſchlechtes übermenſchliche Kraft, nichts weniger aber als eine ausgebildete Kunſt anzeigen, wie ſie in Zeiten einer weit „vorgeſchrittenen Cultur" gefunden wird. Aber nichts in irgend einer Art Großes ſoll ſich „mit den dürftigen, nichtsſagenden Anfängen der Menſchheit" (Voßiſche Worte) vertragen. Richtiger wäre, zu ſagen: mit den dürftigen, nichtsſagenden Anſichten dieſer Anfänge. Dieſen Anſichten liegt nämlich ſtets der bloß verneinende Begriff des Anfangs zu Grunde, wonach dieſer das bloße Nichtſeyn deſſen iſt, was in der Folge hervortritt. Wenn aber der Anfang ſelbſt nichts iſt, oder nichts enthält, wie kann aus dieſem Nichts Etwas werden? — Dieſer Denkweiſe gemäß unterſcheiden ſich die Zeiten bloß durch ein Mehr oder Weniger der Cultur, wonach alſo für die erſte Zeit natürlich nur ein Minimum, das als ein Nichts ſich betrachten läßt, übrig bleibt. Es iſt aber nicht ein bloßes Mehr oder Weniger deſſelben Princips, das die Zeiten unterſcheidet, ſondern es iſt ein ganz anderes Princip, das z. B. in der vorgeſchichtlichen, ein anderes, das in der geſchichtlichen waltet. Die Ausbildung

Digitized by Google

des herrschenden Princips kann aber in verschiedenen Zeiten eine ganz gleiche seyn. Mit dem bloßen Begriff mehr oder weniger cultivirter Zeiten ist also gar nichts anzufangen; nach diesem müßte die Zeit des Homer eine weniger cultivirte heißen als die des Aeschylos oder Pindar, und dennoch wird jeder zugeben, daß die Ilias und die Odyssee ein Werk sind, dessen gleichen keine folgende Zeit wieder hervorgebracht hat, noch hervorbringen wird, wenigstens nicht anders als etwa im Uebergang zu einem neuen bis jetzt ungeahndeten Weltalter. Danach würde man also berechtigt seyn, ebensowohl das Zeitalter des Homer ein größeres zu nennen als das Zeitalter des Aeschylos oder Sophokles. Das Wahre ist, daß sie zwei ganz verschiedene sind, nicht eines mehr, das andere weniger groß, sondern beide gleich groß, aber jedes in seiner, völlig verschiedenen Art.

2) (Zweites Argument). „Die wirklich alten Baue, von denen wir Kenntniß haben, und die uns auch von den ältesten Schriftstellern als höchst bewundernswürdig, als Götterwerke gepriesen werden, haben nichts Kyklopisches an sich, und waren keineswegs unverwüstlich".

Man sieht wohl, was dieser Einwurf im Auge hat. Die Mauer, welche Poseidon und Apollon um Ilios gezogen haben, ist allerdings ein Götterwerk, und der Einwender meint, weil von Göttern gebaut, müsse sie in den Augen Homers auch nothwendig ein urzeitlicher Bau seyn, vor dem er sich keinen älteren denken könne. Ob dem nun so sey, wollen wir aus der Stelle im 7. Buch der Ilias[1] beurtheilen. Dort schauen sämmtliche um Zeus vereinigte Götter das große Werk der Achäer, die Mauer, welche sie zur Abwehr der gegen die Schiffe anstürmenden Troer aufführen, mit Staunen an:

Οἱ δὲ θεοὶ πὰρ Ζηνὶ καθήμενοι ἀστεροπητῇ
Θηεῦντο μέγα ἔργον Ἀχαιῶν χαλκοχιτώνων.

Poseidon aber gibt seinen Verdruß zu erkennen, daß dieses Werk der Achäer berühmt seyn werde, soweit das Tageslicht strahle, während man jener Mauer vergessen werde, die er und Phöbos Apollon einst

[1] V. 443 ff.

Digitized by Google

um die Stadt des Laomedon mit großer Arbeit gebaut haben. Hieraus erhellt wohl unwiderſprechlich, daß die von den Göttern um Ilios gezogene Mauer zwar immer ein bewundernswerthes, aber doch nur ein von Menſchen der geſchichtlichen Zeit erreichbares, ja übertreffliches Werk iſt. Man überlegt gewöhnlich nicht, daß die Götter Homers ſelbſt nur jüngere und menſchenartige Götter ſind, die eine übermenſchliche Vergangenheit hinter ſich haben. Nicht dieſer übermenſchlichen Zeit gehört die von Poſeidon und Apollon gebaute Mauer an, ſie wird von Homer ſelbſt ſchon als ein Werk der menſchlichen geſchichtlichen Zeit betrachtet, und gehört alſo nicht zu den wirklich alten Bauen in dem Sinn, daß die kyklopiſchen gegen ſie jünger ſeyn müßten. — Der kenntnißreiche Schüler ſieht die kyklopiſchen Mauern als Wunderwerke der Kunſt an, und will aus dieſem Grunde dem vorhomeriſchen und homeriſchen Zeitalter ſo Herrliches nicht zugeſtehen. Das homeriſche Zeitalter, ſagt er, baut keine andern als hinfällige, leicht erklimmbare und zerſtörbare Mauern. Die Mauer von Ilios hält Andromache für erſteiglich an Einer Stelle (Il. 6, 433); Herakles (der freilich noch anderes vermag) erſtürmt ſie wirklich (Il. 5, 638, 648); Patroklos erklimmt ſie. Drei und zwanzig Städte erſtürmt der einzige Achilleus (Il. 9, 328 seq.). Weiter werden alle die Städte, die bis zur homeriſchen Zeit in Griechenland erobert und verwüſtet worden, auf Voßiſche Art aus Homer compilirt, Thebe am Plakos (Il. 1, 366. 2, 691. 6, 416. 16, 154), Lesbos (9, 665 ff.), Pedaſos (20, 92), Tenedos (11, 625), Lyrneſos (2, 690. 19, 60. 20, 92. 191 seq.) u. ſ. w. Die Herzählung ſoll beweiſen, daß es vor der homeriſchen Zeit keine kyklopiſchen Mauern in Griechenland gab. Das Argument ſetzt voraus: wenn kyklopiſche Mauern vor Homer exiſtirt hätten, ſo müßten alle Städte Griechenlands (auch der Inſeln und Kleinaſiens) ſolche gehabt haben. Anerkannt iſt indeß, daß kyklopiſche Mauern und Bauwerke in Griechenland nichts Allgemeines, ſondern überall nur eine partielle Erſcheinung waren. Am beſten, wenn Tiryns ſelbſt unter jenen Städten ſtünde. Doch auch dieß bewieſe nichts gegen das Vorhomeriſche ſeiner Mauern, denn ohnerachtet derſelben iſt ſpäter Tiryns von den Argivern eingenommen und zerſtört

Digitized by Google

worden, ſo ſehr, daß die Einwohner nach Argos verſetzt wurden, wenn gleich die Mauern unverwüſtlich, und zu Pauſanias Zeiten das einzige Ueberbleibſel der Stadt (τὸ τεῖχος μόνον τῶν ἐρειπίων λείπεται [1]) waren, wie ſie denn bis auf dieſen Tag noch ſtehen. Gleiches geſchah Mykene, das ebenfalls die Argiver (angeblich bald nach dem perſiſchen Krieg) angriffen; denn da ſie die kyklopiſchen Mauern nicht überwältigen konnten, nöthigten ſie die Einwohner durch Hunger zur Uebergabe [2]. Die oben aufgehäuften Beiſpiele beweiſen gerade, daß die ſpätere Befeſtigungsweiſe eine ganz andere war als die kyklopiſche; kyklopiſche Mauern führten ſelbſt die homeriſchen Götter nicht mehr auf.

3) (Drittes Argument). „Würde Homer die Wunderwerke der Baukunſt mit Stillſchweigen übergangen haben, da er die hinfälligen Mauern Trojas, der Achäer und Thebens ſo laut preiſet?"

Daß er die Mauern Trojas, die der Achäer und der andern von Helden der Ilias eroberten Städte erwähnt, gehört zu der Geſchichte, die er erzählt. Die kyklopiſchen Mauern zu preiſen, war in ſeinen Gedichten keine Veranlaſſung. Künſtliche, für die homeriſche Zeit bewundernswerthe Mauern waren eben die Mauern von Troja und andern Städten; aber jene, wenn auch erſtaunenswerthen, doch mehr von Kraft als von Kunſt zeugenden, lagen außer der geſchichtlichen Zeit, die wir überall bei Homer in ihrem vollen Entſtehen erblicken, und der allein er ſeine ganze Theilnahme zuwendet. Eben daß er die kyklopiſchen Werke nirgends ausdrücklich erwähnt, beweiſet, daß ſie für ihn etwas völlig Veraltetes, mit der von ihm dargeſtellten Zeit gar nicht Zuſammenhangendes, alſo ganz Vorgeſchichtliches waren.

4) (Viertes Argument). „Bedeutende Bauwerke anderer Völker fallen nicht in die Urgeſchichte. Wann wurde der jüdiſche Tempel gebaut? Zu Abrahams oder zu Salomons Zeiten? — Wann entſtanden unſere Dome und Kaufhäuſer? Zu Hermanns Zeiten oder im Mittelalter?"

[1] L. II, c. 25, §. 8. coll. c. 17, §. 5.

[2] L. VII, c. 25, §. 6. Zu Pauſanias Zeit war außer andern Theilen des Umfangs auch noch der Thurm mit den Löwen übrig, der noch heutzutage ſteht. L. II, c. 16, §. 5.

Digitized by Google

In Bezug auf ſolches Gefaſel kann man 1) bemerken, daß niemand die Kyklopen für ein Volk erklärt hat; daß ſie inſofern auch hinſichtlich ihrer Bauwerke nicht mit andern Völkern zu vergleichen ſind. Sie ſind eine vorübergehende Erſcheinung und bezeichnen nur ein Moment, einen Uebergangszuſtand des noch nicht geſchiedenen, aber in der Scheidung zu Völkern begriffenen Menſchengeſchlechts. Am deutlichſten erhellt dieß wohl aus der ſchon angeführten Stelle im Anfang des 6. Buchs der Odyſſee. Dort[1] wird erzählt, wie die Phäaken einſt in der weitgebreiteten Hypereia nahe den Kyklopen gewohnt haben, die ſie immerwährend plünderten. Hierauf habe ſie Nauſithoos nach Scheria (damals noch) fern von Menſchen verpflanzt, um die Stadt eine Mauer geführt, Häuſer gebaut, Tempel den Göttern errichtet und die Felder vertheilt (ἐδάσσατ' ἀρούρας). Hier erſcheinen die Kyklopen als räuberiſche Nomaden, aus deren Nähe die Phäaken ſich entfernen, um innerhalb einer durch Mauern geſicherten Stadt ein bürgerliches, auf getheilten Beſitz begründetes Leben zu führen. Kyklopen kennen weder Städte noch abgegrenzten Beſitz; ihre Mauern ſind urſprünglich nicht Städte-Mauern (wie eben darum die Mauern, welche die Phäaken in Scheria ziehen, nicht Kyklopen-Mauern). Letztere ſind urſprünglich Befeſtigungen, im freien Felde gegen Incurſionen anderer noch wilder Nomaden aufgeführt und als Sammelplätze den Herumſchweifenden und noch unſtät Lebenden dienend. In der Stelle der Odyſſee ſieht man gleichſam die zum geordneten bürgerlichen Leben Uebergehenden von den wild umherſchweifenden Kyklopen ſich ausſcheiden, und wie dieſe den erſten Anfängen bürgerlicher Vereinigung noch ſich feindſelig entgegenſtellen. Indeſſen waren ja dieſe kyklopiſchen Befeſtigungen, der Natur der Sache nach, ſelbſt unvermeidlich Anfänge zu feſten Wohnſitzen, und ſo in der Folge zu Städten.

2) Durch die angeſtellten Vergleiche wird die Vorſtellung vollends deutlich, die ſich der wohlunterrichtete Voßiſche Schüler von kyklopiſchen Werken erworben. Er hält ſie für Bauten, vergleichbar a) dem prächtigen, in allen ſeinen Theilen höchſt kunſtvollen Salomoniſchen Tempel.

[1] V. 4 ff.

Digitized by Google

Aber eben, weil Gebäude wie der jüdiſche Tempel den vollkommen entwickelten Zeiten eines Volkes eigenthümlich ſind, können Werke wie die kyklopiſchen nicht einer ſchon pracht- und kunſtvolle Paläſte kennenden Zeit wie die homeriſche, noch weniger aber können ſie einer nachhomeriſchen zugeſchrieben werden. Sie ſind nur in einer vorgeſchichtlichen Zeit möglich. Eine richtigere Vorſtellung hätte Vergleiche für ſie weiter zurück geſucht, etwa bei dem Thurm von Babel, oder, wie Pauſanias, bei den Pyramiden Aegyptens, oder vielleicht bei den בָּמוֹת des A. T. b) Ein zweiter Vergleich ſind unſere mittelalterlichen Dome und Kaufhäuſer. Unter den Domen ſind wohl die ſogenannten gothiſchen gemeint. Alles an dieſen verkündet die beſonnenſte Kunſt und Geſchicklichkeit; an den kyklopiſchen Bauwerken läßt ſich nur eine blinde, als Inſtinkt wirkende Kunſt, und eben ſo nur eine gleichſam inſtinktartige Technik erkennen. Die ſchweren, unbeholfenen, undurchſichtigen und undurchdringlichen Maſſen der kyklopiſchen Bauwerke ſtellt unſer Wohlunterrichteter zuſammen mit den leichten, zierlichen, vielfach durchbrochenen und gleichſam durchſichtigen Werken der gothiſchen Architektur, die ſich zum Geſetz gemacht, zu dem kühnſten, ſchwungvoll gen Himmel aufſteigenden Bau ſo wenig als möglich Stoff zu verwenden, um das ungeheure Phantom eines gleichſam geiſtigen, von der Materie befreiten Gebäudes in die Luft zu ſtellen. In der ganzen unendlichen Maſſe von Vergleichungen, die bei Mangel an Kenntniß und Beurtheilungskraft etwa möglich ſind, hätte ſich nichts Entlegeneres, ja Entgegengeſetzteres auffinden laſſen als kyklopiſche Baue und gothiſche Dome.

Auf die Kaufhäuſer des Mittelalters führte vielleicht, daß die Schatzhäuſer des Minyas und Atreus gelegenheitlich kyklopiſcher Bauwerke erwähnt zu werden pflegen. Indeſſen hat ein Schatzhaus, das ſo unzugänglich als möglich gemacht wird, mit einem Kaufhaus kaum etwas gemein, das, wie ſchon der Name zeigt, nicht bloß zur Aufbewahrung, ſondern vorzüglich auch zu Kauf und Verkauf, alſo auf lebhaften Verkehr, eingerichtet iſt. Der Theſauros des Minyas war ein oberirdiſches Gebäude, rund, in eine ſehr geringe Spitze ausgehend. Pauſanias nennt dieſes Haus allerdings neben den Mauern von Tiryns als eines

Digitized by Google

der Wunder Griechenlands[1], von dem er außerdem bemerkt, daß es keinem der andern weder in Griechenland noch anderwärts nachstehe[2]. Ohne ausdrücklich zu sagen, es sey ein Werk kyklopischer Baumeister, zeigt doch schon jene Zusammenstellung, daß es, wie kyklopische Baue, ein durch Verbindung kolossaler Massen imponirendes Gebäude war. Die Schatzkammern des Atreus und seiner Söhne zu Mykene waren unterirdische Gemächer (ὑπόγαια οἰκοδομήματα)[3]. Ob sie mit den berühmten, als kyklopisch bekannten Mauern der Stadt gleichzeitig waren, ob und wie sie mit ihnen zusammenhingen, sagt Pausanias nicht. Von dem Schatzhaus des Minyas ist gesagt, es sey gebaut worden, um Schätze aufzunehmen[4]; die unterirdischen Kammern zu Mykene könnten auch bloß zu Schatzkammern verwendet worden seyn. Wie dem sey, — daß jener Thesauros dem Minyas, diese Schatzkammern dem Atreus zugeschrieben wurden, beweiset, daß Griechenland kyklopische Bauten nicht in die Zeit nach Homer versetzte.

Indem ich hier meine Bemerkungen abbreche, erlaube ich mir nur noch hinzuzufügen, daß ich mich dabei bloß an die Quellen gehalten habe, indem mir die Zeit nicht verstattet hat, weder die gelegenheitlichen Bemerkungen neuerer Schriftsteller über kyklopische Baukunst noch die Angaben der Reisebeschreiber über noch vorhandene Trümmer derselben zu vergleichen[5].

[1] L. IX, c. 36, §. 5.
[2] L. IX, c. 38, §. 2.
[3] L. II, c. 16, §. 6.
[4] L. IX, c. 36, §. 4.
[5] Man vergleiche zu dieser Abhandlung die Einleitung in die Philosophie der Mythologie, 2te Abth., Band I, S. 117. D. H.

Digitized by Google

Erſte Vorleſung in München.

26. November 1827.

(Aus dem handſchriftlichen Nachlaß.)

Digitized by Google

Digitized by Google

Endlich ſehe ich meinen lebhafteſten Wunſch erfüllt, ich ſehe mich Ihnen gegenüber und im Begriff mein Amt als öffentlicher Lehrer wirklich anzutreten. Denn frei geſtehe ich hier und öffentlich, nicht das Ehrenvolle meines anderweitigen Berufs, ſelbſt nicht die großen Vortheile dieſer durch die vereinigten Hülfsmittel für Wiſſenſchaft und Kunſt ſo anziehenden und in Deutſchland einzigen Stadt, ſondern vorzüglich die Hoffnung, noch einmal des Glücks zu genießen, deſſen meine Jugend gewürdiget worden, vielen und trefflichen Jünglingen Führer auf dem Weg höherer Forſchung und allgemeinbildender Wiſſenſchaft zu werden, konnte mich bewegen, aus der Stille und Verborgenheit eines freier, unbeſchränkter Forſchung gewidmeten Lebens hervorzutreten, und ich darf ſagen: der vorzüglichſte Wunſch meines Herzens wird gewährt ſeyn, wenn es mir gelingt und die Kraft mir gegeben wird, dieſem über alles theuern Beruf zu genügen. Ich hoffe es, denn ich habe mich zu dieſem Beruf nicht gedrängt, ja ihn nicht geſucht; ich folgte einem Ruf, dem ich widerſtehen nicht konnte, nach meinem Gewiſſen nicht durfte. Es war der Ruf eines Königs, von deſſen Geiſt und einſichtsvoller Liebe für Wiſſenſchaft mein Herz längſt alles das weiſſagte, was wir nun großentheils gethan ſehen. Ich wurde gerufen an die Hoheſchule im Mittelpunkte des Landes, in dem ich mit Gunſt und Wohlwollen aufgenommen, längſt einheimiſch geworden war, und als Einheimiſcher betrachtet zu werden das Glück hatte. Als Lehrer war ich in dieſes Land gekommen, aber leider früh, für meine eignen Wünſche zu früh verſtummt. Ja im eigentlichen Bayern hatte ich nie gelehrt, und

Digitized by Google

dennoch fühlte ich mich von tiefer innerer Zuneigung zu dieſer bayeriſchen Jugend gezogen, von deren Empfänglichkeit, friſcher unverdorbener Lebendigkeit, tiefliegenden, aber eben darum auch tief eindringenden, nicht bloß die Oberfläche berührenden Unterricht verlangenden Anlagen mich zu überzeugen ich ſo viele Gelegenheit gehabt hatte. Wie oft habe ich geäußert, daß das bayeriſche Volk, um ſich bald den an Geiſt und Wiſſen hervorragendſten Völkerſchaften Deutſchlands gleichzuſtellen, ja ſie ebenſo, wie bereits in der Kunſt, zu übertreffen, nichts bedürfe als einen König, der die Anlage ſeines Volks verſtehe und ein kräftiges ihr angemeſſenes Syſtem des öffentlichen Unterrichts einzuführen und mit Standhaftigkeit zu handhaben wiſſe. Wie oft habe ich Bayern einem ſtarken, mächtigen, große Kraft zu ſeiner Bearbeitung fordernden Boden verglichen, der aber bis zur gehörigen Tiefe umgebrochen und gepflügt, tauſendfältige nicht gealmdete Früchte bringen würde. Eines andern Gleichniſſes erinnere ich mich von Herder, der vielleicht ſchon vor vierzig Jahren einem bayeriſchen Miniſter, Graf Leyden, der wegen eines Unterrichtsplans an ihn geſchrieben hatte, antwortete: „Laſſen Sie Ihre Jugend Geiſt und Kenntniſſe nicht aus bloßen Fingerhüten ſchlürfen, Ihre Jugend verlangt ex pleno zu trinken“. Freilich ſolang ſolche Fingerhüte im Schwang gingen, vorgeſchriebene Lehrbücher, einengende Studienplane herrſchten, ſolang es den Anſchein hatte, als wäre die bayeriſche Jugend gleichſam aus anderem wohl gar ſchlechterem Stoff als die übrige deutſche gemacht, als wäre, was für alle gut iſt, nicht auch für ſie gut, als dürfte ein ſo entſchieden begabtes Volk in allem andern, nur nicht in der Wiſſenſchaft, die doch für alles andere erſt den höchſten Maßſtab darbietet, der allgemeinen Bewegung des deutſchen Geiſtes folgen, da mußte ich mich unfähig zum Beruf als Lehrer ſelbſt anſehen und bekennen. Meine Gabe zu lehren iſt eine beſchränkte, ſie kann ſich nur äußern, wo ſie mit Vertrauen und Zuverſicht unbeſchränkt ſich äußern darf, wo freiwillige Neigung und ein ſelbſtgefühltes Bedürfniß des Herzens und des Geiſtes ihr entgegenkommt. Gezwungenen Hörern bin ich ſtumm. Zwang findet eigentlich nur ſtatt, wo es bloßes Lernen gilt. Wohl gibt es auch in der Philoſophie zu lernen — zu lernen im

Digitized by Google

materiellen und formellen Sinn. Die Philoſophie bedarf gewiſſer eigenthümlicher Kenntniſſe, aber ihr wahres Wiſſen beſteht in etwas ganz anderem als bloßen ſogenannten Kenntniſſen. In den Sophiſtenſchulen erwarben ſich griechiſche Jünglinge die Kenntniß aller der Schlingen und Fallſtricke, die man ſeinem Gegner vor Gericht oder in einer wiſſenſchaftlichen Unterſuchung legen kann. Noch jetzt bildet in unſerer Logik die Aufzählung möglicher Fehlſchlüſſe ein nicht unanſehnliches Kapitel, und es ſteht dem, der Philoſophie ſtudirt zu haben ſich rühmt, gar wohl an, wenn er jeden dieſer captioſen Schlüſſe mit ſeinem eignen techniſchen Namen bezeichnen kann, wenn er z. B. ſagen kann, dieß ſey eine captio aequivocationis, oder eine captio figurae dictionis, oder ignorationis elenchi u. ſ. w. Aber durch Erwerbung dieſer allerdings achtenswerthen, ja zu gewiſſen Zwecken unentbehrlichen Kenntniſſe wird der höchſte Zweck des philoſophiſchen Studiums nicht erreicht, — alle dieſe Kenntniſſe ſind nur Mittel.

Lernen überhaupt in dieſem Sinn läßt ſich nur, was abgeſchloſſen, fertig und gleichſam beiſeit gebracht iſt. Aber an ſeinen eigentlichen Aufgaben hat der Geiſt der Philoſophie ſeit Jahrtauſenden gearbeitet; unſtreitig läßt ſich annehmen, daß er ſeinem Ziel ſtufenweis näher gekommen iſt und immer mehr ſich nähert, aber ſolange dieß Ziel nicht erreicht iſt, iſt nur in jener zum Ziel fortſchreitenden Bewegung eigentliche, lebendige Philoſophie. Ja, auch wenn es erreicht iſt, muß es doch jeder Nachfolgende auf demſelben Wege erreichen, auf dem es der Erſte erreichte. Philoſophie iſt, wie ihr Name ſchon ſagt, freie Liebe, und ohne dieſe iſt ſie todt. Läßt ſich aber Liebe befehlen oder erzwingen? Wenn aber das Ziel nicht erreicht iſt, wie kann man etwas, was im Werden, in ſtets lebendiger, nie ruhender Fortbewegung iſt, als etwas Abgeſtorbenes, Fertiges, gleichſam Vorhandenes behandeln, auf welches man wie auf das Erzeugniß einer Manufaktur ſeinen Stempel drückt? Wo man daher das Studium der Philoſophie durch Vorſchriften zu bedingen und einzuengen geneigt iſt, da wird man auch gleich auf eine gewiſſe Durchſchnitts-Philoſophie denken müſſen, eine Philoſophie, die jedes Aeußerſte in allen Richtungen vermeidet und überall

Digitized by Google

nur ein gewisses mittleres Maß, sowohl in der Sache selbst als in der Art, sich über die großen Gegenstände des Denkens zu äußern, zuläßt. Aber damit wird die Jugend um die eigentliche Philosophie wie um den wahren Zweck des allgemeinen philosophischen Studiums betrogen. Denn die Philosophie verlangt einmal Entschiedenheit — jede Entschiedenheit aber ist in irgend einer Richtung ein Aeußerstes —, es ist einmal ihre Natur, auf die Gipfel des Denkens sich zu erheben, und wo sie durch direkten oder indirekten Zwang gehemmt wird, gleicht sie einem gefangen gehaltenen Adler, dem seine wahre Heimath, die Felsenspitze, verwehrt ist. Man kann nicht in der Philosophie zwischen entgegengesetzten Systemen kapituliren oder gar unbestimmt schweben, es sey denn, man ergebe sich frei und offen einem traurigen, unerquicklichen Geist und Herz tödtenden oder doch entnervenden Skepticismus. Der Lehrer also, der genöthigt ist über die eigentlich großen Gegenstände, wegen deren es allein im Grunde der Mühe werth ist zu philosophiren, trockenen Fußes hinwegzugehen, oder sich mit halben unentschiedenen Worten darüber zu äußern, kann den eigentlichen Zweck des philosophischen Unterrichts nicht erfüllen. Denn dieser besteht nicht darin, der Jugend eine gewisse Kenntniß oder Notiz zu geben von den in der Philosophie obschwebenden Fragen und den verschiedenen auf sie gegebenen oder doch möglichen Antworten. Denn das gerade bildet die Halbwisser, die Halbaufgeklärten, die ohne alle tiefere Bildung, ja ohne die geringste Ahndung, wie viel dazu gehört, um über irgend eine die Menschheit interessirende Frage ein wahres oder erleuchtetes Wort zu sagen, über die tiefsten Gegenstände aburtheilen.

Man könnte sagen, mit jener Scheu vor dem Materiellen der tiefsten Untersuchungen lasse sich noch eine gewisse formelle Bildung vereinigen. Aber die Folge von dieser Beschränkung auf das Formelle wäre, daß man Sophisten bildete, nicht Philosophen. Unsere Schulen würden dadurch jenen alten Schulen sophistischer Rhetoren gleich, in denen man nur lernte, für und wider alles mit gleicher Geschicklichkeit zu reden. Aber der höchste Zweck des allgemeinen philosophischen Unterrichts ist überhaupt nicht oder nicht einmal dieser: nur wieder Philosophen zu

Digitized by Google

bilden, wie z. B. der Zweck des allgemeinen mathematiſchen Unterrichts nicht ſeyn darf, nur wieder Mathematiker von Profeſſion, oder des philologiſchen wieder Philologen von Metier zu bilden. Denn daß recht viele wiſſenſchaftliche Grammatiker oder Kritiker exiſtiren, iſt zwar erwünſcht, aber wichtiger für die Menſchheit iſt, daß ſo viele als möglich in einem Volk ſeyen, die im Stande ſind, ſich an den Werken des Alterthums aufzurichten und zu ſtärken, mit dem Geiſte deſſelben fortwährend ſich zu durchdringen. Die meiſten alſo ſtudiren nicht Philoſophie, um wieder Philoſophen zu werden, ſondern um jene großen zuſammenhaltenden Ueberzeugungen zu gewinnen, ohne die es keine Selbſtändigkeit der Geſinnung und keine Würde des Lebens gibt. Ja in einer Zeit, wo alles andere ſchwankend geworden, alles Poſitive Beſtreitungen und Anfechtungen in verſchiedenem Sinn noch immer ausgeſetzt iſt, da erſcheint es doppelt wichtig und nothwendig, daß eine männliche, aller Tiefen des Geiſtes kundige Philoſophie die wankenden Grundlagen aller wahrhaft menſchlichen Ueberzeugungen wiederherſtelle und befeſtige. Zwar es iſt in der eben erwähnten Hinſicht ein Wendepunkt eingetreten — die nichtswürdigen religiöſen Anſichten einer flachen Zeit haben den tieferen einer ernſteren Platz gemacht; anders denkt man heutzutage über die Würde des Menſchen und die Bedeutung des Lebens überhaupt. Aber wenn ein Wendepunkt eingetreten, ſo iſt dieß ſelbſt großentheils die Folge einer Philoſophie, die das Leben tiefer erfaßt und eben im Poſitiven die wahre Fülle des Wiſſens erkannt hat. Ja wenn jetzt manche im Gegentheil Philoſophie wieder herabzuſetzen, als gefährlich für Religion, Glauben u. ſ. w. zu verſchreien ſuchen, ſo geſchieht dieß bei denen, die noch auf einige Achtung Anſpruch machen können, mit Mitteln, die ſie von der Philoſophie entlehnten, und von denen ſie ſich nur einen falſchen, übertriebenen Gebrauch verſtatten, aber — das Gehör, will ich nicht ſagen, aber doch — die Toleranz, die ſie für ihre antiphiloſophiſchen Aeußerungen finden, haben ſie ſelbſt der verſchrieenen Philoſophie zu danken; denn wahrlich noch vor wenigen Jahrzehnten hätten ſie dieſe nicht gefunden. Es iſt nicht zu fürchten, daß der tiefere Gehalt der Religion und des höheren Lebens, den die ernſte Arbeit und

Digitized by Google

der Tiefsinn deutscher Philosophen für das wissenschaftliche Bewußtseyn wieder erobert, die leichte Beute einiger Parteigänger werde, die sie gern zum Werkzeug der Verfolgung oder Erreichung gewisser äußerer Zwecke machen möchten. Dafür ist hinlänglich durch den gesunden Verstand unserer Zeit gesorgt, daß der ruhige Gang der Entwicklung, in den alles eingeleitet ist, und der die Welt einst mit einem Resultat überraschen wird, von dem jene antiphilosophischen Deduktionen selbst noch weit entfernt sind, nicht gestört und nicht unterbrochen werde. Aber gerade in einer im Ganzen noch so unklaren Zeit ist es doppelt nothwendig, daß der Unterricht in der Philosophie klar, entschieden, nicht mit halben und zweifelhaften Begriffen, die dem Gegner oft mehr als sich gebührt zugeben, sondern mit Bestimmtheit und Sicherheit gerade in den Hauptpunkten ertheilt werde.

Aber könnte man sagen, eben eine solche Philosophie könnte ja vorgeschrieben werden. Nein, antworte ich, gerade eine solche könnte nicht vorgeschrieben werden. Denn wer kann sagen: die wahre Philosophie ist da, oder sie ist dort? Philosophie soll einmal und kann ihrer Natur nach keinen Einfluß ausüben als durch freie Ueberzeugung, sie muß mit jedem wieder von vorn anfangen, sich an jedem wieder neu bewähren, denn kein Mensch kann für den andern glauben oder für den andern überzeugt seyn. Und wer bürgt dafür, daß der Staat, der sich um Philosophie annähme oder eine besondere privilegirte, den Stempel seines Ansehns, anstatt auf das Rechte und Wahre, das diesen Stempel verschmäht, nicht auf Phantasterei und Unsinn drückte? Und müßte der Lehrer, der wirklich eine eigenthümliche Ueberzeugung mittheilt, aber die er doch in andern erst hervorzubringen hat, beim Vortrag einer Wissenschaft, der er sich selbst als des freiesten Erzeugnisses bewußt ist, nicht erröthen, müßte ihm nicht das lebendige Wort auf der Zunge ersterben, wenn er nur gezwungene Zuhörer vor sich sähe, wenn das schönste und reinste Verhältniß, das seiner Natur nach nur ein persönliches seyn kann, ein vom Staat gebotenes wäre?

Dank dem Könige, dessen reiner freier Geist auch mir gegeben hat, auf die einzige mir zusagende, mögliche Weise als freier, freiwillig

Digitized by Google

gehörter Lehrer der Philoſophie zu wirken und ſo die langjährige, wiewohl unverſchuldete Schuld an das Vaterland zu bezahlen.

Unmöglich iſt, daß die bayeriſche Jugend die Aufhebung eines Zwangs, deſſen unſelige und wahrhaft betrübende Folgen keinem Aufmerkſamen entgehen konnten, als einen Freibrief des Unfleißes, der Vernachläſſigung aller nicht zum unmittelbaren Bedarf erforderlichen, kurz aller höheren und allein allgemein bildenden Studien, oder als Berechtigung anſehe, ſich nur um das Allernothdürftigſte und was zum künftigen Broderwerb durchaus nothwendig iſt, zu bemühen. Im Gegentheil werden Bayerns Jünglinge, indem ſie nun erſt den Studirenden anderer hohen Schulen ſich gleichgeſtellt fühlen, mit dieſen in der Liebe und in dem Intereſſe für allgemeine Wiſſenſchaften wetteifern; im ſchlimmſten Fall aber würde die Aufhebung des Zwangs nur jene Scheidung unter den Studirenden ſelbſt bewirken, die man aufrichtig wünſchen muß bewirkt zu ſehen, daß die wenigen, die unter einer großen Anzahl immer ſich finden werden, die wenigen, ſage ich, die in den Jahren der edelſten Empfindung und der lebhafteſten Beſtrebungen ſchon ganz gefühl- und empfindungslos ſind für alle den inneren Menſchen vorzugsweis erhebenden und befreienden Wiſſenſchaften, daß dieſe, ſage ich, als Ausnahme wirklich hervortreten, und während ſie bisher (bei beſtehendem Zwang) von den Beſſeren ſich durch nichts unterſchieden, ihren eignen Commilitonen, ſo wie den Lehrern der Univerſität ſich bemerklich machen, wie hinwiederum die Beſſern ſich untereinander (und dieß iſt ein großer, wichtiger Punkt) erkennen, und von den Lehrern erkannt und unterſchieden werden als ſolche, die weder Zwang noch bloße bald verrauchende Neugierde, ſondern ein wirkliches Bedürfniß des Herzens und des Geiſtes in die Hörſäle der philoſophiſchen Wiſſenſchaften führt, die alle unter ſich in einem ſo engen Zuſammenhang ſtehen, daß keiner leicht eine derſelben mit wahrem Intereſſe und Erfolg hören kann, ohne ſofort auch zum Studium der anderen ſich getrieben zu fühlen. Die Philoſophie hat im Grund keine anderen Gegenſtände als die anderen Wiſſenſchaften auch, nur ſieht ſie dieſelben im Licht höherer Verhältniſſe, und begreift die einzelnen Gegenſtände derſelben, z. B. das Weltſyſtem, die Pflanzen-,

Digitized by Google

die Thierwelt, den Staat, die Weltgeschichte, die Kunst — nur als Glieder Eines großen Organismus, der aus dem Abgrund der Natur, in dem er seine Wurzel hat, bis in die Geisterwelt sich erhebt. Die Philosophie läßt den, der sie in ihrer Tiefe erfaßt hat, nicht ruhen, eh' er auch in die Tiefen der Natur und der Geschichte geblickt hat. Durch Natur und Geschichte hinwiederum wird er an die Philosophie gewiesen; Thatsachen und Erscheinungen haben in der Natur sich hervorgethan, deren Erklärung mit den gewöhnlichen und angenommenen Mitteln nicht mehr zu bestreiten ist und durchaus höher gestellte Begriffe fordert. Was man vor achtundzwanzig Jahren kaum zu ahnden wagte, Ansichten, die damals ausschweifende Gedanken einer ihre Grenzen verkennenden Speculation genannt wurden, liegen jetzt im Experiment vor Augen. Ich meine damit nicht etwa jene Erfahrungen von allerdings schon aus dem Grunde, weil Menschen dabei ins Spiel kommen, zweideutiger Natur, welche viele einfach schon darum für Betrug und Täuschung zu erklären sich berechtigt halten, weil sie ihnen nicht begreiflich sind, gleich als wäre ihr individuelles Begreifungsvermögen der Maßstab der Natur. Ich spreche von ganz unverwerflichen Erscheinungen, denen z. B., zu welchen die chemischen und elektromagnetischen Wirkungen der Voltaschen Säule Veranlassung gegeben. Nicht mehr die Speculation, sondern die Natur selbst stört die Ruhe der althergebrachten Hypothesen. Aber auch in der Naturgeschichte, namentlich der Naturgeschichte der Erde, führt die fortschreitende Beobachtung immer mehr auf unleugbare Thatsachen, vor welchen die alles bloß materiell und äußerlich erklärende Naturwissenschaft verstummt. Nicht minder stellt die Geschichte der Menschheit Thatsachen auf, die man sich bisher mit ungenügenden Theorien zu umnebeln und gleichsam unkenntlich zu machen gesucht hat, die man aber nur in ihrer Nacktheit und reinen Bloßheit darzustellen braucht, um sich zu überzeugen, daß nur eine bis auf die tiefsten Anfänge zurückgehende Philosophie ihnen gewachsen sey. Kurz, wohin wir im weiten Gebiete menschlicher Erkenntniß und Wissenschaft blicken, sehen wir überall die Anzeichen der Annäherung jenes Zeitpunkts, den die begeisterten Forscher aller Zeiten vorausgesehen, wo die innere Identität aller Wissenschaften

Digitized by Google

ſich enthüllt, der Menſch endlich des eigentlichen Organismus ſeiner Kenntniſſe und ſeines Wiſſens ſich bemächtigt, der zwar ins Unendliche wachſen und zunehmen kann, aber ohne in ſeiner weſentlichen Geſtalt ſich weiter zu verändern; wo endlich die vieltauſendjährige Unruhe des menſchlichen Wiſſens zur Ruhe kommt, und die uralten Mißverſtändniſſe der Menſchheit ſich löſen.

Man hat unſere Zeit oft eine große genannt, aber das Größte liegt noch in ihr verborgen. Und in einer ſolchen Zeit ſollte gerade die bayeriſche Jugend ſich ſchlaff zeigen? Das ſey ferne zu denken. Meine Meinung von ihr iſt eine ganz andere. Mit Ungeduld, mit bisher gegen ihren Willen geſchonten und zurückgehaltenen Kräften wird ſie ſich auf den Weg machen, ſobald nur die Spur und Fährte ächter Wiſſenſchaft ihr gezeigt iſt, und die bisherigen Schranken gefallen ſind. Mit Beharrlichkeit und Standhaftigkeit wird ſie die Bahn verfolgen und in allen Zweigen des menſchlichen Wiſſens bald zwiſchen ſich und dem beſten und trefflichſten Theil der deutſchen Jugend keinen Unterſchied übrig laſſen. Für würdig geachtet der Freiheit und der eignen Wahl wird ſie ſich auch würdig derſelben zu zeigen wiſſen und das Vertrauen eines Königs nicht täuſchen, der nichts anderes wünſcht als das Feuer des Geiſtes angezündet, und das reichſte, vielbewegteſte, entwickeltſte wiſſenſchaftliche Leben um ſich und beſonders auf ſeiner Univerſität erblühen zu ſehen.

Iſt es nun ein großer und bedeutender Moment in der Geſchichte des Vaterlands, in der ganzen Entwicklung des bayeriſchen Volkes, in welchem meine Wirkſamkeit an der hieſigen Hohenſchule beginnt, ſo ſteht insbeſondere auch die Entwicklung der Wiſſenſchaft, für die ich berufen bin, der Philoſophie, eben jetzt wieder an einem ihrer entſcheidenden Momente, wie ſie in der Geſchichte dieſer Wiſſenſchaft mehrmals vorgekommen ſind. Zwar mit den großen und mächtigen Gegenſätzen, mit denen ſie früher zu ringen hatte, beſteht kein Kampf mehr, alle dieſe ſind der Wiſſenſchaft unterworfen, und es iſt eigentlich nur noch Eine Frage, um die es ſich in der Philoſophie handelt; es gilt nur, einen letzten Verſuch, die Entwicklung der Wiſſenſchaft zur völligen Freiheit und Objektivität zurückzuhalten, in ſein Nichts zurückzuweiſen. Es iſt

Digitized by Google

ein großer Vorzug unserer Zeit, die Frage über Seyn und Nichtseyn der Philosophie auf einen einzigen Punkt zurückgeführt zu haben. Jene Verwandlung, welche die Philosophie vor jetzt länger als fünfundzwanzig Jahren erhielt, mußte doch wohl eine tiefere seyn, wenn man bedenkt, wie viele damals für hochwichtig gehaltene, in Lehrbüchern und auf Kathedern weitläufig und mühselig verhandelte Fragen jetzt müßig, überflüssig geworden und alle Bedeutung verloren haben und trotz aller entgegengesetzten Bemühungen auch kein Interesse wiedergewinnen konnten; wenn man bedenkt, wie die Philosophie, in kleinliche Untersuchungen verstrickt, damals nur für die Männer der Schule Wichtigkeit hatte, indeß sie jetzt zu den wahrhaft großen und allgemeinen Gegenständen zurückgeführt, auch dem allgemein gebildetsten Weltverstand zur Rede steht und keine Antwort schuldig bleibt. Der große Haufe, der seine Weisheit aus Tagblättern zu schöpfen gewohnt ist, spricht noch immer von dem schnellen Wechsel der Systeme; man hat aber nicht gesehen, daß irgend ein wesentlich neues und in seinen materiellen Grundlagen anderes System in den letzten fünfundzwanzig Jahren sich erhoben und lebendiger Geister sich bemächtigt hätte, und was allein seit dieser Zeit Geltung sich erworben, gibt sich selbst nur für Verbesserung, für Vollendung des damals Gewonnenen.

Es ist ein Großes, daß jetzt in der That die Philosophie im Allgemeinen nicht mehr der Philosophie, sondern nur noch der Unphilosophie entgegensteht — denn diejenigen, deren Weisheit darin besteht, daß man eben überall nichts wissen könne, oder deren angebliche Denkfreiheit, die sie gegen eine, wie sie sagen, herrschende oder herrschsüchtige Philosophie behaupten wollen, eigentlich eine Freiheit vom Denken ist, die sie für sich ansprechen, eine allgemeine Freiheit oder Befugniß, von allem, was allein des Denkens werth ist, nichts mehr zu denken, oder diejenigen, die der Meinung sind, daß man um aller wissenschaftlichen Noth ein Ende zu machen, sich kurz und gut irgend einer Autorität in die Arme werfen müsse, die also an allem Erfolg der Philosophie verzweifeln, oder die noch heutzutage versichern, eine bescheidene, ihre Grenzen erkennende Philosophie müsse sich auf Beobachtung und Aufzählung der innern Thatsachen des Bewußtseyns, kurz auf eine nüchterne Psychologie oder Anthropologie

Digitized by Google

beſchränken, dieſe alle insgeſammt dürfen doch wohl für Wortführer der Unphiloſophie erklärt werden. Dieſer Umſtand — daß eigentlich diejenigen, welche ſich der, wie ſie ſagen, herrſchenden Philoſophie entgegenſtemmen, dieß nicht anders zu bewerkſtelligen wiſſen, als indem ſie ſelbſt auf alle Philoſophie verzichten (was man ihnen füglich erlauben kann), ſo wie der, daß die Unterſuchung ſich auf einen engen Kreis zuſammengezogen hat, und die letzte Entſcheidung über Bedeutung und künftigen Gang der Philoſophie ſogar, wie geſagt, von einer einzigen Frage abhängt, dieſe möchten doch wohl beweiſen, daß die Philoſophie durch ihre letzte Kriſis einen Punkt erreicht hat, von dem ſie nicht wieder herabſinken kann, und auf welchem ſie eigentlich nicht mehr mit der Unwiſſenſchaft, ſondern nur mit der reinen Entwicklung ihrer ſelbſt beſchäftiget iſt.

Man hört auch wohl öfters ſagen: das Intereſſe an der Philoſophie habe in den zehn oder letzten fünfzehn Jahren bedeutend abgenommen. Nichts weniger, und durch nichts geſchieht unſerer Zeit größeres Unrecht. Man darf namentlich nur die Streitigkeiten auf dem religiöſen Gebiet, den ſchwankenden Kampf zwiſchen Supernaturalismus und Rationalismus einigermaßen verfolgt haben, um ſich zu überzeugen, welche Begierde, welche Sehnſucht nach philoſophiſcher Entſcheidung und demnach nach Philoſophie vorhanden iſt. Wo aber ſolches Verlangen, da iſt doch wohl auch Intereſſe für die Philoſophie als ſolche, wenn auch nicht gerade für die Philoſophie, wie ſie eben zufällig und in einem gewiſſen Zeitraume ſich zeigt. Vielleicht wenn in den letzten zehn oder fünfzehn Jahren ſich kein dem frühern vergleichbares Intereſſe — nicht an Philoſophie, ſondern an philoſophiſchen Erſcheinungen gezeigt hat, wäre dieß ebenſo ſehr nicht zu tadeln. Vielleicht konnte man überhaupt nichts Beſſeres thun, als eben die Sache einſtweilen gehen und auf ſich beruhen zu laſſen. Vielleicht, daß doch manche ſinnigere Menſchen dem, was ein Fortſchritt zu ſeyn ſich rühmte, gleich anſahen, daß erſt entſchieden werden müſſe, ob überhaupt oder wenigſtens in welchem Sinn es ein Fortſchritt ſey, und die ſich daher nicht voreilig damit beläſtigen wollten, es kennen zu lernen. Ich kann alſo, wenn ich die wahre und wirkliche Sehnſucht der Zeit auf der einen und die

Digitized by Google

Lage der Wissenschaft auf der andern Seite erwäge, nicht umhin eine gewisse Aehnlichkeit zu finden zwischen meinem ersten Auftritt in der Philosophie und dem gegenwärtigen, wo es mir nicht bloß zur innern, sondern zur äußern Pflicht wird, mich entschieden und deutlich auszusprechen.

Als ich vor bald dreißig Jahren zuerst berufen wurde, in die Entwicklung der Philosophie thätig einzugreifen, damals beherrschte die Schulen eine in sich kräftige, innerlich höchst lebendige, aber aller Wirklichkeit entfremdete Philosophie. Wer hätte es damals glauben sollen, daß ein namenloser Lehrer, an Jahren noch ein Jüngling, einer so mächtigen und ihrer leeren Abstraktheit ohnerachtet doch an manche Lieblingstendenzen der Zeit sich eng anschließenden Philosophie sollte Meister werden? Und dennoch ist es geschehen — freilich nicht durch sein Verdienst und seine besondere Würdigkeit —, sondern durch die Natur der Sache, durch die Macht der unüberwindlichen Realität, die in allen Dingen liegt, und er kann den Dank und die freudige Anerkennung, die ihm damals von den ersten Geistern der Nation zu Theil wurde, nie vergessen, wenn auch heutzutage wenige mehr wissen, wovon, von welchen Schranken und Banden die Philosophie damals befreit werden mußte, daß der Durchbruch in das freie offene Feld objektiver Wissenschaft, in dem sie sich jetzt ergehen können, diese Freiheit und Lebendigkeit des Denkens, deren Wirkung sie selbst genießen, damals errungen werden mußte.

Auch jetzt wieder scheint sich die Philosophie an einem Punkt zu finden, über den sie nicht hinaus kann, indeß das, was ihr als das Letzte und Aeußerste gegeben wird, in der Gesinnung aller Besseren einen allgemeinen und nicht wohl zu beseitigenden Widerspruch findet. Denn der unsichtbar über allem waltende Geist ruft in jedem Fall einer Hemmung zu rechter Zeit und Stunde die Gesinnungen hervor, welche die Kraft zur Ueberwindung steigern und die Gemüther für die Hülfe, wenn sie erscheint, empfänglich und gelehrig machen. — —

Unter solchen Verhältnissen unseres Vaterlandes, der Zeit und der Wissenschaft komme ich zu Ihnen und trete in Ihre Mitte. Mit Liebe begrüße ich Sie, nehmen Sie auch mich mit Liebe auf. Ich werde für Sie leben, für Sie wirken und arbeiten, solange es Gott gefällt.

Digitized by Google

Rede an die Studirenden

der

Ludwig-Maximilians-Universität

in der

Aula Academica

am Abend des 29. Decembers 1830.

Digitized by Google

Digitized by Google

Meine Herren!

Ich habe Sie, außerordentlicher Weiſe, gebeten, mich heute noch zu hören; ich ſpreche zu Ihnen nicht in Auftrag, nicht daß ein Menſch es mir angemuthet oder mich darum erſucht hätte, ſondern ganz allein, weil das eigne Herz es mir gebietet, weil ich es nicht mit anſehen kann, daß noch eine Nacht wie die letzten herankomme und der Zuſtand von Unruhe fortdaure, der ſchon ſo viele unglückliche Folgen gehabt hat und mit noch unglücklicheren uns, Sie alle, die Hoheſchule ſelbſt bedroht; um mit Ihnen zu überlegen, wie die Ruhe in die Gemüther, der Friede in die geſtörten Verhältniſſe zurückzuführen ſey; was noch ſich thun laſſe, um dem immer weiter um ſich greifenden, unſern liebſten Hoffnungen ſchmähliche Vernichtung drohenden Unheil ein Ziel zu ſetzen. Ich rede zu Ihnen — nicht als ein Vorgeſetzter, ſondern als Ihr Lehrer, deſſen Stimme Sie in manchen ruhigen und, ich darf ſagen glücklichen Stunden, wenn es ihm gelang, Sie in Ihr eignes Inneres und in die Tiefen menſchlicher Gedanken zu führen, mit Luſt, mit Liebe, ſelbſt mit Begeiſterung gehorcht haben — ich rede zu Ihnen, nicht als einer der Ihnen gegenüber ſteht, ſondern der mit Ihnen daſſelbe Intereſſe hat, als Freund der Jugend, als Ihr Freund, der in Ihnen nie etwas anderes geſehen hat als wahre Commilitonen, Mitſtreiter im großen Kampfe des menſchlichen Geiſtes. Hören Sie alſo auch heute den, dem Sie als Anführer

Dieſe Rede hatte ihre Veranlaſſung in einem mehrere Tage andauernden Studenten-Tumult, bei dem es bereits zu blutigen Auftritten zwiſchen dem Militär und den Studenten gekommen war. D. H.

Digitized by Google

auf dem Wege der Wiſſenſchaft mit Vertrauen und Muth gefolgt ſind, mit Liebe und Vertrauen, und laſſen Sie ein gutes Wort bei Ihnen eine gute Statt finden!

Denn: Heilbar ſind die Herzen der Edeln, wie Homer ſagt. Zeigen Sie ſich als Edle, als höher Denkende, die über das Zufällige hinwegſehen und nur das Weſentliche im Auge haben. Die Erbitterung iſt groß, dennoch halte ich ſie nicht für unheilbar. Die bloße Gewalt iſt blind; der einmal entfeſſelten vermag der beſte Wille, die zärtlichſte Sorgfalt nicht mehr Ziel und Maß zu geben; über die Gewalt vermag ich nichts, aber über Sie ſollte ich billig etwas vermögen; ich habe es — warum dürfte ich es nicht ſagen? — ja ich habe es um Sie verdient durch meine Liebe zu Ihnen, durch die Aufrichtigkeit meiner Vorträge, in denen ich Sie bis auf den Grund meiner Gedanken ſehen laſſe. Ich kann mich nicht an die Gewalt wenden, darum wende ich mich an Sie; Sie habe ich mir erſehen, und zu Ihnen hege ich das Vertrauen, daß durch Sie — durch Sie allein ohne andere Dazwiſchenkunft — durch einen einzigen großen und auf immer ruhmwürdigen Entſchluß Ihres Herzens das alles beendigt werde, was mich nicht allein, was alle Ihre Lehrer, alle, die eines Gefühls für die Hoffnungen des Vaterlandes fähig ſind, mit der tiefſten Betrübniß, mit den bangeſten Sorgen erfüllt. Noch ſtehen die Sachen ſo, daß man ſie anſehen kann als ſolche, die von einem erſten, vielleicht unüberlegten, inſofern zwar tadelhaften, doch verzeihlichen Anfang durch eine Verkettung von Umſtänden und Verhältniſſen, gegen die nicht jeder gleich-ſtark und gewaffnet iſt, bis zu dem Punkte gediehen ſind, wo der nicht Wollende mit dem Wollenden, der Unſchuldige mit dem Schuldigen fortgeriſſen wird, wo die Beſinnung flieht und blinde Wuth bis zum Aeußerſten fortſchreitet — ja bis zum Aeußerſten! oder ſoll es, kann es noch weiter kommen, nachdem Blut, ich ſchaudere es zu ſagen, das Blut der Jünglinge, die uns zu geiſtiger Pflege und Ausbildung anvertraut ſind, gefloſſen iſt? O hätt' ich nimmer dieſen Tag geſehen! Exeidat illa dies aevo! Möge eine augenblickliche, jetzt gleich, und indem ich Sie anrede, beſchloſſene Umkehr dieſe Tage in eine ebenſo

Digitized by Google

tiefe als ſchnelle Vergeſſenheit begraben! An Ihnen iſt es — ich ſage es frei und furchtlos — an Ihnen iſt es umzukehren; oder ſollten Sie den Abgrund nicht ſehen, der ſich zu Ihren Füßen bereits geöffnet hat, der Sie, der uns alle, der unſere theuerſten und ſchönſten Hoffnungen zu verſchlingen droht? Hören Sie die Stimme der Weisheit und einer väterlichen Zuneigung, denken Sie, daß aus Ihren Lehrern, daß aus mir in dieſem Augenblick Ihre Eltern, Ihre Verwandten, alle, die Ihnen die liebſten und werthesten unter den Menſchen ſind, zu Ihnen ſprechen, Sie beſchwören, durch eine plötzliche, nie zu ſpät kommende Beſinnung ſtill zu ſtehen auf der gefährlichen Bahn, die Sie betreten haben. Noch iſt es Zeit, bald — einen Schritt noch — und es wird zu ſpät ſeyn!

Ich weiß es — unvollkommen zwar und nur aus Angaben einzelner unter Ihnen, die den rechten Weg gewählt haben, ſich deßhalb an die vorgeſetzte akademiſche Behörde zu wenden, aber ich weiß es — daß auch Sie zum Theil über ſchwere Unbilden, über unnöthig grauſame Behandlung einzelner ſich zu beklagen haben. Glauben Sie nicht, daß Ihre Lehrer gleichgültig ſind gegen das, was Ihnen widerfährt; kehren Sie nur zuerſt in die Schranken der Ordnung zurück! Ich rede zu Ihnen, wie geſagt, ohne Auftrag, der Entſchluß ſelbſt, an Sie mich zu wenden, iſt ohne Vorwiſſen der akademiſchen Behörde gefaßt; aber die Geſinnungen meiner verehrten Amtsgenoſſen ſind mir, wie meine eignen, zu gut bekannt, als daß ich mich nicht berechtigt halten ſollte, mich dafür zu verbürgen, daß wir bereit ſind, alles zu thun, um den unverſchuldet Gekränkten oder Mißhandelten jede Genugthuung zu verſchaffen, die von einer gerechten und ſelbſt jetzt (ich bin deſſen gewiß) noch viel weniger entrüſteten als ſchmerzlich betrübten Regierung zu erwarten ſteht. Wenden Sie ſich von heute an in jedem Fall, wo Ihnen über Gebühr geſchehen, an den akademiſchen Senat, ſetzen Sie dieſen ſelbſt in den Stand, alle Thatſachen ſolcher Art, hinlänglich beglaubigt, der höchſten Behörde vorzulegen.

Sie ſehen, wie wenig ich geneigt bin, alles Unrecht nur auf Ihrer Seite zu ſuchen. Aber, meine theuerſten Herrn und Freunde, Sie haben die Gewalt hervorgerufen, und Sie haben während vier Tage nicht

Digitized by Google

aufgehört ſie hervorzurufen. Wir beklagen, ja wir beweinen alles, was ohne Noth gegen Sie verübt worden ſeyn ſollte; allein unſere Klage wendet ſich immer zuletzt an Sie ſelbſt zurück. Von Ihnen hängt es ab, die Stille und Ruhe wieder eintreten zu laſſen, bei der allein gerechte Klagen Gehör fordern und finden können.

Schon trägt man ſich zum Theil mit gräßlichen Beſchuldigungen von Abſichten, die Ihnen zugetraut werden. Ich bin wie von meinem eignen Leben überzeugt, daß der geſunde Verſtand, das richtige Urtheil, die gute Geſinnung des bei weitem größten Theiles unter Ihnen den bloßen Gedanken ſolcher Abſichten mit Abſcheu und Entrüſtung zurückſtößt. Aber eben darum, und weil man Abſichten dieſer Art vorauszuſetzen eben jetzt ſo geneigt iſt und leider zum Theil ſo viele Urſache hat, eben weil durch eine Verkettung von Umſtänden und unglücklichen Maßregeln gerade in Deutſchland — zwar in geringer Zahl — aber denn doch eine Gattung von Menſchen ſich erzeugt hat, die, gleich heimathlos im Reiche des Geiſtes wie im Gebiete des Staates, unfähig durch irgend einen wahrhaft großen Gedanken, durch eine ruhmwürdige That die Aufmerkſamkeit ihrer Mitbürger zu erregen, den Umſturz ſuchen, der ihre unbedeutende, aber von einem ſinnloſen Ehrgeiz verzehrte Perſönlichkeit an die Stelle ſetze, wo ſie bemerklich werde; eben deßhalb und dieſer Umſtände wegen, die ich mit Freimüthigkeit ausſpreche, hat jeder, dem das Vaterland lieb, dem die Ehre der Nation ein unſchätzbares Gut iſt, aufs gewiſſenhafteſte zu verhüten, daß durch keine Art von Verletzung der öffentlichen Ordnung irgend eine Lücke, eine offene Stelle entſtehe, durch welche jene den Staat umſchleichenden und vergebens bis jetzt in ihn einzudringen ſuchenden Wölfe wirklich einzubrechen vermöchten. Wenn Auflehnung gegen die rechtmäßig eingeſetzte Gewalt, ſelbſt dann, wenn dieſe durch eine offenbare und ſchreiende Verletzung beſchworener Pflichten und Rechte ſie hervorruft, ſtets ein Unglück, da wo keine unwiderſtehlich dringende Urſache dazu vorhanden iſt, ſtets ein Verbrechen iſt, ſo wäre ſie hier, ſo wäre ſie in Verhältniſſen wie die unſrigen außerdem zugleich — Wahnſinn. Ich weiß, daß Sie dieſe Ueberzeugung mit mir theilen; kann ich aber ebenſo gut wiſſen, können Sie ſelbſt

Digitized by Google

wiſſen, daß Wölfe von der eben bezeichneten Art nicht auch unter Ihnen herumſchleichen, die durch treuloſe und verrätheriſche Einflüſterungen eine Sache, die nur jugendliche Unbeſonnenheit angefangen, groß zu ziehen und bis zu jenem Aeußerſten zu bringen ſuchen könnten? Müßten Sie nicht erſchrecken, wenn unverſehens in Ihren Reihen Stimmen eines ſolchen Wahnſinns ſich erheben ſollten, die freilich unfähig, unſere Verhältniſſe, das Glück welches wir vor ſo vielen andern Völkern, nah und fern, unter Geſetzen und einer alle unſere theuerſten Rechte ſchützenden Verfaſſung genießen, zu erſchüttern, aber hinlänglich wären, die in meinen Augen unauslöſchliche Schmach auf uns zu laden, daß wir ſelbſt ſolchen Stimmen Gelegenheit gegeben hätten, auf bayeriſchem Boden und im Anblick eines Volks ſich vernehmen zu laſſen, das von jeher zu ſtolz geweſen, Fremdes blind nachzuahmen, von leeren erfindungsarmen Köpfen ſich führen zu laſſen, oder ſeine Eigenthümlichkeit zu verleugnen.

— O wie erfreut mich dieſer Sturm eines lauten, anhaltenden, eben hier aus dem Herzen hervordringenden Beifalls, den ich nicht als Beifall für mich, den ich nur als Ausbruch der innerſten und herzlichſten Zuſtimmung zu den von mir ausgedrückten Geſinnungen anſehen kann!

Um ſo mehr, und weil dieß Ihre Geſinnungen ſind, iſt es die höchſte Zeit, meine Herrn, und ich rechne von dieſem Augenblick mit Gewißheit darauf, daß die Unordnungen aufhören, von denen Sie ſelbſt nicht wiſſen können, wohin ſie führen und wo ſie enden. Die einzige Frage iſt wie? wie herauskommen aus dieſer unſeligen Verwicklung? Nichts einfacher, wenn Sie nur, — Sie ſelbſt, wenn Sie Ihrer eignen Würde, Ihres eignen hohen Standpunktes ſich bewußt ſeyn wollen. Aufgereiztem Pöbel kann man nicht zumuthen, daß er ſich ſelbſt überwinde. Ihnen, Jünglingen, die die Sonnenhöhen der Wiſſenſchaft kennen, die tief unter ſich gemeine Denkart und gemeines Vorurtheil ſehen, die ihren Geiſt an dem Höchſten zu üben gewohnt und zu üben aufgefordert ſind — Ihnen kann man zutrauen, daß Sie den Werth der Selbſtüberwindung fühlen, und daß Sie in ſich ſelbſt die Kraft finden, ſie wirklich zu üben; Sie kann man auffordern, eben jetzt ein Beiſpiel dieſer Selbſtüberwindung zu geben, das nicht allein Sie ehren,

Digitized by Google

ſondern — als allein durch die Stimme der Vernunft und der beſſern Einſicht bewirkt — ein allgemeines Zeugniß für den Geiſt deutſcher Univerſitäten ablegen wird. Was will die bloß phyſiſche Unerſchrockenheit, mit der auch der Barbar, der Sklave ſelbſt, vom Stecken des Treibers getrieben, blitzenden und todtverbreitenden Waffen oder feſten und unbezwingbar ſcheinenden Mauern ſich entgegenſtürzt, was will dieſe Unerſchrockenheit, der auch die tiefſte Rohheit fähig iſt, gegen die Tapferkeit ſagen, mit der ein edles Gemüth ſich ſelbſt bezwingt? Den bloßen Naturmenſchen kann man auch an dem Widerſtand erkennen, den er der phyſiſchen Gewalt entgegenſetzt; den Gebildeten und wahrhaft menſchlichen Menſchen, unter den Gebildeten den Mann, der Mann iſt im vollen Sinne des Worts, erkennt man an der Gewalt, die er über ſein eignes Inneres ausübt. O laſſen Sie dieſen höchſten Sieg nicht ſich entgehen! Niemand wird ſich über die Gründe Ihres Entſchluſſes täuſchen, niemand wird verkennen, daß Sie ſich zu gut und durch ihren Beruf zu erhoben gefühlt haben, um ferner einen Kampf hervorzurufen, der ohne Gegenſtand, der ohne allen vernünftigen Zweck iſt, den Sie ſelbſt nach wenigen Wochen, ſchon nach wenigen Tagen, wenn er heute noch fortgeſetzt würde, verwünſchen, ja verfluchen müßten.

Wiſſen Sie, was uns bevorſteht? Wenn dieſer Kampf noch einen einzigen Abend erneuert wird, ſo iſt vorauszuſehen, daß die Vorleſungen geſchloſſen, auf mehrere Monate alle einheimiſchen Studirenden die Stadt, alle auswärtigen das Land zu verlaſſen genöthigt werden. Die öffentliche und allgemeine Ordnung iſt ein zu großes und unſchätzbares Gut, als daß hier eine Rückſicht auf irgend ein beſonderes Inſtitut ſtattfinden könnte. Wiſſen Sie, was noch entfernter bevorſtehen kann? Ich muß es ſagen: leider gibt es noch immer eine Anzahl Menſchen unter uns, die der Verlegung der Hohenſchule in die Hauptſtadt, die der Macht, welche der wiſſenſchaftliche Geiſt dadurch erlangt hat, gram und im Innern abgeneigt ſind, die alles aufbieten werden, dieſe Vorfälle zu benutzen, um die Hoheſchule für immer von hier zu verbannen, ſie auf den alten Stand zurückzuſetzen. Bayeriſche Jünglinge, die Ihr wißt, die Ihr fühlt, was Ihr der hieſigen Univerſität verdankt, welche

Digitized by Google

Vortheile für allseitige, gründliche, immer dauernde Bildung sie Euch gewährt, die Ihr insbesondere im Stande seyd, den gegenwärtigen Zustand mit dem frühern zu vergleichen, wendet alles an, weiteres Unglück zu verhüten! Vielleicht ist es sogar in diesem Augenblicke schon zu spät, und es bleibt uns nur die Hoffnung, wenn dieser Abend die vorigen Scenen nicht wieder erneuert, noch die Katastrophe abwenden zu können.

Die Zeit drängt, ich kann nur kurz noch sagen, wie weniges ich im Grunde Ihnen zumuthe. Es ist nur dieß, daß Sie diese Eine Nacht alle, wie Sie hier sind, sich ruhig zu Hause halten, daß die, welche mich gehört haben, alles thun, um auch die, welche mich nicht gehört haben, zu diesem Entschluß zu bewegen. Es ist so wenig, um das ich bitte, zu dem ich Sie als Lehrer, als Freund ermahne. Ich war auch einst Student; ich muthe Ihnen nichts zu, was der Ehre wahrer akademischer Bürger nachtheilig seyn kann. Sie dürfen sich nicht schämen, meiner Stimme zu folgen; auch mein Herz hat für alles Rechte, was Sie empfinden, geglüht und glüht noch dafür. Nun also, ich fordere Sie auf, wagen Sie es sich selbst zu überwinden, einen Augenblick der Verleugnung wird es Sie kosten, im nächsten Augenblick des fest gefaßten Entschlusses werden Sie sich größer, werden Sie sich über sich selbst erhoben fühlen. Ich entlasse Sie nicht von hier, ohne daß Sie das, was ich verlange — im Namen des Vaterlandes, im Namen der Wissenschaft, im Namen dieser Universität von Ihnen verlange — ehe Sie dieß fest, wie Männer beschließen, beschlossen haben. Geben Sie nicht zu, daß man von mir sage, er hat sich in seiner Meinung getäuscht, sein guter Wille ist ihm schlecht gelohnt worden. Zeigen Sie, daß zwar nicht Kolbenstöße, nicht Bajonetstiche, noch Säbelhiebe, aber daß das Wort eines einzigen Lehrers, der nichts bei Ihnen voraus hat als die Meinung von seiner herzlichen Zuneigung und Liebe, daß das Wort eines einzigen Lehrers im Stande war, Sie zur Stille, zur Ruhe zurückzurufen. Jetzt gleich, indem Sie nach Hause gehen, bitte ich Sie, alles Aufsehen zu vermeiden. Wie schmerzlich müßte ich es empfinden, wenn dem guten Willen, die Sonne nicht untergehen zu lassen, ohne noch alles aufgeboten zu haben, was zu Ihrem Besten geschehen konnte,

Digitized by Google

wenn dieſem nur die kleinſte durch ihn veranlaßte Unordnung vorgeworfen werden könnte! Nein; die Ehre Ihres Lehrers iſt eins mit Ihrer eignen, und welches auch Ihre Empfindungen ſeyn mögen, Sie werden den Lehrer, der ſich an Ihr Vertrauen gewendet, nicht bloßſtellen, Sie werden das Vertrauen, das er in Sie geſetzt hat, nicht beſchämen laſſen! Gott mit Ihnen!

* * *

Unmittelbar nach Beendigung der Rede, und während die Mitglieder des akademiſchen Senats, die derſelben beigewohnt hatten, noch gegenwärtig waren, erſchien eine Abordnung der Zuhörer, welche für ſich, wie für die nicht Anweſenden verſprachen, und ihr Ehrenwort gaben, daß in der folgenden Nacht kein Studirender auf der Straße erſcheinen ſollte. Sie haben ihr Ehrenwort gelöst. Die Nacht verfloß in tiefſter Ruhe, Grabesſtille herrſchte auf den Straßen, nur unterbrochen von dem Geräuſch der zahlreichen Patrouillen des Linien- wie des Bürgermilitärs; kein Studirender wurde verwundet.

Digitized by Google

Reden in den öffentlichen Sitzungen

der

Akademie der Wissenschaften in München.

(Zum Theil aus dem handschriftlichen Nachlaß.)

Digitized by Google

Digitized by Google

Antrittsrede als Vorstand der Akademie der Wissenschaften

am 25. August 1827.[1]

Höchstzuverehrende Versammlung!

Zum erstenmal seit ihrer Wiederbegründung, am Geburtstage des Königs, dem sie ihre neue Einrichtung verdankt, ist die Akademie feierlich versammelt.

Womit sonst wohl diese öffentlichen Sitzungen am schicklichsten eröffnet werden, Berichterstattungen über die jüngsten Begebnisse und die neuesten wissenschaftlichen Leistungen, findet dießmal nicht statt, denn es ist eine gewissermaßen neue, unter neuen Formen wieder anfangende Akademie, welche heute die Freunde der Wissenschaften um sich vereiniget.

Was zunächst übrig bliebe, Auseinandersetzung des Werths einer Akademie, entweder überhaupt oder für Bayern insbesondere, käme in jeder Ausführung zu spät, in einem Lande, das seit der Mitte des vorigen Jahrhunderts, das erste im südlichen Deutschland — gewiß nicht durch zufällige Anregungen oder eine unüberlegte Nachahmungssucht gereizt, sondern durch ein lebhaft gefühltes Bedürfniß bewogen, eine Akademie der Wissenschaften gegründet hat, die von drei aufeinanderfolgenden, durch milde Weisheit, menschenfreundliche Huld und hohen Geist ausgezeichnete Regenten ihres Schutzes und immer steigender Begünstigungen gewürdiget worden.

[1] Aus dem handschriftlichen Nachlaß.

Digitized by Google

Nicht weniger iſt anzunehmen, daß in dieſer ehrwürdigen Verſammlung niemand ſich befinde, der nicht durch die wiederholten, bei verſchiedenen Anläſſen, unter uns und anderwärts ſtattgehabten Erörterungen über Zweck und Bedeutung einer Akademie ſich hinlänglich aufgeklärt fühlte, und wenn, Gemeinplätze zu vermeiden, die erſte Regel für die öffentlichen Aeußerungen einer Akademie ſeyn ſoll, ſo möchte ſich zu einer Einleitung der heutigen Feier wohl überhaupt kein angemeſſenerer Inhalt finden als eben die neue Stellung der Akademie ſelbſt, ihre großentheils glücklich veränderten Verhältniſſe, die wir billig ſuchen ſollen, zunächſt uns ſelbſt, aber auch dem Publikum deutlich zu machen, dem wohl manche Beſtimmungen minder bedeutend ſcheinen möchten als denen, die in den früheren Verhältniſſen gelebt und ihre Folgen empfunden haben.

Denn ſo könnte es manchem als etwas Gleichgültiges, andern ſogar als eine Schmälerung des Wirkungskreiſes und der Vorrechte der Akademie erſcheinen, daß ſie — ohne in dem Gebrauch der zu ihren Arbeiten nothwendigen Sammlungen und Anſtalten im mindeſten eingeſchränkt zu ſeyn — gleichwohl aufgehört hat eine Verwaltungsbehörde derſelben vorzuſtellen.

Wenn aber außer einer anſehnlichen Bibliothek zahlreiche und wohlverſehene Sammlungen anderer Art, alſo auch eine ſchon beſtehende und geordnete Verwaltung derſelben, zu den Vorausſetzungen einer Akademie gehören, ſo kann ſie nicht die ſolche Anſtalten erſt ordnende und erſchaffende Behörde ſeyn, ohne den höheren Beruf, Akademie der Wiſſenſchaften zu ſeyn, mit dem geringern zu vertauſchen, eine Akademie der Wiſſenſchaften möglich zu machen.

In den Verhältniſſen, unter welchen die neuere Akademie entſtand, war es freilich wohl ein natürlicher Gedanke, ihr die oberſte Aufſicht über die theils vorhandenen theils erſt zu erſchaffenden Anſtalten zu ertheilen, wurde ſie gleich dadurch nicht ſowohl eine Akademie als die Voranſtalt zu einer ſolchen. Wenigſtens aber hatte die ſo geſtellte keine Urſache, ſich als beſonderer, ſie über alle andern, auch die berühmteſten Akademien erhebender Auszeichnung einer Sache zu rühmen, die für ſie eigentlich mehr ein Gegenſtand des Bedauerns ſeyn mußte, nämlich

Digitized by Google

Anſtalten, die ſie vor ſich finden ſollte, theils in einem ſchwankenden, unvollendeten Zuſtand übernehmen, theils ſelbſt erſt begründen zu müſſen, noch konnte ſie als hochehrendes Vertrauen eine Beſtimmung preiſen, die ihre hauptſächliche Thätigkeit für die Hülfsmittel in Anſpruch nahm.

Die Art alſo, wie jener Gedanke ergriffen wurde, ließ nur zu bald die Richtung ahnden, welche die Akademie nehmen mußte, indem das Mittel ſich zum Zweck erhob; ſo wie die Spaltung, die unvermeidlich in ſie ſelbſt kam, wenn jedes mit einer Verwaltung beauftragte Mitglied ſich gleichſam für etwas Beſſeres und Vornehmeres hielt als das einfache, nur für die Wiſſenſchaft ſelbſt thätige und arbeitende; vorauszuſehen war ein ängſtlicher Geſchäftsgang, indem über den umſtändlichen Anſtalten zum Wiſſen das Wiſſen ſelbſt, oder, wie früher ein verehrungswerthes Mitglied ſich ausgedrückt hat, über den untergeordneten Beruf, Hervorgebrachtes zu erhalten, der höhere und eigentliche vergeſſen wurde, ſelbſt Erhaltungswürdiges hervorzubringen.

Wer daher nicht etwa die Würde einer Akademie der Wiſſenſchaften nach ihrer größern oder geringern Aehnlichkeit mit einer Verwaltungsbehörde, ihre Thätigkeit nach der Anzahl von Berichten, die ſie erſtattete, Befehle, die ſie empfing, Weiſungen, die ſie ertheilte, zu bemeſſen ſich gewöhnt hatte, der wünſchte längſt, die Akademie von dieſer — wenn auch inzwiſchen durch die allmählichen Fortſchritte der Anſtalten ſelbſt — verminderten Laſt entbunden zu ſehen; denn es kam nicht auf das Mehr oder Weniger des Geſchäfts, ſo wenig als auf bloß veränderte Formen, ſondern vor allem darauf an, der Akademie ihre rein wiſſenſchaftliche Würde und Beſtimmung wieder zu geben, und keine Möglichkeit übrig zu laſſen, ſich als Mitglied derſelben durch andere als rein wiſſenſchaftliche Leiſtungen geltend zu machen.

Dieß ließ ſich aber nur durch eine völlige Trennung bewerkſtelligen, die nun noch überdieß durch das neue Verhältniß geboten wurde, das für die wiſſenſchaftlichen Sammlungen durch die Ankunft der Univerſität entſtand. Denn von nun an ſollten und mußten die bei weitem meiſten derſelben nicht mehr den Mitgliedern der Akademie allein, ſondern ebenſowohl denen der Univerſität, und dieſen zwar nicht bloß als Forſchungs-,

Digitized by Google

ſondern zugleich als Unterrichtsmittel, demnach zur freieſten und unbeſchränkteſten Benutzung, dienen. Dieſer Gebrauch konnte nicht eine Vergünſtigung ſeyn, welche die hohe Schule von der Akademie zu erbitten hatte; er mußte ein Recht ſeyn. Alſo konnte die Verwaltung nicht mehr einſeitig bei der Akademie, ſie mußte — unabhängig von beiden, zwiſchen beide geſtellt, und einer von beiden unabhängigen Behörde übertragen werden.

Ob nun bei dieſer Einrichtung, ebenſo wie die Akademie, auch die Sammlungen ſelbſt gewinnen werden, dieß wird freilich, wie alles andere, am beſten die Zeit lehren. Hoffen wir wenigſtens, daß nie ein Wetteifer von Planen entſtehen wird, in dem der verwickelteſte den Preis davon trägt; daß nie wieder mit großen Koſten und unſäglicher Arbeit ein Plan verfolgt werde, den man nach Jahren vergeblicher Anſtrengung aufzugeben ſich genöthigt ſieht. Rechnen wir darauf, daß die Männer, denen künftig nur das perſönliche Vertrauen des Regenten die Verwaltung ſo koſtbarer Schätze überträgt, ſelbſtändiger ſich bewegen, freier der eignen Einſicht folgen werden, wenn ſie nicht mehr von einer Commiſſion abhängig ſind, die nur zu oft aus ſehr verſchiedenartigen Mitgliedern zuſammengeſetzt ſeyn mußte, wie ich mich erinnere, daß in der für das Antiquarium vorgeſchriebenen geraume Zeit ein Mann Platz genommen, dem niemand eine Kenntniß der griechiſchen Sprache, oder irgend eine Bildung des Urtheils oder Geſchmacks, die einen vertrauten Umgang mit Werken des Alterthums vorausſetzte, zuzuſchreiben veranlaßt war. Zählen wir von der andern Seite darauf, daß nach anderweitigen Erfahrungen in jedem möglichen Fall die allgemeine, zur Erhaltung ſo herrlicher Sammlungen, auf welche die Nation mit Recht ſtolz iſt, nöthige Ordnung ſicherer durch die Aufſicht eines einzigen Mannes als durch die einer Commiſſion verbürgt werde.

Doch, nach einmal ausgeſprochener Trennung iſt dieſe Frage kein Gegenſtand unſrer Unterſuchung. Uns iſt die Verfügung, durch welche — nicht die Sammlungen unabhängig von der Akademie, ſondern umgekehrt dieſe frei und unabhängig von den Sammlungen geworden, nur wichtig in dem Betracht, als durch ſie zum erſtenmal die Akademie für

Digitized by Google

würdig erkannt worden, bloß um ihrer ſelbſt willen da zu ſeyn, da ſie lange ſchon nur um der Sammlungen willen da zu ſeyn ſcheinen konnte, ehe ſie jenen tiefſten Stand der Erniedrigung, deſſen ſie nach ſo vielen Abwechslungen fähig ſchien, wirklich erreicht hatte, nur noch um der Sammlungen willen Gnade zu finden, etwa wie wenn erklärt würde, daß die Archive nicht mehr des Staats wegen, ſondern der Staat nur noch der Archive wegen daſeyn ſolle, nämlich um dieſe fortſchreitend zu vermehren und unverſehrt zu erhalten.

Es wäre Unrecht ſich wegen dieſer — Organiſation können wir nicht ſagen, wohl aber — Desorganiſation der Akademie als ſolcher an irgend eine Behörde oder überhaupt an Perſonen außer der Akademie halten zu wollen. Die Wahrheit erfordert zu geſtehen, daß die Anſicht, aus welcher jener Plan hervorging, Gelegenheit gefunden hatte, ſich in die Akademie ſelbſt einzuſchleichen, und daß der wahre Urheber jener jetzt ſo laut verworfenen Einrichtung ein Mitglied der Akademie ſelbſt war. Wenn nun durch die Befreiung von fremdartigen Geſchäften die Akademie zum erſtenmal gleichſam das Recht erlangt hat, ſie ſelbſt zu ſeyn, ſo iſt ihr durch eben dieſe allein auch die vollkommene Ausübung jenes Rechts geſichert, ohne das ſich keine Selbſtändigkeit denken läßt, des Rechts, durch eigne, freie Wahl ſich ſelbſt zu ergänzen. So lange die vom Staat ausgehende Ernennung zum Vorſteher einer Sammlung die Ernennung zum Mitglied der Akademie in ſich ſchließt, wird dieſe in Anſehung des größten Theils ihrer Mitglieder vom Staat abhängig, wie hinwiederum dieſer, wenn er den Zwecken der Akademie einige Rückſicht ſchenkt, leicht in der Wahl des Mannes, dem er ſo wichtige Schätze anvertrauen ſoll, ſich beengt fühlen kann; denn hier darf nicht wiſſenſchaftliche Auszeichnung allein, ſo groß auch immer das Gewicht iſt, das ſie in die Wagſchale legt, es müſſen noch andere, Vertrauen einflößende Eigenſchaften, ſtrenge Ordnungsliebe, unermüdlicher, auch mechaniſche Arbeiten nicht ſcheuender Fleiß, und nicht nur über allen Zweifel erhabene, ſondern bis aufs Kleinſte ſich erſtreckende Rechtlichkeit entſcheiden.

Um die Freiheit ihrer Wahl zu erhalten, muß die Akademie jedes

Digitized by Google

Zusammentreffen vermeiden, in das sie bei Gelegenheit derselben mit dem Staat gerathen könnte.

Denn wenn ihr nicht die Befugniß zusteht, welche die Natur jedem organischen Wesen ertheilt hat, Ungleichartiges und Unvereinbares abzustoßen, Gleichartiges und Uebereinstimmendes anzuziehen, so wird sie nie ein Körper werden, den Ein Geist — und darum überhaupt ein Geist beseelt. Denn nicht einmal über gewisse Grundsätze kann sie dann sich verstehen, über eine Norm ihres Verfahrens, deren beständige und in allen Fällen gleiche Beobachtung ihr die innere und äußere Haltung gewährt, ohne die es keine Achtung für sie gibt.

Denn gleichwie unter einzelnen Menschen doch am Ende nur der Mann von Charakter wahre Freunde sich erwirbt, und selbst im Fall allgemeiner Mißbilligung nicht zugleich aller Achtung verlustig geht: so ist eine völlige Charakterlosigkeit diejenige Eigenschaft, welche, einmal wahrgenommen, einer Akademie alle Theilnahme und unwiederbringlich jene Achtung entzieht, deren sie vielleicht mehr als jede andere Anstalt bedürftig ist. Denn wenn sie nicht dahin gelangt, allgemein als das höchste Ziel eines edeln und rühmlichen Ehrgeizes betrachtet zu werden, so darf sie nicht hoffen, je wahrhaft national zu werden.

Umsonst wäre, sich verbergen zu wollen, daß es der neueren Akademie nicht gelang, jene wahre und wünschenswerthe Theilnahme der Nation sich zu erwerben, nach der sie offenbar strebte; unwürdig zugleich wäre es der gegenwärtigen Stellung der Akademie, darüber nicht mit Offenheit zu reden. Nach allem, was geschehen, muß sie als erstes Recht ansprechen, über ihre Lage und ihre Verhältnisse sich mit Freiheit zu äußern, und derjenige, dem das ehrenvolle Vertrauen seiner Collegen das erste Wort in dieser Versammlung gegönnt, hat die doppelte Pflicht, diesem Rechte nichts zu vergeben, wenn er überzeugt ist, nur die ungeschminkte, ungefälschte Wahrheit in allen ihren öffentlichen Aeußerungen könne die Akademie in den Besitz der zu jedem Erfolg nothwendigen Achtung setzen und in demselben erhalten.

Wer möchte in den Forderungen, welche das Publikum an die frühere Akademie machte, gern etwas anderes als jene ausnehmende

Digitized by Google

Lernbegierde erkennen, welche das bayrische Volk vor vielen andern so ganz besonders auszeichnet? Auch war die Nation durch die alte Akademie gewöhnt, eine solche Forderung zu machen. Denn diese, oder wenigstens die ersten Urheber derselben, — Männer, deren reines, uneigennütziges Wollen in jeder zukünftigen Zeit die dankbarste Anerkennung finden wird, — diese also hatten die Nation wirklich unterrichtet, die Kunde der ersten bessern Erzeugnisse der neu aufstrebenden deutschen Literatur und eine Menge schätzbarer, nützlicher Kenntnisse in weite Kreise verbreitet.

Aber ihre Bemühungen selbst und die rastlos fortschreitende Zeit hatten die Nation über das Bedürfniß eines solchen unmittelbaren Unterrichts hinausgeführt, und wenn man in einer Zeit, wo alle für Ackerbau, Kunst und Gewerbe nützlichen Erfindungen durch landwirthschaftliche und polytechnische Vereine, Zeitschriften und öffentliche Blätter jeder Art mit ungewöhnlicher Schnelligkeit allgemein bekannt werden, wenn man in einer solchen Zeit die neue, mit viel reichern und größern Mitteln ausgestattete Akademie wieder auf das Letzte, auf Mittheilung und Verbreitung für das Leben, wie man sagt, Nutzen versprechender Erfindungen anweisen wollte: so war dieß ebenso viel als sie anweisen, das Ueberflüssige zu thun und so weit sich selbst als überflüssig darzustellen.

In der glücklich-engen Zeit, welche die erste Akademie vor sich fand, konnte sie sich auf das für Bayern unmittelbar Nützliche und Nothwendige beschränken; nachdem aber alle größeren Völker Deutschlands, und unter diesen nicht zuletzt das bayrische durch die Auflösung der alten und die Einführung neuer, großentheils dem Ausland nachgeahmter Formen und Verfassungen aus der stillen, gleichsam häuslichen Beschränktheit heraus, und durch den Lauf der Ereignisse selbst auf die allgemeine Weltbühne gestellt waren; als es nicht mehr darauf ankam, eine starre Abgeschlossenheit zu behaupten, sondern durch Theilnahme an den allgemeinen alle gebildeten Völker beschäftigenden Forschungen sich jener Stellung würdig zu zeigen: da konnte, da durfte eine neu gegründete bayrische Akademie der Wissenschaften nicht mehr Gegenstände von bloß provincieller oder beschränkt-nationaler — sie konnte nur Gegen-

Digitized by Google

stände von allgemein-menſchlicher und überall gleich anerkannter Wichtigkeit ihrer Forſchungen werth achten, und dieſen Standpunkt hatte ihr die erſte Verfaſſung angewieſen, an der noch Männer von überlegener Einſicht und allgemein gebildetem Geiſt Theil hatten.

Darf man nun wohl annehmen, daß es ſolche Forderungen waren, die das Publikum an die Akademie machte, daß die Nation Leiſtungen verlangte, die — nicht ihr unmittelbares, häusliches Bedürfniß, ſondern ein gewiſſes Nationalgefühl gegenüber von andern Völkern befriedigen ſollten? In dieſem Fall mußte ſie, um das rechte Maß dieſer Erwartungen zu finden, vor allem die gegebenen Mittel mit den gemachten Forderungen vergleichen. Zwar die Verfaſſungsurkunde ſetzte voraus, daß „durch vereinte Kräfte im Reich der Wahrheit und der Kenntniſſe hervorgebracht werde, was einzelne, nähme man jede derſelben auch als die möglich größte an, nicht zu leiſten vermögen würden", etwa wie ein Staat geſellig vereinter Bienen etwas erzeugt, was die einzelne zu Stande zu bringen nicht vermocht hätte. Ein ſolcher Erfolg gemeinſchaftlicher Thätigkeit läßt ſich aber ohne außerordentliche Umſtände nur für Werke des Fleißes erwarten, und da dieſe Werke der vereinten Bemühungen einer Akademie nicht in die Augen fallende, wie die ägyptiſchen Pyramiden oder unſere altdeutſchen Bauwerke, ſondern höchſtens Wörterbücher, Urkundenſammlungen oder ähnliche bloß dem Gelehrten wichtige und ſchätzbare Unternehmungen ſeyn können, ſo läßt ſich billig zweifeln, ob ſelbſt außerordentliche Leiſtungen dieſer Art die öffentliche Aufmerkſamkeit in einem wünſchenswerthen Grade erregt und beſchäftigt haben würden.

Aus der Gleichgültigkeit gegen das wiſſenſchaftliche Treiben, die ihr gewöhnlicher und natürlicher Zuſtand iſt, kann die große Mehrheit nur durch Entdeckungen von höchſtem Belang oder durch Donnerſchläge des Genies geweckt werden. Aber laſſen dieſe ſich befehlen oder durch ungeſtümes Verlangen hervorlocken? Wenn mit Entdeckungen, die ſcheinbar auch der bloße Zufall gewähren konnte, gleichwohl ſtets nur ernſtes und eifriges Suchen ſich belohnt ſieht, ſo wird der größte Erfinder geſtehen, daß wie an jedem Siege, an jeder gelungenen That, ſo auch an

Digitized by Google

jeder Eroberung im Reiche des Wissens das Glück seinen Theil hat. Ehe man die Erfüllung so hoher Forderungen erwartete, mußte man sich fragen, ob die, an welche sie gemacht wurden, auch in die Lage gesetzt waren, sie erfüllen zu können? Genoßen sie, unter den schon erwähnten Umständen, während ein großer Theil der wesentlichsten Hülfsmittel erst herbeigeschafft werden mußte, unter den Beunruhigungen und Eingriffen, denen sie in einer Zeit allgemein herrschender Vielthätigkeit ausgesetzt waren, in Folge der Zufälle und von zum Theil mehr persönlichen Beweggründen als wissenschaftlichen Erwägungen, die bei der ersten Zusammensetzung der Akademie gewaltet hatten, wirklich, wie man vielleicht sich vorstellte, der ihnen zugesagten Muße, des ihnen von der Zusammenwirkung verheißenen Vortheils, oder der Sicherheit und Freiheit unabhängiger, nur ihrem Genius zu folgen berechtigter Gelehrten? War es also ihre Schuld, wenn die Akademie, ohne die eingeschränkteren Absichten der früheren verfolgen zu können, den höheren Forderungen einer späteren Zeit und ganz anderer Verhältnisse ebenso wenig vollkommen genügte, — denen in der That nur eine anders zusammengesetzte, anders verwaltete und freier gestellte genügen konnte? Gewiß, wer dieß alles wohl überlegt, wird vielleicht auch jetzt noch finden, daß, wenigstens während der ersten zehn Jahre, die neue Akademie noch immer mehr geleistet, als unter den gegebenen Umständen und Verhältnissen, streng genommen, sich erwarten ließ.

Verschiedenes wurde versucht, um die so laut bezweifelte Nützlichkeit der Akademie in ein besseres Licht zu stellen. Unter andern, wie man es nannte, die Oeffentlichkeit der Verhandlungen, von der man sich gewöhnt hatte, in der Staatshaushaltung und der Rechtspflege alles Heil zu erwarten, und die nun gedankenlos auch auf die Beschäftigungen der Akademie angewendet wurde. Gleich als hätte diese vorher aus ihren Entdeckungen ein Geheimniß gemacht. Gleich als lebten wir noch in den Zeiten, wo sich einer oder wenige im Alleinbesitz einer Idee gefielen, während in den meisten Fächern des Wissens bei weitem mehr zu fürchten ist, daß die unreifen Gedanken zu schnell, als daß die reifen zu langsam bekannt werden. Man konnte also einer solchen Oeffentlichkeit

Digitized by Google

wohl keine andere Absicht unterlegen, als dem Publikum ein bloßes Schauspiel von Thätigkeit überhaupt zu gewähren, indem man voraussetzte, es werde so wenig von diesen als von andern öffentlichen Probeablegungen Erweiterung der Wissenschaft verlangen, sondern mit bloßen Beweisen des Fleißes zufrieden seyn. Was außerdem aufs Allgemeine zu wirken fähig ist, macht sich von selbst, ohne besondere Veranstaltung, öffentlich, so wie, was dieser Kraft entbehrt, im höchsten Licht der Oeffentlichkeit doch nicht aus seiner Dunkelheit hervortritt. Nicht über den Mangel an Mittheilung, sondern über den Mangel des Mittheilungswürdigen klagte die — richtige oder unrichtige — Meinung des Publikums. Oder sollte die anderweitige, nichtwissenschaftliche Thätigkeit dadurch außer Zweifel gesetzt werden? Aber diese war wohl niemals bezweifelt worden, niemand glaubte, daß es der Akademie an Männern fehle, die für ein richtiges Aus- und Einlaufbuch zu sorgen wissen.

Die Akademie kann es daher der neuen Einrichtung nur Dank wissen, daß sie von jener sinnlosen und störenden Oeffentlichkeit wieder befreit worden. Durch die Beschränkung auf zwei öffentlich gefeierte Tage, deren einer allen Bayern heilig, der andere der Akademie wichtig ist, werden ihr diese zu Festtagen, an welchen sie die nothwendige Stille und Zurückgezogenheit ihrer Forschungen unterbricht, um sich an ihre Verbindung mit dem öffentlichen Leben, mit Staat und Volk zu erinnern, und hinwiederum die Nation durch die Voraussetzung zu ehren, daß sie unter den Sorgen für das tägliche Leben und die Fortbewegung des Staats noch etwas in sich frei und übrig behalte, um an den Ergebnissen höherer Forschung und an den Erfolgen ihrer ersten wissenschaftlichen Anstalt Theil zu nehmen.

Ein anderes Mittel, die Akademie in der öffentlichen Schätzung höher zu stellen, war, ihre Verbindung mit dem Staats-Organismus hervorzuheben, in der sie als eine letzte Instanz in wissenschaftlichen Dingen, gleichsam (wie ein bekannter Sprachreiniger das Wort „Akademie" zu verdeutschen pflegte) als ein hoher Gelehrten-Rath der Regierung zur Seite stehen sollte. Allerdings ist dieß ein Nebenvortheil, den jede Regierung von einer wohleingerichteten Akademie, doch haupt-

Digitized by Google

sächlich nur in dem Verhältniß ziehen kann, als diese die öffentliche Meinung für sich hat.

Aber darum das Heil der Akademie selbst daran geknüpft glauben, daß sie wie eine Landesstelle geachtet und mit allen Auszeichnungen einer solchen umgeben wäre, hieße wieder die Sache am verkehrten Ende angreifen, und wäre am wenigsten der Zeit gemäß, in der wir glücklicher Weise uns befinden.

Was wäre denn auch gebessert, wenn der gelehrte Stand wieder so gestellt wäre, daß die erste wissenschaftliche Anstalt ihren Werth in der öffentlichen Meinung von einer äußern Auszeichnung, die für sie doch immer nur ein Flitterstaat seyn könnte, erborgen müßte, während er durch sich selbst so viel gelten sollte, um allen andern die Nothwendigkeit aufzulegen, durch wirkliche Achtung für Wissenschaft, die nicht in vornehmer Protektion, sondern zuerst und vorzüglich in dem Streben nach eigner Bildung sich zu erkennen gibt, sich selbst jene höhere, persönliche Würde zu erwerben, die kein äußerer Vorzug ertheilt, wenn er die innere Bildungslosigkeit nur nothdürftig verhüllt?

In der Zeit, wo es einer Regierung — aus welchem Grunde immer — Bedürfniß ist, nur willige Werkzeuge zu sehen, jeder eigenthümlich freien Thätigkeit für den Staat sich zu versichern, und daher jeden Unterschied der Beschäftigungen und ausgezeichneter Berufsarten in dem allgemeinen Prädicat „Staatsdiener" auszulöschen, wird auch der Gelehrte nicht umhin können, diesem Zuge zu folgen.

In der Zeit König Ludwigs wird jeder, dessen Beruf ein geistiger ist, frei gestehen dürfen, daß er zunächst und unmittelbar nur Gott, der Menschheit und der Wissenschaft diene, und welchen Wirkungskreis der Staat ihm anweise, sein wahrer Beruf ein solcher sey, den keine Staatsgewalt ertheile.

Ein vom Glück erhobener Herrscher, durch Umstände und Schicksal so gestellt, keine von sich unabhängige Größe zugeben zu können, zeigte wenigstens seine über alles Gemeine erhabene Denkart dadurch, daß er als die schönste Zierde seines Triumphs die hervorragenden Talente, die großen wissenschaftlichen Geister seiner Nation ansah, die er an seinen Siegeswagen zu fesseln wußte.

Digitized by Google

Der geborene König, der es in jedem Sinne des Worts ist, läßt alles Gute und Ruhmwürdige, also auch die Wissenschaft in ihrer eigenthümlichen Größe und Unabhängigkeit gewähren.

Eine Akademie der Wissenschaften, der verstattet ist dieß wirklich zu seyn, bedarf keiner andern Ehre. Bedurfte sie einer andern, so war es nur, weil sie in der That etwas anderes vorstellen sollte, und innerlich abhängig, mußte sie auch mit den äußern Zeichen dieser Abhängigkeit geschmückt werden.

Die zarteste Achtung für die innere Selbständigkeit der Akademie, der bestimmteste Wille, daß sie frei, ihrem eignen bessern Wissen gemäß, sich bewegen solle, hat sich darin ausgesprochen, daß ihre innere Einrichtung ihr völlig freigelassen, nur die Bestätigung der selbstgegebenen Form vorbehalten worden ist.

Mögen in die so rein und frei gestellte nie wieder Formen Eingang finden, die, ohne zu einer wesentlichen und nothwendigen Ordnung erforderlich zu seyn, ihr bloß den äußern Anschein einer öffentlichen Stelle geben sollen; denn unter solchen Formen ist der Schwung der früheren Akademie erlegen.

In dem Gedräng von Behörden, das unsere Hauptstädte erfüllt, konnte eine stillschweigende Akademie übersehen werden, und vielleicht eines äußeren Schutzes bedürfen gegen den Uebermuth der Aemter und die Geringschätzung, die Unwerth schweigendem Verdienst erweist. Aber eben dieß hat Ein großer Entschluß verändert; der Entschluß, der die Hohesschule hieher berief, und durch die Verbindung mit dieser auch Mitgliedern der Akademie das Recht der freiesten öffentlichsten Wirksamkeit ertheilte. Ja, in dieser Verbindung hat die Akademie erst ihre wahre Begründung und, daß ich so sage, ihren lebendigen Zusammenhang mit der Nation gefunden. Lag den früheren Forderungen in der That der Drang nach Belehrung zu Grunde, so ist jetzt ein lebendiger, stets fließender Quell von Unterricht eröffnet, aus dem jeder seinen Durst stillen kann, und unmöglich ist, daß da, wo die Erfolge der Wissenschaft so unmittelbar sichtbar werden und auf die einzig denkbare Weise wirklich ins Leben übergehen, nicht auch die stillen langsam fortschreitenden

Digitized by Google

Forſchungen geachtet werden, durch die jede Erkenntniß erſt hindurchgehen muß, ehe ſie in den Schatz allgemein anerkannter und mittheilbarer Wahrheiten aufgenommen wird.

Die Forderung unmittelbarer Nützlichkeit wird von der Hohenſchule erfüllt, ohne daß jedoch auf die Akademie der Schein der Unnützlichkeit fällt, wenn es dem größeren Theile nach dieſelben Männer ſind, die ſich dem Lehrberuf und die ſich jenen Forſchungen widmen; Geſchäften, die anſtatt ſich auszuſchließen oder zu hemmen, vielmehr ſich gegenſeitig fördern und unterſtützen.

Akademien können nicht Gelehrte erſchaffen, ſondern Gelehrte müſſen vorhanden ſeyn, um eine Akademie zu bilden, die dieſes Namens werth iſt. Aber nirgends ſonſt hat man Gelehrte zuſammengeſucht, um eine Akademie zu bilden, ſondern wo eine Akademie entſtand, da gab die Menge ausgezeichneter, an demſelben Orte vereinigter Gelehrten den erſten Anſtoß dazu. Eine ſolche urſprüngliche Vereinigung von Gelehrten läßt ſich aber nach unſern Verhältniſſen nur da erwarten, wo eine Hoheſchule errichtet iſt. Diejenige gelehrte Societät, deren wiſſenſchaftliche Arbeiten noch am meiſten Achtung in und außer Deutſchland ſich erworben, verdankte dieſen Erfolg nur dem Umſtande, daß ſie ſich aus den thätigen Mitgliedern einer Univerſität bilden konnte, der es zu keiner Zeit, in den meiſten Fächern des menſchlichen Wiſſens, an vorzüglichen, mit beſonderer Sorgfalt ausgewählten Lehrern fehlte.

In jener Stadt, die ſo lang als Hauptſtadt der gebildeten Welt und als tonangebend beſonders für die Errichtung von Akademien galt, wohin eine Bevölkerung von 30 Millionen alles, was ſich an ausgezeichneten Talenten unter ihr erzeugt, beſtändig fort ſendet, und eine Auswahl möglich macht, wie ſie ſonſt nirgends ſtattfindet, wurde niemals einem Gelehrten die ausſchließliche Beſtimmung für die Akademie ertheilt, ſondern der anderwärts, ſey es im Staat, ſey es an einer öffentlichen Lehranſtalt beſchäftigte, wenn er ſich literariſche Auszeichnung erworben, trat, von der Akademie erwählt, in die Reihe ihrer Mitglieder, ohne ſeine frühere Stellung oder Beſchäftigung aufzugeben. Man erkannte alſo, was durch die neueſten Beſtimmungen auch bei uns

Digitized by Google

jetzt anerkannt ist, daß die Eigenschaft eines Akademikers eine anderweitige Begründung voraussetze, und vorzüglich Männer als Lehrer an den Unterrichtsanstalten der Hauptstadt verdient und hochgestellt in der öffentlichen Meinung waren die Zierden des berühmten Instituts, und sind noch jetzo die Stützen der Akademien, in die es wieder zerfallen ist.

Schon zu der äußern Begründung einer Akademie also wird ein Reichthum von Gelehrten gefordert, der in der Hauptstadt nur seyn kann, sofern sie der Sitz einer hohen Schule ist.

Bayerns Ueberfluß an Gelehrten (als könnten der unterrichteten Männer in einem Staate je zu viele seyn) wurde in einer bekannten Versammlung, und zwar in Bezug auf die Akademie, — beklagt; jeder Unterrichtete mußte in derselben Beziehung vielmehr den Mangel bedauern.

Wie sollte in einer wissenschaftsöden Stadt, in der Mitte einer großen, für das, was man ihm oft als Wissenschaft geboten, vielleicht nicht mit so gar großem Unrecht, wenig empfänglichen Bevölkerung, eine kleine Zahl vereinzelter, noch dazu ungleich beurtheilter Gelehrten gegen die lange Gewöhnung einer herkömmlichen Gleichgültigkeit aufkommen! Die dünn gesäeten Reihen sind jetzt dichter geworden. Die Mitglieder der Akademie, die immer wachsende Zahl geisteskräftiger Lehrer an der Hohenschule, vereint mit einer wissenschaftsbegierigen Jugend, bilden eine Masse, der auch wirkliche Unempfänglichkeit nicht in die Länge widerstehen würde.

Doch nicht bloß zur äußern, sondern ebensosehr zur innern Begründung scheint einer Akademie der Zusammenhang mit einer Universität nothwendig. Nicht zuerst bei uns, sondern früher schon in einer andern deutschen Hauptstadt bildete sich eine isolirte, außer Verbindung mit einem Lehrkörper stehende Akademie. Wer sich die Mühe gibt, die großentheils öden Steppen, welche durch ihre Abhandlungen gebildet werden, zu durchlaufen, die Unfruchtbarkeit ihrer meist über Gegenstände, die schon damals alles Interesse verloren hatten, sich verbreitenden, nie der Zeit vorausgehenden, sondern in weiter Entfernung ihr nachfolgenden Untersuchungen durch eignen Anblick kennen zu lernen, der

Digitized by Google

ist versucht zu glauben, daß der Fluch, der dem Fleiß des Ackerbauers nur Dornen und Disteln verhieß, mit seiner ganzen Macht auf eine deutsche Akademie niedergefallen sey.

Ist aber dieser offenbare Unsegen nicht vielmehr nur das Zeichen der Verwerfung, welche über alles bloß Künstliche, nicht Natürliche ausgesprochen ist? Das Verhältniß des Gelehrten zum Gelehrten, wie es Akademien festsetzen, ist immer, oder doch mehr oder weniger, ein conventionelles, das Verhältniß des Lehrers zu dem Schüler und des Jüngers zu dem Meister allein ein natürliches. Der Gelehrte, abgeschnitten von dem lebendigen Verkehr, der durch die unmittelbare Mittheilung seiner besten Einsichten und Ueberzeugungen an eine noch unbefangene, lebens-frohe und frische Jugend entsteht, wird sich in der blühendsten Akademie immer einsam und gleichsam wirkungslos fühlen.

Akademien waren es vorzüglich, durch die fast überall, aber am meisten in Frankreich, Wissenschaft und Literatur mit gewissen conventionellen Schranken umgeben wurden, die keiner ungestraft durchbrechen durfte. Wenn es bei uns nicht dahin gekommen, so haben es nur die Universitäten verhindert.

Im Allgemeinen ist der Deutsche, unter den Deutschen vielleicht der Süddeutsche am wenigsten geschickt, sich in bloß übereinkömmlichen Formen frei zu bewegen, aber vorzüglich in Wissenschaft und Kunst liebt er die unbeschränkte Freiheit und Weite, die sich am besten mit dem Geist der Universitäten verträgt, darin vielleicht noch etwas bewahrend von dem Geist der Ahnen, von denen Tacitus [1] sagt: die Götter in Wände einzuschließen oder unter beschränkten Formen anzubeten, achten sie für Frevel; aber in der Freiheit der Wälder und der Haine, im freien Wehen und Weben des Unbekannten verehren sie das Göttliche, nur heiliger Scheu Vernehmliche.

Von welcher Seite wir also das Zusammensetzen und die nahe Verbindung der Akademie mit der Universität betrachten, sehen wir ihre Verhältnisse wesentlich dadurch verändert.

[1] Germania, cap. 9.

Digitized by Google

Aber auch diese Verbindung konnte die zu hoffende Frucht nicht tragen, wenn nicht eine in gleichem Geiste unternommene Verbesserung der Hohenschulen und aller andern Unterrichtsanstalten hinzukam. Der Zusammenhang zwischen den verschiedenen Stufen, also auch zwischen den ihnen entsprechenden Anstalten der wissenschaftlichen Bildung, ist ein so enger, daß der Staat, der keine wohleingerichteten Schulen, auch keine Akademie haben kann, wie sie seyn soll. Kein Wunder, wenn die Akademie, zum Theil sich selbst, gewiß aber dem richtigen, wenn auch dunkeln Gefühl des Volks als etwas Haltungloses, ohne Wurzel, gleichsam in der Luft Schwebendes erschien, solang unsere Universitäten Einrichtungen unterworfen waren, die sie tief unter ihre wahre Bestimmung herabsetzten, und deren gewiß nicht gewollte und berechnete, aber nothwendige Folgen kein Wohlgesinnter in der Nähe sehen konnte, ohne von ihnen tief betrübt oder empört zu werden; solang zugleich unsere niedern Schulen unter den beständigen Veränderungen, dem gleichsam regelmäßigen Wechsel gegenseitig sich bekämpfender Systeme keine feste Gestalt gewinnen konnten.

Dieß alles sehen wir mit einemmal anders werden; alle bessern, fortschreitenden, die Forderungen der Zeit erkennenden Geister haben in Bezug auf höhere geistige Entwicklung die Regierung König Ludwigs mit denselben Empfindungen und Hoffnungen begrüßt, mit denen einst in Bezug auf die ersten Bedingungen freier Entwicklung der Regierungsanfang Maximilian Josephs gefeiert wurde, in dessen väterlichen Gesinnungen, argwohnfreiem Geist und zu allem, was der Vortheil seines Volks heischte oder der nothwendige Gang der Zeit gebot, bereitwilligstem Gemüth gewiß der Grund nicht lag, daß Bayern, in so vielen nützlichen Einrichtungen auf dem Wege zur allgemeinen Verbesserung andern Staaten vorausgehend und von vielen nachgeahmt, in Ansehung eines zeitgemäßen Systems des öffentlichen Unterrichts durch ein wahrhaft unbegreifliches Verhängniß fast hinter allen zurückblieb. Schon erwarten die Universitäten, von einem unwürdigen Zwange befreit, wieder in gleiche Linie mit andern Hohenschulen Deutschlands zu treten, wie einst Ingolstadt, wie nach seiner ersten Einrichtung auch Landshut und eine Zeit lang Würzburg.

Digitized by Google

Nicht mehr wird künftig der begabtere bayrische Jüngling, fern gehalten oder nur unvollständig unterrichtet von dem, was die bedeutendsten Geister seiner Zeit beschäftigt, unbegrüßt von den Strahlen des längst angebrochenen Tags, die kostbare Jugend wie in einem wissenschaftlichen Kerker vertrauern; nicht mehr dem geistvollen Lehrer in einem mit Verdrossenheit, weil mit Zwang, gehörten und darum auch seines wesentlichen Zweckes verfehlenden Vortrag die schönste Blüthe seines Talents, die Gabe der klaren, begeisternden wissenschaftlichen Rede allmählich dahinschwinden.

Nicht mehr werden hohe und niedere Schulen als Nebensache behandelt zuletzt nur noch mit allgemeiner Gleichgültigkeit betrachtet werden.

Die Nation wird sich ihrer Schulen wieder freuen, sie lieben mit der Liebe, mit welcher sie das Vaterland selbst, die Religion, die Freiheit des Gedankens und alle ihre höchsten Güter liebt; über todte Schätze diese lebendigen Werkstätten einer immer fortschreitenden, nie versiegenden Bildung achten, und wie andere bessere Völker, die Schulen — als ihre wahren Kleinode, als die Unterpfänder eines dauernden, nicht durch bloß physische Kraft, sondern durch sanftere Tugenden, die nur dem durch Unterricht überwundenen und veredelten Innern von selbst entquellen, zu erlangenden Ruhmes — mit eifersüchtigem, ja argwöhnischem Blick gegen alle beschränkenden oder herabwürdigenden Eingriffe bewachen.

Denn wo so viel Zweckgemäßes schon geschehen, dürfen wir hoffen, daß auch für die untern Schulen die rechte und wahre Mitte gefunden werde, über die unter Männern von Einsicht kein eigentlicher Streit seyn kann. Auch der bayrische Vater will, daß sein Sohn diesen Schulen den nothwendigen, für jeden künftigen gelehrten Beruf unentbehrlichen Bedarf an Sprachkenntnissen verdanke, und wird sich freuen, wenn er in dem ersten Unterricht die Schwierigkeiten der alten Sprachen so weit überwindet, daß er, wie brittische Staatsmänner, oder andere, die, ohne Philologen von Profession zu seyn, nicht aufhören ihren Geist an den Werken des Alterthums zu stärken und zu erheben, eines wahren, freien Genusses jener unvergänglichen Werke fähig ist, wenn

Digitized by Google

zuerſt der Geiſt des Alterthums ihn anweht und ihm vernehmlich wird. Aber er will vor allem den wirklichen Erfolg; er will nicht, daß an die Stelle jener beſtimmten und genauen, den künftigen Beruf im Auge haltenden Aufgabe irgend ein allgemeiner, unbeſtimmter, Lehrer und Schüler leicht mit falſchem Dünkel erfüllender Begriff treten, noch daß jener nothwendige Unterricht, von dem ſo viel, ja alles abhängt, und den man nur um ſo mehr durch Uebertreibungen zu gefährden ſich hüten ſollte, auf eine Weiſe ertheilt werde, als ſollten aus den Schulen nur wieder Grammatiker und Kritiker hervorgehen, oder durch ſie vorzugsweiſe das Geſchlecht bloßer Sprachgelehrten vermehrt werden, denen nur zu oft, wenn ſie die Schulen ausſchließlich einnehmen, bei dem unvermeidlichen Mangel an realen und poſitiven Kenntniſſen nothwendige praktiſche Anhaltspunkte fehlen, die allein den Unterricht wahrhaft bildend machen.

Wir können uns nicht einſeitig freuen über die der Akademie gewordene Verbeſſerung, weil es keine wahre Verbeſſerung derſelben gibt, die ſich nicht zugleich auf alle andern Anſtalten der gelehrten Bildung erſtreckt. Das Schickſal einer dieſer Anſtalten kann nicht von dem aller andern getrennt werden, in dieſer Kette eines eng verbundenen Syſtems darf kein Glied fehlen. Unſere beſondere Freude wäre daher eine unvollkommene, wenn ſie nicht mit der allgemeinen über einen gleichen und übereinſtimmenden Fortſchritt zum Beſſern in allen Anſtalten wiſſenſchaftlicher Bildung ſich vermiſchte.

Die Einheit eines beſſeren Geiſtes, der in allen Veranſtaltungen und Anordnungen für Wiſſenſchaft fühlbar iſt, hat ſich auch darin gezeigt, daß der Akademie ihre frühere Klaſſeneintheilung und durch Voranſtellung der philoſophiſch-philologiſchen Klaſſe der Geiſt allgemeiner Wiſſenſchaftlichkeit wieder gegeben iſt, durch den allein ſie der Univerſität gleich geſtellt iſt, während ſie durch die letzte Einrichtung, die ihr nur zwei Klaſſen ließ, etwa auf die Linie bloßer Specialſchulen zu ſtehen kam. Dieſe Voranſtellung der Philoſophie in einer deutſchen Akademie könnte nur jene undeutſche Beſchränktheit anſtößig finden, die ſo wenig von dem Gang der Philoſophie als dem immer mächtigeren und

Digitized by Google

ahndungsvolleren Fortschreiten der Empirie einen Begriff hätte; die nicht wüßte oder nicht zu begreifen vermöchte, wie nah und immer näher jene Erkenntniß kommt, in welcher das Ergebniß des reinsten und höchsten Denkens ebensowohl als Sache der Erfahrung erscheint, und umgekehrt das lautere und gereinigte Ergebniß empirischer Forschung an sich selbst die kühnsten Gedanken einer reellen Philosophie erreicht. — Niemand ist heutzutage, wie ehemals, versucht, die Natur poetisch zu machen; die schmucklose Rede eines Cuvier, wenn er, deutsche Gedanken sich aneignend, „den mühsamen Kampf des beginnenden Lebens gegen die todte Natur und seinen nur allmählichen Sieg über diese" rein geschichtlich beschreibt, ist der Sache nach poetischer als die begeisterten Reden seines Vorgängers, des prachtvollen und nicht selten erhabenen Büffon. Die recht verstandene Natur bedarf keiner poetischen Zuthat, sondern ist an sich selbst und durch sich selbst poetisch. So bedarf sie auch der philosophischen Zuthat nicht, sondern, sowie sie nur vor dem Geschrei zudringlicher, meist ebenso prosaischer als wissenschaftlich sinnloser Hypothesen, von denen eine mißleitete Empirie noch immer nicht lassen kann, dazu kommt, sich selbst auszusprechen, zeigt sie sich als an sich selbst philosophisch, als ein wahres Gedanken-Meisterstück, wo, wie der Dichter sagt, Ein Tritt tausend Fäden regt, Ein Schlag tausend Verbindungen schlägt.

Dasselbe, was von der Naturforschung, gilt von der Geschichte; ja man könnte diesen Geist, der alle Mittel der Entwicklung und der Darstellung nur aus dem Gegenstande selbst schöpft, in vorzüglichem Sinn den geschichtlichen nennen.

Dieser geschichtliche, den abstrakten Ideen in der Philosophie nicht minder als in der Physik und Historie entgegengesetzte Geist, dessen letztes Erzeugniß eben jene Wissenschaft seyn wird, in der die beiden Wege, der Weg der Erfahrung und der des Denkens, zugleich ihre Rechtfertigung und Bestätigung erhalten, ist des Deutschen eigenthümlicher, jetzt von den Fremden selbst allmählich erkannter und gesuchter Vorzug, der ihm zu Theil ward, weil Er, den Kampf bestehen und durchführen zu können sich bewußt, alle Elemente der Bildung zusammenhielt,

Digitized by Google

indeß die andern sie nur noch in der Vereinzelung wollten, und daher die mächtigsten und am meisten auf die Einheit dringenden, in unmuthiger Uebereilung, entweder ganz ausstießen oder ihrer wahren Kraft und Würde beraubten.

Diese Vollständigkeit also der Bestrebungen des deutschen Geistes auch in der Akademie wiederherzustellen, war eines groß- und durchaus deutsch-gesinnten Königs würdig.

Unter so glücklichen Vorzeichen, in einer für die theuersten Angelegenheiten entscheidenden Zeit, zur höchsten Freiheit der Forschungen und allem was ächter Wissenschaft zukommt berechtiget, beginnt die Akademie ihren neuen Lauf. Alles wird darauf ankommen, daß sie die ihr gegebene Stellung begreife, und wie aufs besonnenste, so zugleich auf das freieste benutze —

felix, sua si bona norit.

Der Dank aber, der dem erhabenen Regenten gebührt, dessen Fest die Akademie heute mit doppelt erhöhten Empfindungen feiert — denn es ist Sein Geist, der in der neuen Einrichtung weht — dieser Dank konnte für jetzt durch bloße Anerkennung sich äußern — dessen was er mit wahrhaft königlichem Sinn für sie gethan hat.

Diese auszusprechen, war mein Beruf. Die wahre Feier dieses Tages sind die für ihn bestimmten wissenschaftlichen Vorträge.

Schlußwort [1].

Wenn das erreichte Ziel leicht zur Schranke wird, früher gewonnene Freiheit selbst in Befangenheit sich verkehrt, so müssen wir gestehen, daß die Verhältnisse, in denen wir uns befinden, von der Art sind, an sich selbst die günstigsten Bedingungen für freieste Fortschreiten

[1] Abgedruckt im ersten Jahresbericht der königlich bayerischen Akademie der Wissenschaften (S. 6). D. H.

Digitized by Google

und eine wahrhaft von vorn anfangende Lebensbewegung zu enthalten. Ihre wahre Bedeutung aber erhalten diese Umstände durch den Geist des Königs, der nicht den bloßen Schein der Wissenschaft oder den vorübergehenden Glanz begehrt, den auf eine wohlwollende Regierung auch die bloß äußerlich gepflegte und begünstigte wirft, der die wirkliche Frucht der Wissenschaft will, nicht ein bloßes end- und insofern zweckloses Fortschreiten des Wissens, sondern ein wirkliches Ziel desselben — nicht ein bloß mit Kenntnissen geschmücktes, sondern ein durch tiefe Bildung innerlich umgewandeltes, zum höchsten Bewußtseyn seiner selbst gebrachtes und dadurch zu allem befähigtes Volk. In dieser Absicht — stark zugleich durch eigne selbsterworbene Einsicht, keinen Gedanken fürchtend, weil jedem gewachsen, kleinlichem Argwohn fremd, der meist nur Unbedeutendem oder Verächtlichem Wichtigkeit verleiht — hat Er die freieste Bewegung aller Kräfte seines Volkes beschlossen, dessen ganzes Schicksal und jegliches Bedürfniß Er im Herzen trägt. Er hat sie beschlossen — nicht in aufwallender Begeisterung, sondern in ernster, gereifter Besonnenheit, die mit völlig gleicher Sorgfalt jedes Mittel, den äußern Wohlstand und die innere Tüchtigkeit seines Volks zu erhöhen, aufsucht und in Wirkung setzt, und darum auch keine Gefahr läuft, entweder in Geistesschwelgerei auszuarten, oder in jenen unköniglichen Sinn zu verfallen, der nur das gemein und grob Nützliche der Aufmerksamkeit und Belohnung werth achtet. Er hat sie gewollt, und will sie, nicht mit einem Vorbehalt, der sich auf die Meinung gründete, dem einmal freien Geist eines Volkes könne Widerstrebendes durch königliches Ansehn aufgenöthiget, oder einer nothwendigen Richtung des Geistes mit Gewalt entgegengewirkt werden; sondern unbedingt, im Vertrauen auf die der Wahrheit selbst inwohnende Macht und die Kraft, welche alle der Menschheit wesentlichen Ueberzeugungen im deutschen Geiste erlangt haben, so wie mit klarer Voraussicht und Erwägung der Folgen, welche zugleich die Zuversicht einflößt, daß, wie immer die Schwierigkeiten beschaffen seyn mögen, denen so edle Absichten begegnen müssen, welche harte Kämpfe der Sache noch bevorstehen mögen, welche Er als die Seinige betrachtet, Sein königliches Herz, im Einklang mit

Digitized by Google

seiner alles überlegenden Weisheit, alle Hemmungen überwinden, die königliche Gesinnung immer dieselbe bleiben, und keine der Hoffnungen täuschen werde, welche die Besten seines Volkes und seiner Zeit von ihr gefaßt hatten. — Die Vorsehung, die Ihn durch eine Zeit trostlos scheinender Verwirrung, während der nur Ein Verhängniß über Seinem Haupte und dem seines Volkes schwebte, sicher auf den Thron seiner Väter geleitet, wacht auch jetzt über Ihm und Bayern, um die eifrigen und einhelligen Gebete zu erhören, welche heute die Erhaltung des theuren Königs und den glorreichen Erfolg aller seiner Unternehmungen erflehen. — Wir, die von manchen Seiten mehr als viele, nah und fern, im Stande sind, das Zeitalter des Ruhms vorauszusehen, das Er Bayern bereitet, haben auch desto mehr Ursache, Sein edles, großes Wollen treu und liebend anzuerkennen. Dürfen wir doch annehmen, daß für die liebende und liebeheischende Seele eines durch Eigenschaften des Herzens nicht minder als des Geistes ausgezeichneten Herrschers der höchste Genuß jener einzige sey, der edle Sterbliche erfreut, den sogar die nichtsbedürfende Gottheit nicht verschmäht, in ihrem Wollen und ihren Absichten erkannt zu werden! — Möge in dem zusammenhangenden Ganzen wissenschaftfördernder Anstalten, wie es allmählich aus dem Geiste des Königs hervorgeht, die Akademie ihre Stelle mehr und mehr thätig erfüllen, und möge die unbestechliche Geschichte, die schon so vielen, der äußern Abhängigkeit der Wissenschaften abgedrungenen Huldigungen ihre Bestätigung verweigert hat, wenn sie einst das Werk König Ludwigs, anerkennend und bewundernd, erzählt, von der Akademie sagen: auch sie hat mitgewirkt zu der großen königlichen Absicht: Erhebung des bayerischen Volkes zu der ihm gebührenden, von Gott und Natur bestimmten Stelle im Reiche des Geistes!

Digitized by Google

Eröffnungsworte in der öffentlichen Sitzung der Akademie

am 28. März 1828. [1]

Vor nicht längerer Zeit als etwa einem halben Jahr hat die Akademie der Wissenschaften die neue, ihr von des Königs Majestät vorgezeichnete Form und Verfassung angenommen. Niemand wird erwarten, daß sie nach so wenigen Monaten schon im Stande seyn werde, die Wirkungen zu verkünden, welche sie von dieser neuen Ordnung sich mit Recht versprach. Die ersten Bedingungen und die Möglichkeit eines wahren Gedeihens sind gegeben: das wirkliche Gedeihen hängt noch immer von Zeit und glücklichen Umständen ab. Die Weisheit des Königs hat nur die ersten Umrisse des Bestehens und Wirkens der Akademie gezogen, das Nähere und Bestimmtere der innern Gestaltung ihr selbst freigelassen. Fortwährend ist die Akademie noch mit dieser beschäftigt. Es reicht hin, zu versichern, daß sie ihre Aufgabe ebensowohl als die Vortheile ihrer neuen Stellung erkennt; daß sie, weniger um augenblickliche, vorübergehende Gunst, als um eine dauernde, bleibende Meinung bemüht, zuerst und vor allem sich selbst genugzuthun sucht, und anstatt den Maßstab ihres Wirkens von außen zu empfangen, diesen vielmehr in sich selbst zu haben und immer mehr zu befestigen bestrebt ist; denn ohne jenes Selbstgefühl, das nur bestimmtem, sich selbst klarem Willen zukommt, ohne Einverständniß über das, was in der Wissenschaft eigentlich Werth hat, und den Gemeingeist, der hieraus allein von selbst sich erzeugt, wird

[1] Abgedruckt im ersten Jahresbericht der k. bayerischen Akademie, S. 8.

Digitized by Google

eine Anstalt solcher Art, selbst bei hervorragenden Verdiensten im Einzelnen, stets im Ganzen das Spiel der Laune und der Willkür nicht bloß der Gewalthabenden, sondern am Ende selbst einer unberufenen Menge werden. Gönne man der Akademie, nach den Zufällen, denen sie unterworfen war, und indeß alle Nachwirkungen früherer Verhältnisse nicht gleich schnell sich überwinden lassen, die Zeit, ihren Standpunkt in der Nation einzunehmen, und das zu werden, was ihr jetzt zum erstenmal wieder verstattet ist wirklich zu seyn. Berufen, alles allgemeinmenschliche Wissen zu umfassen, und in allen wissenschaftlichen Fragen, über welche ein aufklärungs- und unterrichtsbegieriges Volk Aufschluß oder Entscheidung verlangt, gleichsam eine letzte Zuflucht und Behörde zu seyn, ist sie selbst von den ihr zu Gebot gestellten Mitteln in ihrer Hauptwirkung, und besonders in größeren wissenschaftlichen Unternehmungen, abhängig. Die wunderartige, gleichzeitige Erweiterung aller Zweige des vielgetheilten menschlichen Wissens macht für jede wissenschaftliche Anstalt, welche einer solchen Zeit gleich und gewachsen sich zeigen soll, eine Ausdehnung der Mittel nothwendig, für welche die Maßstäbe der Vergangenheit nicht mehr zureichen. Möge bei den Erfordernissen der Akademie dieß stets und überall im Geiste unseres, durchaus nicht die **bloßen Namen** der Sachen, sondern **die Sachen selbst** wollenden Königs, so wie im Geiste der Nation erwogen werden, deren verfassungsmäßige Stellvertreter manches Gute, das nicht in den Kreis unserer Beurtheilung fällt, gewirkt haben mögen, aber das denkwürdigste, jedem, der die wahren Quellen des Ansehns, der Macht und des Wohlstandes einer Nation kennt, im Gedächtniß gebliebene Wort unstreitig damals gesprochen haben, als sie erklärten: „an dem öffentlichen Unterricht, an dem, was für die geistige Bildung der Nation erforderlich sey, wollen sie nicht gespart wissen". — Ist doch übrigens alles andere um uns her in Bewegung und durch den mächtigen Hauch eines alle Kräfte zugleich anregenden und belebenden Geistes wie in ein neues Werden versetzt! Eine noch im Entstehen begriffene Hohschule, in welcher die Akademie selbst erst ihre wahre dauernde Grundlage erhalten zu haben erkennt,

Digitized by Google

fordert unſere ganze Theilnahme, nimmt vielfach ſelbſt unſere Kräfte in Anſpruch. Die Akademie darf ſich, wie früher ſchon einmal geäußert worden, nicht abgeriſſen vom Ganzen wiſſenſchaftlicher Anſtalten, nicht einzeln betrachten; und nicht eher wird ſie mit voller Freiheit, Unabhängigkeit und Zuverſicht des Geiſtes ihre Bahn verfolgen, ehe ſie über ihre nothwendigen Vorausſetzungen, über ein Syſtem zuſammenhangender Bildung beruhiget iſt, durch welche, vom zarteſten Keim und der Wurzel an, jener Baum des menſchlichen Wiſſens gepflegt wird, an welchem ihre Arbeiten nicht Blüthen, ſondern die letzten gereiften Früchte ſeyn ſollen. Dieß alles wird uns unter der Leitung und Obhut des königlichen Geiſtes, deſſen Wirken und Walten wir mit Ehrfurcht betrachten, die alles gewährende Zeit geben. Denn durch die Zeit ward auch Apollon, wie Pindar ſagt.

Von der öffentlichen Sitzung der Akademie am 25. Auguſt 1828 liegt keine Rede vor, da Schelling an dieſem Tage laut dem erſten Jahresbericht der Akademie abweſend und durch ein anderes Mitglied vertreten war. A. d. H.

Digitized by Google

Rede zum ſiebzigſten Jahrestag der Akademie

am 27. März 1829 [1].

Vorbemerkung.

Des Verfaſſers Abſicht iſt, die bei verſchiedenen Veranlaſſungen von ihm als Vorſtand der Akademie gehaltenen Reden zuſammendrucken zu laſſen, damit erhelle, was er in dieſem Amte gewollt hat. Die gegenwärtige erſcheint für ſich, den andern voraus, wegen vielfachen Verlangens an Ort und Stelle, zunächſt für das einheimiſche Publikum, das an dem Inhalte derſelben beſondere, dankbar zu erkennende Theilnahme gezeigt hat; zugleich um unvollkommenen Relationen des Gehörten durch einen wörtlichen Abdruck des Vorgetragenen zu begegnen. Der Verfaſſer hat keine Urſache gefunden, im Druck eine Stelle zu unterdrücken, wohl aber hat er (S. 412) eine im Vortrag ausgelaſſene Stelle im Druck wiederhergeſtellt, auch die wenigen Anmerkungen hinzugefügt. Kenner werden dieſe Rede, als eine nicht urſprünglich für den Druck beſtimmte, ſondern nur für den mündlichen Vortrag gearbeitete von ſelbſt dieſem gemäß beurtheilen.

Oft ſchon, wenn die Akademie der Wiſſenſchaften dieſen Tag, an welchem ſie vor nunmehr ſiebzig Jahren geſtiftet worden, feierlich in öffentlicher Verſammlung beging, mochte in der Stille gefragt werden: ob denn dieſe Stiftung als ein für Bayern in dem Grade wichtiges und folgereiches Ereigniß ſich gezeigt habe, daß ſie alljährlich auf ſo feſtliche Weiſe gefeiert zu werden verdiene; welche Großthaten im Reiche der Wiſſenſchaften durch ſie veranlaßt, welche entſcheidende und dauerhafte Veränderung zum Beſſern im Geiſte des Volkes durch ſie bewirkt worden

[1] Beſonders im Druck erſchienen. D. H.

Digitized by Google

ſey. Denn, wenngleich nicht zu leugnen ſtehe, daß die unerwartet erſcheinende Akademie im Anfang eine allgemeine freudige Bewegung der Geiſter hervorgebracht, vielfaches Leben angeregt und ein gewiſſes Gefühl für den Ruhm, welchen Einſicht und Geſchicklichkeit gewähren, erweckt und allgemeiner verbreitet habe: ſo liege doch nicht weniger am Tage, ja es ſey von dem unſterblich verdienten Geſchichtſchreiber der Akademie ſelbſt eingeſtanden, daß im Verhältniß der hervorgebrachten Wirkung die Urſache an Bedeutung habe verlieren müſſen; daß eben die Größe des erſten Beifalls den Nachkommenden ſchwer, ja unmöglich gemacht habe, jene hohe Meinung, welche die muthigen Vormänner auf ſich gezogen hatten, in die Länge zu behaupten; daß bedeutende Zeiträume hindurch die Akademie ſelbſt räthlich gefunden, ſich ſo ſtill wie möglich zu halten, jedes Aufſehn zu vermeiden, und in thatloſer Verborgenheit ihren einzigen Schutz zu ſuchen; daß ihr auch nachher bei günſtigeren Zeiten nicht möglich geweſen, eine gewiſſe Gleichgültigkeit, oft ſelbſt Geringſchätzung, zu überwinden, die ſich unter andern auch darin gezeigt, daß die öffentlichen Sitzungen, welchen beizuwohnen einſt die erſten Männer des Staates und die Inhaber der hiſtoriſch berühmten Namen Bayerns ſich zur Ehre gerechnet, immer öder und weniger beſucht wurden. Wir wollen und können dieſe Thatſachen nicht widerſprechen, ja beinahe müßten wir an eine völlige Unerweecklichkeit dieſer früheren Theilnahme an der Akademie glauben, nachdem ſelbſt das Beiſpiel, mit welchem unſer jetzt gnädigſt herrſchender König, noch als Kronprinz, vorauszugehen geruhte, ſo wenig Nachfolge gefunden hat. Denn Er, zum Throne beſtimmt, und im vollen Beſitz aller Bildung ſeiner Zeit, fand es weder des erhabenen Standpunktes, den Ihm die Geburt, noch des gleich erhabenen, den ihm der eigne Geiſt anwies, unwürdig, ſo oft er ſich hier aufhielt, dieſe Verſammlungen durch ſeine Gegenwart zu verherrlichen. Allein, wenn Betrachtungen dieſer Art allerdings die Freudigkeit dieſer Feier einigermaßen herabſtimmen könnten, ſie ſelbſt als unangemeſſen darzuſtellen vermöchten ſie nicht. Denn die Hauptſache bleibt immer das Daſeyn. Daß ein Individuum da iſt oder nicht, kann als zufällig erſcheinen; aber daß es ſeine vorbeſtimmte Größe erreicht,

Digitized by Google

dafür sorgt, wenn sie nicht durch besondere Zufälle gestört wird, die Natur und der nothwendige Gang der Entwicklung von selbst. Ebenso kann das Seyn oder Nichtseyn einer Anstalt als etwas Zufälliges erscheinen; daß sie aber, einmal vorhanden und in einem Volk gegründet, früher oder später ihren wahren Begriff erreiche, dieß läßt sich von der alles gebenden und reifenden Zeit, dem nothwendigen Gang der Dinge und jener allgemeinen, langsam aber sicher wirkenden Vernunft, der am Ende alles gehorchen muß, mit Zuverlässigkeit erwarten. In diesem Sinne ist leicht einzusehen, daß der Moment selbst, in welchem irgend ein Lebendiges seine höchste Vollendung erreicht und den ganzen Zweck seines Daseyns erfüllt, nie von gleicher Bedeutung zu erachten ist mit dem Moment, welcher ihm zuerst Daseyn ertheilt. Ebensowenig könnten Betrachtungen der angeführten Art überhaupt, und am wenigsten könnten sie jetzt noch über die geschichtliche Bedeutung des gefeierten Ereignisses uns zweifelhaft machen. Denn, abgesehen davon, daß der Werth und die Bedeutung öffentlicher Anstalten ebenso wie mancher Individuen nicht bloß nach ihren offenbaren und unmittelbar in die Augen fallenden Wirkungen, sondern oft weit mehr nach jenen stillen Einflüssen zu schätzen sind, die sie durch ihr bloßes Daseyn ausüben; und nicht zu erwähnen, daß kein Sterblicher im Stande seyn möchte, zu ermessen, was in den traurigsten Zeiten selbst einer allgemeinen Niedergeschlagenheit die bloße, wenn auch kaum bemerkte Fortdauer der Akademie zur Aufrichtung der Geister bewirkt; welche Keime, die jetzt schon Wurzel geschlagen haben und Früchte tragen, in jenen besseren Zeiten, wo auf den Wink des väterlich gesinnten Maximilian Josephs die lang vernachlässigte plötzlich in ihren Verhältnissen und Mitteln erweitert und bereichert hervortrat, unmerklich vielleicht und selbst unbeabsichtigt, ausgestreut wurden: dieses alles, und was dem noch weiter sich beifügen ließe, bei Seite gesetzt, so hat gerade diese letzte Zeit die landesgeschichtliche Bedeutung des Ereignisses, welches wir heute feiern, auf die glänzendste Weise ins Licht gesetzt, und der Erfolg gezeigt, wohin die Vorsehung, welche selbst in dieser Welt der Verwirrung und des Mißverstandes nichts umsonst geschehen läßt, zielte, und was sie beabsichtete, als sie das Herz des

Digitized by Google

wohlwollenden Kurfürsten, Maximilian III., dahin lenkte, an diesem Tage die Stiftungsurkunde einer bayerischen Akademie der Wissenschaften zu unterzeichnen. Denn eben diese Akademie, welche sein zweiter, königlicher Nachfolger so reichlich ausstatten sollte, und deren große, im Verhältniß der Mittel erweiterte wissenschaftliche Schätze konnten allein in dem Geiste seines jetzt regierenden erhabenen Nachfolgers den Gedanken erzeugen und den Entschluß hervorbringen, die Hoheschule, als einen immer lebendigen Quell der Bildung und des Unterrichtes, einen mächtigen, weithin strahlenden Mittelpunkt des Lichts, in die Hauptstadt des Landes zu verlegen. Seit diesem Ereigniß, welches der Vorsehung gefallen, an die erste Stiftung einer bayerischen Akademie der Wissenschaften zu knüpfen, ist das Daseyn der Akademie geschichtlich gerechtfertigt, und nie wird diese künftig den Tag ihrer Entstehung festlich begehen, ohne zugleich diese für die Wissenschaft und für die Bildung des Landes entscheidendste und folgenreichste That König Ludwigs mitzufeiern.

Aber auch aus andern Gründen müßte die Akademie die festliche und öffentliche Feier dieses Tages stets als eine ihr werthe und theure Einrichtung betrachten. Denn es ist dieser Tag gerade, welcher ihr die natürlichste Veranlassung gibt, sich mit der Nation in ein unmittelbares Benehmen zu setzen, und über ihre Verhältnisse öffentlich sich zu äußern: eine Gelegenheit, der sie ohne den offenbarsten Nachtheil für sich selbst nicht entbehren könnte. Denn über eine Anstalt, die nicht umhin kann die öffentliche Aufmerksamkeit auf sich zu ziehen, ist es nach unsern Gesetzen jedem verstattet, auch öffentlich zu urtheilen. Selbst von Seiten jenes achtbaren Theils der allgemeinen Ständeversammlung des Reichs, dessen Verhandlungen öffentlich bekannt werden, hat sie sich einer regelmäßigen Beachtung zu erfreuen, wenn man gleich nicht behaupten kann, daß sie in diesen Bereich stets auf die zarteste Weise gezogen worden, und ohne daß man auch nur der Mühe werth gefunden zu haben scheint, die gegenwärtigen Verhältnisse der Akademie genauer kennen zu lernen [1].

[1] Der letzte Berichterstatter bei der Kammer der Abgeordneten fängt, in dem Vortrag über die Staatsausgaben der letzten Jahre, seine Bemerkungen über die Akademie der Wissenschaften mit den Worten an: „die Akademien der Wissen-

Digitized by Google

Denn so ist die stets wiederholte Erwähnung der großen Kosten, welche sie dem Lande verursache, vollends ganz ohne Grund, seitdem durch die letzte der Akademie ertheilte Verfassung ausgesprochen ist: „Nur jene Mitglieder der Akademie, welche zu öffentlichen regelmäßigen Vorlesungen an der Ludwig-Maximilians-Universität, an der polytechnischen Schule, oder an andern ähnlichen Staatsanstalten sich verpflichten, können in Zukunft aus dem Fond der Akademie einen ständigen Gehalt erhalten". Nie wird die Akademie zu Ausnahmen von diesem Grundsatz Anlaß geben, dessen Weisheit sie verehrt, und in dem sie eine ihr selbst wohlthätige Schranke erkennt; denn während sie durch diese Verfügung nur solche besoldete Mitglieder zählen wird, die die Probe des öffentlichen Lehramtes bestanden haben, verhindert sie von der andern Seite nichts, Männer, welche eine uneigennützige, auch in den Geschäften des Staatsdienstes bewahrte Liebe zu der Wissenschaft den akademischen Beruf als wünschenswerthe Auszeichnung ansehen läßt, mit den Gefühlen der reinsten Achtung sich zu verbinden. Im gegenwärtigen Augenblick wird ein ansehnlicher Theil der allerdings bedeutenden, obgleich darum noch keineswegs den höchsten Forderungen der Wissenschaft genügenden Summe, welche noch immer als Fundation der Akademie der Wissenschaften erwähnt zu werden scheint, auf Besoldungen öffentlicher Lehrer an der Hohenschule, der bei weitem größere Theil aber auf Erhaltung und Vermehrung der wissenschaftlichen Sammlungen verwendet, welche, unentbehrliche Hülfsmittel der Forschung und des Unterrichts in einem Zeitalter, das die Grenzen des menschlichen Wissens nach allen Seiten

schaften und Künste empfangen einen bedeutenden Theil des sauren Erwerbs der Staatsbürger" (XIV. Beilagenband, Beil. 79, S. 54). Diese Redensart war früher gewöhnlich, wenn man von dem Aufwand für die ausschweifende Jagd- oder Pferdeliebhaberei eines Fürsten sprach; sie auf Wissenschaften und Künste anzuwenden, blieb diesem Berichterstatter vorbehalten, dem übrigens ein anderer allgemein verehrter Abgeordneter, den wir noch mit Freuden unser (wiewohl jetzt auswärtiges) Mitglied nennen, in der Folge erwiederte: wenn man fordere, daß die Akademie der Wissenschaften die Nation mehr von ihren Leistungen überzeuge, so könne man vor allem fordern, daß sich die Nation mehr um die Leistungen derselben bekümmere, und mehr, als der Herr Berichterstatter gethan zu haben scheine (Verhandl. XV. Bd., S. 213).

Digitized by Google

und in den verschiedensten Zweigen zu gleicher Zeit mit beispielleser Schnelligkeit erweitert, zugleich Gegenstände eines edlen Wetteifers unter den aufgeklärten Nationen Europas geworden sind[1]. Wenn es unmöglich ist, die kostbarsten wissenschaftlichen Schätze überall gleich zu verbreiten, wenn ein Staat wie der bayerische schon froh seyn darf, die wichtigsten und unentbehrlichsten Hülfsmittel gelehrter Forschungen an Einem Orte zu vereinigen: so gehören die wissenschaftlichen Sammlungen des Staates, auf welche der Akademie in ihren gegenwärtigen Verhältnissen kein größeres Recht als auch der Hohenschule zusteht, der ganzen Nation an; und diese in einem solchen Grade von Vollständigkeit zu besitzen, daß jeder Eingeborene durch sie zu jeder wissenschaftlichen Unternehmung hinlänglich, wenigstens in der Hauptsache, ausgerüstet sey, dieses sollte in einer Zeit, in welcher die wissenschaftliche Auszeichnung einer Nation eines der größten Gewichte in der Wagschale ist, mit welcher Völker gewogen werden, unter die ersten Wünsche eines edeln, in allen andern Stücken für die Selbständigkeit seines Vaterlandes rühmlichst wachenden Nationalstolzes und einer aufgeklärten Vaterlandsliebe gehören, von der man sich insbesondre gern wohldenkende Volksabgeordnete beseelt denkt. Mit Freuden erkennt die Akademie jedes öffentliche Zeichen der Theilnahme der Nation, und weit entfernt, in Bezug auf sich eine Ausnahme von der allgemeinen Oeffentlichkeit zu wünschen, sieht sie in dieser vielmehr selbst ihren

[1] Im Anfang des gegenwärtigen Finanzjahres (Oct. 1828) betrugen die Kosten der Akademie als solcher, oder für rein akademische Zwecke, nicht mehr als 6710 fl., (eine kaum größere Summe als das Einkommen der Akademie unter Kurfürst Maximilian III.); nur mit Hinzurechnung aus früherer Zeit sich herschreibender unvermeidlicher Quiescenzgehalte, 12200 fl. (weniger als $^1/_6$ der ganzen unter dem Titel der Akademie vorgetragenen Summe). Die Gesammtausgaben für das Generalconservatorium der wissenschaftlichen Sammlungen des Staates betrugen 71800 fl. Da sich aber hierunter 16733 fl. für Besoldungen aktiver öffentlicher Lehrer an der Universität befinden, nebst einer Ausgabe von 800 fl., die ebenfalls nur zum Vortheil der Hohenschule nothwendig ist, so betrug die für die Erhaltung und Vermehrung der Sammlungen und Anstalten (Hof- und Staatsbibliothek, Sternwarte, botanischer Garten, naturgeschichtliche Sammlungen, anatomische Anstalt, chemische Werkstätte, Münzsammlung u. s. w.) für Regie und für Besoldungen der Mitglieder des Generalconservatoriums als solcher damals bestimmte jährliche Summe nur 51307 fl.

Digitized by Google

mächtigsten Schutz. Sie zumal, deren Wirkungen nicht unmittelbar, schnell, in die Augen fallend, und großentheils nur dem Kenner verständlich sind, über die daher das Urtheil der Menge, wie einzelner Personen, leicht irre zu führen ist; sie vor allen hat jene Macht der öffentlichen Meinung zu ehren, die immer zuletzt jedes noch so künstliche Gewebe der Lüge und der Täuschung zerreißt, und noch immer die Rechtfertigung jeder an Wahrheit, Recht und den unverletzlichen Grundsätzen der Ehre festhaltenden Gesinnung übernommen hat. Die Akademie weiß am besten, was zu ihrer Vollkommenheit fehlt, und sie ist ebenso redlich als einstimmig bemüht, jenen Standpunkt zu gewinnen, der ihr zukommt, und nach dessen völliger Erreichung erst sie hoffen kann, ihren Begriff, das heißt, den wahren Zweck ihres Daseyns ganz zu erfüllen. Bereit, sich über ihre Verhältnisse jederzeit offen zu erklären, und edle Freimüthigkeit in Darlegung derselben sogar als ein Recht ansprechend, überzeugt, wie dieß schon bei dem ersten Eintritt der gegenwärtigen Ordnung erklärt worden, nur durch die ungeschminkte, unverfälschte Wahrheit aller ihrer öffentlichen Aeußerungen sich in dem Besitz der zu jedem Erfolg nothwendigen Achtung erhalten zu können, hat sie keine andere Absicht, als von der Oeffentlichkeit, die sie als eine allgemeine Wohlthat erkennt, auch für sich und ihre Angelegenheiten einen nützlichen und angemessenen Gebrauch zu machen; und so gesinnt spricht sie die Hoffnung aus, daß künftig jede öffentliche Stimme, die sich überhaupt in wohlmeinender Absicht über sie vernehmen läßt, anstatt der Akademie entgegen zu wirken oder die öffentliche Meinung, oft selbst der Machthaber, über sie zu verwirren, sich vielmehr mit ihr vereinigen möge, um ihr zur Erfüllung der gerechten und billigen Wünsche, die sie für die Wissenschaft und für ihr eignes wahres Gedeihen hegt, förderlich und behülflich zu seyn.

Stets war es vergönnt, an feierlichen Tagen Wünsche auszusprechen. Nach der aufrichtigen Begeisterung, mit welcher die neue Verfassung, in der die Akademie ganz den freien Geist und den herrlichen Willen des Königs erkannte, aufgenommen worden, können alle Wünsche nur in dem einen begriffen seyn, daß die wohlthätige Freiheit und die würdige Selbständigkeit, die der König ihr bestimmt hat, wirklich ihr zu Theil

Digitized by Google

und auch in der Ausübung ſtets bewahrt werde. Sie betrachtet jedes ihr ertheilte Recht als ein ihr anvertrautes Gut, das ſie nur dann gehörig zu erkennen und zu achten glaubt, wenn ſie es auf jede Weiſe zu behaupten ſucht. Sey es daher vor allem erlaubt, zu wünſchen, daß, den unzweifelhaft edeln, wohlwollenden und allem Geſetzlichen durchaus holden Geſinnungen des hohen Miniſteriums gemäß, niemals außerordentliche, nicht in der Verfaſſung der Akademie gegründete und den ihr zugſicherten Freiheiten zuwiderlaufende Maßregeln ihren geſetzmäßigen Gang unterbrechen mögen. Stets wird es zweifelhaft ſeyn, ob der verſprochene oder vorgeſpiegelte Vortheil durch ein ſolches Eingreifen wirklich erreicht werde, oder vielmehr noch immer hat die Erfahrung gezeigt, daß er nicht erreicht worden. Aber ſelbſt einen wirklichen Uebelſtand, der, wenn er ein wirklicher iſt, der Akademie ſelbſt nicht verborgen bleiben wird, und welchen aufzuheben ſie in ſich ſelbſt und ihren verfaſſungsmäßigen Verhältniſſen alle Mittel beſitzt, ſelbſt einen ſolchen beſtehen zu laſſen, wäre noch immer weniger nachtheilig, als das Vertrauen in die Unverletzlichkeit der einmal gegebenen Beſtimmungen und jene Anhänglichkeit zu erſchüttern, die nur für bleibende und keiner willkürlichen Abänderung unterworfene Geſetze ſich erzeugt — denn welcher edle Geiſt möchte ſeine Theilnahme und die Liebe, ohne die nichts gedeiht, einer Anſtalt zuwenden, die unter dem ſchönen Titel eines freien Vereins wiſſenſchaftlich ausgezeichneter Männer ſich als ein nach Gefallen zu behandelndes Spielwerk in der Hand der Gewalt betrachten müßte? Da, wo man mit bloß willenloſen Werkzeugen ausreicht, mag man dafür halten, daß die Sachen alles, und die Perſonen nichts ſind; ganz anders aber verhält es ſich, wo die freie Luſt des Schaffens und des Hervorbringens jeden Erfolg bedingt. Denn was auch immer in den Sachen verſäumt oder vernachläſſigt worden, es läßt ſich wieder einbringen; aber der unwiederbringlich verlorene gute Wille, die gekränkte Luſt und freie Zuneigung zu einem Geſchäft oder einer Anſtalt laſſen ſich ſo wenig wieder erſchaffen, als ſich ein Individuum, wenn es einmal aufgehört hat zu ſeyn, mit allen ſeinen vielleicht unerſetzlichen Eigenſchaften wieder erſchaffen läßt.

Von jeher hat man die Sorgfalt, welche Regierungen für Empor-

Digitized by Google

bringung von Wissenschaft und Gelehrsamkeit ausüben können, unter dem Bild einer Pflege vorgestellt und unstreitig damit ausdrücken wollen, daß auf wissenschaftliche Hervorbringungen Befehle so wenig als auf das Wachsthum der Pflanzen oder organischen Wesen wirken können, denen man übrigens durch entgegenkommende, ihrer Natur gemäße, niemals gewaltsam eingreifende und hauptsächlich nur auf Entfernung von Hindernissen bedachte Fürsorge ungemein förderlich seyn könne[1]. Gelehrte Frohnarbeit: bloßen Stoff sammeln, Sand anhäufen, aus dem einmal vielleicht in der Folge beharrlicher Fleiß einige Goldkörnchen auslese, dieß liegt noch innerhalb der Grenzen des auf Geheiß Auszurichtenden; nicht aber, was in gebildeter Form als unmittelbarer Gewinn für den Geist aus eigner selbständiger Forschung hervorgeht. Aber schon für die einer Akademie nothwendige Achtung bedarf sie in ihren wissenschaftlichen Arbeiten der völligen Unabhängigkeit nicht bloß von dem, was sonst unter dem Namen Censur ausgeübt wurde, sondern von jeder Art der Bevormundung. Als vor heute siebzig Jahren (so erzählt der unvergeßliche Geschichtschreiber der Akademie) der höchstselige Kurfürst Maximilian schon die Feder in der Hand hielt, die Stiftungsurkunde der Akademie zu unterzeichnen, wurden die Anwesenden durch die Eröffnung überrascht, daß die Schriften der Akademie jederzeit vor dem Druck den verständigen Vätern der Universität zu Ingolstadt zur Einsicht und Gutheißung vorgelegt werden sollen. Die Folgen einer solchen Zumuthung, fährt der Erzähler fort, waren leicht vorauszusehen, und nur eine standhafte Gegenwart des Geistes konnte die Gefahr, mit einem schweren Joche belegt zu werden, entfernen. Die Anwesenden, unter denen sich ein Graf von Törring, der geheime Staatskanzler von Kreitmayr, und der künftige Sekretär der Akademie von Lori befanden, erklärten sich, daß eine Akademie der Wissenschaften, welche noch erst unter

[1] Daher Curatelen, Curatoren der Universitäten und anderer gelehrten Körperschaften; nicht um über diese in Dingen, die sie nach jeder vernünftigen Voraussetzung besser als jede Regierungsbehörde verstehen müssen, eine Vormundschaft auszuüben, sondern hauptsächlich auch zu ihrem Schutz, indem man zugleich voraussetzte, daß Gelehrte, mit höheren Dingen beschäftigt, wenig bemüht oder wenig geschickt seyen, gemeinschaftliche Rechte zu wahren, also einer fürsorgenden Behörde bedürfen, die in allen vorkommenden Fällen gegen jede Uebermacht sie vertrete.

Digitized by Google

einer fremden Aufsicht zu stehen hätte, alle Achtung vernünftiger Männer verlieren, daß sich mit einer solchen Akademie kein würdiger Gelehrter verbinden, und daß es demnach besser gethan seyn würde, das ganze Vorhaben wieder bei Seite zu legen, als etwas, das schon in seinem Entstehen den Keim des unvermeidlichen Verfalls mit sich führte, aufzustellen [1]. Ob nun aber eine Akademie in ihren wissenschaftlichen und literarischen Entwürfen oder Unternehmungen von den verständigen Vätern der Gesellschaft Jesu, oder von Referenten einer Staatsbehörde abhängig und geleitet wäre, würde, was die Wirkung und die von jenen Ehrenmännern vorausgesagten Folgen in Absicht auf die öffentliche Achtung einer solchen Akademie beträfe, im Grunde ganz dasselbe seyn.

Der erste Satz der von dem Könige gegebenen Verfassung erklärt die Akademie für einen unter dem Schutz des Königs stehenden Verein von Gelehrten. Anerkannt ist damit, daß die Akademie als eine freie Verbindung für ihre wissenschaftlichen Unternehmungen des königlichen Schutzes, nicht aber, daß sie der Leitung irgend einer außer ihr stehenden Behörde bedürfe. Aber der wahre Gedanke eines erleuchteten Regenten wird nicht immer von untergeordneten Organen, oft selbst von denen, zu deren Gunsten er gereicht, sogleich auch in seinen nothwendigen Folgen und Wirkungen begriffen; die lange Gewohnheit der früheren Ideen behauptet ihr Recht, und glaubt diese bei völlig veränderten Verhältnissen wieder ebenso geltend machen zu können. Wir bescheiden uns auch wohl, daß alles nur stufenweise geschehen kann, wie ja in Ansehung des natürlichen und von dem Begriff einer Akademie, nach dem richtigen Gefühl aller Länder, in welchen solche Vereine bestehen, unzertrennlichen Rechtes der eignen Wahl ihrer Mitglieder die gegenwärtige Akademie bis jetzt ruhig einer Einschränkung sich unterworfen hat, von der man gestehen muß, daß sie der Natur eines freien Vereines, der überdieß aller Attributionen einer Staatsbehörde ausdrücklich entkleidet worden, eigentlich und im Grunde widerspricht. Bei der ersten Stiftung der bayerischen Akademie wurde dieses Recht nicht als ein Zugeständniß, sondern als etwas sich von selbst Verstehendes angesehen, obgleich auch sie einer Unterstützung vom Staat bedurfte und eine Einnahmsquelle angewiesen er-

[1] L. v. Westenrieders Gesch. der bayer. Akad. der Wiss. Th. I, S. 192.

Digitized by Google

halten hatte, die, gehörig verwaltet, ergiebig genug gewesen seyn würde [1]. Als kurze Zeit nach der Stiftung ein Brief des kurfürstlichen Beichtvaters und Jesuiten, Pater Stadler, auf ein Dekret antrug, nach welchem der jedesmalige Professor der Mathematik zu Ingolstadt beständiger Astronom der Akademie seyn sollte, antwortete die Akademie: „Dieser Versuch, ihr ein Mitglied aufzudringen, stoße wider ihre Gesetze an, welche verletzen zu lassen, Ihro Kurfürstlichen Durchlaucht gnädigste Willensmeinung nicht seyn werde. Das Wesen einer Akademie bestehe darin, daß sie eine freie Gesellschaft von solchen Personen sey, welche einerlei Absichten zur Verbesserung und Erweiterung der Wissenschaften führen. Diese Freiheit schließe allen Zwang aus, und das Wesen einer Akademie höre auf, sobald diese Freiheit benommen oder eingeschränkt werde; die Auswahl ihrer Mitglieder müsse daher der Akademie ohne Maß oder Einschränkung überlassen, keineswegs aber solche Mitglieder ihr aufgedrungen werden, von denen man gewiß wisse, daß deren Denkweise von der ihrigen gar weit unterschieden sey" [2]. Diese freimüthige Erklärung der Akademie, von der Hand des bekannten von Osterwald, wurde von dem Grafen von Seinsheim sammt dem Schreiben des Beichtvaters dem trefflichen Kurfürsten vorgelegt, der sogleich einfürallemal erklärte, „daß der Akademie zu keiner Zeit jemand aufgedrungen werden, und daß sie überhaupt die ganz uneingeschränkte Macht haben solle, in Bestellung ihrer Arbeiten und ihrer Mitglieder ganz nach ihrem Gutdünken zu handeln" [3].

Ist es zu verwundern, wenn ich heute so oft, wie unwillkürlich, an Züge aus der ältern Geschichte der Akademie erinnert werde? Meine ich vielleicht dadurch Ihnen und mir selbst das Bild jenes Mannes zurückzurufen, den seit zwei und fünfzig Jahren das Auge der Akademie zum erstenmal vergeblich auf seinem Posten sucht, den er rühmlich, standhaft, und wie es einem Manne geziemt, bis an sein Ende behauptet hat? Denn Er allein von uns gehörte durch seine ersten Erinnerungen

[1] Der Kurfürst hatte ihr in der Stiftungsurkunde (bei Westenrieder Th. I, S. 24) die Einrichtung und Verwaltung des gesammten Kalenderwesens überlassen.

[2] L. v. Westenrieders Geschichte, Th. I, S. 202.

[3] Ebend. S. 219.

Digitized by Google

noch jener Zeit der entstehenden Akademie an; er hatte ihre ersten Urheber und Häupter wenigstens noch gesehen und gehört; vielleicht waren überhaupt in seinem Charakter und in seiner Persönlichkeit die Spuren der abwechselnden Eindrücke aller der heitern und trüben, glücklichen und unglücklichen Tage aufbewahrt, die Bayern zwischen jener Zeit und der gegenwärtigen gesehen hat. Ebenso wehete in ihm noch etwas von jener ersten Frische, dem Morgenhauche der erwachenden deutschen Literatur, gegen deren weitere Entwickelungen er sich gleichsam verschloß; doch nicht wie andere aus unwillkürlicher Unfähigkeit — dieß widerlegen so manche klassische Stellen seiner Schriften, deren tiefe, inhaltsvolle Gedanken über seine Zeit hinausgehen —, sondern vielleicht schon, weil er fühlte, daß doch dem ersten Eindrucke nichts mehr gleichkomme, und in Folge einer sich selbst absichtlich gesetzten Grenze. Denn überhaupt hatte er früh gelernt, auch für das Leben und den Umgang mit andern sich zu begrenzen. Nicht leicht war es, sein Vertrauen zu gewinnen, noch suchte er selbst andern zu schmeicheln und liebenswürdig zu scheinen, sondern ganz und gar gehörte er, nach seinem Aeußern wie nach seinem Innern, zu dem eben nicht sehr zahlreichen Geschlechte, welches man mit einem bekannten geistreichen Ausdruck das Geschlecht der umgekehrten Heuchler nennen könnte; denn gerade so viel Mühe als andere sich geben, ihre bessern oder annehmlicheren Seiten ins Licht zu stellen, so viel gab er sich — vielleicht in ehrenwerthem Unmuth über die allgemeine Unlauterkeit menschlicher Gesinnungen —, den guten Eindruck, den er hervorgebracht zu haben glauben konnte, wo möglich wieder zu vermindern, und ein durchaus wohlwollendes und menschenfreundliches Herz unter rauhen Aeußerungen ebenso zu verheimlichen, wie andere unter einschmeichelnden Formen die völlig entgegengesetzten Gesinnungen verbergen; sey es nun, daß er frühzeitig hierin das Geheimniß gefunden, nie der Betrogene von jemand zu seyn, sich gegen die gemeinen Künste, mit welchen Menschen über andere Menschen etwas zu gewinnen suchen, unzugänglich zu machen; oder daß ein Gefühl höherer Art ihm das Ignorari ama, das Glück etwas in sich zu haben, wovon die Welt nichts wüßte, und zu wissen vielleicht nicht werth wäre, zur Richtschnur seines Lebens gemacht

Digitized by Google

hatte. Denn das letzte Geheimniß seines Herzens und seiner ganzen Denkart hat er vielleicht niemanden vertraut. Dennoch wäre es wünschenswerth, genauer ausmitteln zu können, ob er durch besondere Eindrücke, äußere und innere Erfahrungen, ob durch Standesverhältnisse, ob zum Theil auch durch den körperlichen Schmerz, den man nach seiner Beschreibung wahrhaft einen philoktetischen nennen mußte, und den er den längsten Theil seines Lebens hindurch ertrug, aber mit heldenmüthiger Geisteskraft zu bezwingen wußte, zu dieser Charakterfestigkeit gehärtet worden, in der er bis zum letzten Hauch immer sich selbst gleich blieb, obwohl, wie seine frühesten literarischen Neigungen und Versuche beweisen, von der Natur mit einem zartfühlenden und empfindungsvollen Herzen begabt, und fröhlich ernster Geselligkeit, horazischen Mahlen nichts weniger als abgeneigt, und Ernst durch Scherz zu mäßigen gewohnt. Einen solchen Mann also und von so ausgezeichneten Eigenschaften, haben wir an Lorenz von Westenrieder verloren, einen Mann, der zugleich mit der Akademie so verwebt, so in einem langen Leben durch Verdienste und standhafte Bemühungen mit ihr gleichsam verwachsen war, daß man sie ohne ihn gewissermaßen nicht denken kann; so von allen, die der Lauf der Zeit in die Akademie geführt hatte, erkannt und verehrt, daß keiner seyn wird, der nicht Jahre lang ihn in diesem Kreise vermißt, aus dem er geschieden ist in hohem, wenigen erreichbarem Alter, doch früher als einer von uns damals gedacht hätte, als er mit jugendlicher Munterkeit der Feier seines fünfzigjährigen Wirkens in der Akademie beiwohnte; geehrt von seinem König noch bei eben dieser Gelegenheit durch die mit besonderer Auszeichnung verbundene Ertheilung des Ludwigordens: ein Mann der Nation und des Volkes, das ihn nicht anders als wie einen gemeinschaftlichen Vater zum Grabe begleitete. Nur Eine Meinung war darüber in der Akademie, daß dem Andenken eines Mannes, dessen Verhältniß zu ihr ein so vollkommenes, nicht bloß eine Seite desselben, sondern den ganzen Mann umfassendes Denkmal errichtet werde. Denn wie ein sehr verehrtes Mitglied der historischen Klasse sich ausgedrückt hat: „so groß sein Verdienst um die bayerische und deutsche Geschichte war, es war doch nicht

Digitized by Google

sein größtes; und eine Rede, die in vollem Sinn eine Gedächtnißrede seyn sollte, müßte umfassen: quidquid in eo amavimus, quidquid admirati sumus". Ja das Wissenschaftliche läßt sich in ihm vielleicht nicht abgesondert vom Persönlichen darstellen; denn in ihm war das Talent mit der Gesinnung und wissenschaftliche Ueberzeugung mit dem Charakter wahrhaft zu einem undurchbrechlichen Ganzen vereinigt. Die Akademie erinnerte sich bei dieser Gelegenheit an die aus ihrer Mitte hervorgegangenen Lobschriften auf Johann von Müller, und auf einen im Staat hochgestellten, auch um sie hochverdienten, in ihrem fortwährenden dankbaren Andenken lebenden Mann, Heinrich von Schenk. Möge der allgemeine Wunsch sich erfüllen, von derselben Hand auch eine Gedächtnißrede auf Westenrieder zu erhalten, die in einem und demselben Gemälde seine Verdienste als Geschichtsforscher und seine durch eine ganz besondere Verbindung seltener Eigenschaften in ihrer Art gewiß einzige Persönlichkeit darstelle. Ein solches Bild ist der Meister, der es entwerfen kann, nicht bloß den Empfindungen der Gegenwart, sondern fast noch mehr der Nachwelt schuldig.

Inzwischen aber, so nahe uns allen sein Tod gegangen, besteht die würdigste Feier seines Andenkens für den Augenblick gewiß darin, wenn wir, seinem Beispiel folgend, ohne über das Unvermeidliche zu klagen, uns frisch aufs neue zu dem Werk wenden, dessen Fortführung uns befohlen, und dessen Gedeihen unzweifelhaft ist, wenn, wie ich mit froher Gewißheit überzeugt bin, sein Geist unter uns fortlebt.

Möchte die Pflicht, die ersten Empfindungen der Akademie bei seinem Verlust auszusprechen, auf einen fähigeren Redner gefallen seyn! Nachdem ich indeß dieser Obliegenheit, soweit ich es vermochte, genügt, bleibt mir nichts weiter übrig, als diese erlauchte Versammlung um ihre geneigte Aufmerksamkeit für die nachfolgenden Vorlesungen zu bitten.

Digitized by Google

Aus einem Vortrag am Vorabend des Ludwigstages 1829 [1].

— — Indem aber die Akademie mehrerer, durch hohes und ruhmvolles Alter ausgezeichneter Männer aus ihrer nächsten Umgebung gedenkt, würde der Aufmerksame es ihr mit Recht zum Vorwurf machen, wenn sie unterließe, auch ihrerseits eine Theilnahme auszusprechen, die in eben diesen Tagen von allen Seiten Deutschlands dem Manne bezeugt wird, der vorzugsweise und in einem Sinne wie kein anderer der ganzen deutschen Nation angehört. Goethe, seit fünfzig Jahren Anführer der deutschen Literatur, unter den Königen vorzüglich unsrem Könige werth und von Ihm auf eine des Herrschers und des Dichters gleich würdige Weise geehrt; Goethe, auch rein wissenschaftlichen Männern ein verehrtes Vorbild: dem Naturforscher — wegen des freien, gleichsam den Weg der Natur selbst verfolgenden Blickes; dem Philosophen — wegen des Ernstes und der unablässigen Bemühung, womit er auch als Dichter nur jene Wahrheit gesucht und hervorgehoben, die überall allein fähig ist, Geist und Gemüth dauernd zu bewegen; dem Alterthumsforscher — als lebendiges, gegenwärtiges Beispiel, an welchem er das Geheimniß der unerforschten Kunst jener großen Schriftsteller und somit den ganzen Sinn des Alterthums zu ergründen vermochte: — Goethe vollendet in diesen Tagen sein achtzigstes Lebensjahr. Möge ihm, dem wie Nestor, dem Trefflichsten der Sterblichen [2], schon zwei der redenden

[1] Dieser Vortrag war besonders im Druck erschienen. Der bloße Personal-Nachrichten ohne allgemeinere Bedeutung enthaltende Anfang desselben wurde hier weggelassen. D. H.

[2] *Φέρτατος ἡμιθέων*, in einem griechischen Epigramm.

Digitized by Google

Menschengeschlechter vorübergegangen sind, und das dritte noch ehrerbietig horcht, möge ihm unter so vielen Stimmen freudiger und verehrungsvoller Theilnahme, die er in diesen Tagen vernehmen wird, auch der Glückwunsch unserer Akademie, wenn er aus der Ferne zu ihm dringt, nicht unwillkommen und ein Beweis seyn der in allen Theilen Deutschlands gleichgestimmten Empfindungen der Liebe und Anhänglichkeit für den ehrwürdigen Patriarchen deutscher Kunst und Wissenschaft!

Mit einer angemessneren Erwähnung konnte ich nicht auf den eigentlichen Gegenstand unserer Feier zurückkehren, den König, der alles, was deutscher Geist an erhebenden Gedanken oder würdigen Empfindungen in sich vereinigt, selbst durchdacht, selbst gefühlt, und aus den Schätzen seines ebenso umfassenden Geistes als reichbegabten Herzens königlich vermehrt hat. Heil dem König, welcher in einer Zeit, wo so viele Gefahren drohen und eine unsichtbare Hand wieder eines der schweren inhaltsvollen Blätter der Weltgeschichte umzuschlagen scheint, Einer der leuchtenden Sterne ist, zu denen die bessern Geister vertrauensvoll aufsehen! Heil dem König und allen seinen Unternehmungen zum Besten seines Volks, zur Förderung alles dessen, was ein Volk, was die ganze Menschheit adelt und erhebt!

Digitized by Google

Aus dem Vortrag am 71. Jahrestag der Akademie

27. März 1830. [1]

Seit der letzten öffentlichen Sitzung der Akademie ist die neue von ihr selbst entworfene und von Seiner Majestät dem König genehmigte Geschäftsordnung in Wirksamkeit getreten. Alle Klassen haben vorzüglich sich beeifert diejenigen Vorschriften in Ausführung zu bringen, die zur Absicht hatten, den regelmäßigen Sitzungen derselben einen mehr gelehrten und wissenschaftlichen Gehalt zu geben. Gewiß wird die Hoffnung sich erfüllen, die der gegenwärtige Vorstand bei der ersten Einführung dieser Vorschriften ausgesprochen, daß regelmäßige gelehrte und wissenschaftliche Mittheilungen der Akademie einen entschiedeneren Charakter ertheilen und zugleich ein innigeres Verhältniß, eine größere Theilnahme und wechselseitige Achtung zwischen den wissenschaftlich thätigen und ernstlich gesinnten Mitgliedern hervorbringen werden. — —

Das erste Halbjahr brachte der Akademie keinen neuen Zuwachs an ordentlichen Mitgliedern; dagegen erhielt sie am Ende desselben die betrübende Kunde von dem erfolgten Ableben ihres vieljährigen berühmten und allgemein verehrten Mitgliedes, des königl. Geheimenraths von Sömmering. Ohnerachtet seines hohen Alters (er hatte das fünf und siebenzigste Jahr erreicht) war sein Tod, den, wie es scheint, die Nachwirkungen des ungewöhnlich heftigen Winters beschleunigt hatten, der Akademie unerwartet. Denn bis auf die letzten Zeiten wußte sie ihn wissenschaftlich regsam und selbstthätig, und noch kürzlich hatte sie von ihm Beweise fortgesetzter Forschungen und seiner auch in der Ferne nie

[1] Aus dem handschriftlichen Nachlaß. Vgl. das Referat im zweiten Jahresbericht, S. 7.

Digitized by Google

erkalteten Theilnahme durch Beiträge zu den Abhandlungen der mathematisch-physikalischen Klasse erhalten. Bereits hat diese Klasse, der er früher angehörte und fortwährend verbunden blieb, beschlossen, das Andenken eines Mannes, dessen Name nicht bloß der Geschichte der Akademie, sondern der Geschichte der Wissenschaften angehört, durch einen besondern Akt zu feiern; von seinem Nachfolger in der Akademie [1], den er selbst als würdigen Mitforscher erkannt und hochgeachtet hat, dürfen wir uns eine ebenso treue als geistreiche Auseinandersetzung der großen Verdienste eines Mannes versprechen, der nicht bloß durch einzelne, dem vielfach erforschten, aber in seinen Tiefen unergründlichen Bau des menschlichen Körpers abgewonnene Entdeckungen, sondern durch die ihm eigne Behandlung der Wissenschaft, die er durch Vortrag und Darstellung, — daß ich so sage, menschlicher, einleuchtender, und allgemein zugänglicher zu machen wußte, Urheber einer neuen Richtung in seiner Wissenschaft geworden war. Noch leben hier mehrere ausgezeichnete Männer, die sich gewiß des Vortrags mit Vergnügen erinnern werden, den Sömmering vor einer auserlesenen Zahl von Zuhörern über den Bau des menschlichen Schädels und Gehirns in früheren Jahren mit einer bewundernswerthen Einfachheit und Deutlichkeit gehalten hat, die jeden bedauern ließ, daß ein solcher Mann durch verschiedene Umstände, zum Theil vielleicht durch zu tief empfundenen Undank mancher Schüler so früh dem öffentlichen Lehramt entzogen wurde. Konnte es der Akademie nicht anders als schmerzlich fallen, auch diesen Mann aus ihrem Kreise scheiden zu sehen, der noch ganz der Zeit des ersten freudigen ungetrübten und ungekränkten Fortschreitens der Wissenschaften angehörte, so war es ihr nur um so tröstlicher, denken zu dürfen, daß wenigstens die Tage eines ihr so werthen Mannes, unstreitig durch die Entschließung einer wohlwollenden und theilnehmenden Regierung verlängert worden, die ihm verstattete, den Abend eines arbeitsvollen Lebens nach seinem Wunsche im Frieden, im Kreise seiner Familie, im erheiternden Umgange mit einem seiner würdigen Sohn und in der Ruhe einer selbstgewählten Umgebung zu beschließen. — —

[1] Döllinger.

Digitized by Google

In der allgemeinen Vergänglichkeit menschlicher Verhältnisse ist es aufrichtend, zu bemerken, daß der tüchtige Sinn und die Weisheit der Vorfahren für bleibende Anstalten gesorgt hat, in denen bei allem Wechsel der Individuen der Geist der Wissenschaft unvergänglich fortdauert und stets verjüngt immer neue Früchte treibt.

Die Akademie begeht heute die Feier des einundsiebzigsten Jahrestages ihrer Stiftung nicht als eine bloß herkömmliche oder gebotene Förmlichkeit, sondern mit der Ueberzeugung, daß auch in ihrer Institution etwas Ewiges, alle zufälligen Verhältnisse Ueberdauerndes liege, und daß unabhängig von jeder augenblicklichen Stimmung der gesunde Theil des bayerischen Volks (noch immer ist er bei weitem der größere) nicht aufhören könne, mit Theilnahme eine Anstalt zu betrachten, die aufs Bleibende und Beständige im menschlichen Wissen, auf geistige Ergebnisse und Besitzthümer von immerdauerndem Werth gerichtet ist, eine Anstalt, die unter allen Umständen, und welches Uebergewicht auch vorübergehende Ursachen seichtem Wollen über gründliches, fadem Bestrebungen über tüchtige geben mögen, den Beruf hat, die Grundsätze zu bewahren, durch welche die deutsche Literatur, deren Aufschwung erst auch den der Kunst zur Folge hatte, groß geworden ist, — eine Anstalt endlich, die schon allein durch ihr Daseyn, durch ihren Namen ein beständiger Vorwurf seyn würde gegen jeden Versuch, von welcher Seite er käme, der die Absicht oder den Erfolg hätte, Bayern in seinen geistigen Fortschritten aufzuhalten, oder die Mittel einer kräftigen, von der Zeit durchaus geforderten wissenschaftlichen Entwicklung ihm zu schmälern oder zu entziehen.

Mit dieser Ueberzeugung beginnt die Akademie ein neues Jahr ihres Daseyns, und indem sie denselben Sinn für den unschätzbaren Werth der Wissenschaft, die allein dem menschlichen Leben Haltung, allen menschlichen Verhältnissen Dauer und Beständigkeit sichert, bei dieser erlauchten Versammlung voraussetzt, bittet sie dieselbe, die zur Feier des heutigen Tages bestimmten Abhandlungen mit Huld und Wohlwollen anzuhören.

Digitized by Google

Schlußwort zur öffentlichen Sitzung der Akademie

am 25. Auguſt 1830 [1].

Es ſind vielleicht eben jetzt nicht wenige, welche die menſchlichen Dinge dann am beſten beſtellt glauben möchten, wenn man dahin gelangt wäre, alles von gewiſſen Einrichtungen, und dagegen ſo wenig als möglich von den Perſonen zu erwarten.

In Widerſpruch damit geſteht jeder, daß der eigentlich anziehende und lebendige Theil der Geſchichte allein eben jene großen, mächtig wollenden und wirkenden Perſönlichkeiten ſind, die durch den unwiderſtehlichen Zauber ihres Namens auf ſpäte Jahrhunderte wirken, und von denen man daher ſagen kann, daß ſie, wie der Seher Tireſias bei Homer, allein auch nach dem Tode noch *leben*, indeß die andern in dem weiten Raum der Vergangenheit wie weſenloſe Schatten ſchweben.

Im Ernſte einen Zuſtand für möglich halten, durch den die Perſönlichkeiten gewiſſermaßen gleichgültig würden, hieße für möglich halten, daß die menſchlichen Dinge zu dem Stillſtand und der Einförmigkeit

[1] Abgedruckt im zweiten Jahresbericht der Akademie. Ueber den Inhalt der Eröffnungsworte für die gleiche Sitzung iſt ebendaſelbſt S. 11 referirt und insbeſondere folgende Aeußerung mitgetheilt:

„Daß in Staaten, wo dem Volk verfaſſungsmäßig ein gewiſſer Antheil an der Verwaltung und Geſetzgebung zuſtehe, die *Bedeutung* aller Einrichtungen, aber beſonders auch die der öffentlichen wiſſenſchaftlichen Anſtalten ſich ſteigern; wenn nach Willkür regierten Völkern Rohheit und Unwiſſenheit unſchädlich, ja in gewiſſem Betracht vortheilhaft ſcheinen können, ſo könne eine ungründliche und ungenügende Bildung dem zur Theilnahme an öffentlichen Angelegenheiten durch ſelbſtgewählte Stellvertreter berechtigten Volke nur gefährlich und verderblich ſeyn. Inſofern ſeyen kraftvolle Inſtitutionen des öffentlichen Unterrichts die unerläßliche Ergänzung einer freien Verfaſſung, ohne welche dieſe den öffentlichen Zuſtand eher bloßſtellen als ſichern, ja nach Umſtänden ihn in ſeinen Grundlagen bedrohen können".

Digitized by Google

der gleichgültig immer nur daſſelbe hervorbringenden, nie über ſich ſelbſt hinausgehenden Natur gelangten. Einen ſolchen Zuſtand wollen, hieße das Leben aus der Geſchichte hinwegnehmen, die Geſchichte ſelbſt aufheben wollen.

Aber einen nicht geringeren Widerſpruch als in der Geſchichte und in der Natur der menſchlichen Dinge ſelbſt würde eine ſolche Denkart in der eigentlichen Volksgeſinnung finden. Denn was man auch anwende, dem Volk Begeiſterung für Abſtraktionen einzuflößen, ſeine Liebe wird ſich immer ausgezeichneten Perſönlichkeiten zuwenden, ja ſein Bedürfniß, ſolche Perſönlichkeiten zu bewundern und zu lieben, iſt ein ſo großes und mächtiges, daß man es als ein Glück anzuſehen hat, wenn ſie ihm in einer bedeutenden Zeit wirklich gewährt ſind, damit es nicht bloße Idole zu dieſem Rang erhebe.

Wohl Bayern, dem in ſeinem Regenten eine ſo kräftig und entſchieden wollende Perſönlichkeit verliehen iſt, an die es ſich mit aller Begeiſterung und Liebe, deren ein geſundes, für alles Rechte tief empfängliches Volk fähig iſt, unter allen Umſtänden anzuſchließen vermag, ein König, der allein ſchon durch ſich ſelbſt — auch ohne den geſchriebenen Buchſtaben, der hinfällig und vergänglich iſt, durch die eigne innerſte Geſinnung, durch das Ihm ins Herz geſchriebene Geſetz die ſicherſte Bürgſchaft — ruhig, ohne Erſchütterung, aber im rechten Maß unaufhaltſam fortſchreitender Vervollkommnung ihm gewährt! Darin — in dieſem Feſthalten an dem Regenten ſind alle Bayern ohne Unterſchied einig, wie in dem Wunſch, der heute aus ſo vielen Herzen hervordringt: Möge König Ludwigs Name noch lange das Loſungswort ſeyn, bei dem ſich ſein Volk erkennt, Alle wie Einer, Einer wie Alle empfinden! Möge nichts im Stande ſeyn, das Glück des Königs und des königlichen Hauſes zu ſtören; möge Er noch die Früchte ſeiner Arbeit ſehen, den vollen Dank eines von Ihm beglückten und hocherhobenen Volkes erndten, um einſt nach Jahrhunderten noch in der Meinnng eben dieſes Volkes als Schutzgeiſt über dem geliebten Lande Bayern zu walten.

Digitized by Google

Rede zum zweiundsiebzigsten Jahrestag der Akademie

am 28. März 1831. [1]

Königliche Hoheit!

Erlauchte Versammlung!

Die bayerische Akademie der Wissenschaften, welche heute den Tag ihrer ersten Stiftung, herkömmlicher Weise, durch eine öffentliche Sitzung feiert, hat in den zweiundsiebzig Jahren ihrer Dauer mehrere Umgestaltungen erfahren, durch welche außer ihren innern Verhältnissen jederzeit zugleich ihre Beziehung zum Staat wesentlich verändert wurde. Der erste Gedanke einer bayerischen Akademie ging bekanntlich nicht von dem Regenten oder einer Staatsbehörde aus; er entstand aus der edeln Ungeduld einiger feuriger und vor andern vaterländisch gesinnter Männer, die es übel empfanden, daß Bayern müßig, gleichgültig zurückbleibe, während im übrigen Deutschland die Vorzeichen einer eigenthümlichen Literatur zu erscheinen anfingen, und glückliche Versuche in den Naturwissenschaften einen unbestimmbar großen Gewinn neuer für das Leben nützlicher Kenntnisse und Entdeckungen ahnden ließen. Der ausgesprochene Zweck der damaligen Akademie war also vorzüglich Belehrung und Verbreitung von Kenntnissen. Schon die Ankündigung eines solchen Zweckes mußte zu jener Zeit als ein Angriff auf das Monopol des öffentlichen Unterrichts und der allgemeinen Kenntnisse erscheinen, in dessen Besitz

[1] Besonders im Druck erschienen.

Digitized by Google

bis dahin noch immer der geistliche Stand sich befunden hatte, aber eben jetzt ein mächtiger Orden sich befand, der indeß längst, selbst in den Ländern seines Ursprungs, die gute Meinung eines wahren und aufrichtigen Einverständnisses auch mit den ächten und wirklichen Fortschritten des menschlichen Geistes verscherzt hatte. Auch in andern Ländern waren Akademien der Wissenschaften zuerst gleichsam als Zufluchtsörter für solche allgemeine Forschungen entstanden, welche unter dem Druck der bevorrechteten, aber selbst unter dem vorherrschenden Einfluß der positiven Wissenschaften stehenden Körperschaften weder fröhliches Aufkommen noch freie Entwicklung finden konnten. Einen glücklichen Erfolg konnte man der ersten bayerischen Akademie schon aus dem Grunde weissagen, weil ihr Ziel ein beschränktes und eben darum zugleich ein bestimmtes war, und dessen sie durch den gefundenen Widerstand sich nur noch entschiedener bewußt werden mußte. Was sie wollte, hat sie in ihrer ersten Zeit erreicht: eine allgemeine Aufmerksamkeit auf die Fortschritte der Wissenschaften wurde erregt; die Entdeckungen der damaligen Physik und Chemie und die neu erfundenen Werkzeuge wurden durch sie verbreitet und drangen zuerst in die Klöster, die um diese Zeit neben ihren Bücherſammlungen auch naturwissenschaftliche Apparate aufstellten; die lang verborgen gehaltenen Urkundenschätze der Stifter öffneten sich, die Sammlung der Monumenta Boica begann und erweckte in ziemlich weitem Kreis wenigstens die Liebe für vaterländische Geschichtsforschung. An dem edeln Kurfürsten Maximilian III. hatte die Akademie einen wohlwollenden, freudiges Wirken begünstigenden und dessen selbst sich erfreuenden Beschützer, der dem ersten Gedanken eines solchen Vereins mit Bereitwilligkeit und, nach Maßgabe damaliger Zeiten, fürstlicher Freigebigkeit entgegen gekommen war. Vorauszusehen war aber auch, daß diese erste glückliche Wirkung nur eine gewisse Zeit dauern könne; denn in dem Maß, als in Folge einer allgemeinen und unaufhaltsamen Veränderung der Dinge und Verhältnisse die Schranken, gegen welche die jugendliche Akademie hauptsächlich anzukämpfen hatte, von selbst fielen (namentlich sah sie, als wenig mehr denn zehn Jahre seit ihrer Entstehung vergangen waren, die Aufhebung

Digitized by Google

des Jesuitenordens) mußte, im Verhältniß des verminderten Widerstandes, ihre Wirkung an Bestimmtheit, Energie und Bedeutung verlieren, und schon zwanzig Jahre nach ihrer Entstehung, gleich nach dem Tode ihres ersten Beschützers, ist ein auffallender Nachlaß des früheren Wirkens zu spüren. Daran hatten freilich wohl das Mißtrauen, welches unselige Verhältnisse in dem Geist des neuen Regenten erregt hatten, und die daraus hervorgehende ebenso tiefe als allgemeine Mißstimmung ihren bestimmten Theil; doch lag darin nicht die einzige Ursache der sichtbaren Erschlaffung, denn später, gerade als mit dem Regierungsantritt Maximilian Josephs wieder ein besserer Stern über Bayern leuchtete, und die Grundsätze, unter deren Schutz die Akademie früher gewirkt hatte, in größerem Maß, als sie vielleicht selbst beabsichtet hatte, Regierungsgrundsätze wurden, zeigte sich, daß sie der Zeit nicht mehr gewachsen war; wenigstens verhielt sie sich gegen diese leidender, als ihr geziemte; und indem sie in sich selbst die Kraft nicht fand, sich zeitgemäß zu gestalten und durch ein nach den jetzigen Umständen bemessenes Wirken wieder einen neuen Halt in der Nation zu gewinnen, war für sie in der That der Augenblick vorhanden, wo sie entweder gänzlich verkommen oder eine neue Gestalt von der thätigen, alles ergreifenden und nichts unversucht lassenden Regierung erwarten mußte.

Diese aber, als sie ihre Aufmerksamkeit auf die Akademie richtete, konnte nach den inzwischen eingetretenen Verhältnissen, da Bayern zum Königreich erhoben, mehr und mehr zum selbständigen Staat ausgebildet werden sollte, nur noch eine Akademie der Wissenschaften in jenem großen Sinne wollen, in welchem sie eine vielseitig unterrichtete, durch allgemein verbreitete Bildung zur Theilnahme an wissenschaftlichen Forschungen befähigte Nation voraussetzt, und nicht sowohl den Zweck hat, ein Bedürfniß, als vielmehr eine edle Ruhmbegierde der Nation zu befriedigen. Eine unmittelbare Wirkung auf das Volk war durch die Zeitumstände ohnedieß immer unmöglicher geworden; nicht in dieser also, sondern in völlig freier, durch nichts bedingter oder beschränkter wissenschaftlicher Forschung sollte die neue Akademie ihren Zweck erkennen. Außerdem aber, daß für ein solches Ideal keine Empfänglichkeit in der Nation

Digitized by Google

vorhanden, auch deſſen Verwirklichung bei ſo manchen in die Augen fallenden Gebrechen der für den Unterricht beſtimmten Anſtalten weniger dringend erſchien, hatte ſchon die erſte Einrichtung mit faſt unüberwindlichen Schwierigkeiten zu kämpfen. Denn überall ſonſt, wo Akademien in dieſem Sinn entſtanden, gab eine in der Nation ſchon vorhandene Ueberzeugung von dem Werth wiſſenſchaftlicher Forſchungen, gab der Ueberfluß ausgezeichneter, an einem Ort vereinigter, und außerdem ſchon nützlich beſchäftigter Gelehrten in allen Fächern den erſten Anſtoß dazu, und nicht, wie hier, mußten, um eine Akademie zu gründen, die Gelehrten großentheils erſt geſucht werden. Ferner waren die Hülfsmittel, welche eine vollſtändige, alle allgemeinen Wiſſenſchaften umfaſſende Akademie zu ihren Forſchungen bedurfte, großentheils erſt zu erſchaffen. Die Sternwarte, der botaniſche Garten, die chemiſche Werkſtätte, das anatomiſche Theater entſtanden erſt unter Leitung und Mitwirkung der von Maximilian Joſeph errichteten Akademie. Andere Sammlungen (naturgeſchichtliche, antiquariſche) waren zwar vorhanden, aber keineswegs in einem den Forderungen einer Akademie der Wiſſenſchaften entſprechenden Zuſtande; ſelbſt die Bibliothek, die, einſt ſchon der Stolz der bayeriſchen Herzoge, früher neben der Ambrosiana zu Mailand und der Vaticana in Rom genannt wurde, und inzwiſchen durch die Bücherſchätze der Klöſter ungemeinen Zuwachs erhalten hatte, forderte zu ihrer Ordnung und Vervollſtändigung in manchen Fächern nicht bloß große Zuſchüſſe, ſondern auch außerordentliche Arbeiten. War in Folge dieſer Umſtände die Thätigkeit der Akademie mehr nach außen auf Erſchaffung der Hülfsmittel als nach innen auf die Forſchung ſelbſt gerichtet, ſo hatte ſie zugleich in ihrem Innern aufgehört ein freiwilliger Verein über ihre Zwecke und ihr Wollen übereinſtimmender Gelehrten zu ſeyn. Zur Staatsanſtalt erhoben und glänzend ausgeſtattet, konnte die Akademie am wenigſten in einer Zeit, wo es nöthig ſchien, jeder Art von Thätigkeit, auch der wiſſenſchaftlichen, für die Zwecke des Staats ſich zu verſichern, auf jene Freiheit in der Wahl ihrer Mitglieder und jene innere Unabhängigkeit Anſpruch machen, bei welcher allein ein wahrer Gemeingeiſt in ihr ſich erzeugen konnte. Während ſie nun in ſolchen Verhältniſſen

Digitized by Google

den höheren Forderungen nicht völlig genügen konnte, war es ihr von der andern Seite ebenso unmöglich, die Nützlichkeitsforderungen zu befriedigen, die man nicht aufhörte an sie zu machen, und die großentheils zwar höchst unbestimmt und undeutlich, aber jedenfalls von der Art waren, daß es nicht im Beruf der Akademie lag, sie zu erfüllen; denn weder ein landwirthschaftlicher noch ein polytechnischer Verein konnte sie ihrer Bestimmung nach seyn; und so geschah es, daß die Regierung, welche eigentlich das höchste Lob dafür verdient hatte, daß sie in einer Zeit der größten Sorgen und Anstrengungen, in der es nicht selten um Rettung und Erhaltung des Staats selbst zu thun war, Mittel gefunden hatte, die Sache der wissenschaftlichen Bildung nicht sinken zu lassen, statt des mit Recht zu erwartenden Dankes von allen Seiten nur Undank erndtete. Später, als der gegründeten oder ungegründeten Unzufriedenheit der Nation mit der Akademie der Wissenschaften Gelegenheit wurde, durch die Ständeversammlungen, wiewohl nicht immer mit der gehörigen Kenntniß der Sache, sich zu äußern, fand, neben mehreren unzulänglichen und zum Theil ungereimten Versuchen, das einzige vernünftige und wirklich ausführbare Mittel, die Akademie für den Staat und das Leben unmittelbar nützlich zu machen, keinen Eingang. Dieses Mittel hätte darin bestanden, die oberste Lehranstalt des Landes mit der Akademie zum gleichen Vortheil beider in Verbindung zu setzen, so daß die Akademie alle ihre Mittel mit der Universität getheilt, dagegen aber in den Lehrern der Hohenschule ihre thätigsten Mitglieder gefunden hätte. Diese Verbindung ins Werk zu setzen, war den tiefen Einsichten und dem kräftigen Wollen König Ludwigs vorbehalten. Gleich den Anfang seiner Regierung bezeichnete Er durch die beschlossene und ausgeführte Verlegung der altbayerischen Hohenschule in die Hauptstadt, die ich, in Erwägung der mächtigen Vorurtheile und Abneigungen, die diesem Beschluß sich entgegen stemmten, auf der einen, und der nicht zu berechnenden, auf alle Zukunft sich erstreckenden Wirkungen auf der andern Seite auch jetzt keinen Anstand nehme, König Ludwigs folgenreichste That zu nennen.

Wir sind nun in dieser Folge von Abwechslungen, welche die bayerische

Digitized by Google

Akademie durchlaufen, bis zu dem Zeitpunkt gekommen, wo meines Erachtens ihre Verhältniſſe die glücklichſte Veränderung erhalten haben. Nur die Gleichgültigkeit, mit der leider noch immer viele unter uns die wiſſenſchaftlichen Angelegenheiten des Landes betrachten, kann es erklären, wenn man von dieſer Veränderung ſo oft nicht zu wiſſen ſcheint, und den gänzlichen Unterſchied der gegenwärtigen Akademie von der vorigen noch immer überſieht. Denn noch jetzt laſſen ſich Stimmen vernehmen, welche über die großen Koſten klagen, die ſie der Nation verurſache, während beinahe die ganze Summe, welche in den früheren Staatsrechnungen als Ausgabe für die Akademie der Wiſſenſchaften erſchien, jetzt theils zu Beſoldungen von Lehrern der Hohenſchule theils zu Erhaltung und Vervollkommnung derjenigen Sammlungen verwendet wird, die unter dem Namen: Sammlungen des Staats, vorzugsweiſe den Zwecken der Univerſität und des öffentlichen Unterrichts dienen. Wenn alſo über dieſe Summe eine Frage entſtünde, ſo könnte es nur dieſe ſeyn, ob ſie mit den großen und dringenden Bedürfniſſen der Hohenſchule, nicht aber, ob ſie mit den Vortheilen, welche die Akademie dem Lande gewähre, im Verhältniß ſtehe.

Denn noch immer ſcheint auch die andere Frage: wozu die Akademie nütze, der ſo ganz veränderten Umſtände unerachtet, aus bloßer langer Gewohnheit beibehalten; noch immer hält man ſich berechtigt dieſe Frage in der Abſicht aufzuwerfen, um, je nachdem die Antwort ausfalle, über Seyn oder Nichtſeyn der Akademie zu entſcheiden. Die Berechtigung zu einer ſolchen Frage könnte aber nur entweder von den Koſten hergeleitet werden, die die Akademie erfordert, oder davon, daß ſie eine reine Schöpfung der Regierung, und dieſe gleichſam für ihre Nützlichkeit verantwortlich wäre. Was aber die Koſten betrifft, ſo beſtehen dieſe nur noch in jenen unvermeidlichen Ausgaben, welche für die Geſchäftsführung der Akademie nothwendig ſind, und die in ungefähr gleichem Betrag ſchon Kurfürſt Maximilian III. der erſten Akademie angewieſen hatte. Denn kein Mitglied der Akademie erhält als ſolches, den Satzungen gemäß, eine Beſoldung aus dem Fond derſelben, und was die vermeinte Verantwortlichkeit der Regierung für die nützlichen Wirkungen der Akademie

Digitized by Google

betrifft, so ist der wesentliche Unterschied der gegenwärtigen Akademie von der früheren eben dieser, daß sie nicht wie diese etwas Gemachtes, und insbesondere nicht etwas von der Regierung Erschaffenes ist, sondern, seitdem sie die Universität zur Grundlage hat, ist sie etwas natürlich und von selbst aus dieser Hervorgehendes, ein Verein, der sich zwar des königlichen Schutzes erfreut, aber auch unabhängig von dem Willen der Regierung sich selbst bilden würde, und nach unsern Gesetzen nicht gehindert werden könnte, wie er von der andern Seite nicht eigentlich durch den Willen der Regierung, sondern bloß durch den freien Willen seiner Mitglieder besteht. Denn da nach den Satzungen jedem Mitglied der Akademie der Austritt aus diesem Verein jeder Zeit freisteht, da kein Mitglied desselben als solches besoldet, oder durch irgend ein anderes als freies wissenschaftliches Interesse an ihn gebunden ist, so wird man gestehen, daß er durch nichts gehindert seyn würde, jeden Augenblick sich aufzulösen; und daß seine Existenz lediglich von dem freien Willen seiner Mitglieder abhängt. Ihre Verbindlichkeit gegen den Staat erfüllen diese entweder als Lehrer an der Hohenschule oder als Beamte des Staats; was sie als Mitglieder der Akademie thun, ist aus reiner freier Liebe zu wissenschaftlicher Thätigkeit gethan, und gibt ihnen vielleicht einigen Anspruch auf die Anerkennung ihrer Mitbürger; keineswegs aber bringt es für ihren Verein die Verbindlichkeit mit sich, einer Beaufsichtigung seiner Nützlichkeit durch irgend eine Behörde, welchen Namen sie habe, sich unterworfen zu glauben.

Da indeß manche, wirklich und aufrichtiger Weise, sich in der Unmöglichkeit zu befinden scheinen, sich von dem Vortheil, den eine Akademie der Wissenschaften auch dem Staate gewährt, einen Begriff zu machen, so wird es wohl nicht überflüssig erscheinen, wenn ich die Veranlassung des heutigen Tages benutze, um darüber einige Erläuterungen zu geben.

Jedem ist bekannt, welchen großen Einfluß heutzutage außer den positiven Wissenschaften allgemeine Kenntnisse, insbesondere naturwissenschaftliche, auf das Wohl des Staats ausüben. Jede mit der Zeit fortschreitende Regierung befindet sich gleichsam beständig in dem Fall,

Digitized by Google

Aufschlüsse über Gegenstände der Physik, der Chemie, der Naturgeschichte, der Technologie, oder auch der Alterthumsforschung im weitesten Sinn, zu bedürfen. Eine Stelle, von der sie Antworten, Gutachten dieser Art erholen kann, ist ihr daher gewissermaßen unentbehrlich. Bei der bayerischen Akademie fehlt es nie an Anfragen dieser Art von Seiten der höchsten so wie selbst untergeordneter Behörden, aber sie ist eine solche Instanz nicht bloß für die Regierung, sondern für das ganze Land; noch ist kein Fall vorgekommen, wo sie irgend einer nützlichen Unternehmung, wenn sie darum angesprochen worden, Rath, Belehrung und, soweit sie diesen gewähren kann, Beistand versagt hätte. Es ist nur zu wünschen, daß die Akademie noch häufiger in den Stand gesetzt werde, auf solche Art sich dem Lande nützlich zu erweisen. Jedem strebenden Talent ist es schon erfreulich, für irgend eine Erfindung, die dem menschlichen Geist eine neue Einsicht oder menschlicher Geschicklichkeit ein neues Mittel gewährt, durch die Anerkennung einer solchen wissenschaftlichen Behörde belohnt zu werden, um nichts davon zu sagen, daß in dem Verhältniß, als eine Akademie ihre wahre Stelle in der öffentlichen Meinung einnimmt, die Aufnahme in dieselbe das Ziel eines rühmlichen und für die Nation heilsamen Ehrgeizes werden muß. Die Wissenschaft ist ferner nicht das Eigenthum eines Landes, sie ist das Gemeingut aller gebildeten Völker; durch die Institutionen jeder Akademie ist schon dafür gesorgt, daß sie einheimische Ideen in die Ferne verbreite, und hinwiederum, was im Ausland erfunden worden, ungesäumt in das Vaterland hereinziehe. Was die wissenschaftlichen Arbeiten einer Akademie betrifft, so wäre es sonderbar, von diesen einen unmittelbaren Nutzen für das Land zu verlangen, in dem sie errichtet ist, da ihre Aufgabe eben ist, das allgemein Wahre und allgemein Anwendbare zu entdecken, was also nicht einem einzelnen Land, sondern der Welt zu gut kommt. Ueber diesen höheren und allgemeinen Werth der gelehrten und wissenschaftlichen Arbeiten einer Akademie kann nun aber nicht jedem im Volk, sondern nur dem Kenner ein Urtheil zustehen. Denn Akademien sind nicht vorhanden, um das Bekannte mitzutheilen oder nur etwa nützlicher und anwendbarer zu machen; ist das Letzte auch nicht völlig

Digitized by Google

von ihrem Beruf ausgeſchloſſen, ſo ſind ſie doch eigentlich aufgefordert, der Wiſſenſchaft ihrer Zeit voraus, Dinge zur Sprache zu bringen, die bis jetzt noch überall nicht oder nicht gehörig bemerkt und erörtert ſind, Aufgaben zu entdecken, Dunkelheiten aufzuſpüren, an deren Auflöſung bis jetzt nicht gedacht worden. Eine Menge Unterſuchungen in allen Theilen der Wiſſenſchaft, welche ſpäter eine größere Anzahl von Gelehrten beſchäftigt und zuletzt auch in einem weiteren Kreiſe Theilnahme gefunden haben, ſind zuerſt in der Stille der Akademien zu einer Zeit angeregt worden, wo im Publikum für dieſe Fragen noch kein Sinn vorhanden war. Es gehört mehr Geiſt und Erfindungsgabe dazu, eine wichtige Aufgabe zu ſtellen, als oft hernach erfordert wird, ſie zu löſen; ja die richtige Stellung der Aufgabe iſt meiſt ſchon die Hälfte der Erfindung. Manche Unterſuchungen bringen freilich einen unmittelbaren und ſogleich in die Augen fallenden Nutzen mit ſich; aber das Mittel zu den größten Erweiterungen des Wiſſens beſteht nicht darin, dieſen zuerſt und allein zu ſuchen; vielmehr darf man überzeugt ſeyn, daß derjenige, welcher ſich z. B. in naturwiſſenſchaftlichen Forſchungen zu ſehr in der Nähe des unmittelbar Nützlichen oder Anwendbaren halten wollte, auf dieſem Wege nie zu den eigentlichen Triebfedern, zu den verborgenen Urſachen gelangen würde, mit deren Beſitz oder Erkenntniß nicht ein einzelner Erfolg, ſondern ein ganzer Complex von Wirkungen in unſere Gewalt kommt, mit denen eine Welt von Erſcheinungen ſich aufſchließt. Als die Begründer der neueren Chemie, Prieſtley und Lavoiſier, zuerſt eine entzündliche Luftart aus dem Waſſer entwickelten, dachten ſie nicht an die Gasbeleuchtung, obgleich dieſe in der Folge nothwendig aus jener erſten Entdeckung hervorgehen mußte; umgekehrt würde dem, welcher nur ein neues Mittel der Straßenbeleuchtung geſucht hätte, ſchwerlich die Entdeckung der Zerſetzbarkeit des Waſſers zu Theil geworden ſeyn. Als jener berühmte Arzt von Bologna [1], mit Verſuchen über thieriſche Reizbarkeit beſchäftigt, zuerſt die Bewegungen wahrnahm, in welche durch den Contakt verſchiedener Metalle die Muskeln

[1] Galvani.

Digitized by Google

eines eben getödteten Thiers versetzt werden, ahndete er nicht, welche große Kraft, welche Quelle von nicht zu berechnenden Entdeckungen er an diesen zwei Metallen in der Hand habe; und selbst Volta, als er schon die Allgemeinheit der Ursache, welche jene Erscheinungen hervorbringe, ahndete, ja als er schon durch unabläßiges Sinnen auf das Mittel gekommen war, die Wirkung der einfachen, aus zwei Metallen und einem flüßigen Körper bestehenden Kette bis zu einem Grade zu verstärken, der jeden Zweifel über die Natur der Ursache aufhob, als schon die Säule vor ihm aufgebaut stand, welche die Säule eines unsterblichen Ruhms für ihn selbst werden sollte, auch da wußte er noch nicht, welch einen Schlüssel zu unzähligen Erscheinungen, welche Quelle der unerwartetsten Wirkungen, welches Mittel zu den erfolgreichsten Processen durch jene Säule erfunden und dem Menschengeschlecht gegeben war. Für ihn selbst, den großen Entdecker, hatte seine Erfindung rein wissenschaftlichen Werth; ihm genügte die Befriedigung, die sie seinem denkenden Verstande, die Erweiterung, die sie seiner Einsicht gewährte; ihre Folgen für das gemeine Leben zu entwickeln, konnte er füglich andern überlassen, die nicht im Stande gewesen wären, bis zu dieser Quelle von Erscheinungen vorzudringen.

Höchst erfreulich ist es, wenn die Entdeckungen der Naturwissenschaften schnell praktisch angewendet, und diese Anwendungen, dem bürgerlichen Leben zu Nutz und Frommen, soviel wie möglich gemein gemacht, ja durch besondere Unterrichtsanstalten, heutzutag polytechnische Schulen genannt, verbreitet werden. Aber zweierlei ist dabei zu wünschen: 1) daß man sich über die unumgängliche Gründlichkeit und die Erfordernisse solcher Unterrichtsanstalten nicht täusche, was um so unverzeihlicher seyn würde, als ein wahrhaft musterhaftes Institut dieser Art in der Hauptstadt eines benachbarten großen Reichs schon seit mehreren Jahren, und zwar mit dem entschiedensten Erfolg, für höhere und niedere Gewerbe aller Art besteht; und daß man 2) mit der bloßen Forderung sich nicht begnüge, sondern die Mittel, welche für wirklich nützliche Anstalten dieser Art nicht anders als ansehnlich seyn können, ebenfalls wolle, am wenigsten aber etwa darauf denke, die Mittel auf Kosten der andern, zur rein

Digitized by Google

geistigen Bildung bestimmten Anstalten zu gewinnen, wodurch nur so viel zu erreichen stände, daß man anstatt einer bis jetzt vorzugsweise unterstützten Art von Unterrichtsanstalten zwei Arten gleich schlecht unterstützter und gleich wenig nützlicher hätte.

Das bürgerliche Leben in seinen gegenwärtigen Bedrängnissen, wenn diese auch einem großen Theile nach mehr in moralischen als gewerblichen Verhältnissen ihren Grund haben sollten, hat die dringendsten Ansprüche auf Berücksichtigung. Aber das bürgerliche Leben ist selbst nur der Träger eines höhern, des menschlichen, und wenn jeder Wohlgesinnte jenem Erleichterungen wünscht, so ist es vorzüglich, damit sich das wahrhaft menschliche in ihm wieder erhebe; denn es läßt sich kein Gedeihen des bürgerlichen Lebens hoffen, wenn jenes vernachlässigt wird. Wahrhaft menschliches Leben aber entspringt nur aus der geistigen Bildung, und dieser kann nichts feindseliger, nichts entgegengesetzter seyn als jene engherzige Denkart, welche menschliches Forschen und Wissen nur auf das vor den Füßen Liegende oder in einen unmittelbaren Nutzen sich Verwandelnde beschränken will. Ist doch das Geist- und Herzerhebendste in der Natur selbst gerade das Entfernteste von uns; und wer die Vervollkommnung, welche das Fernrohr den Erfindungen unseres Fraunhofer verdankt, oder die mathematisch-genauen Beobachtungen, welche auf unserer Sternwarte regelmäßig angestellt werden, etwa aus dem Grunde für unnützlich halten wollte, weil die Bayern keine seefahrende Nation seyen, also von der Vervollkommnung der Sternkunde keinen Nutzen für sich selbst ziehen können, der würde schon dadurch allein in aller Augen sich selbst für einen völligen Barbaren erklären, ebenso wie der, welcher die Erlernung des Sanskrit oder anderer noch lebender morgenländischen Sprachen bei uns unnöthig fände, weil Bayern keine Aussicht habe, mit dem Orient je in unmittelbare Berührung zu kommen; oder der überhaupt die Alterthumsforschung verwerfen wollte, weil sie doch nur das Leben längst verschollener Völker untersuche und solcher, die wir durch unsere Einsichten und politischen Einrichtungen längst überboten. Im Gegensatz mit solchen Ansichten, die am Ende so selten nicht sind, als sie auf den ersten Blick scheinen, möchte man

Digitized by Google

an das Wort des übrigens schlichten und rauhen römischen Dichters Ennius erinnern, der, weil er drei Sprachen verstand, damit einen dreifachen Verstand zu haben sich rühmte. Denn gleichwie der, welcher mehrerer Sprachen kundig ist, nicht bloß die Denk- und Ausdrucksweise *seines* Volkes, sondern mehrerer Völker versteht, so ist es durch die uns gebliebene Kenntniß des Alterthums vermittelt, daß der Einzelne, dem für sein individuelles Daseyn nur eine Spanne Zeit vergönnt ist, dieses Leben geistig über die Jahrhunderte der Vorwelt ausdehne und sein eignes Selbst gleichsam zu dem der Menschheit erweitere. Sollte derjenige die *Menschheit* wahrhaft in sich darstellen, welcher, wie so viele, bloß der Mann Eines Zeitalters, oder gar nur eines gewissen *Zeitraums* ist, — *oder* der, welcher seine Bildung allen Zeitaltern verdankt, und aus der Quelle der Jahrhunderte geschöpft hat? Sollte dem eine *allgemein* menschliche Bildung zukommen, der nie die erquickende Morgenluft der früheren Menschheit geathmet, der nie unter den einfachen großen Formen und Verhältnissen einer ernsten und gedankenvollen Vorwelt verweilt, sondern seine Bildung nur in dem lauten, aber leeren Getöse einer vorüberrauschenden Zeit, oder auf dem Markt eines eben jetzt so genannten öffentlichen Lebens erhalten hätte? —

Philosophie in Verbindung mit Philologie und Alterthumsforschung, Mathematik in Verbindung mit allen Theilen und Zweigen der Naturwissenschaft, endlich Historie im ausgedehntesten Sinn: dieß sind die Gegenstände, in welche sich die gegenwärtigen Klassen der Akademie theilen. Wöchentlich versammelt sich eine Klasse. In jeder Sitzung finden nach einer vorgeschriebenen Ordnung wissenschaftliche Mittheilungen statt; diese werden in den Jahresberichten zusammengestellt, von denen der erste im Lauf des vorigen Jahres erschienen ist, der zweite, inhaltsreichere, so eben dem Druck übergeben wird. Die mathematisch-physikalische Klasse ist beschäftigt, den ersten, reichausgestatteten Band ihrer akademischen Abhandlungen herauszugeben. Wenn die Abhandlungen der beiden andern Klassen nicht ebenfalls in diesem Jahr erscheinen, so liegt die Ursache davon hauptsächlich darin, daß die angewiesenen Fonds nicht zureichen, mehrere Theile auf einmal erscheinen zu lassen. Die historische Klasse

Digitized by Google

endlich hat in dem letzten Jahr die erste und zweite Abtheilung einer neuen Folge der Monumenta Boica herausgegeben, über deren Werth ich mich jeder weiteren Angabe enthalte, da die Rede, welche ein Mitglied der historischen Klasse an eben diesem Tag im verflossenen Jahr über diesen Gegenstand gehalten, noch in frischem Andenken ist, und jedem Leser den vollständigen Begriff von der Wichtigkeit dieser neuen Sammlung gewähren wird.

Aufrichtiger kann die Akademie nichts wünschen, als daß der Sinn und die Theilnahme auch für rein wissenschaftliche Untersuchungen immer allgemeiner sich verbreite, und daß ihre Bemühungen, auch wenn sie nicht sogleich alle Nachwirkungen einer frühern Zeit überwinden kann, wenigstens eine billige Anerkennung finden. Wie könnte sie an einem geistigen Fortschreiten zweifeln, da alle die Güter, welche das Volk durch seine Vertreter so eifrig in Anspruch nimmt, erst durch tiefe Bildung ihren wahren und höchsten Werth erlangen können? Denn wozu sollte, um nur Eines anzuführen, unbeschränkte Denk- und Preßfreiheit, auf welche die gebildetsten und geistvollsten Völker einen so hohen und gerechten Werth legen, einem geistig verwahrlosten oder nur zu oberflächlichem Denken und Reden erzogenen Volke nützen? Gerade dieses lebhafte Verlangen nach Verbesserungen im Staat und Erweiterungen der staatsbürgerlichen Freiheit, es gewährt uns die sicherste Bürgschaft, daß unter den wichtigen Fragen, welche die versammelten Stände des Reichs beschäftigen, auch die Anstalten des öffentlichen Unterrichts und der gesammten geistigen Bildung der Nation deren ernsteste Erwägung auf sich ziehen werden. Was von ihnen für diese Zwecke geschieht, wird zum wahresten, bleibendsten Nutzen der Nation geschehen. Denn ein wahrhaft freies Volk ist doch nur dasjenige zu nennen, welchem die Formen der Freiheit nicht bloß äußerlich angethan sind, das durch tiefe Bildung sie zu erfüllen, mit Geist zu durchdringen versteht; und wenn die Stunde der harten Probe schlagen wird, auf welche früher oder später gesetzt zu werden zumal die deutschen Völker gefaßt seyn müssen, — wenn die Zeit des Redens vorüber und die des Thun und Handelns gekommen seyn wird, dann wird gewiß dasjenige Volk am gewissesten

Digitized by Google

seine Selbständigkeit retten und behaupten, das durch eigenthümliche Bildung am meisten ausgezeichnet ist, gleichwie in Glück und Unglück nicht jenes Land das geachtetere seyn wird, das in der Geschichte des menschlichen Geistes nur eine öde und leere Stelle bezeichnet, sondern dasjenige, welches durch welterleuchtende Wahrheiten und Erfindungen, die von ihm ausgegangen sind, sich um alle verdient, und darum allen werth gemacht hat.

Was unsere Hoffnungen steigert, ist die Ueberzeugung, daß alle edeln und großmüthigen Wünsche dieser Art einen Anklang in den Gesinnungen des Regenten finden, über dessen allgemeines Wirken uns kein Urtheil, also auch kein Lob zusteht, von dem wir aber doch das laut rühmen dürfen, daß Er den Geist achtet, und was ihn erhebt und kräftiget, erkennt.

Die Wünsche, welche ich an diesem Tag, und vor dieser Versammlung, in der wir auch zum Theil die Häupter und die ausgezeichnetsten Mitglieder der eben hier anwesenden Ständeversammlung mit erhebendem Gefühl bemerken, aussprechen zu dürfen glaubte, beziehen sich keineswegs bloß auf die Akademie der Wissenschaften, sondern auf das Ganze wissenschaftlicher Anstalten, die alle in einem unauflöslichen Zusammenhang miteinander stehen, und in deren gleichmäßiger Vervollkommnung die Akademie selbst die erste Voraussetzung ihres wahren Bestandes und ihres glücklichen und erfolgreichen Wirkens anerkennt[1].

[1] Als nachträgliche Bemerkung zu den in dieser Rede gemachten Aeußerungen über die Unterhaltungskosten der Akademie ist der Originalausgabe am Schluß noch eine Uebersicht „über die Kosten der Akademie als solcher" beigefügt. D. H.

Digitized by Google

Ueber Faraday's neueste Entdeckung.

Rede in der öffentlichen Sitzung der Akademie am 28. März 1832.[1]

An allen wissenschaftlichen Entdeckungen, die in irgend einer Richtung die ersten sind, und eine Folge völlig neuer Untersuchungen eröffnen, hat stets auch Glück und Zufall einen gewissen Theil; es ist daher unvermeidlich, daß ihnen zuerst etwas von diesem Ursprung anhange, wovon nur eine nachfolgende Zeit sie befreien kann; diese wird das Zufällige der ersten Erscheinung entfernen müssen, um das unter ihm verborgene Wesentliche in seiner Reinheit hervorzuheben und zuletzt völlig an den Tag zu bringen.

So lag in Galvanis erster Entdeckung, die eine so fruchtbare Mutter anderer, nicht weniger großen Entdeckungen geworden ist, das Zufällige in dem thierischen Organ, welches als der eigentliche Gegenstand des Experiments betrachtet wurde. Aber gerade in diesem als wesentlich angesehenen Theil erkannte Volta das bloß Zufällige des Versuchs. Er zuerst behauptete, daß der thierische Muskel dabei gar nicht als solcher, sondern nur als halbflüssiger Körper und als Stellvertreter eines vollkommen flüssigen in Betracht komme. Mit unermüdlichem Scharfsinn suchte er durch höchst feine und künstliche Versuche die allgemeine, nämlich die elektrische, Bedeutung des Phänomens festzustellen, bis das Entscheidende ihm gelang, was schon einige Jahre früher unser berühmter und verdienstvoller Landsmann Alexander von Humboldt, wiewohl nur in der Form eines Wunsches, geäußert

[1] Diese Rede ist ebenfalls im Druck erschienen. D. H.

Digitized by Google

hatte, daß für die galvanische Wirkung eine ähnliche Verstärkung möchte gefunden werden, wie sie der gemein elektrischen durch die Leydener Flasche zu Theil geworden [1].

Mit der Erfindung der Voltaschen Säule war die Erscheinung, in der man zuerst eine Enthüllung des Geheimnisses der willkürlichen und unwillkürlichen Bewegung der Thiere, eine den thierischen Organen einwohnende und eigenthümliche Elektricität, mithin eine Thatsache der organischen Naturlehre zu sehen geglaubt hatte, entschieden auf das Gebiet der allgemeinen Naturlehre versetzt. Auf diesem Boden angekommen, konnte das Phänomen auch nicht mehr in den Schranken der bloßen Elektricität erhalten werden; schon griff es in das Gebiet des chemischen Processes über. Auch zuvor schon war die chemische Wirkung der galvanischen Kette im Kleinen bemerkt worden [2]; aber die Säule hob, gleich bei ihrer Entstehung, durch die mit ihrer Wirkung unmittelbar verbundene sichtbare Wasserzersetzung jeglichen Zweifel über diesen Zusammenhang.

Wie nun, vorzüglich von dieser Seite, ein anderer außerordentlicher Mann, Davy, sich des neu erfundenen Werkzeuges bemächtigt hat, um durch Zerlegung der Alkalien, Reduktion der Erden auf ihre metallähnlichen Grundlagen, und zumal durch die sogenannten Ueberführungsversuche die ganze Chemie nicht bloß in materieller, sondern vorzüglich auch in physikalischer Hinsicht umzugestalten, und dadurch jenes System einzuleiten, das allmählich unter dem Namen des elektrochemischen sich erhoben hat: dieß kann, der Absicht des gegenwärtigen Vortrags gemäß, hier nicht weiter verfolgt werden [3].

[1] In der Schrift: Ueber die gereizte Nerven- und Muskelfaser.

[2] Ash's, Ritter's und andere Versuche sind bekannt.

[3] Das Entscheidende bei diesem Versuch ist, daß z. B. die Säure, welche vom Silberpol nach dem Zinkpol hinübergeleitet wird, zwar auf ihrem Weg die Lakmustinktur nicht röthet, wohl aber vom Zinkpol aus, und zwar so, daß die Röthung gegen den Silberpol zu fortschreitet. — Goethe bemerkte einmal, daß Schriften, welche für die eben herrschende Meinung eine unwillkommene Ablenkung oder Berichtigung enthalten, secretirt, d. h., soviel möglich der allgemeinen Kenntniß entzogen werden. Dasselbe kann man auch von Versuchen bemerken,

Digitized by Google

Dieſer Einfluß der Voltaſchen Säule auf die geſammte Chemie iſt als eine große und mächtige Seitenentwicklung der urſprünglichen Entdeckung anzuſehen; aber über das Phänomen ſelbſt lehrte ſie im Grunde nicht mehr, als ſchon der erſte einfache Verſuch gelehrt hatte, der die beiden das Waſſer erzeugenden Luftarten an den Polen der Säule erſcheinen ließ. Nur Eine Bemerkung erlaube ich mir hinzuzufügen. Wer von den eben erwähnten Ueberführungsverſuchen Kenntniß erlangt hatte (mit dem lebhafteſten Vergnügen erinnere ich mich, in Gemeinſchaft mit unſerem unvergeßlichen Gehlen, der ſie zuerſt ungläubig bezweifelt hatte, mich von ihrer Wahrheit überzeugt zu haben); wer geſehen hatte, wie durch Wirkung der Voltaſchen Säule die Stoffe irgend einer Auflöſung — nicht etwa bloß Luftarten, ſondern Säuren, Alkalien, Erden, Metalle ſelbſt — von dem einen Pol zu dem entgegengeſetzten hinüber geleitet wurden, und zwar ſo, daß auf dieſem Wege ſelbſt alle ihnen in den Weg gelegten Zwiſchenmittel, mit denen ſie ſonſt aufs heftigſte ſich zu verbinden ſtreben, ſie nicht aufhielten, daß ſie — jeder andern Neigung gleichſam vergeſſen, und nur dem höheren Zuge folgend — wie todt und unempfindlich für jede Anlockung, durch alle Medien hindurchgingen, um an dem ihnen gemäßen Pol der Säule rein und frei von jeder Beimiſchung zu erſcheinen: wer dieſes wahrhaft Erſtaunenswerthe geſehen hatte, der konnte nicht länger zweifeln, daß für das in der Säule thätige Begeiſtigende alles ſogenannte Ponderable nur ein Spiel ſey, und ſeiner Wirkung nichts zu widerſtehen vermögen werde.

die in die Schranken der angenommenen Theorien nicht paſſen wollen. Namentlich iſt dieß den Davyſchen Ueberführungsverſuchen begegnet; mir wenigſtens ſind bis vor wenigen Jahren viele in den Naturwiſſenſchaften wohlunterrichtete Perſonen vorgekommen, denen jene Verſuche völlig unbekannt geblieben waren. Merkwürdig iſt auch, daß man durch dieſe Verſuche, ſoviel mir wenigſtens bekannt iſt, ſich bis jetzt in den herkömmlichen Schlüſſen aus geognoſtiſchen Thatſachen nicht im Geringſten hat ſtören laſſen, obwohl ſchon Davy ſelbſt auf dieſen Bezug hingedeutet hat.

Ob man von dieſen elektro-chemiſchen Verſetzungen (Metaſtaſen) irgend eine Anwendung auf Erklärung organiſcher (phyſiologiſcher) Erſcheinungen gemacht hat, iſt mir ebenfalls nicht bekannt.

Digitized by Google

Der galvaniſche Proceß war nun bereits völlig aus der Grenze herausgetreten, in die er zufällig zuerſt eingeſchloſſen ſchien. Er hatte ſeine Herrſchaft über das ganze Gebiet der Chemie mächtig ausgedehnt. Sollte man glauben, daß er ſich hierauf beſchränken, daß er die einmal entwickelte Macht nicht auch nach andern Seiten hinwenden werde?

Drei verſchiedene Erſcheinungen kannte die Phyſik, in denen auch die unbeſeelte Materie gewiſſe Zeichen eines eignen inneren Lebens zu geben ſchien. Unter dieſen Erſcheinungen waren die chemiſchen die materiellſten und zugleich die mannichfaltigſten und ausgedehnteſten; auf einen engern Kreis eingeſchränkt zeigten ſich ſchon die flüchtigeren elektriſchen; aber den engſten Kreis bildeten die Erſcheinungen der magnetiſchen Anziehung und Abſtoßung, die indeß — eben ihrer geringern materiellen Ausdehnung wegen, und weil ſie, weniger flüchtig, mit der Subſtanz mehr verwachſen ſchienen — das Vorurtheil für ſich hatten, die urſprünglichſten und älteſten zu ſeyn — gleichſam die erſten Regungen eines noch ganz an die Materie gebundenen und ſie ſelbſt umzuwandeln unvermögenden Lebens.

Das Erſte nun, was bei Vergleichung dieſer drei Erſcheinungen jedem Beobachter in die Augen fiel, war die Aehnlichkeit der magnetiſchen und der elektriſchen Erſcheinungen. Beide, nicht als einerlei, aber als verwandt anzuſehen, berechtigte ſchon der Umſtand, daß einander entgegengeſetzte und ſich gleichſam die Wage haltende Potenzen in beiden auftraten, in beiden das Entgegengeſetzte ſich ſuchte, das Gleiche aber vor dem Gleichen floh. Entfernter ſchien, an den Zuſammenhang beider mit den chemiſchen Erſcheinungen zu denken. Ueberlegte man indeß, daß ein nicht minder ſtarker, nur mannichfaltiger gleichſam verkleideter Gegenſatz in den Anziehungen und Abſtoßungen chemiſcher Stoffe ſich äußerte, daß auch hier Entgegengeſetzte, z. B. Alkalien und Säuren, eifrig ſich zu verbinden ſtrebten und in der Verbindung, ebenſo wie die beiden Elektricitäten oder die beiden Magnetismen, ihre einſeitigen Eigenſchaften gegeneinander aufhoben, ſo lag der Gedanke ganz nah, daß hier, in den chemiſchen Erſcheinungen, nur gleichſam materialiſirter und mannichfaltiger vermittelt, derſelbe Gegenſatz wirke, der

Digitized by Google

freier und unabhängiger in den elektrischen, und mehr an eine bestimmte Substanz gebunden in den magnetischen sich kundgebe.

Wirklich hatten, sogar schon vor Erfindung der Voltaschen Säule, einige Deutsche es auszusprechen gewagt, daß Magnetismus, Elektricität und Chemismus nur die drei Formen eines und desselben Processes seyen, der eben darum nicht mehr insbesondere magnetischer, elektrischer oder chemischer heißen konnte, sondern mit dem allgemeinen Namen des dynamischen belegt wurde; daß jene Formen, als die allgemeinen Kategorien des Naturprocesses, in dem galvanischen, als dem alle vereinigenden, wenn nicht gerade unterscheidbarer Weise, doch in der That und wirklich, enthalten seyn müssen [1].

Den Zusammenhang nun oder vielmehr die Einheit des elektrischen und des chemischen Gegensatzes hatte die Voltasche Säule zur unzweifelhaften Thatsache erhoben; und da die Verwandtschaft der elektrischen und magnetischen Erscheinungen von jeher sich dem Beobachter aufgedrungen hatte, so war, schon zufolge des Axioms, daß zwei Dinge, die einem dritten gleich sind, auch sich selbst gleich sind, unvermeidlich der Schluß, daß derselbe Zusammenhang auch zwischen den magnetischen und den chemischen Erscheinungen statt finden müsse, und um so natürlicher, nach Erfindung der Voltaschen Säule, die von vielen, zumal in Deutschland, gehegte Ueberzeugung, daß jenes große Phänomen, das bereits den Chemismus von sich abhängig gemacht hatte, nicht ermangeln werde, auch noch den Magnetismus in seinen Zauberkreis zu ziehen. Nur denjenigen, deren — weniger combinatorisches als compilatorisches Talent die begrifflos vereinzelte Mannichfaltigkeit der Erscheinungen sich angemessener achtete als die geistig durchdrungene, war es verstattet, eine solche Erwartung vorläufig als Schwärmerei zu verhöhnen.

Nach einer langen traurigen Zeit, in welcher man durch end- und zwecklose, wenigstens nichts entscheidendes und zu keinem wahren

[1] Schellings Einleitung zu seinem Entwurf eines Systems der Naturphilosophie (1799) Seite 75 [Bd. III, S. 321], vgl. mit der (ebenfalls vor Erfindung der Voltaschen Säule geschriebenen) allgemeinen Darstellung des dynamischen Processes in der (ältern) Zeitsch. für specul. Physik. Bd. I, Heft 2, §. 56 ff. [Bd. IV, S. 65].

Digitized by Google

Ergebniß führendes Detail den Geist vollends ermüdet zu haben glauben konnte, erschien endlich Oersteds Entdeckung — die dritte große in dieser Folge —, welche nun auch die Magnetnadel der Wirkung der Voltaschen Säule gehorchen lehrte. Während diese Entdeckung von allen denkenden Naturforschern mehr oder weniger erwartet war, wurde sie von andern beinahe zuerst mit Verdruß aufgenommen und als ein bloß zufälliger Fund erklärt [1].

Um das Oerstedsche Phänomen zu verstehen, muß man zwei Zustände der Säule unterscheiden: den geschlossenen, wie man ihn nennt, d. h. wenn die entgegengesetzten Pole durch einen Leiter verbunden, und den geöffneten, wenn sie außer Verbindung gesetzt sind. Die bis dahin an der Säule beobachteten Erscheinungen waren zunächst die elektrischen, die aber, ebenso wie die in thierischen Theilen erregten Zuckungen, stets nur im Augenblick entweder des Schließens oder des Oeffnens der Säule sich zeigen. Sobald

[1] Gilbert in seinen Annalen der Physik von 1820, Stück 11, erzählt S. 294, er habe Oersteds Versuche, da er zuerst von ihnen gehört, mit Mißtrauen aufgenommen, erst durch die Namen Hauch, Jacobson u. a., die als Zeugen genannt worden, sey sein Mißtrauen so weit überwunden worden, daß er selbst die Versuche angestellt habe. Ebendaselbst S. 292 wird die erste Nachricht von der Entdeckung mit folgenden Worten eingeleitet. „Was alles Forschen und Bemühen nicht hatte geben wollen, das brachte ein Zufall Herrn Professor Oersted in Kopenhagen während seiner Vorlesungen über Elektricität und Magnetismus im verflossenen Winter. Er und die würdigen Naturforscher, in Gemeinschaft mit welchen er den Fund verfolgte, haben durch ihre Versuche die folgenreiche Entdeckung völlig bewährt, daß" u. s. w. Was also für Oersted ein bloßer Fund war, wird durch die Mitwirkung der würdigen Naturforscher, Hauch, Jacobson u. s. w. zur Entdeckung, an welcher demnach diesen Herren ebenso viel Antheil gebührt als dem denkenden Oersted. In der unmittelbar hierauf (S. 295 ff.) abgedruckten ersten Nachricht Oersteds ist übrigens von einem Zufall, der während einer Vorlesung ihm den Fund in die Hände gespielt, durchaus nichts zu finden; der Zufall ist eine rein Gilbertsche Zuthat. — Im folgenden Heft S. 414 schreibt Munke aus Heidelberg: „Die höchst wichtigen Oerstedschen Entdeckungen haben auch uns hier sogleich beschäftigt; aber wie alle Erscheinungen des Magnetismus sind auch diese einfach, isolirt und räthselhaft". Wie man Abweichungen der Magnetnadel, durch die Voltasche Säule hervorgebracht, auch im ersten Augenblicke, isolirte, einfache nennen konnte, ist freilich schwer einzusehen.

Digitized by Google

die Säule geſchloſſen iſt, hören alle äußeren Zeichen der elektriſchen Spannung auf. Von den Wirkungen der Säule, die ſie *während des Geſchloſſenſeyns* ausübt, hatte man bis jetzt bloß die *chemiſchen* beobachtet, jene *ſubſtantiellen* Veränderungen, die ſie z. B. in Metallauflöſungen, in befeuchteten Alkalien oder Salzen hervorruft. Welche Veränderung aber *während des Geſchloſſenſeyns* in den *ſtarren*, Elektricität leitenden Körpern vorgehe, die ihrer Wirkung unterworfen ſind, dieſes ward bis jetzt durchaus nicht gewußt. Oerſteds Verſuch zeigte, daß alle Körper dieſer Art, alſo nicht bloß die Leitungsdräthe, ſondern die *Elemente* der Säule, ja *ſie ſelbſt*, während des Geſchloſſenſeyns zu *Magneten* werden, oder in magnetiſche Spannung verſetzt werden.

In dem Augenblick, wo ein Körper magnetiſche Eigenſchaften annimmt, wird er, nicht nur an ſeiner ganzen Oberfläche, ſondern, bei tiefer eindringender Wirkung, ſelbſt durch ſein ganzes Inneres und in jedem Punkte ſeiner Ausdehnung gleichſam ein *Doppelweſen*, in welchem, *ohne ſich auszuſchließen*, zwei — wie ſollen wir ſie nennen? wir können nicht ſagen, zwei *Körper*, aber zwei Geiſter, oder, wenn dieß verſtändlicher ſcheinen ſollte, zwei Potenzen, ohnerachtet ihrer Entgegenſetzung, ja vielmehr *eben dieſer Entgegenſetzung wegen*, ähnlich zwei zugleich geborenen und wie zuſammengewachſenen Zwillingsbrüdern, ſich gegenſeitig feſthalten, dergeſtalt, daß, wenn auch nach der einen Richtung der eine zu überwiegen ſcheint, dieß nur durch eine Art von ſtillſchweigender Uebereinkunft geſchieht, vermöge welcher nach der entgegengeſetzten Richtung nun ebenſo der andere vorzugsweiſe hervortritt. In dieſen Zuſtand alſo wird *innerhalb* der geſchloſſenen Säule jeder ſtarre, Elektricität leitende Körper geſetzt; doch iſt dieſer Zuſtand nur ein vorübergehender, der, ſo wie die Säule ſich öffnet, wieder verſchwindet.

So hatte denn die immer größer gewordene galvaniſche Kette auch den Magnetismus in ſich aufgenommen, und ſich ganz als jenes *Centralphänomen* erklärt, das ſchon der ſinnreiche *Baco* verlangt und erwartet hatte, und das, als alle drei Formen in ſich ſchließend, nicht mehr nach

Digitized by Google

einer derselben zu benennen ist. Nichts schien also zu wünschen übrig; die kühnsten Hoffnungen wissenschaftlicher Divination waren nicht nur erfüllt, sondern, wie es die Natur zu thun pflegt, übertroffen [1].

Und doch war das Verhältniß zwischen Magnetismus und Elektricität, wie es der letzte Versuch gezeigt hatte, noch ein einseitiges. — Daß die geschlossene galvanische Kette starre Leiter in einen vorübergehenden Magnetismus versetze, war enthüllt. Aber die Forderungen des wissenschaftlichen Geistes sind unendlich. — Wird er nicht verlangen, nun auch das Umgekehrte zu sehen, nämlich einen unmittelbaren Uebergang vom bloßen Magnetismus zu elektrischen Erscheinungen? Vielleicht! Aber wird er bei näherer Erwägung es sich versprechen, wird er es auch nur hoffen können? Nach dem früher gezeigten verhält sich der Magnet wie die beständig geschlossene Kette, und die eigentlich elektrischen Wirkungen, Funken, Lichtbüschel, Erschütterungen thierischer Theile, zeigen sich nur im Moment entweder des Schließens oder des Oeffnens der Säule. Wer konnte nun für möglich halten, daß Mittel gefunden würden, den Magnet so zu bestimmen, daß in ihm ein Moment der Schließung oder Oeffnung, und damit eine Möglichkeit elektrischer Wirkungen entstehe?

Und dennoch ist eben dieß kürzlich vollbracht worden durch eine Entdeckung, von der so eben nur die erste, allgemeinste Kunde, zwar was die Sache selbst betrifft hinlänglich verbürgt, aber ohne alle nähere Angabe der bei dem Versuch angewendeten Mittel, zu uns gedrungen ist [2]. Dieses Experiment war dem englischen Naturforscher Faraday

[1] So hatten die Astronomen bekanntlich in dem großen Raum zwischen Mars und Jupiter einen noch unbekannten Planeten vermuthet. Die Natur gab statt des einen vier, jene höchst merkwürdigen, die frühere Einförmigkeit des Planetensystems so erfreulich unterbrechenden kleinen Planeten.

[2] Die erste, und soviel mir bekannt ist, bis jetzt einzige Nachricht von dieser Entdeckung gab ein Artikel des Oesterreichischen Beobachters vom 11. März (Nr. 71), folgenden wörtlichen Inhalts. „Der berühmte englische Naturforscher Faraday hat die Entdeckung gemacht, daß ein Magnet Wirkungen hervorbringen kann, die man bisher nur durch Elektricität zu erzeugen im Stande war, und so das Daseyn elektrischer Ströme im Magnet gleichsam faktisch dargethan. Während man an Magneten bis jetzt nur Anziehung und Abstoßung kannte, ja selbst

Digitized by Google

vorbehalten, demselben, der mit ebensoviel Beharrlichkeit und Geist den Oerstedschen Versuch als einst sein großer Vorgänger Davy die elektro chemische Seite der Voltaschen Erfindung verfolgt hatte. Zufolge dieser Entdeckung also ist man im Stande, mit Hülfe des bloßen Magnets Zuckungen in Gliedmaßen eben getödteter Thiere, Funken und andere nur dem elektrischen Strom eigenthümliche Wirkungen hervorzubringen.

Es wäre nach der vorausgeschickten Entwicklung überflüssig, auseinanderzusetzen, daß erst mit diesem Versuch die Folge der großen Entdeckungen Galvanis, Voltas und Oersteds ganz beschlossen und eigentlich vollendet ist [1].

diese sich nur auf wenige Körper in einem leicht bemerkbaren Grad erstreckte, bringt man dieser Entdeckung gemäß durch sie Zuckungen an den Gliedmaßen jüngst verstorbener Thiere, Funken und andern nur dem elektrischen Strom eigenthümliche Wirkungen hervor. Es ist nicht zu zweifeln, daß die Naturlehre daraus ungemeinen Vortheil ziehen wird. Faraday hat zwar die Resultate seiner Versuche nur im Allgemeinen bekannt gemacht, sein hierüber verfaßtes Memoire ist noch nicht im Druck erschienen, aber die italienischen Physiker L. Nobili und V. Antinori haben bloß auf die Nachricht von Faradays Entdeckung die meisten dahin gehörigen Versuche mit Glück wiederholt, und von diesen Gelehrten gelangte die nähere Kunde davon nach Wien. An der hiesigen k. k. Universität sind diese Versuche bereits mit gutem Erfolge angestellt worden".

[1] Die nächste Absicht war allerdings nur (wie in der gleich folgenden Stelle auch ausgesprochen ist), bei einer feierlichen Gelegenheit die eben bekannt gewordene Entdeckung Faradays sogleich anzukündigen. Für diejenigen, welche Berufs halber oder aus Neigung den Fortschritten seit Galvanis erster Entdeckung gefolgt sind, bedurfte es freilich, weder um ihnen die neueste Entdeckung zu erklären, noch um ihnen einen Begriff von deren Wichtigkeit zu geben, der vorausgeschickten geschichtlichen Auseinandersetzung. Es ist aber leicht einzusehen, daß Vorträge, welche bei Gelegenheit der öffentlichen Sitzungen unserer Akademie gehalten werden, sich nicht zunächst an Männer vom Fach, sondern vorzugsweise an das Publikum zu wenden haben, das zu diesen Sitzungen eingeladen wird und sich meist zahlreich bei denselben einfindet. Unter diesem aber finden sich stets Personen von allgemeiner Einsicht und lebhafter Theilnahme an allem Wissenswürdigen, denen es nicht unerwünscht ist, von dem Gang und der Aufeinanderfolge wissenschaftlicher Entdeckungen, die, ihrer Wichtigkeit wegen, allgemeine Aufmerksamkeit bereits erregt haben, eine verständliche und erklärende — wenn auch übrigens für Männer vom Fach nichts Neues enthaltende — Uebersicht zu erhalten. Es sey mir erlaubt, hinzuzufügen, daß ich außerdem nachgerade zu den

Digitized by Google

Würdiger aber schien mir die heutige Feier des Stiftungstages unserer Akademie nicht eingeleitet werden zu können, als mit der ältesten jetzt Lebenden gehöre, die an den Fortschritten der Galvanischen Entdeckung eifrig, früher auch durch eignes Forschen, theilgenommen haben. Es mochte mir insofern wohl vergönnt seyn, meine Freude über die neueste, nach meiner Ueberzeugung alles entscheidende Entdeckung, bei der ersten mir gegebenen Gelegenheit, und in der Mitte der Akademie auszusprechen, die von jeher zum Wahlspruch gehabt hat, nicht die Dinge bloß, sondern die Ursachen der Dinge zu erkennen,

Rerum cognoscere causas.

Es war sodann ferner nicht eben die Absicht des Vortrages, die angeführten Entdeckungen bloß historisch aufzuzählen, oder als das Geschenk einer bloßen Folge glücklicher Zufälle darzustellen, sondern im Gegentheil ihren nothwendigen Zusammenhang zu zeigen, und damit zugleich auseinanderzusetzen, wie, nachdem zu dem ersten Anfang allerdings auch Glück und Zufall verholfen hatten, im Fortgang der Entdeckungen der Einfluß dieser blinden Mächte immer mehr beschränkt worden, indem die Entdeckungen mit einer gewissen Nothwendigkeit eine aus der andern sich entwickelten und von denkenden Naturforschern mehr oder weniger vorausgesehen wurden. Man könnte bei dem Ueberblick dieser merkwürdigen Folge vielleicht mit einem gewissen patriotischen Bedauern bemerken, daß keine der entscheidenden Entdeckungen einem deutschen Naturforscher zu Theil geworden. Von der andern Seite mag man sich freuen, in dieser Thatsache eine große Erfahrung zu sehen, durch welche auffallend bestätiget worden, daß, wenn der bloße Geist und der Gedanke allein in empirischen Wissenschaften nichts vermögen (wo vermöchten sie überhaupt etwas, ohne alle Beihülfe der Erfahrung?), dieses allerdings nicht zu Bestreitende doch von der andern Seite nicht so verstanden werden dürfe, wie es von manchen Deutschen verstanden worden, die in den letzten zwanzig Jahren auf dem Felde der Physik fast allein das Wort führten, so nämlich, als ob dagegen in einer möglichst geist- und gedankenlosen Empirie das wahre Heil zu suchen sey. Der Mann, welcher in seiner Philosophie der Chemie die kühnen allgemeinen Grundsätze aussprach, für die ein Deutscher in seinem Vaterland nur Widerspruch, ja Hohn, zu erwarten gehabt hätte; der Mann, dessen interessanter literarischer Nachlaß noch ein tiefes philosophisches Gemüth beurkundet (Davy): dieser Mann hat die Alkalien zerlegt, hat die Versetzung ponderabler Stoffe von einem Pol zum andern erfunden und die ganze Chemie umgestaltet. Dagegen dürfte man diejenigen, welche in der Folge der großen physikalischen Entdeckungen der letzten Zeit, wie am Ende in den Naturerscheinungen selbst, bloße Zufälligkeit sehen, und seit drei Jahrzehnten jede Absicht, die Erscheinungen wissenschaftlich und im Zusammenhang zu begreifen, verläumdet, ja pfäffisch verfolgt haben, nach so langer Zeit wohl fragen, welche nur irgend namhafte Erweiterung die Wissenschaft ihnen verdankte?

Digitized by Google

Ankündigung einer solchen Entdeckung, die ein Triumph der Wissenschaft, in ihren Annalen ein Ereigniß, und außerdem, wie mir wenigstens scheint, bei weitem das Erfreulichste ist, was seit langer Zeit im Gebiet der Wissenschaften sich begeben hat. Denn auch das Oerstedsche Phänomen hatte seine wahre Frucht noch nicht getragen, inwiefern eine schwer überwindliche Vorliebe für alles, was Masse, und eine gleich instinktartige Abneigung gegen alles, was Geist ist, noch immer sich weigerte, zu erkennen, was jene Erscheinung so deutlich, so offenbar aussprach. Der neuen Entdeckung wird es gelingen, auch diese letzte Stockung zu überwinden. Das große Phänomen, an dessen vollständiger Entwicklung die letzten vierzig Jahre gearbeitet, wird, aufs neue siegreich, aus jeder Verdunkelung hervortreten und als die alles erleuchtende Sonne über dem ganzen Gebiet der Naturlehre aufgehen [1].

Zwar diese Entdeckung gehört nur einer, wie man zu sagen pflegt, speciellen Wissenschaft an. Aber die engherzige Denkart, welche die Erweiterung, die Einer Wissenschaft zu Theil geworden, bloß als ein Glück für diese betrachtet, darf weder in einem Gelehrtenverein, der eben nur der gegenseitigen Anziehung aller Wissenschaften seinen Ursprung verdankt, noch darf sie in dieser hohen Versammlung vorausgesetzt werden, die eben durch ihre Anwesenheit bei dieser Feier bezeugt, daß ihr jenes Gemeinsame, alle Wissenschaften Verbindende, nicht fremd ist, das nur darum, weil es das wahrhaft Allgemeine ist, auch würdig ist, vor Männern von allseitiger Bildung ausgesprochen zu werden.

[1] Auch die Oerstedsche Entdeckung ist zum Theil wieder in ein Detail verfolgt worden, in dem sich die Spur des Gedankens allmählich verlor; neue Zweifel sind gegen allgemeine, wie es schien, schon von Davy siegreich festgestellte Bestimmungen entstanden. Diese Zweifel wird das Faradaysche Experiment völlig entscheiden, und wie im Reiche des Geistes Ein großer, lichtvoller Gedanke eine ganze Folge kleinlicher, arm- und mühseliger Gedankenverknüpfungen, die von dürftigen Köpfen bewundert worden, überflüssig macht und in eine verdiente Vergessenheit begräbt: so wird der entdeckte Magnetoelektrismus die Wissenschaft von einer großen Masse unbedeutender, nichts zur Entscheidung beitragender Experimente aufs neue befreien; zugleich, wenn ich über die Art und Weise der Bewerkstelligung des Phänomens nicht völlig mich täusche, wird dieser Versuch ganz neue, zum Theil sogar in ein höheres Gebiet führende Combinationen verstatten.

Digitized by Google

Jede Wiſſenſchaft hat, daß ich ſo ſage, etwas Vitales in ſich (für die allgemeine Naturlehre liegt es eben in jenem Proceß, den wir, in der Verſchiedenheit ſeiner Formen, wie in der Einheit ſeines Weſens, ſo eben darzuſtellen verſucht haben); es iſt eben dieſes Lebendige jeder Wiſſenſchaft, für welches jeder wohl organiſirte Geiſt an ſich ſchon Gefühl und Empfindung hat.

Wenn in irgend einer Zeit zwiſchen getrennten Wiſſenſchaften eine innigere Theilnahme entſteht, ſo iſt dieß eben ein Zeichen, daß jede in ſich zum wahren Leben gelangt, d. h. daß jede in ſich zu jenem Vitalen durchgedrungen iſt, das gleichſam wie ein gemeinſchaftliches Senſorium nicht berührt werden kann, ohne ein allgemeines Mitgefühl, ohne eine entſprechende Bewegung in allen andern zu erwecken. Iſt in dieſem eigentlichen Lebenspunkt einer Wiſſenſchaft Hemmung oder Stockung eingetreten, ſo leiden alle andern mit; wird ihm dagegen in einer Wiſſenſchaft eine Befreiung zu Theil, ſo fühlen ſich alle zugleich erweitert und verherrlicht.

Es iſt eine der erfreulichen Wahrnehmungen, zu welchen der Gang der Wiſſenſchaften in dieſer Zeit Veranlaſſung gibt, daß ohngeachtet alles Widerſtrebens derjenigen, denen das Diffuſe, das Auseinanderfallende genehmer iſt, und die zu fürchten ſcheinen, die Wiſſenſchaften, deren unförmliche Maſſe ſchon jetzt kaum noch zu handhaben iſt, möchten enger ſich zuſammenziehen, daß, alles ſolchen Widerſtrebens ohngeachtet, dennoch die Wiſſenſchaften in der That einander näher gerückt ſind. Von der andern Seite iſt nicht zu leugnen, daß in einer früheren Zeit die Theilnahme an wiſſenſchaftlichen Entdeckungen allgemeiner war. Manche unter uns erinnern ſich noch jener Zeit der erſten Bekanntwerdung des Galvanismus, und welche lebhafte Theilnahme nicht bloß der Naturforſcher, ſondern der Gelehrten, ja aller Stände, dieſe Erſcheinung erregte, die gleichſam als ein allgemeines Glück empfunden, als Vorbote und Ankündigung unbeſtimmbarer Aufſchlüſſe über die tiefſten Geheimniſſe des Lebens begrüßt wurde.

Was an die Stelle dieſer unſchuldigen Freude an den Erweiterungen des menſchlichen Wiſſens jetzt getreten iſt, wiſſen wir alle. Um ſo mehr

Digitized by Google

ſcheint es, müſſen alle, denen die gegenwärtige Stimmung nicht eben die wünſchenswerthe ſcheint, jeder Erweiterung menſchlicher Erkenntniß ſich freuen, welche die Hoffnung gewährt, in die Wiſſenſchaften wieder eine allgemeinere und tiefere Anziehungskraft für die ihnen entfremdeten Geiſter zu legen.

Den Deutſchen im Allgemeinen kann, je nachdem man geſinnt iſt, zum Lob oder zum Tadel, nachgeſagt werden, daß ſie immer weit eher von Seiten des Verſtandes und der Beurtheilungskraft als von Seiten des Willens und der Geſinnung fehlen. Und ſo dürfte man behaupten, daß, in Bezug wenigſtens auf Deutſchland, das wahre Unheil der Zeit weit weniger in einer tiefen ſittlichen Verkehrtheit, wie man gerne vorausſetzt, als in einer weit verbreiteten, leider von vielen Seiten begünſtigten Phantaſterei zu ſuchen ſey, die alles anſteckt, alles verfälſcht, und indem ſie nichts Zuverläſſiges, Feſtes übrig läßt, nothwendig ein Gefühl allgemeiner Unſicherheit verbreitet.

Unter ſolchen Umſtänden wirken Männer von großartiger Erfahrung, unerſchütterlich geſunder Vernunft und einer über allen Zweifel erhabenen Reinheit des Willens ſchon durch ihr bloßes Daſeyn befeſtigend und erhaltend. In einer ſolchen Zeit erleidet — nicht die deutſche Literatur bloß, Deutſchland ſelbſt den ſchmerzlichſten Verluſt, den es erleiden konnte. Der Mann entzieht ſich ihm, der in allen innern und äußern Verwirrungen wie eine mächtige Säule hervorragte, an der viele ſich aufrichteten, wie ein Pharus, der alle Wege des Geiſtes beleuchtete, der, aller Anarchie und Geſetzloſigkeit durch ſeine Natur feind, die Herrſchaft, welche er über die Geiſter ausübte, ſtets nur der Wahrheit und dem in ſich ſelbſt gefundenen Maß verdanken wollte; in deſſen Geiſt, und, wie ich hinzuſetzen darf, in deſſen Herzen Deutſchland für alles, wovon es in Kunſt oder Wiſſenſchaft, in der Poeſie oder im Leben, bewegt wurde, das Urtheil väterlicher Weisheit, eine letzte verſöhnende Entſcheidung zu finden ſicher war. Deutſchland war nicht verwaist, nicht verarmt, es war in aller Schwäche und innern Zerrüttung groß, reich und mächtig von Geiſt, ſolange — Goethe — lebte.

Liegt, wie wohl niemand bezweifelt, dem Einſicht und Erfahrung

Digitized by Google

zur Seite steht, in ächter Wissenschaft das einzig Wiederherstellende: so verdienen um so größeren Dank die weiseren Herrscher, die einer maß- und schrankenlosen Zeit das innere Maß, das sicherer als jede äußere Schranke schützt, wiederzugeben bedacht, und das wahre Uebel erkennend, insbesondere es als heilige Pflicht gegen ihr Volk, gegen das jetzige und das künftige Geschlecht ansehen, dem leeren Phantastischen entgegen, ernste, tiefe und starke Wissenschaft zu fördern. Je schmerzlicher eine so allgemeine Beunruhigung gefühlt wird, welche, wenn sie fortdauern könnte, bald allen höheren Bestrebungen des menschlichen Geistes ein Ende machen würde, desto gefühlter ist der Dank, welchen auch die Akademie ihrem erhabenen Beschützer für die Unterstützungen und Aufmunterungen darbringt, die Seine Huld in dem verflossenen Jahr ihres Daseyns ihr hat zu Theil werden lassen; um so begründeter das Vertrauen und die Hoffnung, mit welcher sie, hinsichtlich der Mittel, deren sie bedarf, um ihren Beruf würdig und zeitgemäß zu erfüllen, sich dem königlichen Wohlwollen auch für die Zukunft empfiehlt.

Digitized by Google

Vorwort zur öffentlichen Sitzung der Akademie

am 25. Auguſt. 1832. [1]

Das ganze Land feiert heute den Geburts- und Namenstag ſeines Königs. Niemand wird den feſtlichen Tag in dieſem Jahre ohne beſondere Empfindung begehen. Bayern wird die göttliche Fürſehung preiſen, daß unter den ſchweren Regentenſorgen der nächſtvergangenen Zeit — Sorgen, die ſelbſt von glücklichen Ereigniſſen nicht immer zu trennen ſind — die Kraft und Geſundheit des Königs unerſchüttert geblieben iſt. Wohldenkende werden insbeſondere ſich freuen, nach trüben und augenblicklich beunruhigenden Erſcheinungen die Vorzeichen eines ſich aufheiternden, auch für jede ernſte und nützliche Beſchäftigung gedeihlicheren Zuſtandes wieder zu erblicken. Deutſchland hat zum Theil ſich wieder gefunden, und wird ſich finden. Noch leben im deutſchen Volk Erinnerungen an jenes frühere trauliche Verhältniß zwiſchen Fürſten und Unterthanen. Noch gedenkt Bayern der milden, ſanften Tage unter dem geliebten Churfürſten Maximilian III.; noch feiert Baden jährlich ſeinen Carl Friedrich. Vor Kurzem hat Württemberg den nach hundert Jahren wiedergekehrten Geburtstag ſeines Herzogs Carl gefeiert, der die letzten Jahrzehnte ſeiner Regierung in aufrichtiger wechſelſeitiger Zuneigung mit ſeinem Volke gelebt, die Wohlthaten eines freieren, mannichfaltigeren und bildenderen Unterrichts über ſein Land verbreitet und nichts unverſucht gelaſſen hat, was zur Erhöhung des innern und äußern Wohlſtandes deſſelben beitragen konnte. Bald nach dieſen Regenten

[1] Abgedruckt im dritten Jahresbericht der Akademie, S. 9. D. H.

Digitized by Google

erhoben sich die Stürme, welche das frühere Verhältniß zwischen Fürsten und Völkern überall zu ändern drohten und in vielen deutschen Ländern das althergebrachte wenigstens auf einige Zeit wirklich aufhoben. Wurde es in der Folge äußerlich wiederhergestellt, so war damit nicht auch das Bewußtseyn seiner eigentlichen Bedeutung sofort allgemein wiedergebracht, wie denn der völlig verrückte Standpunkt durch die Erscheinungen der letzten Zeit hinlänglich an den Tag gekommen. — Aber auch jetzt noch leben Fürsten von ächtdeutscher Gesinnung, deren Stolz es seyn würde — wäre nicht so vieles Unkraut unter den Weizen gesäet — Deutsche mit Deutschen zu seyn; — und unter den Fürsten, in denen das Gefühl deutscher Gesammtheit kräftig lebt, geht gewiß keiner unserem Könige vor, wie schon allein der Gedanke beweisen würde, den der Jüngling gefaßt hat, der König, und zwar auf seine Kosten, herrlich und mit Kraft ausführt, der Gedanke eines Ehrentempels deutscher Nation, in welchem, ohne Unterschied des Landes und des Glaubensbekenntnisses, der verdiente Staatsmann neben dem großen Dichter, der berühmte Feldherr neben dem wissenschaftlichen Erfinder, an der Seite des religiösen Reformators der sinnvolle Künstler verherrlicht wird; und es ist derselbe König, der diesen Gedanken ausführt und der mit unermüdlicher Beharrlichkeit den andern verfolgt, die Schranken fallen zu machen, durch welche bisher in Bezug auf Handel und Gewerb deutsche Länder von deutschen sich abgeschlossen hatten. Sollten wir nicht mit vollem Herzen einem solchen Könige vertrauen, und an diesem Tage nicht wünschen, daß auch in unserem Vaterlande über Schwindeleien und Täuschungen aller Art, und von welcher Seite sie kommen, die richtigen Begriffe vom Verhältniß deutscher Fürsten zu ihren Völkern immer mehr die Oberhand gewinnen; denn nur mit Hülfe solcher Ansichten werden alle rühmlichen und wohlwollenden Absichten unseres Königs sich vollkommen verwirklichen.

Es ist unmöglich, vaterländische Wünsche dieser Art auszusprechen, ohne an Patrioten erinnert zu werden, die unter allen Umständen stets ein volles bayerisches Herz behalten und bewährt haben. Unter diesen ist aber nicht leicht einer eines bleibenden Andenkens würdiger als der vor

Digitized by Google

einigen Jahren aus diesem Kreis geschiedene Lorenz von Westenrieder[1]. Nur Eine Stimme war in der Akademie darüber, daß ihm ein bleibendes Ehrendenkmal von diesem Verein errichtet werde, dem er länger denn fünfzig Jahre mit unermüdlicher Treue und Liebe angehört hat, — nur Ein Wunsch, daß dieses Denkmal von bewährter Hand verfaßt werde. Das edle Mitglied[2], welches hiezu ersehen wurde, hat den Wunsch der Akademie erfüllt; und die einem solchen Mann geweihte Lobschrift ist wohl würdig, am Geburtstage des Königs gelesen zu werden, der gezeigt hat, daß er Männer wie Westenrieder — könnte es nur viele solche geben — ! — als Zierden seines Thrones betrachten und in Ehren halten würde.

[1] Man vergl. die Rede zum siebzigsten Jahrestag, oben S. 415 ff. D. H.
[2] Oberconsistorialpräsident v. Roth. D. H.

Reden zu den öffentlichen Sitzungen der Akademie im Jahr 1838 sind weder gedruckte noch in der Handschrift vorhanden. D. H.

Digitized by Google

Rede zum fünfundſiebzigſten Jahrestag der Akademie

am 26. März 1834. [1]

Die Akademie, welche heute den fünfundſiebzigſten Jahrestag ihrer Stiftung feiert, hat im verfloſſenen Jahr ihre Arbeiten in gewohnter Weiſe fortgeſetzt. Im Laufe dieſes Jahres ſind den im Druck erſchienenen Abhandlungen der mathematiſch-phyſikaliſchen Klaſſe die der hiſtoriſchen gefolgt. Ein Band von Abhandlungen der philoſophiſch-philologiſchen Klaſſe iſt ſchon zum Theil gedruckt. Gleichfalls iſt in dieſem Jahr ein dritter Jahresbericht erſchienen, welcher über die Verhandlungen ſämmtlicher Klaſſen von 1831 bis 1833, ſo wie über die in den Sitzungen geleſenen Abhandlungen ausführliche Rechenſchaft gibt.

Die ſchon im vorigen Jahre geäußerte Hoffnung, daß die Akademie in den Stand geſetzt werde, von nun an jährlich auch durch Preisaufgaben ihren Wirkungskreis weiter auszudehnen, wird hoffentlich in dem gegenwärtigen in Erfüllung gehen.

Iſt es verſtattet an dem heutigen Tag Wünſche auszuſprechen, ſo beſchränken ſich die der Akademie unter den gegenwärtigen Umſtänden auf den einzigen, daß ihr ferner vergönnt ſeyn möge, innerhalb der ihr vorgezeichneten Bahn frei und nach eigner beſter Einſicht ſich zu bewegen, und zumal in dem für ihr inneres Gedeihn wie für ihre äußere Würde und Wirkſamkeit ſo weſentlichen, ja von dem Begriff eines freien Vereins unzertrennlichen Recht [2], ſich in allen Fällen nur durch eigne freie Wahlen zu ergänzen, wie bisher belaſſen und geſchützt zu werden.

[1] Beſonders im Druck erſchienen.

[2] Man vergleiche die Rede zum ſiebzigſten Jahrestag der Akademie (München, Weberſche Buchhandlung 1829) S. 10 u. f. f. [oben S. 413 ff.].

Digitized by Google

Im verflossenen Jahre hatten wir den Verlust eines trefflichen Mathematikers und Physikers zu beklagen. Bald nachher verlor die mathematisch-physikalische Klasse und die Akademie ein anderes ordentliches Mitglied durch den Tod des auf der Sternwarte zu Bogenhausen als Conservator derselben verstorbenen Herrn Johann von Soldner: ein Verlust, der nur darum weniger schmerzlich gefühlt wurde, weil er leider lange vorhergesehen und die Thätigkeit des früher so rüstigen Mannes schon seit einigen Jahren durch eine unheilbare Krankheit gelähmt war.

Je kürzer Soldner gelebt und gewirkt hat, desto mehr ist es Pflicht, an seine Verdienste, an das Ausgezeichnete seines Entwicklungs- und Bildungsganges sowie seiner wissenschaftlichen Arbeiten zu erinnern, wobei ich mich von Mittheilungen unterstützt sehe, die ich seinem mehrjährigen treuen Schüler und Gehülfen bei der Sternwarte, Herrn Dr. Lamont, verdanke, und die ich zum Theil wörtlich benutzen werde.

Johann von Soldner wurde im Jahre 1776 auf einem Bauernhofe in der Nähe von Feuchtwangen unter Umständen geboren, die seine spätere Laufbahn nicht voraussehen ließen. Der Vater hielt ihn früh zu ländlichen Arbeiten an. Die ersten nothdürftigen Kenntnisse ertheilte ihm eine höchst mangelhafte Dorfschule. Da erweckten Erzählungen benachbarter Bauern von den Operationen des Feldmessens zuerst die Aufmerksamkeit, einige Angaben, die ihm in einem alten Ansbacher Kalender, dem einzigen profanen Buche des väterlichen Hauses, zu Gesicht kamen, das schlummernde mathematische Talent des Knaben. Diese erste dürftige Anregung war für ihn hinreichend, viele geometrische Lehrsätze selbst zu erfinden, über die er um so größeres Vergnügen empfand, da er sich als den ersten Erfinder und einzigen Besitzer derselben ansah. Mehrere dieser Lehrsätze, und die Umstände, die ihn zur Erkenntniß derselben führten, hat Soldner in einer selbstverfaßten Darstellung seiner Jugendjahre aufgezeichnet. Es erregt Bewunderung, zu sehen, durch welche sinnreichen Mittel sein gewandter Geist zur Auflösung mancher verwickelten Aufgabe gelangte. Angefeuert durch den Erfolg seiner ersten Bemühungen gab er auch später, als die schweren Feldarbeiten

Digitized by Google

fast seine ganze Zeit in Anspruch nahmen, das Sinnen und Nachdenken über mathematische Gegenstände nicht auf. Endlich war er so glücklich sich einige Lehrbücher verschaffen zu können. Aber erst im achtzehnten Jahr seines Alters wurden die Eltern, ganz gegen ihre Absichten, endlich vermocht, ihn zu entlassen und ihm zu erlauben, wissenschaftliche Bildung zu suchen.

Nach einigen Jahren, in Feuchtwangen und Ansbach, genossenen Unterrichts begab er sich nach Berlin, wo seine durch mehrere Arbeiten für Bodes Jahrbücher kund gewordenen Kenntnisse und die merkwürdigen Umstände seiner frühesten Bildungsgeschichte ihm bald viele Gönner und Freunde verschafften. Der König von Preußen bewilligte ihm eine jährliche Unterstützung. Später, nachdem er einen ehrenvollen und vortheilhaften Ruf als Vorsteher der Universitäts-Sternwarte in Moskau ausgeschlagen hatte, wurde ihm die Triangulirung des Fürstenthums Ansbach übertragen. Kaum aber waren die Vorarbeiten hiezu vollendet, als die Kriegsereignisse des Jahres 1806 ihn vertrieben und nöthigten nach Berlin zurückzukehren.

Dort verweilte er, mit theoretischen Arbeiten beschäftigt, bis zum Jahr 1808, wo er auf sein Ansuchen eine Stelle bei der königlich bayerischen Vermessungscommission mit dem Auftrag erhielt, das Haupt-Dreieck-Netz herzustellen. Dieses große und nützliche Unternehmen, das nicht nur der Steuervermessung zur Grundlage diente, sondern auch wegen seiner Beziehung auf Sternkunde und Erdbeschreibung von hoher wissenschaftlicher Wichtigkeit war, erforderte mehrere Jahre hindurch Soldners ganze und unermüdete Thätigkeit. Welche Umsicht und praktische Gewandtheit er dabei entwickelte, beweist die bisher unübertroffene Genauigkeit seiner Resultate. Zugleich erwarb er sich ein wichtiges Verdienst um das Vermessungsgeschäft durch Einführung einer neuen Berechnungsweise. Bisher hatte man bei ähnlichen Vermessungen die Dreiecke berechnet und auf den Karten verzeichnet, ohne auf die Kugelgestalt der Erde Rücksicht zu nehmen. Man sah die hieraus entstehenden Fehler wohl ein, unterließ aber dennoch, der besondern Schwierigkeiten halber, die genaue sphärische Berechnung. Diese Schwierigkeiten

Digitized by Google

wußte Soldner zu beseitigen, indem er eine Berechnungsmethode angab, welche die erforderliche Genauigkeit mit allen Vortheilen der Kürze und Leichtigkeit verband.

Diese Verdienste fanden bald Anerkennung; Soldner wurde im Jahr 1811 als Rath in die Steuerkataster-Direktion versetzt, ohngefähr um dieselbe Zeit als ordentliches Mitglied in die Akademie der Wissenschaften aufgenommen.

Die Arbeiten, die sich auf das Haupt-Dreieck-Netz bezogen, waren ihrer Vollendung nahe, als Soldner wegen einer Beschwerde im Athmen genöthigt war, sich vom Triangulirungsgeschäfte zurückzuziehen. Dagegen erhielt er nun eine höhere Bestimmung.

Zu den wissenschaftlichen Schöpfungen, welche die Regierung Maximilian Josephs auf immer verherrlichten, sollte auch eine Sternwarte hinzukommen. Soldner wurde ersehen, ihren Bau und ihre Einrichtung zu leiten, und in der Folge ihr vorzustehen. Die Wahl des Mannes zeigte, was beabsichtet wurde: eine Sternwarte für mathematisch beobachtende und berechnende Astronomie.

Unter allen Wissenschaften bedarf vielleicht keine so sehr der Unterstützung intelligenter und weiter sehender Regierungen als diese streng wissenschaftliche Astronomie. Denn weder durch einen unmittelbar in die Augen fallenden Nutzen empfiehlt sie sich, noch dient sie jener unersättlichen Neugierde, die, nicht zufrieden mit den von allen Enden der Erde täglich einlaufenden Neuigkeiten, dergleichen selbst vom Himmel verlangt. Aber auch eine edlere Wißbegierde ist sie genöthigt auf eine ferne Zukunft zu verweisen. In Ansehung des größten und erhabensten Theils ihrer Betrachtung, des Fixstern-Himmels, ist sie auf bloße Beobachtung der Oerter beschränkt. Die jährliche Ortsveränderung der meisten Fixsterne ist eine so geringe, daß sie mit unsern Werkzeugen kaum wahrzunehmen ist. Aber wenn jetzt die Oerter der Fixsterne genau bestimmt werden, und nach funfzig, — nach einem oder mehreren hundert Jahren, dieselben Sterne wieder beobachtet und mit den jetzigen Bestimmungen verglichen werden, dann wird die Ortsveränderung so bedeutend seyn, daß man mit Zuverlässigkeit auf ihre Richtung und

Digitized by Google

Bewegung ſchließen kann; und ſo können in dieſem Augenblick angeſtellte Beobachtungen, die eine um ſo größere Selbſtverleugnung und Gewiſſenhaftigkeit erfordern, als ſie für jetzt im Grunde nichts lehren, nach Jahrhunderten zur Entſcheidung einer großen, das menſchliche Wiſſen ins Ungemeſſene erweiternden Thatſache beitragen.

Zu dieſen Beobachtungen gehören nun aber Werkzeuge, welche die größtmögliche Genauigkeit gewähren, oder, da alle Fehler nicht auszuſchließen ſind, dieſen wenigſtens den geringſtmöglichen Spielraum übrig laſſen. Vorrichtungen und Werkzeuge aber ſind nichts ohne den Beobachter, deſſen Charakter, deſſen Kenntniſſe durch gediegene Werke erprobt, deſſen ruhiger, umſichtiger und jeder Aufopferung fähiger Fleiß, auch künftigen Zeiten noch ein unbedingtes Vertrauen einzuflößen im Stande ſind.

Es war eine glückliche Verbindung von Umſtänden, daß gerade in die Zeit der Begründung unſerer Sternwarte die herrlichen Erfindungen unſerer unvergeßlichen Mitbürger, Reichenbachs und Fraunhofers, ſowohl was die mechaniſchen Vorrichtungen der Werkzeuge als die Vervollkommnung der Gläſer betrifft, fallen mußten; ein glücklicher Zufall, der einen Mann wie Soldner zur Ausführung dieſer Unternehmung darbot. Aber es war nicht weniger das Verdienſt der Regierung, die dieſen Mann zu würdigen verſtand, und ihn mit einem Vertrauen bekleidete, das ihn in den Stand ſetzte, ohne durch Einflüſterungen von Halbwiſſern oder ganz Unwiſſenden in ſeinem Plane geſtört zu werden, mit ſorgfältiger Benutzung aller früheren Erfahrungen, mit genauer Erwägung und Berückſichtigung alles deſſen, was die Sicherheit der Beobachtungen begründet, dieſer Anſtalt eine Einrichtung zu geben, die als eine in allen ihren Theilen zweckmäßige und ſo durchaus muſterhafte betrachtet werden kann, daß unter allen Anſtalten, welche die Wiſſenſchaft der edeln Munificenz Maximilian Joſephs verdankt, die Sternwarte zu Bogenhauſen, ohne eine Ungerechtigkeit gegen die andern zu begehen, leicht die vollkommenſte genannt werden dürfte.

Unterem 16. Auguſt 1816 ertheilte der hochverdiente Graf von Montgelas, deſſen wir nie ohne einen beſondern Ausdruck der Dankbarkeit erwähnen, weil die Mittel, welche die Akademie noch jetzt allein

Digitized by Google

in den Stand setzen ihren Zweck zu erfüllen, größtentheils seiner einsichtsvollen Unterstützung verdankt werden (in der ihm der zu unserer Freude hier anwesende Herr Staatsminister Freiherr von Zentner geraume Zeit zur Seite stand), die letzten Befehle zum Anfang des Baues, der, ganz nach Soldners Angaben, im Jahr 1818 vollendet war und von dem Astronomen bezogen werden konnte, wenn schon die Hauptwerkzeuge, sämmtlich aus den Werkstätten Reichenbachs und Fraunhofers hervorgegangen, um dem neuen Gebäude Zeit zum völligen Austrocknen zu lassen, erst im Frühjahr 1819 dorthin versetzt wurden.

Von diesem Augenblick fing Soldner an sich mit unermüdetem Eifer dem Beruf eines praktischen Astronomen zu widmen. Von seiner Thätigkeit zeugt die vieljährige Reihe seiner sorgfältig angestellten Beobachtungen, welche als eine schätzbare Quelle astronomischer Bestimmungen sein Verdienst um die Wissenschaft für immer begründen. Es sind die zwei ersten Jahrgänge derselben im Druck erschienen. Zu bedauern ist, daß die folgenden Jahrgänge nicht in ununterbrochener Reihenfolge herausgegeben wurden; jedoch darf von der Theilnahme, womit unsere aufgeklärte Regierung wissenschaftliche Zwecke befördert, erwartet werden, daß sowohl Soldners Beobachtungen, als in der Folge mit gleicher Sorgfalt und Geschicklichkeit angestellte, von Jahr zu Jahr regelmäßig erscheinen, wodurch allein unsere Anstalt in der Reihe von Sternwarten, die sich jetzt über ganz Europa hinzieht und bis jenseits des Oceans fortsetzt, den Platz wirklich behaupten kann, den sie durch ihre Ausstattung und ihre Einrichtungen einzunehmen bestimmt ist. Es steht bei niemand, ihr eine andere Bestimmung zu geben; wie sie einmal ist, kann sie nur ein europäisches Institut seyn und keinen bloß örtlichen Zwecken dienen.

Soldner hat sich niemals mit populären Darstellungen befaßt. Als Astronom, dessen Pflicht es war für die Wissenschaft zu arbeiten, glaubte er eine kostbare Zeit nicht auf Dinge verwenden zu dürfen, durch welche die Wissenschaft nichts gewinnt. Bei seinem strengen wissenschaftlichen Streben hatte er sich zwar eines populären Rufs und des Beifalls

Digitized by Google

der Dilettanten nicht zu erfreuen; aber die Achtung der Gelehrten und auch sonstige Anerkennung konnten ihm nicht entgehen. Im Jahr 1825 erwählte ihn die astronomische Gesellschaft in London zu ihrem auswärtigen Mitglied, eine Ehre, die nur den anerkannt verdienten Astronomen des Continents widerfuhr. In denselben Jahr erhielt er von des verewigten Königs Maximilian Joseph Majestät das Ritterkreuz des Civilverdienstordens der bayerischen Krone, und einige Zeit nachher (1826) das Ritterkreuz des Ordens der Ehrenlegion von Frankreichs König.

Nach zehnjähriger Verwaltung der Sternwarte im Jahr 1828 mußte Soldner, einer zunehmenden Kränklichkeit wegen, seinen astronomischen Arbeiten gänzlich entsagen und sich bloß mit der Leitung der Geschäfte begnügen. Bald darauf erfolgte eine schnelle Abnahme seiner Kräfte, und er beschloß sein thätiges Leben am 13. Mai 1833.

Seine Schriften sind gründlich und gediegen, aber nicht zahlreich; er wollte nur Neues geben, nicht bereits Bekanntes nur auf neue Art behandeln. Seinem Werk über die Integral-Logarithmen verdankt die höhere Analysis eine wesentliche Erweiterung. Sehr wichtig sind seine Abhandlungen über die Expansivkraft der Wasserdünste; dann seine neue Methode zur Reduktion gewisser Reihen von Beobachtungen, die er zuerst in seiner Schrift über das Azimuth von Altemünster angewendet und später in mehreren Abhandlungen vollständig entwickelt hat.

In seinem Leben war er einfach und zurückgezogen. Er hegte aufrichtige Achtung für wissenschaftliches Verdienst, und schätzte den Umgang gründlicher Gelehrten. Dagegen war es ihm freilich unmöglich, auch nur zum Schein in gutem Einverständniß mit denjenigen zu leben, die in Ermangelung wahrer Kenntnisse durch gehaltlose Schriften oder eingebildete Entdeckungen nach Popularität streben. Er selbst bewies sich frei von aller Eitelkeit und allem Bestreben zu glänzen; er arbeitete nur für die Wissenschaft und um der Wissenschaft willen. Möge ihm ein Nachfolger werden, der in gleichem Sinn mit ihm und in seinem Geiste wirke!

Unter den auswärtigen Mitgliedern, welche die Akademie im vergangenen Jahr verlor, finden sich durch eine seltsame Fügung die

Digitized by Google

Namen zweier Männer beisammen, die beide, wiewohl auf höchst verschiedene Weise und mit sehr ungleichem Erfolg, sich mit den Schriften Platons beschäftigt hatten.

Der eine dieser Männer ist unser als geistlicher Rath, Dekan und Abgeordneter zur Ständeversammlung kürzlich verstorbener Landsmann, Dr. Joseph Socher, den wir noch vor drei Jahren bei dieser feierlichen Sitzung in unserer Mitte sahen. Ein Mann von allgemeiner, seiner Zeit vorausgehender Bildung, einst von wichtigem Einfluß auf Geistesrichtung und Denkart eines bedeutenden Theils bayerischer Jugend, hatte er in noch kräftigen Jahren sich vom öffentlichen Lehramt der Philosophie an der Landesuniversität zurückgezogen, und auch nachher jeder öffentlichen Theilnahme an den philosophischen Verhandlungen der neuern Zeit entsagt. Dieß war jedenfalls zu bedauern in einer Zeit, wo vorauszusehen war, daß er das Wort, das ihm gebührt hätte, zunächst nur wenig Gebildeten und Unterrichteten überlassen würde. Als feiner, kenntnißreicher Beurtheiler auch der neueren Systeme, wie er sich noch in seinen letzten akademischen Vorträgen zu Landshut gezeigt hatte, konnte er, in welchem Sinn er auch sich äußerte, jeder bessern Entwicklung nur förderlich seyn.

Es gibt Männer, deren Geist bis zum Ende ihrer Laufbahn nicht bloß in Thätigkeit, sondern in fortschreitender Entwicklung begriffen ist. Ein solcher war Schleiermacher, der nach vieljähriger, ebenso tief eingreifender als viel umfassender Thätigkeit, für menschliches Urtheil dennoch zu früh aus einem großen und bedeutenden Wirkungskreis geschieden ist, von allen bedauert, ja in gewissem Sinn als unersetzlich angesehen. Denn ein Mann von dieser ganz eigenthümlichen Mischung verschiedener, sonst sich auszuschließen scheinender Eigenschaften wird und kann wohl nicht wieder entstehen.

Am Ende eines so thätigen, mit größter Ausdauer wissenschaftlichen Arbeiten und Forschungen gewidmeten Lebens, das nun als ein abgeschlossenes und vollendetes vor uns liegt, ist es gewöhnlich, zu fragen: was denn nun durch dieses Leben zur Wissenschaft hinzugefügt, welche bestimmte Erweiterung ihr durch dasselbe zu Theil geworden. Leicht finden sich auch, die auf eine solche Frage antworten. Aber wenn wir

Digitized by Google

es nicht für Anmaßung hielten, die Summe eines so reichen Lebens, das in den verschiedensten Sphären der Wissenschaft und Literatur gleichmächtig gewirkt hat, schon jetzt ziehen und in ihren einzelnen Elementen nachweisen zu wollen, so würde die dem gegenwärtigen Vortrag zugemessene Zeit allein schon es verbieten. Doch gibt es noch einen tiefern Grund, eine solche bloß materielle Schätzung abzulehnen; denn schon darum hat sie etwas unvermeidlich Engherziges und Illiberales, weil jeder den Maßstab dazu nur aus seinen eignen, oft sogar aus fremden, von ihm selbst bloß als Stoff aufgenommenen Ideen entlehnt. Immer aber, und im besten Fall, wird eine solche Schätzung nur einen bestimmten und begrenzten Werth ausmitteln, indeß sie den eigentlich unschätzbaren, wahrhaft unendlichen Werth eines solchen Lebens übersieht.

Denkweisen und Ansichten können vorübergehen, oder, in ihrer ganzen Eigenthümlichkeit, sogar nur die eines einzigen ausgezeichneten Individuums bleiben. Ergebnisse auch sehr tiefer Forschungen können nur vorläufige seyn, die für eine gewisse Zeit die letztmöglichen sind, aber von folgenden übertroffen werden. Nicht darauf so sehr kommt es an, was ein edler Geist erreicht, was nicht, bis wohin er fortgegangen, und wo er stehen geblieben, als darauf, wie er das Erreichte erstrebt, und warum er still gestanden. Vieles ist leicht, wenn man mit der ungereiften Frucht sich begnügt; vieles, was derjenige sich versagt, der die Wahrheit selbst nicht will, wenn er sie nur in der Form der Lüge, wenn er sie nicht zugleich auch in der Gestalt der Wahrheit, als eine wirklich und klar erkannte, besitzen kann. Leicht ist es, eine fanatisch oder phantastisch aufgeregte Menge zu bethören; schwer und langsam überzeugt sich der Verstand. Dagegen ist, was dieser, mit klarer Einsicht überwunden, nun willig annimmt und an sich zieht, erst sein wahres, ihm fortan unentreißbares Eigenthum, ein Besitzthum auf ewig.

Bei der schönen Zeit, die das Menschengeschlecht vor sich hat, kann es gleichgültig scheinen, wie weit in jeder einzelnen die Stärke oder, um einen Ausdruck von Fernröhren zu entlehnen, die Tragkraft der Wissenschaft reiche; aber nicht gleichgültig, sondern wesentlich ist, daß die Klarheit

Digitized by Google

und Reinheit des Organs selbst unverfälscht erhalten werde; daß die Wissenschaft, Trug und Schein unzugänglich, in ihrer streng abweisenden Stellung gegen alles beharre, was, und solang es nicht — und wär' es durch noch so viele Mittelglieder hindurch — besonnener, ruhiger Vernunft einleuchtend gemacht ist.

Und so möge denn unser dahin geschiedene Freund vorzüglich darum gepriesen seyn, daß er, von vielen Seiten gedrängt, sogar zum Theil den Angriffen eines blinden, zudringlichen, wiewohl selbst wissenschaftlich unvermögenden Eifers bloßgestellt, dabei, wie alle, die Vorzügliches geleistet, mit tief wirkendem Gefühl begabt, und innerlich selbst zur Gefühlsansicht sich neigend, durch Wort und That standhaft jenes Recht der Wissenschaft behauptet hat, in allen Dingen nur vollkommen klarer und überzeugender Einsicht nachzugeben und zu vertrau'n.

Schleiermachers in der Geschichte des deutschen Geistes dauernder Ruhm wird seyn, denen beigezählt zu werden, welche das Erbtheil freier Vernunftforschung, das von Leibniz und Lessing auf uns gekommen, aufrecht und nicht nur ungeschmälert erhalten, sondern erweitert und verstärkt den Nachfolgenden zurückgelassen haben. Noch lange werden wir in allem, was ächte Wissenschaft fördert, oder ihr hemmend entgegentritt, seine Mitwirkung, sein Urtheil, sein vorleuchtendes und bestärkendes Beispiel vermissen. — Schwer erreicht sich ein Ansehn wie das seinige war. Als Glück ist anzusehen, wenn ein solches sich bildet, möge es auch manchen lästig dünken. In einer zu wissenschaftlicher Anarchie sich neigenden Zeit ist der Verlust eines solchen Mannes ein allgemeiner Verlust.

Wenden wir den Blick auf unsere Akademie zurück, so darf ihr zum Ruhm nachgesagt werden, daß sie, ohne das allgemein Wissenschaftliche aus den Augen zu setzen, von ihrem Anfang an eine weit mehr und entschiedener vaterländische Richtung als die meisten ähnlichen Vereine gehabt hat. Zeugniß deß ist die früh angefangene, wenn auch unter manchen Abwechslungen mit Beharrlichkeit fortgesetzte Sammlung der Urkunden der vaterländischen Geschichte. Was in diesem Augenblick in Frankreich durch eine eigne, unter den Auspicien der ausgezeichnetsten

Digitized by Google

Staatsmänner, an deren Spitze sich der ebenso geistvolle als tiefunterrichtete Minister des öffentlichen Unterrichts befindet, neugebildete Gesellschaft unternimmt, die Originaldocumente der französischen Geschichte, nach den früheren Sammlungen der Benediktiner des heiligen Maurus, vollständiger herauszugeben und allgemeiner zugänglich zu machen, — was ebenfalls in der neuesten Zeit in Sardinien beabsichtet wird, wo auf Geheiß und mit Billigung des Königs durch eine eigne Gesellschaft die Urkunden der Landesgeschichte sollen gesammelt werden — das hat unsere Akademie in ihrem Beginn gleich als einen der wichtigsten ihrer Vorsätze betrachtet, zu dessen Ausführung sogleich geschritten und der bis jetzt festgehalten wurde; wie denn eben dieses Geschäft noch jetzt den Hauptgegenstand der Thätigkeit unserer historischen Klasse ausmacht. Eine neue Liebe hat sich in der letzten Zeit der einheimischen Geschichte zugewendet; die Einwirkung eines geschichtlich denkenden und geschichtlich gesinnten Königs konnte diese Liebe nur erhöhen. Eine Frucht derselben ist auch die Rede des Herrn Ministerialraths Freiherrn v. Freiberg, Secretärs unserer historischen Klasse, die zur Feier dieses Tages bestimmt ist, und für welche, da sie einen — im allgemeinen und besondern Sinn — deutsch- und bayerisch-vaterländischen Gegenstand betrifft, ich keine Ursache finde, erst die huldvolle und geneigte Aufmerksamkeit dieser hohen Versammlung zu erbitten.

Digitized by Google

Worte in der öffentlichen Sitzung der Akademie

am 25. August 1834. [1]

Die Akademie hat sich heute versammelt, um den Geburts- und Namenstag des Königs, ihres erhabenen Beschützers, festlich zu begehen.

Wenn alle Klassen der Gesellschaft wetteifern, ihre Theilnahme an diesem Tag auf die eine oder andere Weise auszudrücken, so haben Männer, deren Lebensberuf die wissenschaftliche Forschung ist, gewiß ganz besondere Ursache, sich desselben zu freuen. Denn diese bedürfen wohl am meisten des Zustandes friedlicher, ruhig gesetzlicher Entwicklung, den der mächtige Wille eines festgesinnten Monarchen sicherer als jede Veranstaltung gewährleistet. Sie vor andern würden sich gefährdet sehen, wenn Grundsätze, die am Ende für alles Höhere gleich verderblich sind, im Staat die Oberhand oder auch nur Einfluß gewinnen könnten. Ein Staat, aus dessen Verfassung alle höheren Elemente hinweggenommen wären, würde bald auch nur noch die seichteste Wissenschaft zulassen, Pöbelherrschaft geistige Größe, wie jede andere, mit ihrem Neid verfolgen.

Kein Volk ist so stumpf, daß es nicht eines hochbegabten, geistvollen Herrschers sich freute. Aber was kann denen, welche der Wissenschaft leben, deren Bemühungen Kurzsichtigkeit oft verkennt, gemeine Denkart schmäht und herabsetzt, erhebender seyn, als das — für alles was menschliches Wissen und Vermögen erweitert — freudig begeisterte Gemüth eines Königs, der den Maßstab des wahren Talents in sich selbst trägt, dem für Werth und Umfang wissenschaftlicher Entdeckungen ein so richtiges Gefühl gegeben ist als unserem König, von dem wir unter

[1] Aus dem handschriftlichen Nachlaß.

Digitized by Google

anderem wissen, daß Champollions Entdeckung der phonetischen Hieroglyphen seinen Geist aufs lebhafteste ansprach, ihm früher als selbst manchen Männern vom Fach in ihrer ganzen Bedeutung und Wichtigkeit einleuchtete!

Jedes Volk darf sich glücklich preisen, dem ein Führer zu Theil geworden, der an die Nachwelt denkt, dem, mit Klopstock zu reden, die Unsterblichkeit ein großer Gedanke ist und des Schweißes selbst der Herrscher werth.

Ein solcher aber kann nicht anders als jene Bestrebungen achten und beschützen, in Folge welcher allein die Männer entstehen, durch die, wie Horaz sagt: „guten Führern der Völker auch nach dem Tode Leben und Athem wiederkehrt". Denn nicht Erz und Marmor, wie der römische Dichter hinzufügt, die nur die äußern Züge des Antlitzes und der Gestalt zurückrufen, vermögen dieß so wie die mächtige Kunst der Pieriden, wie die auch das innere Leben merkwürdiger Persönlichkeiten ergreifende Darstellung.

Was endlich die Wünsche betrifft, die an so festlichen Tagen für das Glück und Heil geliebter Fürsten ausgesprochen werden, so lassen sich die am treuesten gemeinten und am meisten verstandenen gewiß von denen erwarten, welche die Forderungen der Zeit am bestimmtesten erkennen, — nicht jene falschen und bloß vorgeblichen, zu deren Organen sich unberufene sogenannte Volksredner aufwerfen, sondern jene wahren und wirklichen, die aus einem wirklich erhöhten Selbstbewußtseyn der Völker — wozu bessere Fürsten sie selbst geführt haben —, aus einem wahrhaft sittlichen Gefühl hervorgehen, das, durch die Katastrophen der Zeit selbst nur geschärft, manches mit andern Augen betrachtet, was in gleichmäßig verlaufenden Zeiten gleichgültiger angesehen wurde.

Am Geburtsfest aber eines in allen Beziehungen das wahre Beste seines Volkes eifrig zu erkennen strebenden und dafür glühenden Königs, dem Gott ein unerschütterliches, durch nichts aufzuhebendes Gerechtigkeitsgefühl ins Herz gegeben, und der durch mehr als Eine Aeußerung gezeigt hat, daß Er das Loos der Könige fühlt, die nach einem schnell vorübergehenden glanzvollen Daseyn, während dessen sie

Digitized by Google

von einer blendenden Macht umgeben ſind, die, je größer ſie iſt, deſto größeren inneren und äußeren Täuſchungen ſie zugänglich macht, das ernſte, unerbittliche, über ihr Andenken auf immer entſcheidende Urtheil der Geſchichte erwartet — an dem Tag eines ſolchen Königs laſſen ſich alle Wünſche in dem Einen zuſammenfaſſen, daß ſeine edeln und hohen Abſichten ſich immer mehr erfüllen, daß keine noch ſo große Ungunſt der Zeit vermögend ſey, ſie von ihrem Ziele abzulenken.

Es ſey mir erlaubt, dieſe feierliche Sitzung mit dem Wunſche zu beſchließen:

Möge unter dem Schutze unſeres allergnädigſten Königs die Akademie der Wiſſenſchaften nicht bloß fortdauern, ſondern fortwährend an innerer Kraft gewinnen. Mögen mit dem guten Willen der Mitglieder, an dem es übrigens zu keiner Zeit gefehlt hat, Mittel und Aufmunterungen ſtets im Verhältniß ſtehen. Möge die Wiſſenſchaft überhaupt unter uns wachſen, und in ihr das wahre Mittel erkannt werden, die Uebel der Zeit zu überwinden. Möge die Wiſſenſchaft reich werden in ihrer materiellen Ausdehnung, ſtark und einfach in ihren Principien, wie bayeriſche Natur und bayeriſche Sitte!

Aus dem Jahr 1835 ſind keine in der Akademie gehaltenen Reden Schellings, ſondern nur ein (beſonders gedruckter) Bericht über die öffentliche Sitzung am 28. März vorhanden, in welcher der Vorſtand die geſchehene Ergänzung der Akademie durch neue Mitglieder mittheilt und das Erſcheinen der „Gelehrten Anzeigen“ ankündigt. D. H.

Digitized by Google

Aus dem Schlußvortrag am 77. Jahrestag der Akademie

28. März 1836. [1]

— — Wenn die Beſtimmung einer Akademie der Wiſſenſchaften ſich nicht durch die Grenzmarken eines Landes beſchränken läßt, wenn ſie berufen iſt, in den allgemeinen Wetteifer der Geiſter mit einzugehen, und ihren Theil beizutragen zur Vermehrung des Gemeinguts der Wiſſenſchaft; ſo hat ſie dennoch zugleich einen Bezug auf das Land und das Volk, dem ſie zunächſt angehört, und die bayeriſche Akademie insbeſondere hat wenigſtens in ihrem Beginnen ſich vorzüglich bemüht, jedes höhere und beſſere Streben in der Nation hervorzurufen und ſoviel möglich zu fördern. Nichts aber achtet ein Volk ſich mehr gemein als die Erinnerung ſeiner Vorzeit und die Denkmäler ſeiner Geſchichte. Gleich im Anfang ſeiner ruhmvollen Regierung rief König Ludwig die hiſtoriſchen Kreisvereine hervor, um Sinn und Luſt für Lokalforſchungen zu erregen, aus welchen am Ende allein eine vollſtändige, ihres ganzen Inhalts verſicherte Landesgeſchichte ſich erbauen kann. Eine einzige Monographie, wie die über den Kampf bei Göllheim zwiſchen dem Kaiſer Adolph von Naſſau und Albrecht von Oeſterreich, die von dem hiſtoriſchen Verein in Speyer ausgegangen iſt, wäre hinreichend, die Wichtigkeit ſolcher örtlichen Vereine darzuthun, die der Wille des Königs geſchaffen hat. Von jenſeits der Alpen begegnete ſein mächtiges Wort zugleich der fernern Zerſtörung vorzeitlicher Denkmäler, deren viele in einer achtloſen oder ſtürmiſch dem Neuen zuſtrebenden Zeit verſchwunden waren. Die plaſtiſchen Monumente des Mittelalters wurden ſpäter

[1] Aus dem handſchriftlichen Nachlaß.

Digitized by Google

unter eine allgemeine Oberaufsicht gestellt, und diese einem Manne anvertraut, dessen Name mit allen auf mittelalterliche Kunst sich beziehenden Forschungen längst rühmlich verwebt ist, und der zugleich als thätiges Mitglied der Akademie angehört [1]. Diesen Verfügungen wurde die Krone aufgesetzt, indem durch die neuesten Anordnungen den historischen Vereinen, die großentheils bereits sich gebildet und mit löblicher Thätigkeit dem königlichen Aufruf entsprochen hatten, ein wissenschaftlicher Mittelpunkt in der historischen Klasse der Akademie gegeben wurde, mit der sie fortan in beständiger Berührung und Wechselwirkung seyn, die ihnen mit Hülfsmitteln, Aufschlüssen, und nach Befund der Sache mit Rath und That an die Hand gehen solle. Zugleich wurde der neu errichteten Behörde für die plastisch-historischen Denkmale Bayerns ihr Sitz in der historischen Klasse der Akademie angewiesen. Es fällt in die Augen, und bedarf keiner umständlichen Auseinandersetzung, wie durch diese Anordnungen der historischen Klasse nicht nur für ihre eignen Forschungen der ausgedehnteste Gebrauch aller Mittel, die das Land darbietet gesichert, sondern zugleich die Möglichkeit gegeben wurde, historischen Sinn und Liebe für die Erforschung vaterländischer Geschichte in den weitesten Räumen zu erwecken und zu fruchtbringender Thätigkeit anzufeuern und anzuleiten.

Es hätte wohl der heutigen Sitzung noch ein Wort des Andenkens geziemt an mehrere selbst historisch bedeutende Männer, die mit der Akademie in mehr oder weniger thätiger Beziehung gestanden hatten, und kürzlich aus diesem Leben geschieden sind. Die Akademie behält es sich insbesondere vor, dem kürzlich im höchsten Alter verschiedenen Staatsminister Freiherrn von Zentner den Tribut ehrenden Andenkens zu zollen, den sie ihm schuldig ist. Nahe läge ein freundlicher Nachruf an den vaterländischen Dichter, dessen frühzeitiger Tod in entferntem Lande die Theilnahme nicht nur dieses Vereins, dem er als Mitglied angehörte, sondern Bayerns, ja Deutschlands, erregt hat. Denn das ist das Vorrecht des Dichters, unmittelbarer als jeder andere von der Nation erkannt und gleichsam im Herzen getragen zu werden. Hier käme es aber

[1] Sulpiz Boisserée. D. H.

Digitized by Google

hauptsächlich darauf an, in einer tieferen Würdigung seiner Art und Kunst einzugehen, ausführlich zu sagen, was er für deutsche Poesie überhaupt und in dieser Zeit gewesen[1]. Aber theils ist die einer öffentlichen Sitzung zugemessene Zeit bereits überschritten, theils möchte es nur vortheilhaft seyn, von längerer Zeit die Milderung manches Schmerzlichen zu erwarten, das mit den ersten Empfindungen über diesen Verlust unwillkürlich verbunden ist. Nur des Erfreuenden also werde heute erwähnt, daß dem Grafen von Platen im Leben, wie er selbst rühmt, eines großgesinnten Königs Gunst zu Theil wurde. Auf seinen entfernten Wanderungen begegnete dem schwermüthigen Dichter wie eine beglückende Erscheinung mit angeborener Huld und Freundlichkeit unser verehrter Kronprinz; Ihm dichtete er den ersten Hymnus, in dem er Pindarischen Schwung und Inhalt wie den kühneren, kunstvolleren Bau großartiger lyrischer Dichtkunst mit dem Erfolg versucht hat, den im verflossenen Jahr an eben dieser Stelle ein gründlicher Kenner[2] mit gerechter Anerkennung als einen für immer bezeichnenswerthen Fortschritt hervorgehoben hat. Auch im fernen Auslande fehlte seinem letzten Schicksal edle Theilnahme nicht; der Ritter Landolina, der den berühmten von allen Reisenden des vorigen Jahrhunderts gefeierten Namen seines durch Geist und Forschungen ausgezeichneten Vaters noch jetzt durch edle Gastfreundschaft verherrlicht, hatte erst des Erkrankten sorgfältig gepflegt, und wies dem Verblichenen in einem Felsengrab seines Gartens die letzte Ruhestätte an, die der leicht erregte, manches Vorübergehende vielleicht zu unwillig empfindende Dichter am südlichsten Rande Europas auf dem Eiland finden sollte, wo auch der Athen entflohene Aeschylos sein Ziel erreichte, wo neben Griechengräbern so viele deutsche Helden ruhen, wo „Friedrich im Grabe schläft und Heinrichs früh bestatteter Leib zugleich ruht im porphyrnen Sarkophag" (es sind die Worte des letzten und schönsten Hymnus, durch den der Dichter, vorahnend gleichsam, mit wahrhaft unsterblichen Tönen die Insel gefeiert, die das Ende seiner Wanderungen

[1] Vgl. Einleitung in die Philosophie der Mythologie, 2te Abth., Band I, S. 242, Anm. D. H.

[2] Thiersch in einem Vortrag über die Geschichte der griechischen Lyrik. D. H.

Digitized by Google

seyn sollte). Auch im Vaterlande geschah, was des Dichters würdig, indem die höchste Behörde es nicht unter ihrer Aufmerksamkeit achtete, durch schleunige Befehle, an auswärtige Agenten gesendet, dafür zu sorgen, daß der schriftliche Nachlaß des Verstorbenen, unter dem auch angefangene historische Forschungen und Ausführungen sich finden werden — nicht unwürdig seiner früher bekannt gewordenen Geschichten des Königreichs Neapel — sicher und ungefährdet in die Heimath gelange.

Alles Schmerzliche weiche am Schlusse dieser Sitzung freudigerem Gefühl. In diesem Augenblick vielleicht begrüßt Italiens Küste das schnell segelnde Schiff, welches den Wünschen seines Volkes den König zurückbringt, über dessen Reise durch entfernte Meere gütige Geister gewaltet. Unvergeßlich wird der Akademie stets die heutige Sitzung seyn, in welcher sie zum erstenmal unsern gnädigsten Kronprinz gegenwärtig sah, der vor Jahren schon die Huldigung der Akademie, die um Erlaubniß bat, Ihn unter ihre Ehrenmitglieder zu zählen, mit Güte aufnahm; dessen Denkart und bereits erprobte Gesinnungen Bürgschaft sind, daß es Bayern auch in der Folgezeit für die holden Musenkünste, für geisterweiternde Wissenschaft und tief eindringende Forschung nicht an dem mächtigen und großmüthigen Beschützer fehlen werde, dessen sie bedürfen.

Digitized by Google

Eröffnungsrede in der Sitzung der Akademie

am 25. August 1836. [1]

Erlauchte Versammlung!

Mitten in dem tiefen Frieden, der uns umgibt, während die alten Völkerzwiste ruhen oder beschwichtigt sind, ist unter allen der Ruhe genießenden Völkern eine lebhafte innere Bewegung wahrzunehmen. Das letzte Anregende dieser Bewegung ist der „nie ruhende Menschengeist" selbst, die immer fortschreitende Intelligenz, die unablässig sich erweiternde Wissenschaft. Ohne diese stete Beweglichkeit des Geistes würde das menschliche Leben in seinen glücklichsten Perioden bald einem stehenden Sumpf gleichen, und eher würden die Völker wieder zu dem verzweiflungsvollen Mittel greifen, sich untereinander zu zerfleischen, als in einem solchen dumpfen Stillstand verharren und auf jeden Fortschritt verzichten. Waren es nicht die Tiefen der Wissenschaft, in denen alle jene Entdeckungen sich vorbereitet haben, deren überraschende Anwendungen ganze Länder auf einmal in die lebhafteste Thätigkeit versetzen und sie eine neue Aera des physischen Wohlstandes und Glücks erwarten lassen? Und nicht genug, daß die Wissenschaft die Principien dieser neuen zuvor ungeahndeten Wirkungen entdeckt hat; auch für die Anwendung wird sie fortwährend in Anspruch genommen, und nie, dürfen wir sagen, war das Leben für seine Zwecke der Wissenschaft bedürftiger, von der Wissenschaft abhängiger.

Es gab Zeiten einer stillen Beschränktheit — man könnte sie in

[1] Besonders im Druck erschienen.

Digitized by Google

manchem Betracht allerdings eine glückliche nennen —, wo das Leben auf der Erde als bloßer Durchgangspunkt galt, und man ihm kaum einen selbständigen Zweck zugestand; wo der Mensch mit denjenigen Künsten und Erwerbsmitteln sich begnügte, die ihm durch eine unvordenkliche Ueberlieferung zu Theil geworden waren und sich eben darum, nach der gemeinschaftlichen Ueberzeugung der Völker, nur von den Göttern selbst oder einem göttlichen Unterricht herschreiben konnten. Es ist ein anderer Geist in die Welt gekommen, der auch diesem Leben einen Zweck und eine Bedeutung in sich selbst zuschreibt. Nicht nothwendig wird sein Verhältniß zu einem höheren darum aufgehoben. Denn auch in der Natur sehen wir, daß, was nur als Stufe oder Uebergang zu einem Höheren gelten kann, in der untergeordneten Stellung dennoch sich zu vollenden strebt, und durchaus sich benimmt, als ob es zugleich einen Zweck in sich zu haben sich bewußt wäre. Ist es dem einzelnen, eifrig strebenden und thätigen Menschen unverwehrt, sich noch für dieses Leben eine Zeit der Befriedigung, irgend ein letztes Ziel der Ruhe zu versprechen; sollte es nicht erlaubt seyn, auch für das Menschengeschlecht eine Zeit sich zu denken, wo es aller ihm dienstbaren, in der Natur noch schlummernden Kräfte sich zu seinem Vortheil bemächtiget hat, und nach Besiegung der Schwierigkeiten, mit denen das physische Daseyn zu ringen hatte, frei sich aufrichtet, um das arbeitsvolle Leben, im reinen Genuß aller höheren Güter, wie in einer geistigen Verklärung zu beschließen?

In den Uebergangszeiten der vorherrschenden Bestrebungen für Erhöhung des physischen Wohlseyns könnte man befürchten, daß unter denselben der höhere Bezug des Menschen allmählich verloren gehe, der geistige Aufschwung völlig gelähmt werde. Hier wäre um so größere Ursache, einen König zu preisen, der, während er den materiellen Interessen die höchste Aufmerksamkeit und Begünstigung zuwendet, von der andern Seite das, was die freiwillige Begeisterung der Völker nicht mehr hervorbringt, hohe religiöse Monumente, wie sie zum Theil nur die ersten Zeiten des Christenthums gesehen, Monumente, durch die Gemüth und Geist mit sanfter aber unwiderstehlicher Gewalt vom

Digitized by Google

Sichtbaren zum Unsichtbaren emporgehoben werden, aus überströmender Liebe zu Religion und Kunst aus eignen Mitteln erschafft und jenen andern, bloß auf das physische Wohl sich beziehenden Schöpfungen der Zeit als mächtiges Gegengewicht an die Seite stellt. Ruhmwürdig ist, wer immer die Wirksamkeit des Göttlichen in der menschlichen Natur zu erhalten sucht; am ruhmwürdigsten, der es mit den größten Mitteln, mit tiefer Einsicht, und aus eigenster, innerster Bewegung thut.

Nicht zu verlangen noch zu erwarten ist, daß die Kunst für sich jene tiefern Uebel heile, an denen die Völker kranken. Er gilt von ihr, was Schiller vom Geheimniß sagt. Die Kunst ist für die Glücklichen; nicht für die tief Unglücklichen, die innerlich Zerrissenen. Die Umwandelung, der es hier bedürfte, ist nur von der durchgebildetsten Erkenntniß zu erwarten. Hier kann man nur hinweisen auf jenen unaufhaltsam fortschreitenden Proceß der Wissenschaft, der unter allen Schwierigkeiten, die er zu überwinden, trotz der Masse widerstrebenden Stoffes, den er zu gewältigen hat, seines Zieles sicher und gewiß ist, und die Zeit voraussehen läßt, wo der Mensch, wie er allmählich sich zum Herrn aller ihm zugänglichen Naturkräfte gemacht hat, auch die Kette findet, durch die sie an die höhere Welt geknüpft sind; wo das Tiefste und das Höchste wirklich sich vereinigt, und über die verschiedenen, disparat, ja zum Theil entgegengesetzt scheinenden Theile des menschlichen Wissens der Geist allseitiger Vermittlung wie ein Balsam sich ausgießt, der zuletzt auch die verborgensten Wunden heilt, die der menschliche Geist im eifrigen Ringen nach Wahrheit sich selbst geschlagen hat.

Mögen diese Gedanken über die ernste Bedeutung der Wissenschaft in unserer Zeit nicht unwürdig dieses Orts und dieses Tages erscheinen, an dem unsere Akademie im Namen der Wissenschaft ihre Huldigungen dem König darbringt, der so Großes unternimmt, so Großes vollbracht hat, und möge unserer, dem Geburtsfeste des Königs gewidmeten Feier auch dießmal die geneigte Aufmerksamkeit einer so hohen und erleuchteten Versammlung nicht fehlen!

Digitized by Google

Aus dem Vortrag am 78. Jahrestag der Akademie

28. März 1837. [1]

Erlauchte, hochansehnliche Versammlung!

Die Akademie hat sich heute zur Feier des 78. Jahrestages ihrer Stiftung in einer öffentlichen Sitzung versammelt; aber mit Schmerz sieht sie leere Stellen in ihren Reihen, an denen sie dieselben Personen nie wieder erblicken wird. Dieser Winter, der sich durch häufige Todesfälle bemerklich machte, hat auch die Akademie nicht verschont. — —

Am 23. Jänner starb das älteste Mitglied der historischen Klasse, Herr Georg Carl von Sutner, königlicher Staatsrath, lebenslänglicher Reichsrath, und Vorstand der Staatsschuldentilgungs-Commission, dem ein hohes — in ungeschwächter Rüstigkeit, unter fortdauernd reger Theilnahme nicht bloß an der Verwaltung des Staats, sondern auch an wissenschaftlichen Gegenständen, erreichtes — Alter ein längeres Leben ebenso gewiß zu versprechen schien, als es allgemein für ihn gewünscht wurde.

Reiner Bürgersinn, der schönsten Zeiten würdig, ganz auf das Wohl der Vaterstadt und des nicht weniger geliebten Vaterlandes gerichtet, führte ihn frühzeitig auf Erforschung der geschichtlichen Vergangenheit beider, ohne ihn je in die fabelhafte Urzeit bayerischer Geschichten ausschweifen zu lassen; im Gegentheil hielt er sich so nah als möglich an der Gegenwart, um in der Vergangenheit zu erspähen, was in früheren Vorfällen Begebenheiten unserer Zeit ähnlich seyn und darum

[1] Aus dem handschriftlichen Nachlaß.

Digitized by Google

dieſer zur Lehre, zur Warnung, zum Troſt, zur Verſtändigung und zum Beiſpiel gereichen konnte. Ihm ſelbſt ward aus dieſer Art, die Geſchichte zu behandeln, was er als die vorzüglichſte Frucht dieſes Studiums rühmt, die Gabe, über nichts, was den Lauf der Dinge herbeiführe, zu erſtaunen, die weiſe Gelaſſenheit, die er für die erſte Grundlage der menſchlichen Zufriedenheit erklärte[1], und welche ihm ſelbſt unter vielbewegten und wechſelnden Umſtänden jenen Gleichmuth erhielt, der ihm glücklich durch das Leben geholfen.

In dieſem Sinn war ſeine erſte, mit allgemeinem, verdientem Beifall aufgenommene akademiſche Rede: „München während des dreißigjährigen Krieges", verfaßt, welche nicht nur —. inwiefern ſie, nach Weſtenrieders Urtheil, manche überlieferte Erzählung berichtigt, manche bezweifelte Thatſache beſtätigt — für die Kenntniß jener Zeit, ſondern für alle Zeit lehrreich iſt, indem ſie beſonders den gänzlichen, wie er bemerkt, bis zu ſeiner Zeit nicht wiederhergeſtellten Verfall des früheren bürgerlichen Wohlſtandes und der einſt blühenden Gewerbe ſeiner Vaterſtadt als die Folge jenes unſeligen Krieges nicht mit redneriſchen Farben darſtellt, ſondern mit ebenſo unwiderſprechlichen als laut redenden Thatſachen belegt hat.

Dieſer Rede folgte im nächſten Jahre eine andere über die Unruhen bei dem Regierungsantritt der Herzoge Ernſt und Wilhelm von Bayern-München, deren Verdienſt zu Aufhellung verworrener Zuſtände und Ereigniſſe auch durch ſpätere Forſchungen nur in höheres Licht geſetzt worden, — ſpäter eine dritte, auf das ältere Gewerbsweſen der Stadt München bezüglich.

Jene erſte Rede hielt v. Sutner Ein Jahr, nachdem er von der Akademie zum ordentlichen Mitglied der hiſtoriſchen Klaſſe gewählt war. Volle 40 Jahre hindurch, unter Staatsgeſchäften der wichtigſten und verſchiedenſten Art, hat v. Sutner nie aufgehört, der Akademie eine aufrichtige und warme Theilnahme zu ſchenken; in ihm ſah ſie fortwährend noch einen Mann jener Zeit, in welcher die Akademie als eine Nationalſache angeſehen, ihr anzuhören ſelbſt von hochgeſtellten Männern

[1] Sutners in den nächſten Zeilen angeführte Rede, S. 4.

Digitized by Google

als Auszeichnung und Ehre betrachtet wurde. In Tagen, wo alles raſchen, oft unerwarteten Veränderungen unterworfen iſt, kann auch eine gelehrte Geſellſchaft, die von dem allgemeinen und öffentlichen Geiſt mehr oder weniger abhängig iſt, nicht immer in gleichmäßiger glücklicher oder in die Augen fallender Wirkſamkeit fortdauern. Es gab ganze Zeiten, in welchen dieſe Akademie aus Gründen der Klugheit oder der Nothwendigkeit darauf verzichten mußte, ins Große und Allgemeine zu wirken; aber unter den ungünſtigſten Verhältniſſen dieſer Art haben einſichtsvolle Männer nie aufgehört, ihr Daſeyn und ihre Erhaltung als Gegenſtand patriotiſcher Wünſche zu betrachten; denn wenn ſie auch durch widrige Fügungen, durch ungleiche oder unangemeſſene Behandlung, oder welche andere Urſachen immer, Jahre lang in ihren Wirkungen gehemmt iſt, früher oder ſpäter kann die Zeit kommen, wo ſie, freier ſich entfaltend, die ohne ihre Schuld angewachſene Schuld gegen das Vaterland mit überreichen Zinſen zu bezahlen im Stande iſt. Für die Akademie wird die Verbindung mit Männern, die auch in andern als wiſſenſchaftlichen Kreiſen Bedeutung und Auszeichnung erlangt haben, ſtets von beſonderem Werthe ſeyn. Wo möglich, fehlte bis ans Ende ſeines Lebens v. Sutner in keiner Sitzung der hiſtoriſchen Klaſſe oder der Geſammtakademie; ſtets war ſeine Mitwirkung zu allem Guten und der Akademie Erſprießlichen gewiß; bei vielen und großen Geſchäften hatte er von der Akademie dennoch nicht ſelten ſelbſt beſondere Berathungen und Ausarbeitungen mit der größten Bereitwilligkeit übernommen. Wenn daher ſeine Geſchäftserfahrung, wenn die Klarheit ſeines Verſtandes wie die Redlichkeit ſeines Charakters und die Sanftheit ſeiner Sitten ſeinen Verluſt als einen allgemeinen empfinden laſſen, ſo muß derſelbe unſerem Verein noch auf beſondere Weiſe ſchmerzlich ſeyn. Nie wird bei denen, die ihn in dieſem Kreiſe kennen gelernt, ſein Andenken erlöſchen, und gewiß geſchieht es mit allgemeiner Zuſtimmung, wenn ich dem Abgeſchiedenen bei dieſer feierlichen Veranlaſſung im Namen der Akademie ihr Have pia et candida anima! nachrufe.

Digitized by Google

Einleitungs- und Schlußworte in der Sitzung

am 25. August 1838 [1].

Am Ende der Platonischen Bücher vom Staat findet sich die bekannte Erzählung des Armeniers Er (Ἤρ), der, auf einem Schlachtfeld für todt zurückgeblieben, wieder auflebte und berichtete, was er in der andern Welt gesehen hatte. Unter andern erzählte er auch, wie vor den Seelen, denen bestimmt sey, in dieses Leben wiederzukehren, die Muster aller möglichen Lebensarten ausgebreitet werden, damit sie unter diesen nach einer durch das Loos bestimmten Ordnung wählen; denn frei sey die Wahl, aber unwiderruflich. Das Schauspiel nun aber, wie nämlich die einzelnen Seelen die Lebensarten wählen, errege bald Mitleid, bald Bewunderung. In den meisten Fällen wählen die Seelen nach Maßgabe der Erfahrungen, die sie in dem vorhergegangenen Leben gemacht haben. So habe die Seele des Agamemnon, eingedenk dessen, was er einst von Menschen erfahren, und darum unter Menschen zu leben wenig geneigt, das Leben eines Adlers gewählt. Nach vielen andern aber, von denen die meisten, weil sie zuerst wählen durften, begierig nach dem Leben von Gewaltherrschern oder ähnlichen, dem Ehrgeiz zusagenden Lebensweisen gegriffen, sey auch die Seele des Odysseus gekommen, durch den Zufall des Looses die letzte unter den wählenden. Diese nun, der Mühen und Arbeiten des vorigen Lebens sich erinnernd und daher entschlossen allem Ehrgeiz zu entsagen, habe lange nach der Lebensart eines sorgenlosen Privatmannes gesucht, die sie endlich nach vielem Suchen, von den andern übersehen, irgendwo

[1] Abgedruckt in den Münchener Gelehrten Anzeigen 1838. Nr. 174.

Digitized by Google

gefunden. Sobald ſie aber das Gewünſchte anſichtig geworden, habe ſie geäußert, ſie würde daſſelbe gethan haben, auch wenn ſie zuerſt hätte wählen dürfen, und ganz ſey ſie mit dem, was ſie erlangt, zufrieden.

Dieſe Aeußerung wird nicht einem ſolchen zugeſchrieben, der ſich im Leben ſchwach und unfähig gezeigt hätte, oder in ſeinen Beſtrebungen unterlegen wäre, ſondern demjenigen, der alle andern Könige und Helden des trojaniſchen Krieges an ausdauernder Kraft, an Klugheit und beſonnenem Muth übertroffen und jegliche Probe eines mühe- und wechſelvollen Geſchicks zuletzt ſiegreich beſtanden hatte. Schon immer ſchien mir deßhalb die Erzählung trefflich erfunden, um jeden, der es bedürfe, zu einer gelaſſenen und gleichmüthigen Anſicht der verſchiedenen Lebensverhältniſſe zu ſtimmen. In dieſen Tagen aber, da ich ſie zufällig einmal wieder geleſen, wurde ſie mir auf beſondere Weiſe merkwürdig. Ich erinnerte mich, wie auch ein König unſerer Zeit, ganz durchdrungen übrigens von der Größe und Hoheit ſeines königlichen — mit unermüdlicher Thatkraft erfüllten — Berufs mehr als einmal das Glück und die Süßigkeiten des bürgerlichen Lebens öffentlich geprieſen hatte. Dieſer König war unſer König, und es ſchien mir dieſer Zug eines menſchlich fühlenden, nichts Menſchliches ſich fremd achtenden Herzens insbeſondere am Geburtstage des Königs erwähnenswerth, da er allein ſchon hinreichen würde, die übereinſtimmenden Gefühle zu rechtfertigen, mit welchen dieſer Tag von ganz Bayern gefeiert wird. Denn dem König, der für das ſtille, beſcheidene Glück, das Er, wachend und fürſorgend, vielen Tauſenden gewährt, ohne es ſelbſt genießen zu können, eine ſo tiefe Empfindung zeigt, muß wohl das ganze Volk mit dem Vertrauen entgegenkommen, daß von Seinem Herzen nie eine Störung dieſes Glücks ausgehen könne, daß Er fortwährend ſein Volk weiſe, gerecht und milde beherrſchen werde — Ihm iſt die freiwillige Liebe, Ihm die aufrichtige Anhänglichkeit, die unbedingte Hingebung ſeines Volkes gewiß.

Unter den verſchiedenen Ständen aber, aus denen ſich ein Volk, das dieſes Namens werth iſt, zuſammenſetzt, iſt gewiß der, welcher ſich mit Wahrheitsforſchung und Erweiterung der Wiſſenſchaften beſchäftigt,

Digitized by Google

vor allen bei Erhaltung jenes friedlichen Zustandes betheiligt, der nur aus der innigen Vereinigung eines Königs mit seinem Volk und eines Volks mit seinem König hervorgeht. Durch Geist und Willen ausgezeichnete Herrscher erwerben sich außerdem noch besondere Ansprüche auf die Huldigungen der Wissenschaften, wenn ihre Voraussicht und Großmuth Forschungen begünstigt, deren Wichtigkeit einem gewöhnlichen Beurtheilungsvermögen meist erst im letzten Erfolg sichtbar wird. So möge auch in dieser festlichen Versammlung, durch welche die Akademie der Wissenschaften, auf ihre Weise, den Geburtstag ihres erhabenen Beschützers feiert, vorzugsweise einer wissenschaftlichen Unternehmung gedacht werden, die nur durch die besondere Unterstützung des Königs möglich geworden ist — einer Unternehmung, die, indeß sie die Grenzen der gegenwärtigen Kenntnisse zu erweitern verspricht, von der andern Seite nicht zu berechnende Vortheile für das bürgerliche Leben wenigstens in nicht allzugroßer Ferne ahnden läßt. Hr. Conservator und Professor Dr. Steinheil, ord. Mitglied der mathematisch-physikalischen Klasse, wird die Ehre haben, das einstweilige Ergebniß seiner auf Befehl des Königs über Telegraphie, besonders vermittelst galvanischer Kräfte, angestellten Untersuchungen dieser hohen Versammlung vorzutragen.

* * *

Vorübergegangene ereignißreiche Zeiten treten erst völlig in den Hintergrund, wenn auch die Männer, welche in denselben besonders mächtig gewirkt, allmählich den Schauplatz verlassen. Allgemeine Theilnahme in diesem Sinne erweckte vor wenigen Monaten das Ableben des Staatsmannes, dessen Name mit den wichtigsten europäischen Verhandlungen, mit den großen politischen Veränderungen seines Vaterlandes, Frankreichs, seit mehr denn vier Jahrzehnten in Verbindung gestanden hatte. Ihm folgte nach kurzem Zwischenraume der geistesverwandte bayerische Staatsmann, der ihm zwar nicht an weitgreifender Wirkung gleich-, aber wenigstens nicht an europäischem Rufe nachstand (denn auch sein Name war weit über die Grenzen seines Geburtslandes gedrungen), und der außerdem vor ihm voraus hatte, nicht

Digitized by Google

vorzugsweise nur die äußern Angelegenheiten, sondern zugleich eine geraume Zeit hindurch die innere Verwaltung seines Vaterlandes fast unbeschränkt geleitet zu haben. Die hohe Versammlung bemerkt von selbst, daß ich von dem kürzlich verewigten Grafen von Montgelas rede, dem unsere Akademie schon als vieljährigem Ehrenmitglied, und wegen des großen Einflusses, den er auf ihre Wiederherstellung im Jahre 1807 ausübte, noch mehr aber darum ein ehrendes Andenken schuldig ist, weil er selbst durch geistige, von gründlichen Kenntnissen, zumal der Geschichte, unterstützte Bildung hervorragte, und für alles, was im Gebiete der Wissenschaften ihm als bemerkenswerth und bedeutend sich darstellte, bis an sein Ende offenen Sinn und rege Theilnahme bewahrt hatte. Nicht jeder dürfte sich berufen glauben, dem Andenken eines solchen Mannes ein würdiges Denkmal zu setzen; um so erfreuter ist die Akademie, daß ein Mann aus ihrer Mitte, der dem Verewigten durch Familienverhältnisse näher gestellt war, es übernommen hat, ihm in der nächsten öffentlichen Sitzung die gebührenden letzten akademischen Ehren durch eine feierliche Gedächtnißrede zu entrichten.

Aus dem Kreis der ordentlichen Mitglieder ist ganz kürzlich ein verdienter Mann geschieden, Herr Dr. Karl von Loé, königlicher Obermedicinalrath, Leibarzt, Director des Krankenhauses, und ordentlicher Professor der Arzneiwissenschaft an der hiesigen Hohenschule. Wenn die Pflichten eines vielbeschäftigten, gewissenhaften Arztes, die Arbeiten, welche andere wichtige Aemter ihm auflegten, dem Dahingeschiedenen nicht erlaubten, der Akademie sich in dem Maße, als sie wohl gewünscht hätte, zu widmen: dennoch wird die Erinnerung an das Wohlwollende, von jeglichem Parteigeist Entfernte seines Benehmens seinen Namen unter uns stets in ehrenvollem Andenken erhalten. Und wenn wir mit vielen andern seinen frühzeitigen Tod beklagenswerth finden, dürfen wir nichtsdestoweniger ihn glücklich nennen, und seinem Namen ein immer bleibendes Gedächtniß verheißen, denn seiner Einsicht und Sorgfalt war es gelungen, in früherer gefahrdrohender Krankheit das Leben zu retten, für dessen Erhaltung eben heute die Segenswünsche und Gebete von ganz Bayern vereinigt sind.

Digitized by Google

Worte in der öffentlichen Sitzung

am 27. März 1839. [1]

Man rühmt Akademien der Wissenschaften vorzüglich darum als nützliche Anstalten, weil sie Männer von verschiedenem wissenschaftlichen Beruf vereinigen; denn alle Wissenschaften, sagt man, seyen durch ein gemeinschaftliches Band zusammengehalten, und keine könne das Licht und die Hülfe der anderen entbehren.

Dieses nun ist so allgemein anerkannt und so oft gesagt, daß man fast Bedenken tragen muß, es zu wiederholen.

Heute möge es vergönnt seyn, eine andere nahe liegende Seite hervorzuheben. Ist es nicht begreiflich, wenn wir in diesem Augenblick uns erinnern, noch vor wenigen Jahren an eben diesem Tage den greisen Feldmarschall [2] in unserer Mitte gesehen zu haben, der, seit vielen Jahren Ehrenmitglied unserer Akademie, früher, und zwar im Glanzpunkt seines Ruhms und seines Einflusses, sogar regelmäßig unseren öffentlichen Sitzungen beiwohnte, immer freundlich sich erzeigend und wissenschaftliche Bemühungen mit Wohlwollen anerkennend.

Bekannt ist, wie durch römische Feldherrn zuerst griechische Geistesbildung in Rom Eingang gefunden. Dem Sieger bei Zama war noch der vaterländische Ennius werth, der in lateinischer Sprache, obwohl in rauher Weise und wunderlichem Versmaß, den zweiten punischen Krieg besungen hatte; wie man zu Ciceros Zeit glaubte, stand im Grabmal der Scipionen das Bildniß des calabresischen Dichters von Marmor.

Später, wie ihre Waffen gegen die griechische Welt sich ausbreiteten, fingen die Römer an zu ahnden, daß sie gegenüber dieser Welt von

[1] Münchener Gelehrte Anzeigen von 1839. Nro. 68.

[2] Fürst Wrede.

Digitized by Google

Bildung doch nur Barbaren seyn möchten. Zugleich erschracken sie über das Mißverhältniß zwischen dem immer sich erweiternden und schon auch den Orient umfassenden Schauplatz ihrer Thaten und den engen Grenzen, in die ihre Sprache eingeschlossen war, die schon im untern Italien der griechischen als der herrschenden begegnete, im oberen der tuscischen oder gallischen. Von nun an finden wir griechische Dichter oder Logographen im Gefolge römischer Heerführer, und schon der rauhe Krieger Cajus Marius, sonst wenig den Musen befreundet, lächelte dem Griechen, der den cimbrischen Krieg besungen. Lucius Lucullus, der den römischen Waffen zuerst den Pontus eröffnete, hatte zum Begleiter im mithridatischen Feldzug den griechischen Dichter, dessen römisches Bürgerrecht Cicero so beredt vertheidigte; und als etwas Besonderes wird erwähnt, daß im ätolischen Krieg Quintus Fulvius den Theil der Kriegsbeute, der ihm als Feldherr zufiel, nicht, wie sonst gebräuchlich, dem Mars, sondern den Musen weihte; ferner daß, als Pompejus der Große seinen Geschichtschreiber Theophanes von Mitylene im Angesicht des Heeres mit dem römischen Bürgerrecht beschenkte, selbst der Haufe gemeiner Krieger, der ihn umstand, wie von einer gewissen Empfindung des Ruhms ergriffen, mit lautem Zurufe dieß gebilligt habe.

Dergleichen nun mochte Cicero hervorheben; aber diese unruhige Eitelkeit, die den wahren und dauernden Nachruhm nicht erwerben konnte, bemächtigte sich der Römer vielleicht nur, weil sie fühlten, daß bald niemand mehr außer ihnen seyn werde, ihre Thaten zu bewundern. Ruhiger sahen ihrem Antheil von Ruhm Helden der neueren Zeit entgegen, weil ein welteroberndes Volk nicht mehr denkbar, weil die freie Gemeinschaft voneinander unabhängiger Völker ein unantastbar gewordener Grundsatz, die Geschichte nicht die Geschichte eines einzigen Volkes, sondern vieler Völker ist, die, in inniger Wechselbeziehung und ohngefähr auf gleicher Stufe der Bildung stehend, von allen großen Ereignissen gleichmäßig berührt werden. Die Anziehungskraft, welche die Wissenschaften über ihre unmittelbare Grenze hinaus auch auf Männer der That und des Lebens ausüben, ist die reine Folge der Achtung, welche in der öffentlichen Schätzung und in der allgemeinen Ueberzeugung

Digitized by Google

die Wissenschaften erlangt haben, ohne welche freilich weder regelmäßige Kriegführung möglich wäre, noch den immer steigenden Forderungen des gesellschaftlichen Lebens und den immer zunehmenden Verwicklungen desselben genügt werden könnte. Diese Bedeutung der Wissenschaft hat sich seit jener Zeit fortwährend erhöht, wo Prinz Eugen von Savoyen mit dem größten wissenschaftlichen Geist seiner Zeit und vieler Zeiten, mit Leibniz, wegen Gründung einer deutschen Akademie der Wissenschaften im Mittelpunkte des damaligen Reiches, in Wien, Plane und Hoffnungen theilte. Unter diesen Verhältnissen wird gefühlt, daß zwischen allen Arten des Ruhms eine gewisse Verwandtschaft ist; insbesondere dürfte kein wissenschaftlicher Verein gegen den Ruhm seines Vaterlandes so gleichgültig seyn, daß er nicht den Helden ehrte, der mächtig dazu gewirkt, dieses Vaterland groß zu machen, von dem dessen Krieger oft zu glorreichem Sieg geführt, für alle Zeiten aber dem Heer der Geist und Charakter eingehaucht worden, der es unter den bedenklichsten, ja äußersten Umständen aufrecht erhalten, und der, wenn je dem Vaterlande Gefahr drohen sollte, immer neu aufleben, stets neu kräftig sich bewähren würde.

So mögen die wenigen, leider nur flüchtigen Worte, die wir in diesem Kreise den Manen des dahingeschiedenen, von nun an der Geschichte angehörigen Feldherrn, gewidmet haben, nicht am unrechten Orte gesprochen erachtet werden, um so mehr, als in dieser Einnerung von selbst der Aufruf liegt: Möge überall, wohin bayerische Waffen und ihr Ruf gedrungen, auch der Ruf der geistigen und wissenschaftlichen Bildung Bayerns dringen, wie längst auf Rußlands entlegene Sternwarten die bewunderten Werkzeuge und die sinnreichen Erfindungen Reichenbachs und Fraunhofers ihren Weg gefunden! Bayern ist groß genug, um auf alle Arten des Ruhms Anspruch zu machen; und was wäre ihm nicht möglich unter der Leitung des mächtigen, für alles Große empfänglichen Willens, der über seine Schicksale jetzt auch in der Ferne wacht!

Digitized by Google

Vorwort zur öffentlichen Sitzung der Akademie

am 24. Auguſt 1839. [1]

Zur Vorfeier des morgen bevorſtehenden Geburts- und Namensfeſtes Seiner Majeſtät des Königs, ihres erhabenen Beſchützers, hat ſich heute die Akademie öffentlich verſammelt. Wenn am Tage einer ſolchen Feier auch der Geringſte im Volke ſich als Glied der großen Familie empfindet, von welcher der König das Haupt iſt, und wenn er im Freudegefühl der Bedeutung, welche auch ihm dieſes Verhältniß ertheilt, alles aufbietet, den Tag zu einem Feſttag zu machen, und ihn wenigſtens durch ſtille, aufrichtig gemeinte, von Herzen kommende Gebete zu feiern beſtrebt iſt: ſo erhält eben dieſer Tag für Männer wiſſenſchaftlichen Berufes eine beſondere Beziehung dadurch, daß ſie in der königlichen Macht zugleich die höchſte Gewährleiſtung und Bürgſchaft aller geiſtigen Intereſſen erblicken. Denn wem könnte mehr daran gelegen ſeyn, daß einem Volk alle Wohlthaten geiſtiger Bildung in immer höherem Maß zu Theil werden, als Demjenigen, den die reichſte und erhabenſte Erfahrung belehrt hat, daß die menſchlichen Dinge nicht durch blinde Gewalt, ſondern allein durch Weisheit und hohe Intelligenz geleitet werden? Nicht wie unter barbariſchen Völkern wird der chriſtliche König durch das Schwert eingeweiht, mit dem er ſich umgürtet, ſondern durch die Krone, die er auf ſein Haupt ſetzt, zum Zeichen, daß es der Geiſt allein iſt, dem die Oberherrſchaft gebührt, und der allein ſie auch wirklich ausübt. Iſt nun aber einem Volk ein König wie uns zu Theil geworden,

[1] Münchener Gelehrte Anzeigen 1839. Nr. 185.

Digitized by Google

dem einweihenden Blicks — um mit dem Dichter zu reden — bei der Geburt schon die Muse gelächelt; der mit allem, was die vergangene Zeit an großen geschichtlichen Erfahrungen zurückgelassen, seine Jugend genährt; der unter dem Druck einer argen Zeit nie an dem Geist und der Größe seiner Nation verzweifelt, und jene Denkmale vorbereitet hat, die sie einst und auf ewige Zeiten an alles, was in ihr sittlich- und geistig-Großes gelebt hat, erinnern werden; der, als er zum Thron berufen ward, sein Erstes seyn ließ, der Stimme der Menschlichkeit für die letzten Reste und wenigstens für den Namen des Volkes, von dem einst alle ächt menschliche Bildung ausgegangen, Gehör und Wirkung zu verschaffen; der auch jetzt, unter den Mühen des schweren und mit Ernst erfüllten Herrscherberufes, seine Erholung in geistigen Beschäftigungen sucht; der endlich dieß alles, was ihn auszeichnet, dadurch adelt, daß er über sich einen Herrn erkennt — jenen, welcher die Macht und das Glück gibt, wem er will, dem die Reiche dieser Welt nur Gerüste sind für einen ewig bleibenden und dauernden Bau, zu dessen endlicher Verwirklichung, wollend oder nicht wollend, auch die gewaltigsten Herrscher beitragen: — ist, sage ich, einem Volk ein solcher König zu Theil geworden, ja, da dürfen alle, die dem Geiste leben, in Ihm ein Werkzeug der Vorsehung verehren, Ihm und seinem Thun ihre herzlichste Theilnahme und ihre innigsten Wünsche zuwenden, und des Tages sich freuen, der Ihn der Welt und seinem Volke gegeben.

Glücklich mögen die später Geborenen sich dünken, die in diese Zeit eines äußerlich tiefen Friedens gekommen sind nach einer von vielen unter uns erlebten Vergangenheit reich an Scenen des Kriegs und der Zerstörung, wo es fester Entschlossenheit, großer Umsicht, zum Theil selbst der schmerzlichsten Opfer bedurfte, um nur die Hauptsache zu retten, den Grund, auf dem eine künftige glücklichere Zeit sich wieder aufbauen konnte. Aber eben jene Zeit hat auch Talente entwickelt, für die in einer friedlicheren kaum Raum gewesen wäre, gleichwie vieles ihr zu verdanken ist, dessen froh zu seyn wir noch jetzt Ursache haben. Und so dürfen wir, sowohl um des gegenwärtigen Glücks mit Einsicht uns zu erfreuen, als aus der nächsten Vergangenheit für künftig

Digitized by Google

Mögliches Belehrung zu schöpfen, auch der Feier des heutigen Tages gemäß erachten, wenn ein vorzüglich dazu Berufener mit Treue und Sachkenntniß das Bild des hervorragenden und einflußreichen Mannes uns zurückruft, dessen nächste Aufgabe in jener Zeit es war, das Schiff des bayerischen Staates durch die gefahrdrohenden Klippen als weiser und erfahrener Steuermann hindurch zu leiten, der aber in dieser Arbeit dennoch Zeit und Kraft, wie in den Gesinnungen des wohlwollendsten Königs, Maximilian Josephs, die Mittel fand, zu zeigen, was er in einer Zeit des Friedens und der allgemeinen Ruhe für Bayerns inneres Wohl und Gedeihen zu leisten vermocht hätte. Die bestimmteste Aufforderung sein Andenken zu ehren, hat unsere Akademie, weil sie durch seinen Rath und unter seiner Einwirkung die Grundlagen erhalten, auf denen sie noch jetzt beruht, und weil es ihr, die, von allen Geschäften des Staates entfernt, nur der ruhigen parteilosen Betrachtung der Dinge gewidmet ist, am ehesten zusteht, ihr Zeugniß für die ausgezeichneten Eigenschaften dieses Mannes abzulegen, der, in den seinem Beruf am nächsten liegenden Kenntnissen selbst als Gelehrter hochzuachten, den Werth und die Wichtigkeit aller Wissenschaften zu erkennen, ihren Geist zu ahnden, ihre Erfindungen zu würdigen, das Genie zu unterscheiden wußte; der eben darum von uns bis an sein Ende hochverehrt, auch von seiner Seite stets in einem befreundeten Verhältniß zu uns geblieben ist. Ich lade Herrn Staatsrath Baron von Freiberg, Sekretär der historischen Klasse, ein, dieser hohen Versammlung seine Gedächtnißrede auf unser vieljähriges, jetzt verewigtes Ehrenmitglied, den königlich bayerischen Staatsminister Grafen von Montgelas vorzutragen.

Digitized by Google

Worte in der öffentlichen Sitzung der Akademie

am 28. März 1840. [1]

In der Geschichte der Wissenschaften wäre es anziehend zu untersuchen, nach welchem Gesetz der menschliche Forschungsgeist einen Gegenstand nach dem andern aufgenommen, hervorgehoben und ins Licht der Wissenschaft zu stellen gesucht hat. Selten, aber doch zuweilen geschieht es, namentlich im Gebiete der Naturforschung, daß für einen Zweig, der lange den Untersuchungen einzelner überlassen blieb, unversehens, obwohl niemals unvorbereitet, eine so allgemeine Theilnahme entsteht, daß man sieht: es ist dem menschlichen Geiste gleichsam unmöglich geworden, ihn länger unergründet zu lassen. Eine solche Theilnahme hat sich kürzlich auf eine ganz besondere Weise für die Untersuchung des Erdmagnetismus erklärt, die neben einer großen Anzahl merkwürdiger Thatsachen von bereits ergründetem Zusammenhang noch viele erst zu enträthselnde Erscheinungen darbietet. Zu andern Zeiten haben andere Gegenstände die Aufmerksamkeit in gleichem Maße gefesselt, nicht aber zu ihrer Erforschung jene umfassenden Anstalten, jene großen und kostspieligen Einrichtungen wie durch einen Zauberschlag hervorgerufen, welche ein regerer, durch glänzende Erfolge auch des Forschens kundiger gewordener Zeitgeist dem Erdmagnetismus jetzt zuwendet. Akademien der Wissenschaften sind gleichsam die Warten, die erhöhten, weite Fernen beherrschenden Standorte, von wo die Signale zu Untersuchungen erwartet werden, die durch gemeinschaftlich verabredetes und gleichzeitiges Zusammen-

[1] Münchener Gelehrte Anzeigen 1840. Nro. 76.

Digitized by Google

wirken vieler, voneinander entfernter Forscher erreichen sollen, was sonst vereinzeltes Bemühen niemals oder erst in sehr ferner Zeit zu erreichen vermocht hätte. Es waren gelehrte Gesellschaften, die für die zwei mächtigen europäischen Reiche, deren Besitzungen auch außer Europa über beide Halbkugeln am weitesten sich ausdehnen, die Erforschung des Erdmagnetismus zuerst als den Gegenstand bezeichneten, der die Aufmerksamkeit der Regierungen, ihre weitgreifende und mächtige Unterstützung in Anspruch nehme. Während in Folge dieser Anregungen durch die wetteifernde Liberalität der beiden Regierungen, zu Ende des verflossenen Jahres, ausschließlich dem Erdmagnetismus gewidmete Observatorien an den entferntesten Punkten der Erde sich erhoben, mußte der Wunsch entstehen, daß dazwischenliegende Anstalten die Kette der über Süden und Norden sich ausbreitenden Beobachtungen vervollständigen.

Unser hochverehrter König, dessen einsichtsvolles Walten im Gebiete der Intelligenz wie in dem der materiellen Interessen seines Volkes immer Großartiges ergreifend und fördernd sich kund gibt, wollte, daß unser Vaterland auch hierin nicht bloß bewundere, was fremden Anstrengungen gelingt, sondern selbstthätig mitwirke zum Erfolg der europäischen Unternehmung. Das magnetische Observatorium, welches auf Befehl Seiner Majestät an der königlichen Sternwarte dahier errichtet wird, um sich an Englands und Rußlands Anstalten plangemäß anzuschließen, und dessen Gründung um so wichtiger ist, je mehr das Eintreten mannigfacher Hindernisse die Zahl gleich vollständiger Observatorien in einem bedeutenden Theil Europas beschränkt hat, rückt schnell seiner Vollendung entgegen, und die Zeit ist nicht mehr ferne, wo in den unterirdischen Räumen dieses für die örtlichen Verhältnisse wie für den vorgesetzten Zweck wohl berechneten Baues die dreijährige Periode nächtlicher und täglicher Beobachtungen beginnen wird.

Bei Erwähnung der Forschungsgegenstände, auf welche der Wirkungskreis unserer akademischen Anstalten sich ausgedehnt hat, darf auch das Fach der Meteorologie nicht mit Stillschweigen übergangen werden. Der stets wechselnde Zustand unseres Luftkreises, von endlos verzweigten Verhältnissen abhangend, deren Gesammtheit nicht zu erfassen ist, bietet

Digitized by Google

[illegible] viele Verhältnisse, wichtig für die Wissenschaft wie für industrielle Zwecke, [illegible], welche ein angemessenes Zusammenwirken vieler entfernter Beobachter vollkommen zu ergründen vermag. Wie allgemein und tiefbegründet das Interesse für meteorologische Untersuchungen von jeher sich gezeigt habe, bedarf wohl kaum eines Nachweises. Keine Stadt, ja selten eine bedeutendere Ortschaft dürfte zu finden seyn, wo nicht Witterungsbeobachtungen von einzelnen Privatmännern unternommen, und oft viele Jahre hindurch mit beharrlichem Eifer fortgesetzt, die erfreulichsten Hoffnungen für das Fortschreiten der Meteorologie zu gewähren schienen. Wenn einer so ausgedehnten Thätigkeit und Mühe kein entsprechender Erfolg zu Theil wurde, so ist der Grund nicht schwer zu erkennen. Es fehlte an einem gemeinsamen Plane, es fehlte an einem Mittelpunkt, von wo aus die Untersuchung und Vergleichung der fast nirgends berichtigten und nirgends übereinstimmenden Beobachtungswerkzeuge durchgeführt wurde. Eine richtige Würdigung analoger Verhältnisse hatte vor mehr als einem halben Jahrhundert die Societas meteorologica Palatina hervorgerufen, die von Mannheim, wo damals der Sitz einer Schwesteranstalt unserer hiesigen Akademie war, ausgegangen, und gefördert durch landesfürstliche Gunst, während eines eilfjährigen Bestehens sich ein bleibendes Denkmal in der Geschichte der Meteorologie gestiftet hat. Das Wiederaufleben eines ähnlichen Unternehmens, allgemein als Bedürfniß gefühlt und oft als sehnlicher Wunsch ausgesprochen, dürfen wir den erfreulichen Ereignissen des verflossenen Jahres beizählen. Seine Majestät der König haben einem in dem gleichen Geiste wie die Societas Palatina gebildeten und auf sichere Grundlagen gestützten meteorologischen Vereine die allerhöchste Bestätigung zu ertheilen geruht. Die königliche Sternwarte, seit Jahren bemüht, die Meteorologie, wie andere Zweige der Naturforschung, welche fortwährende Beobachtung erfordern, angemessen mit ihrem Hauptzweck zu vereinigen, und bereits durch die in Folge allerhöchster Anordnung ihr zugewendete Mitwirkung der Gerichtsärzte Bayerns ein Centralpunkt meteorologischer Beobachtungen geworden, wird auch den Mitgliedern des meteorologischen Vereins die zu Erzielung wissen-

Digitized by Google

ſchaftlicher und vergleichbarer Reſultate erforderten Hülfsmittel darbieten, ſie wird als Organ des Vereins die Beiträge der einzelnen, wie die allgemeineren Ergebniſſe in geeigneter Weiſe veröffentlichen und ſo den wiſſenſchaftlichen Erfolg der angewendeten Mühe ſichern. Möge dem Verein die Dauer und die Theilnahme werden, welche der Zweck wünſchen läßt und die Mittel uns zu hoffen berechtigen! — —

Digitized by Google

Eröffnungsrede zur Sitzung der Akademie

am 24. August 1840. [1]

In der letzten öffentlichen Sitzung zur Stiftungsfeier dieser Akademie haben wir einer neuen Anstalt wissenschaftlicher Forschung erwähnt, welche die Akademie der Munificenz Sr. Majestät des Königs demnächst verdanken werde. Heute dürfen wir jene Anstalt als eine nun bereits vorhandene und in voller Thätigkeit begriffene ankündigen, und an dem Tage, wo die Akademie das Namens- und Geburtsfest ihres erhabenen Beschützers feiert, ziemt ihr wohl vor allem öffentlicher Dank für diese neue Erweiterung ihrer Thätigkeit, für den Antheil, den ihr die Weisheit und das Wohlwollen des Monarchen an einer großen, weitgreifenden Untersuchung geben wollte.

Zu allgemein sind durch verschiedene Mittel und Wege naturwissenschaftliche Kenntnisse heutzutag verbreitet, als daß man sich veranlaßt finden könnte, umständlich die Wichtigkeit und den Belang jener Untersuchung über den Erdmagnetismus darzulegen, die in diesem Augenblick in den verschiedensten und voneinander entlegensten Theilen der Erde gleichzeitig nach dem größten Maßstabe begonnen hat. Denn höchstens ihre unmittelbare Wichtigkeit für Deutschland ließe sich bezweifeln.

Mit Macht strebt eben jetzt der Deutsche, seiner Ströme völlig Herr zu werden, nach Besiegung der natürlichen Hindernisse, die sich ihrer Beschiffung entgegensetzten, auch die äußeren Schranken zu überwältigen, welche einer durch sie vermittelten Verbindung mit der See

[1] Münchener Gelehrte Anzeigen 1840. Nro. 177. 178.

Digitized by Google

bis jetzt ſich entgegenſtellten. Durch den feſten Willen unſers groß-geſinnten Königs ſind die Donau, der Main und der Rhein im Begriff eine zuſammenhängende Waſſerſtraße zu werden, durch die man aus dem Innerſten Deutſchlands in die Meere gelangen kann, worein ſeine beiden großen Ströme ſich ergießen. Dennoch iſt die Zeit ſchwer vorauszuſehen, wo deutſche Flotten mit Hülfe der Magnetnadel ihren Weg durch entfernte Meere ſuchen werden. Der Deutſche iſt ſchon durch ſeine geographiſche Lage darauf angewieſen, die Wiſſenſchaft *um ihrer ſelbſt* willen zu ſuchen, und Deutſchland, das am wenigſten durch ſeine Weltſtellung und durch unmittelbar einleuchtenden Vortheil zur Erforſchung des Himmels hingezogen ſchien, Deutſchland iſt es, dem Europa jenen *Johannes Keppler* verdankt, den Entdecker der Geſetze, auf denen die Wiſſenſchaft der Aſtronomie noch heute beruht, von dem eigentlicher noch als von Newton Hallers prachtvolle Worte gelten dürften:

Er ſchlug die Tafeln auf der ewigen Geſetze,
Die Gott Einmal gemacht, daß er ſie nie verletze.

Nur von ſeiner Einen Seite hat Deutſchland Beziehungen zum Orient, und wie ſchwach ſind ſeine Berührungen mit demſelben in Vergleich mit der ausgedehnten und tiefgreifenden Macht, welche anders geſtellte Völker auf Aſien ausüben! Dennoch iſt kein Volk in den Geiſt des Orients, in den Sinn ſeiner dunkeln und verwickelten Religionen, in die Philoſophie ſeiner mannichfaltigen Sprachen tiefer oder ſo tief als das deutſche eingedrungen.

Noch vor nicht allzu langer Zeit war der Magnetismus überhaupt den meiſten nur eine vereinzelte Erſcheinung. Was damals denkende Männer zwar mit großer Zuverſicht, aber doch nur vorausſchauend erkannten, das ſieht und erkennt jetzt auch der, welcher nur dem Zeugniß der fünf Sinne zu vertrauen gewohnt iſt. Die Stelle, welche der Magnetismus unter jenen großen Potenzen der Natur einnimmt, die das allgemeine Leben der Erde unterhalten und beſtimmen, ſein Zuſammenhang insbeſondere mit der Elektricität, den der frühere Forſcher

Digitized by Google

nur etwa in den Fällen erkennen mußte, wenn ein heftiges, über dem Scheitelpunkt seines Beobachtungsorts hinweggehendes Gewitter [1], oder ein entferntes, an Ort und Stelle vielleicht nicht einmal sichtbares Nordlicht ihm die zufällig beobachtete Magnetnadel in Unruhe oder unregelmäßige Schwankungen versetzte; dieser Zusammenhang ist jetzt durch Erfahrungen und Versuche, welche anzustellen in der Macht eines jeden steht, ebenso unzweifelhaft gewiß als die weitere Verzweigung der Elektricität mit den chemischen Erscheinungen und demnach mit den innersten Vorgängen aller materiellen Bildung und Erzeugung.

Seitdem ist es erlaubt, in den Zuckungen der — nie in Einem Zug, nur unter stetem Vor- und Zurückgehen nach einer Richtung fortschreitenden Magnetnadel wahre Pulsschläge eines inneren Lebens der Erde zu sehen, Regungen, durch die sie einen Wechsel wirklicher innerer Zustände zu erkennen gibt, dem man selbst eine Beziehung auf den verschiedenen Charakter der Jahre, auf den von Zeit zu Zeit auffallend sich verändernden Genius der Krankheiten, und so zuletzt selbst auf menschliches Leben abzugewinnen hoffen mag, inwiefern man voraussetzen darf, daß diesen periodischen Abweichungen des allgemeinen Gesundheitszustandes kosmische und tellurische Veränderungen wenigstens parallel gehen. Ja es hat von diesem Punkt aus die Ahndung sich noch weiter gewagt; denn schon hat man die, nach bis jetzt unerkannter Regel, von Zeit zu Zeit erscheinenden Weltkrankheiten, dergleichen eine auch unsere Zeit gesehen, mit den jeweiligen großen, geistigen, moralischen und geschichtlichen Vorgängen in der Menschheit in Verbindung zu setzen gesucht [2]: denn unaustilglich ruht im menschlichen Bewußtseyn der Glaube, daß das Physische mit dem Geistigen gehen müsse, und daß selbst unter dem Schein dieser äußeren Trennung der Natur und des Menschen noch immer ein innerer geheimnißvoller Bezug zwischen beiden fortdaure.

Waren doch beide füreinander geschaffen! Wohl konnte der Mensch

[1] Vergl. von früheren Beobachtern Wallot in den Commentatt. Academ. Theodor.-Palatinae. Vol. VI. Physic., p. 312.

[2] Dr. Schnurrer's bekannte Schriften.

Digitized by Google

über dieser ersten Welt und Schöpfung eine neue und zweite erheben, deren alleiniger Urheber er selbst wurde, diese Welt der Geschichte, die jetzt allein die Gegenwart erfüllt, indeß jene frühere, die nichts Neues hervorbringt, und immer in demselben Cirkel von Erscheinungen umläuft, gegen sie nur wie eine sich stets wiederholende Vergangenheit erscheint. Denn nicht ebenso gelang es dem Menschen, die Natur mit in seine Geschichte hineinzuziehen und fortzureißen; der Baum der Erkenntniß, nach dessen Frucht er gegriffen hatte, blieb ihm fortan unverwehrt, aber nach dem Baum des Lebens, dem ursprünglichen Seyn, der Natur, durfte er nicht ebenso die Hand ausstrecken; diese trat in ihr eignes, von ihm unabhängiges Leben zurück, in dem sie fortwährend gegen ihn beharrt. Seitdem achtet sie des Menschen nicht mehr, und geht unbekümmert um ihn ihren ewig gleichförmigen Gang, nur auf ihre eignen Gesetze horchend, unbeirrt durch die mächtigsten und stolzesten seiner Werke, über die sie schonungslos hinwegschreitet; und nur durch List und Kunst, auch da nicht, ohne ihren Gesetzen sich zu unterwerfen, gelingt es dem Menschen, in einem engumschriebenen, äußerst beschränkten Kreise sie seinen Zwecken dienstbar zu machen.

Hat der Mensch indeß für die gegenwärtige Natur offenbar aufgehört Zweck zu seyn, so würde sie doch ein Räthsel ohne Auflösung, ein sinnloses, unbegreifliches Ganze seyn, hätte nicht am Ziel ihres ursprünglichen Werdens als höchster Zweck der Mensch gestanden. Und so fühlt sich der Mensch dennoch durch eine unauflösliche Sympathie zu der Natur gezogen, wie er mit Begierde jedes Zeichen ergreift, wodurch die sonst so gleichgültige und theilnahmlose Natur eine Art von Mitempfindung bei menschlichen, wenigstens bei außerordentlichen Ereignissen kund zu geben scheint.

Man kann es nicht behaupten, und man kann sich ebensowenig entschließen zu verneinen, daß bestimmten Perioden des Menschengeschlechts und seiner Geschichte bestimmte Perioden der Natur entsprechen. Um so anziehender sind alle Erscheinungen für den Menschen, welche auf bestimmte, große Zeiträume im Leben der Erde deuten. So lauscht er auch gern der stummen Sprache der Magnetnadel, ob sie

Digitized by Google

ihm die Räthsel der Vergangenheit und Zukunft deute. Außer der täglichen und jährlichen Abweichung der Magnetnadel, in welcher sie, wie bereits früher aus Beobachtungen geschlossen wurde, vom scheinbaren Lauf der Sonne abhängig ist, gibt es eine sich mit jener durchkreuzende, die man, weil sie zu ihrem vollständigen Verlauf Jahrhunderte fordert, die säculare nennen könnte. Durch direkte Beobachtungen und ältere Aufzeichnungen, deren Bekanntmachung wir Cassini verdanken [1], wissen wir, daß die Magnetnadel auf der Sternwarte zu Paris im Jahre 1666 keine bemerkliche Abweichung vom Pol zeigte, nachdem sie noch im Jahre 1664 0 Grad 30 Minuten gegen Osten abweichend war [2]. In welche Zeit ihre größte östliche Abweichung fiel, wissen wir nicht; denn es finden sich nur vereinzelte Aufzeichnungen, deren beglaubigtste, wie es scheint, bis ins Jahr 1580 zurückgeht, wo die mittlere Declination in Paris nach Sennertus Angabe nur 11 Grad und 30 Minuten östlich war, indeß die seitdem eingetretene und beobachtete westliche Abweichung über 22 Grad betrug. Denn derselbe Beobachter [3], der in dem genannten Jahr die Abweichung = 0 gefunden hatte, fand schon im Jahre 1673 die Nadel einen Grad 30 Minuten nach Westen abweichend, und in dieser Richtung ist sie bis vor Kurzem fortgeschritten; erst seit 1814 glaubte man eine Verminderung der westlichen Abweichung wahrzunehmen, die jedoch, inzwischen eingetretener Schwankungen wegen, noch immer keinen entschiedenen Rückgang zum Nordpol behaupten läßt.

Die neueren Methoden, die sinnreichen, von Gauß angegebenen Verrichtungen, welche den Beobachtungen der Magnetnadel die Schärfe astronomischer Beobachtungen zu geben erlauben, mögen den künftigen Forscher in den Stand setzen, die ganze Dauer einer solchen großen magnetischen Periode noch vor dem wirklichen Ablauf einer neuen durch

[1] S. dieselben in Gren's (älterem) Journal der Physik, Band VII. und VIII.

[2] Gren VII, S. 419. Gewöhnlich wird jetzt dieses Zusammentreffen des magnetischen mit dem wahren Meridian auf 1663, drei Jahre früher, gesetzt, wahrscheinlich nach Thevenot's Beobachtung, ohne auf die Bemerkung von le Monnier (ebendas. S. 421) Rücksicht zu nehmen.

[3] Picard.

Digitized by Google

Calcul zu bestimmen, und wie der Astronom den Stand des Mondes oder eines Planeten für jeden gegebenen Zeitpunkt der Geschichte zu berechnen vermag, ihm etwa auch möglich machen, auf die Fragen zu antworten: Wo stand die Magnetnadel im Mittagspunkt römischer Macht und Herrlichkeit, zur Zeit Julius Cäsars, zur Zeit des Augustus? wo, als bis dahin vom Schauplatz der Weltgeschichte entfernte Völker plötzlich, wie von einem unsichtbaren Hauch bewegte Fluthen, die westliche Welt überströmten und das römische Reich zertrümmerten? wo zur Zeit der Kreuzzüge, wo zur Zeit der Entdeckung Amerikas?

Im Anblick der Ereignisse, die unter unsern Augen sich vorbereiten; in dem Augenblick, da selbst die Pforten des uralten, der übrigen Welt bis jetzt verschlossen gebliebenen, aus seinen eignen Katastrophen stets unverändert hervorgegangenen Reiches, dessen Beständigkeit wirklich der des Himmels zu gleichen schien, gewaltsam erbrochen werden, und ein neues breites Thor sich öffnet, durch welches europäische Sitte, Wissenschaft und Bildung, vor allem christliche Religion über eine bisher von ihnen ganz unberührte Welt sich ergießen werden, — ist es verstattet, zu denken, daß die Weltgeschichte sich aufs neue dem Orient zuwende, und die letzten Bestimmungen der Menschheit und des Christenthum dort sich zu erfüllen eilen.

In welchem Maß das christliche, durch Wissenschaft erhobene Europa zum Bewußtseyn seiner gemeinschaftlichen Mission, einer gemeinschaftlichen Aufgabe gelangt ist, — und in der That ist dieses Bewußtseyn während eines 25jährigen Friedens so erstarkt, so sehr zur allgemeinen Stimmung geworden, daß jeder im Mittelpunkt dieses Welttheils ausbrechende Krieg, wenn er je möglich wäre, nur wie ein Bürgerkrieg empfunden, wie ein Bürgerkrieg verwünscht werden könnte — davon legt unter anderem auch die Vereinigung verschiedener europäischer Länder zu gemeinschaftlichen Erforschungen von großem und allgemeinem Belang, — legt auch diese Verabredung ein Zeugniß ab zu gleichzeitigen, über einen großen Theil der Erde sich erstreckenden, Jahre lang, täglich je von zwei zu zwei Stunden, fortzusetzenden Beobachtungen des Ganges der Magnetnadel.

Digitized by Google

Eine würdige Feier des heute von uns zu begehenden Tages wird es seyn, wenn die Einrichtungen mitgetheilt werden, welche, in Folge der Freigebigkeit unseres allem Großen zugewandten Königs, die hiesige Sternwarte sich geben konnte, um jenen Beobachtungen als ergänzendes Glied einer Kette sich anzuschließen, die von Vandiemensland, durch das Himelajagebirg, Rußland hindurch bis zu den brittischen Inseln, von der Südspitze Afrikas bis in die Steppen Siberiens sich fortsetzen wird.

Ich ersuche Hrn. Dr. Lamont, Conservator der Sternwarte, über jene Einrichtungen in dieser feierlichen Versammlung Bericht zu erstatten.

Digitized by Google

Vortrag in der öffentlichen Sitzung der Akademie

am 27. März 1841. [1]

Das eben verflossene akademische Jahr hat unsrem Verein bedeutende Mitglieder durch den Tod entzogen. Zuerst am 16. September den Professor der Sanscritsprache an der Universität, Dr. Othmar Frank, der mit einem literarischen Auftrag Sr. Majestät des Königs in Wien befindlich daselbst gestorben ist.

Der Eifer und Erfolg, mit dem er sich in schon vorgerücktem Alter jenes merkwürdigen Idioms, der Sprache der heiligen Bücher Indiens und seiner wichtigsten poetischen und philosophischen Werke bemächtigte, die Anstrengungen, mit welchen er die erworbene Kenntniß, zuerst auf höchst mühsame Weise mit Hülfe des Steindrucks, in Deutschland zu verbreiten und allgemeiner zu machen sich bestrebt hat, werden stets ein rühmliches Andenken verdienen.

Später, am 14. Jänner, verlor die Akademie einen Mann, der seit vielen Jahren in sie gleichsam eingewachsen, ein wesentlicher Bestandtheil von ihr schien, dessen Thätigkeit als Mitglied und bis vor Kurzem als Sekretär der mathematisch-physikalischen Klasse stets erweckend, leitend, maßgebend, zusammenhaltend auf sie gewirkt hatte, während sein großes Verdienst weit über den Kreis dieser Akademie und der hiesigen Hohenschule hinaus allgemeine Anerkennung gefunden hatte.

Die hohe Versammlung weiß, wen ich mit diesen Worten bezeichnet habe; sie weiß nicht weniger, daß der Tribut ehrenden Andenkens, den

[1] Münchener Gelehrte Anzeigen 1841. Nro. 64. 65.

Digitized by Google

die Akademie einem solchen Manne schuldig ist, sich nicht mit wenigen, flüchtig erwähnenden Worten abtragen läßt.

Es ist dafür gesorgt worden, daß die letzte Ehre einer feierlichen Gedächtnißrede ihm nicht fehle, und damit der Würdige von dem Würdigen geehrt werde, ist ein geistes- und fachverwandter Mann sie zu übernehmen ersucht worden.

Was Döllinger für den Unterricht in der Anatomie, in welchem er an die Stelle bloß äußerer, geistloser Aufzählung genetische Entwicklung setzte und selbst über das todte Skelett wieder geistig den Hauch des Lebens zu verbreiten wußte; was er seit seinen Untersuchungen über das bebrütete Ei und die Anfänge des Blutumlaufs bis zur Herausgabe eines leider unvollendet gebliebenen Lehrbuchs, für die Physiologie, was durch scharfsichtige und sinnreiche Anwendungen auf die menschliche für die vergleichende Anatomie geworden, kann nur ein specieller Kenner würdig auseinandersetzen. Mir sey es vergönnt, mehr zu möglichem allgemeinen Nutzen und Frommen, als zu specieller Belehrung, für welche meine geringen Kenntnisse nicht ausreichen würden, einige allgemeine Bemerkungen vorzutragen über die Umstände, durch die er zu einem wissenschaftlichen Charakter von solcher Bedeutung erhoben worden.

Dr. Ignaz Döllinger, als königl. Obermedicinalrath und Ritter des Verdienstordens vom h. Michael, als Mitglied der königl. Akademie der Wissenschaften, Professor der Anatomie an der Universität und Conservator der anatomischen Anstalten und Sammlungen des Staats verstorben, war insofern noch der Mann einer früheren Zeit, als der Grund zu seiner Bildung durch einen tüchtigen Schulunterricht gelegt war, wie er zur Zeit seiner Jugend in dem größten Theil Deutschlands, und auch in seiner Heimath, den geistlichen Fürstenthümern Frankens, im Allgemeinen noch bestand und unter bewährten, seit langer Zeit überlieferten Formen unverrückt von neueren Bestrebungen sich erhalten hatte.

Wir heben diesen Umstand hervor, weil wir glauben, daß jeder Aufmerksame sich von selbst an Beobachtungen und Erfahrungen erinnern

Digitized by Google

wird, die ihm zeigten, welchen bestimmenden Einfluß auch auf das spätere wissenschaftliche Gebahren und Benehmen eines jeden jener erste Unterricht ausübt, den manche so gering schätzen zu dürfen glauben.

In der That nichts, selbst nicht der Unterricht in den mathematischen Wissenschaften, der zwar an ein nothwendiges, stufenweises Fortschreiten, aber nicht ebenso zugleich an freie geistige Bewegung gewöhnt, kann jene strenge, Dünkel und falsche Einbildung frühzeitig niederhaltende Zucht des Geistes, jene Gewöhnung an Stetigkeit und gleichmäßiges Fortschreiten ersetzen, welche ein gründlicher Unterricht in den alten Sprachen gewährt, und weniger würden wir oft über leichtsinniges, abspringendes, hastiges Verfahren in Wissenschaften uns verwundern, wüßten wir, wie meist schon durch verkümmerten und oberflächlich gegebenen oder oberflächlich genommenen ersten Schulunterricht der Grund dazu gelegt worden.

Wir machen für dieses Urtheil selbst keine Ausnahme für die auf Naturforschung sich beziehenden Wissenschaften.

Verbände sich uns mit dem Worte: Gelehrter, derselbe engere Sinn wie unsern feinsinnigen Nachbarn, die bekanntlich zwischen einem Savant und einem Naturaliste unterscheiden, ohne beide Prädicate je zu vermischen, so hätten wir, um unsern Gedanken auszudrücken, von Döllinger einfach sagen können: Er war ein Gelehrter im vollen Sinn des Wortes, ein Gelehrter wie Cuvier, dessen geistige Ueberlegenheit vielleicht mit von einer ähnlichen Fügung sich herschrieb, die nämlich gewollt hatte, daß er, dem einst als Mann die reichsten und wichtigsten Schätze für Naturforschung zu Gebot stehen sollten, in seiner Jugend an gründlichem altwürttembergischen Schulunterricht theilzunehmen Gelegenheit gehabt hatte.

Viele Zweige der Naturwissenschaften dürfen des Vorzugs sich freuen, daß ihre Erfindungen oder Entdeckungen unmittelbar dem Leben zu gut kommen, einer ungesäumten Anwendung auf Bedürfnisse, auf Nutzen, Annehmlichkeiten und selbst Bequemlichkeiten des Lebens fähig sind. Groß und von nicht zu berechnenden Folgen sind in dieser Hinsicht die Wirkungen einer immer tieferen Erkenntniß der allgemeinen

Digitized by Google

und besonderen Naturkräfte, und wohl mag sich die Wissenschaft solcher glänzenden und in die Augen fallenden Erfolge rühmen.

Aber die Naturkräfte selbst bieten eine äußere und innere, wir können sagen eine exoterische und eine esoterische Seite dar; mit jener sind sie dem Leben und der Technik zugewendet, hier Gegenstände uneigennütziger Betrachtung, welche sich an der Wahrheit um ihrer selbst willen erfreut, und jeder Spur des großen Zusammenhangs nachgeht, den wir zwar nur stückweis zu erkennen vermögen, aber in welchen wenigstens hineinzuschauen das größte Vergnügen jedes höher gestimmten Geistes ist.

Und wie verschieden nach den verschiedenen Standpunkten die Urtheile über beide Richtungen seyn mögen, zweifeln wir nicht, welche von beiden die bleibendere sey, denn alle Bedürfnisse des Menschen, die früher oder später ihre Befriedigung finden, werden von jenem höchsten Bedürfniß seines Geistes überdauert, welches nach dem Wissen nicht um eines Zweckes oder Erfolges, sondern um seiner selbst willen verlangend ist, und um so entschiedener dessen begehrt, je freier und unabhängiger der Mensch von untergeordneten Bedürfnissen geworden ist.

Außerdem gibt es innerhalb der Naturforschung selbst Resultate einer höheren Ordnung, die sich nicht ebenso unmittelbar auf dem Markt des täglichen Lebens und Verkehrs umsetzen oder verwerthen lassen, wo dem sinnigen Forscher die dringende Aufgabe begegnet, in der, wie oberflächlich abstrakte Betrachtung wähnt, dem Geist entfremdeten Natur selbst die Spuren und Wege zu entdecken, die in eine höhere Ordnung der Dinge hinüberleiten.

An dem Eingang zu dieser höheren Welt steht der räthselvolle Organismus, welchem in seine labyrinthischen Gänge, in die Tiefe seiner blind (wir können nicht anders urtheilen) und doch mit der bewußtvollsten Absichtlichkeit bildenden Kräfte zu folgen, eine höhere Weihe erfordert wird.

Diese Weihe hatte Döllinger frühzeitig ebenfalls durch ein günstiges Geschick erhalten.

Digitized by Google

Seine Jugend fiel noch in die Anfänge der großen wissenschaftlichen Bewegung, die durch Kant hervorgebracht worden, von der Goethe urtheilt, daß kein geistig strebender Mann ungestraft gleichgültig gegen sie geblieben sey, den Philologen allein etwa ausgenommen, und sehr glaublich ist, daß ihm, selbst bei dieser Ausnahme, nur die hervorragende Persönlichkeit Friedrich August Wolfs vorschwebte. Früh nämlich war jene — von Grund aus untersuchende, das menschliche Wissen einmal wieder auf seine Anfänge stellende Philosophie auch auf die Universitäten in den deutschen geistlichen Ländern gedrungen; anfängliche Verdächtigungen hatten bei dem Fürsten, dem Würzburg und Bamberg damals gehorchten, und dessen Name bei seinen ehemaligen Unterthanen noch jetzt hochgeehrt ist, dem berühmten Franz Ludwig von Erthal, keinen Eingang gefunden.

An dieser Philosophie also, welche, wie die bestimmenden Anfänge alles Wissens, so auch die obersten Gründe aller Naturwissenschaft einer aufhellenden Kritik unterworfen hatte, deren Urheber das besondere Verdienst bleiben wird, durch sein geistvollstes Werk zuerst die eigentlichen Tiefen der organischen Natur, jenes blind-zweckmäßige Bilden, kühn beleuchtet und dadurch für immer, wie auch von Goethe anerkannt worden, den wahren Weg der organischen Naturforschung bezeichnet zu haben, an dieser Philosophie entzündete sich auch für Döllinger das Licht, das ihn in die Tiefe führte, allen seinen Studien ein Ziel, dadurch allen seinen Arbeiten eine Bedeutung gab, und ihn vor dem Versinken in eine platte, zweck- aber eben darum zugleich sinnlose Empirie bewahrte.

Auch wußte Döllinger, was er der Philosophie verdankte, deren aufeinanderfolgenden Entwicklungen er bis in seine letzte Zeit mit lebendiger Theilnahme, zum Theil mit Liebe, immer mit richtigem Urtheil folgte. Ganz unähnlich manchen, aus deren Reden man fast auf die Meinung schließen sollte, als würde einer allein schon dadurch zum bedeutenden Naturforscher, daß er von der Philosophie gering zu denken sich rühmt (sich rühmt, denn vernünftigerweise kann man von dem, was man nicht kennt, weder groß noch gering denken), betrachtete

Digitized by Google

Döllinger die Philosophie fortwährend als eine Leuchte auf seinem Weg, die, wenn sie zu hoch stand, ihm jeden einzelnen Gegenstand desselben zu beleuchten, darum nicht aufhörte, ihm die Richtung und das letzte Zeil seiner Forschung zu bestimmen.

Hier möchte denn auch die Stelle zu der Bemerkung seyn, welche bedeutende Rückwirckung die Art und Weise, irgend eine Wissenschaft zu betreiben, auf den persönlichen Charakter ausübt.

Möchte man insbesondere da, wo vom ersten Unterricht die Rede ist, stets erwägen, wie es nicht darauf ankommt, daß ein Mensch vieles wisse, sondern daß er eine Sache ganz und aus dem Grund verstehe. Denn ein ganz anderes Bewußtseyn hat der, welcher es in irgend einer Sache, und wär' es auch nur im Lateinschreiben, zur Vollkommenheit, ein ganz anderes der, welcher es in keiner weiter als zum Pfuschen gebracht hat.

Charakterloses Hin- und Herschweifen in der Wissenschaft hat stets auch moralische Charakterlosigkeit, wie ein gleichmäßiger, großartiger Betrieb der Wissenschaften auch Ruhe und Ernst der moralischen Gesinnung zur Folge oder zur Begleitung.

Durch eine einzige, in allen ihren Vertiefungen und möglichen Wendungen erschöpfte Wissenschaft, wird ein Maßstab auch für Beurtheilung anderer Dinge gewonnen, der weit über die Grenzen dieser Wissenschaft hinausreicht.

Durch die Gewöhnung, das Besondere nicht als den Gegensatz des Allgemeinen zu betrachten, sondern als die Materie oder den Stoff, in dem eben dieses sich zu bewähren, sich wiederzufinden und zu erkennen hat, erhob sich Döllinger, ohne je über die Schranken seiner Wissenschaft hinauszugehen, dennoch zugleich über dieselbe zum Mann von allgemeinem Urtheil, der auch allgemein-menschliche Dinge, ganz insbesondere aber alles, was in den Kreis der Wissenschaft fällt, richtig zu schätzen, das Tiefe und Bedeutende überall zu erkennen wußte; dessen Ansicht und Beurtheilung auch über seine besondere Wissenschaft hinaus Vertrauen erweckte und verdiente.

Bedenkt man nun, wie die Natur manche von Menschen geschätzte

Digitized by Google

Gaben mit verschwenderischer Hand ausstreut, aber schon eine von Natur starke Beurtheilungskraft ein seltener Vorzug ist: so kann man ermessen, von welchem Werth ein durch große Arbeiten des Geistes, durch reiche Erfahrung zur vollen Reife des Urtheils herangebildeter Mann in jedem Kreise seyn muß, wie schmerzlich, wenn er scheidet, er in jedem, wie schmerzlich besonders in einer Akademie der Wissenschaften ein solcher vermißt werden müsse.

Ich glaube, die Lücke, die in dieser Hinsicht durch Döllingers Scheiden entstanden, wird von uns allen gleicher Weise gefühlt. Mir aber stand es nicht bloß als Organ der Akademie, auch aus persönlichen Gründen zu, ihm bei der ersten Gelegenheit, so weit ich es vermochte, öffentlich ehrende Worte zu widmen.

Denn unsere Verbindung schrieb sich nicht von gestern, sondern von einer nun schon weit entfernten Zeit her, wo wir beide zugleich, beide noch jung, an dieselbe Hohesschule als Lehrer berufen, eines freundlichen und übereinstimmenden Zusammenwirkens uns erfreuten, und ich unter andern das Glück hatte, als Mitglied des akademischen Senats meine Stimme mit dafür zu geben, daß Döllinger, zuerst in Würzburg, als Professor der Anatomie an die Stelle gesetzt wurde, von wo seine Wirkung bald auf die ausgezeichnetste Weise über ganz Deutschland sich verbreiten sollte.

Als Sömmering von Alter und Besorgnissen für seine Gesundheit gedrängt, Anstalt machte, München zu verlassen, sorgte Maximilian Josephs Weisheit dafür, daß ihm ein würdiger Nachfolger werde.

So kam Döllinger in die Akademie, und wurde, nachdem unsere herrliche anatomische Anstalt nach seinen Angaben und unter seiner Leitung gegründet worden, nach Hierherverlegung der Universität wieder auf den Lehrstuhl berufen, dessen Zierde er in Würzburg gewesen war, und auf dem er nun so schwer, so schwer wie in der Akademie, zu ersetzen seyn wird. — —

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google